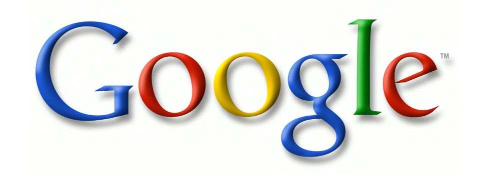
















Geschichte

der

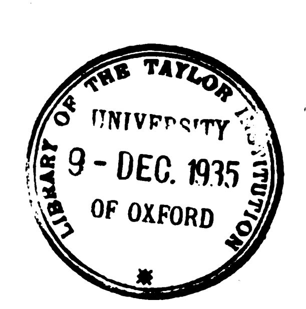
deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1839.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
9 - DEC. 1935
OF OXFORD

I.

Das Gothische.



1.

Einleitung.

Die Deutschen fangen gewöhnlich ihre Literaturgeschichte mit dem römischen Senator und Schriftsteller Tacitus an, welcher so viel als er wußte, oder so viel als er seinem Zwecke für angemessen hielt, in seinem Buche „Germania“ über unsere Heimath mittheilte. Da nun dies Buch wahrscheinlich den Nebenzweck hatte, den unter Domitian zitternden Römern, gegen welchen Tacitus selbst sehr schüchtern und höflich war, ein nützliches Volksbild vorzuhalten, so muß man diese Quelle eigentlich mit viel größerer Vorsicht aufnehmen und deuten, als es meistentheils geschehen ist.

Das Geschick hat uns aber aus der frühesten Zeit deutscher Geschichte gar keine redenden Denkmäler, sondern nur solch bedenkliche Zeugnisse der Fremden übrig gelassen; die westphälischen Forsten des teutoburger Waldes und ähnliche Plätze, auf welchen damals bemerkenswerthe Dinge geschehen sind, verrathen nichts über die Literatur.

Einige Namen, welche man richtig oder unrichtig in Rom niedergeschrieben, sind Alles, was uns von unsern früh'sten Ahnherrn geblieben ist. Ein germanisches Volk aber, die Gothen, werden unserer Kenntniß und Erinnerung zeitig genug ein schöner Trost. Unter diesem Worte versteht man Ost- und Westgothen; man nennt sie nur verwandt mit den Germanen, oder wohl gar Eindringlinge. Da wir indessen so wenig Sicheres wissen über die frühesten Völkerstämme unserer Heimath und über das, was von diesen wirklich bei uns haften geblieben oder spurlos wieder weggeschwemmt worden ist, so können wir ganz füglich bei dem Einschnitte der Völkerwanderung haften bleiben, welcher aus dem Südosten herauf die gothischen Stämme eindrängt.

Was hilft uns auch das Gedächtniß einer geistig thatlosen

Zeit, aus welcher kein anderes Zeichen des Bewußtseins übrig ist, als daß hier ein Stamm und dort ein Stamm kriegerisch nach neuem Wohnsitze gewandert sei!

Die Gothen sind das erste germanische Volk, wo die finstern Wolken auseinander fliegen, ruhiger Sonnenschein auf gelichtete Ebenen fällt, und aus dem rasselnden Völkerwesen ein innerliches Menschenleben sich ablöst; die hochgewachsenen, langhaarigen schönen Menschen lassen sich auch einmal auf das grüne Gras nieder, nicht bloß um Arm und Bein vom ewigen Kampfgeschäfte auszuruhen, sondern auch des inneren, höheren Dranges willen umherzublicken, sich mitzutheilen, Zeichen der Mittheilung zu erfinden.

Es war ein schönes, reiches Volk, das gothische, und die mannigfache Sage ihrer Helden, ihrer schimmernden Amelungen, ist noch viele Jahrhunderte der schönste Kern und Beisatz deutscher Lieder geblieben, als sie selbst schon lange unter dem Völkerschwalle verdeckt waren. Der größte Theil unserer schönsten heroischen Poesie, des Nibelungenliedes und Heldenbuches gehört in den gothischen Kreis, und wird ihm nur deßhalb stets entzogen, weil er in der späteren, mittelhochdeutschen Zeit überarbeitet und dem späteren Verständnisse zugänglich gemacht worden ist.

Hätten wir uns eigen aus diesem kräftigen und doch mildesten Stamme unserer Geschichte entwickeln dürfen, es wäre uns sicherlich ein großer Vortheil gewesen. Beinahe bis zum achten Jahrhunderte können wir unsere Zeit eine gothische nennen, und es ist nur leider fast nichts mehr davon übrig. Nur schmale Brückchen führen über die große Leere zu dem Damme Karls des Großen herüber.

Tacitus erzählt aus der vorgothischen Zeit von Priestermythen und Schlachtgesängen; lange Zeit blieb es üblich, von seinem Worte „barritus“ — welches ein Feldgeschrei bedeuten mag — barditus, und daraus Barden abzuleiten, welche ein ältester deutscher Sängerorden gewesen seien; besonders hat Görres die Barden festgehalten, es ist aber neuerdings nachgewiesen, daß diese privilegirten Sänger nur bei celtischen Stämmen existirt hätten. Da sie uns jedenfalls nichts Reelleres übrig gelassen, als den Streit über ihre Existenz, so beruhigen wir uns leichter darüber, aber die Zither oder Harfe retten wir uns

für die Gothen. Dieß war ihnen ein nationales Instrument, zu welchem sie ihre Lieder sangen.

Der Wind hat alle verweht; man sagt, sie seien alliterirend gewesen. Diese Alliteration war der Schooß des Reimes. Der älteste Ueberrest eines schriftlichen Denkmals aus der gothischen Zeit, und somit das älteste alles Deutschen ist die Bibelübersetzung des Ulfilas, eines Bischofs der Westgothen, der im Gothischen Wulfila hieß, und bei uns etwa Wölfl genannt würde. Der Hauptrest davon, der sogenannte silberne Codex, welcher die Hauptheile der Evangelien enthält, befindet sich zu Upsala in Schweden, einzelne andere Stücke sind in Wolfenbüttel und in Oberitalien entdeckt worden.

Der zweite gothische Rest ist eine Auslegung des Evangeliums Johannis, die Maßmann nach italienischen Handschriften herausgegeben hat.

J. Grimm behauptet in seiner Grammatik, die deutsche Sprache vor der Mitte des vierten Jahrhunderts, also vor der gothischen Ausbildung, — denn Ulfilas fällt etwa zwischen 360 und 380, — habe noch edlere und vollkommner gebildete Formen gehabt, als die gothische. Wir müssen das seiner Combinationsgabe glauben, da aus jener vorgothischen Zeit, wie erwähnt, nichts als einige Völker-, Orts- und Personennamen übrig sind.

Ein Punkt vielfacher Erörterung ist es noch geworden, ob Ulfilas ein ganz neues Alphabet erfunden, oder ob er ein schon existirendes germanisches zum Grunde gelegt habe. Durch W. Grimm besonders hat man das Letztere angenommen, man schließt sich an die nordische Sage an, daß Odin mit der Asen-Religion die Runenschrift nach Skandinavien gebracht habe; bekanntlich nahm man meist Stäbe oder Stäbchen harten Holzes, besonders von Buchen, um die Zeichen zu bilden, und hat davon den Namen „Buchstabe" erhalten. Will man indessen den Begriff **Buch** zu einem frühzeitigen stempeln, und aus Stab und Staben Zeichen machen, das, was uns jetzt ein Buchstabe ist, so ist dieß Belieben vollkommen frei gestellt. Wie unsere Völkerschaften aus Asien zu uns eingekehrt sind, so daß noch heute schreiende Sprachähnlichkeiten des Germanischen mit tiefasiatischen Worten und Wendungen täglich aufgedeckt werden, so ist uns wohl auch aus diesem Urlande aller Bildung der Schrifttypus zugebracht.

Mit solchen dürftigen Notizen ist eigentlich schon Alles erschöpft, was über das faktisch Uebriggebliebene unsrer schönsten geistigen Morgenzeit gesagt werden kann. Es liegt ein tiefer Nebel auf dieser Gothenjugend, und was davon in unbestimmtem Umrisse hie und da herausgehoben wird, das ist nicht mehr einfach und ächt überliefert, sondern von andern Händen betastet, von andern Herzen überhaucht und überfühlt. Die prächtigsten Gestalten unsrer Jugendpoesie haben ihr weites, ausgebreitetes Leben in diesem Nebel; das wie eine Blitzesnacht leuchtende Geschlecht der Amelungen reitet hier in dem gothischen Bereiche umher. Sie sind der südliche Kreis unsrer Ahnen, während die Nibelungen ausschließlicher den nördlichen bilden. Wie in diesem Sigfrid, der Hörnene, mit seinem guten Schwerte Balmung den glänzenden, wohlthuenden Mittelpunkt bildet, so reitet hier der große Amelunge Dietrich von Bern auf seinem Roß Falke überall hoch kenntlich durch allerlei Leiden und Geschick, immer herrschend und Held. Ein eiserner Arm, aber ein weicheres Auge sind Andeutungen, daß zweifellose Tapferkeit hier nach sanfterem Klima hin, unter weicher gebildeten Menschen wohne. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen, Alpharts Tod, die Ravennaschlacht, Walther von Aquitanien sind die Stoffe, in welchen man bald hier, bald dort in Leid und Kampfe das hohe Haupt Dietrichs erblickt. Der alte Waffenmeister Hildebrand, Wittich und wie sie weiter heißen, die Amelungen, tauchen neben ihm auf und in der Gemessenheit eines besonnenen, kräftigen Alters sehen wir sie noch einmal in den allgemeinen Kreis hereintreten am Schlusse des Nibelungenliedes, wo die Nibelungen, die Volker und Hagen und Dankwart, zu Grunde gehen, und jene letzten Amelungen, Dietrich und Hildebrand noch an ihre Leichen treten.

Das Alles wird uns aus der spätern Wiedergeburt des Mitteldeutschen erst überliefert und kann deßhalb hier nur angedeutet werden, obwohl es als Leben, als That hierher in diese gothische Dämmerung gehört.

Ein starker Muth des Historikers würde auch diesen Hauptstoff deutscher Dichtung und Sage hier auf seinem Entstehungsplatze ausbreiten und deuten; aber der Muth wäre nur leider auch gegen die späteren Dichter des beginnenden Mittelalters

gerichtet. Denn wir wissen doch nicht deutlich genug, wie viel ihr eigenes Herz in diesem gothischen Sagenkreise umher gezeugt und geboren hat. Die in der Luft und durch die Wälder fliegende Sage, das einzelne Bild ist doch noch keine vollständige poetische That — diese gedichtete That dürfen wir den Minnesängern nicht absprechen, sie haben durch die eigentliche Idee dieser Sagenpoesie erst gewonnen, und es muß ihnen darum in der Literaturgeschichte ein eben so höherer Werth bleiben, wie man anderswo die geistreiche oder schöne Darstellung eines Vorfalls oder einer Epoche höher achtet, als den Vorfall selbst. Denn alle Fakta sind für die Wissenschaft nur Hilfsmittel.

Es bleibt also nur anzudeuten, daß diese Geburtsstätte deutscher Dichtung viele Jahrhunderte später von den Minnesängern glücklich aufgefunden und zu dem großen Nibelungenliede und dem Heldenbuche ausgearbeitet worden ist.

Wie überwiegend in Bildung der Sage der südliche, rein gothische Kreis gewesen sein muß, beweist durchweg die überlegene Stellung, welche den Amelungen zugetheilt wird. Sie gelten stets für feiner und im Kampfe doch für gewaltiger. Im „großen Rosengarten" wird ein großes Kampfspiel beider Parteien mit bunten Farben vorübergeführt, die Burgunder aber, welche die Nibelungenpartei sind, unterliegen, sogar Sigfrid, das schönste, frischeste Ideal ihres Heldenthums, wird von Dietrich mit dem Zornesodem darniedergeworfen.

Es möchte ein vergeblich Unternehmen sein, die Lokal- und Völkergrenzen genau abzusondern. Die südlichen Alpenhänge nach Italien hinab und rechts und links davon, und stückweise halb östlich nach Germanien hinein sind wohl der amelungisch-gothische Boden gewesen, zu dessen Hauptpunkt Dietrichs oder Theoderichs Bern, das jetzige Verona, gemacht wird, und mit breiter Hand rafft man Gepiden, Heruler, Vandalen, die lange Zeit in den östlichen Norden hinaufreichten, in die gothische Benennung ein. Vielleicht weil man die Gothen vom deutschen Norden und Nordosten nach Oberdeutschland hinauf kommen ließ, schreibt man ihrer Sprache ein vorherrschend niederdeutsches Element zu.

Diese Art der Sprachtrennung fällt nun aber noch nicht solchergestalt, wie wir sie später mit Niederdeutsch und Oberdeutsch bezeichnen, in jene Heldenzeit. Denn die andere Reckenhälfte,

die Nibelungen, obwohl Name, Schatz und Beziehung aus dem Norden stammt, obwohl Sigfrid selbst, der wandelnde Held des ersten Abschnittes, aus Niederland herkommt, wird doch in Hauptfülle von den Burgundern dargestellt, deren Tummelplatz mehr nach dem Oberrhein zu in den Ebenen und Hügeln von Rheinbaiern, auf der Fläche bei Worms, kurz, in Oberdeutschland zu suchen war.

Dieser poetische Bodensatz der Völkerwanderung ist der große Anfang unsres eigenthümlichen Dichtungslebens; ein Nationalleben ist eine eigenthümliche Dichtung. Aber wie all diese frischen, farbigen Ströme in das große Nibelungenlied, das gröste und schönste Epos unsrer Nation, münden und in die erschütternde Klage der Nibelungennoth ausgehen, so müssen wir in der Beschreibung auch alle Fülle des Ton's und Nachdrucks auf diese Epoche legen, und mit gleicher Klage darüber eingehen in das Weitere. Denn hiermit geht auch bereits das eigene innere Leben unserer Nationalwelt unter, das Volk verliert sich in die allgemeine Culturentwickelung, und zwar in eine Entwickelung, die nicht aus dem innersten Kerne herausgebildet wird, sondern die sich um ein aus der Fremde Gegebenes gruppirt.

Die Einflüsse von Außen vernichten nicht nur die Unschuld und Naivetät, versetzen nicht nur die poetische Stimme mit fremder Zuthat, sondern entfremden das Volksbewußtsein sich selbst, so daß erst viele hundert Jahre später eine künstliche Auferweckung versucht, und eine Wiederschöpfung mit vielem Fremdartigen aufgestellt werden kann.

Zum großen Theile ist der Eintritt einer neuen Religion aus ganz anderen Denkkreisen der Wendepunkt.

Die Gothen traten zwar zeitig in den Bereich des Christenthums, allein ihnen kam es allmählig, sie fanden es auf ihren Zügen durch das oströmische Reich, sie orientirten sich mit Beibehaltung ihrer Eigenthümlichkeit darin, sie wurden auch, weil dies ihrer Geschichte und ihren Räumen näher lag, und durch die Zeit verwandter geworden war, arianische Christen. Wäre ihre Herrschaft eine dauernde geblieben, so geschah vielleicht die Umwandelung organischer. Aber der Sturm zerstreute ihre Macht, das römische Christenthum ward künstlich in unser Land gepflanzt, und unsere Nationalbeziehungen werden übereilt, nicht folgerecht hineingezogen.

Bis hierher herrschen durchgehend einfach menschliche Bezügnisse, Liebe und Haß, nun kommen die künstlichen und werden mächtig, ehe sie in Wurzel und Saft entwickelungsmäßig vereinigt sind mit dem, was sie vorfinden. Die Liebe wird ein Cultus, und die Religion treibt schöne, aber fremdartige Ranken. In der bisherigen gothischen Zeit haben wir den Ansatz zu einer wirklich eigenen Nationalbildung der zur Idee gefärbten inneren Welt, nun treten wir in den allgemeinen Schwung des Zeitalters, und unsere glänzendste literarische Zeit des Mittelalters ist der schlagendste Beweis, daß wir den selbstständigen Gang verloren haben.

Es giebt deshalb keine schiefere Erscheinung der Geschichte, als der altdeutsche Fanatismus, welcher eine Zeit lang über unsre nationalen Verlangnisse kam, und sich für eine solchergestalt ausschließliche, feindlich absperrende Literatur und Sitte altdeutscher Nationalität erklärte. Denn just jene altdeutsche Blüthenzeit ist ein Ergebniß des damals allgemeinen Europa. Wenn es möglich gewesen wäre, durchaus gothisch zu erscheinen, so hätte man darin wenigstens einen treffenden Sinn gehabt,

Das Christenthum bildete sich nicht, wie es in seiner hohen Bestimmung lag, mit Beibehaltung seiner Universalität, auf charakteristisch deutsche Weise bei uns aus, sondern es erschien und machte sich geltend als römisch-christlich, und modelte uns darnach. Deshalb war auch die Poesie Anfangs nur eine geistliche, eine dem eigenthümlichen Nationalbewußtsein fremde, eine esoterische, eine gelehrte, die keinen Eindruck machte.

Daher die große Steppe über Karl den Großen noch Säkula weit hinaus, wo wir mühsam nur einzelne Reliquien des eigentlichen Volksgesanges, irgend ein Siegeslied oder so etwas aufsuchen. — Um nur einen etwas natürlichen Uebergang zu finden, ward das Weib, dem Germanen von Hause aus werth, als etwas Göttliches erwählt, und solchergestalt zu einem Mittelpunkte der Poesie gemacht. Nach und nach werden die Beziehungen Terminologie, und ursprünglich fremde Wunder, Heilige und Dogmen bemächtigen sich allmählich des Sprachschatzes, des Denk- und Vergleichungskreises, so daß alles eigentlich Nationale gar nicht in den Saft des Stammes tritt, oder doch so unscheinbar wie möglich. Die Literatur wächst nicht aus einer innerlichen Nationalität, sondern aus einer eingeführten Symbolik.

Dieser Gang, welcher sich eines großen Theils von Europa bemächtigt hat, ist eine Hauptursache, daß die Geburt europäischer Geschichte so ungemein schwer und krampfhaft geworden, und daß am Ende doch diejenigen Völker zur größten Macht gelangt sind, welche ihr eigenthümlich Nationelles am Markigsten verdichtet, am Bewußtesten festgehalten haben. So wunderlich zum Beispiele die Verarbeitung der Reformation in England vor sich ging, und welch' eine auffallende Vermischung alter Form und neuen Gedankens zu einer Kirche herausgebildet wurde — es sprach sich doch in diesem eigensinnigen Verarbeiten des fremd Zugekommenen der starke eigen britannische Charakter aus, der sich sein Selbst nicht entwenden läßt, auch wenn es auf etwas Krauses oder Verschrobenes hinauskommen sollte. In dieser Unart, welche noch mehr an den Franzosen so auffallend heraustritt, daß Alles, was Zutritt gewinnt, in Ausdruck, Form und Wesen vor allen Dingen französisch gemacht wird, in all solchen Zügen des nationalen Eigensinns liegt die Erklärung, daß solche Völker kompakt und mächtig geworden sind.

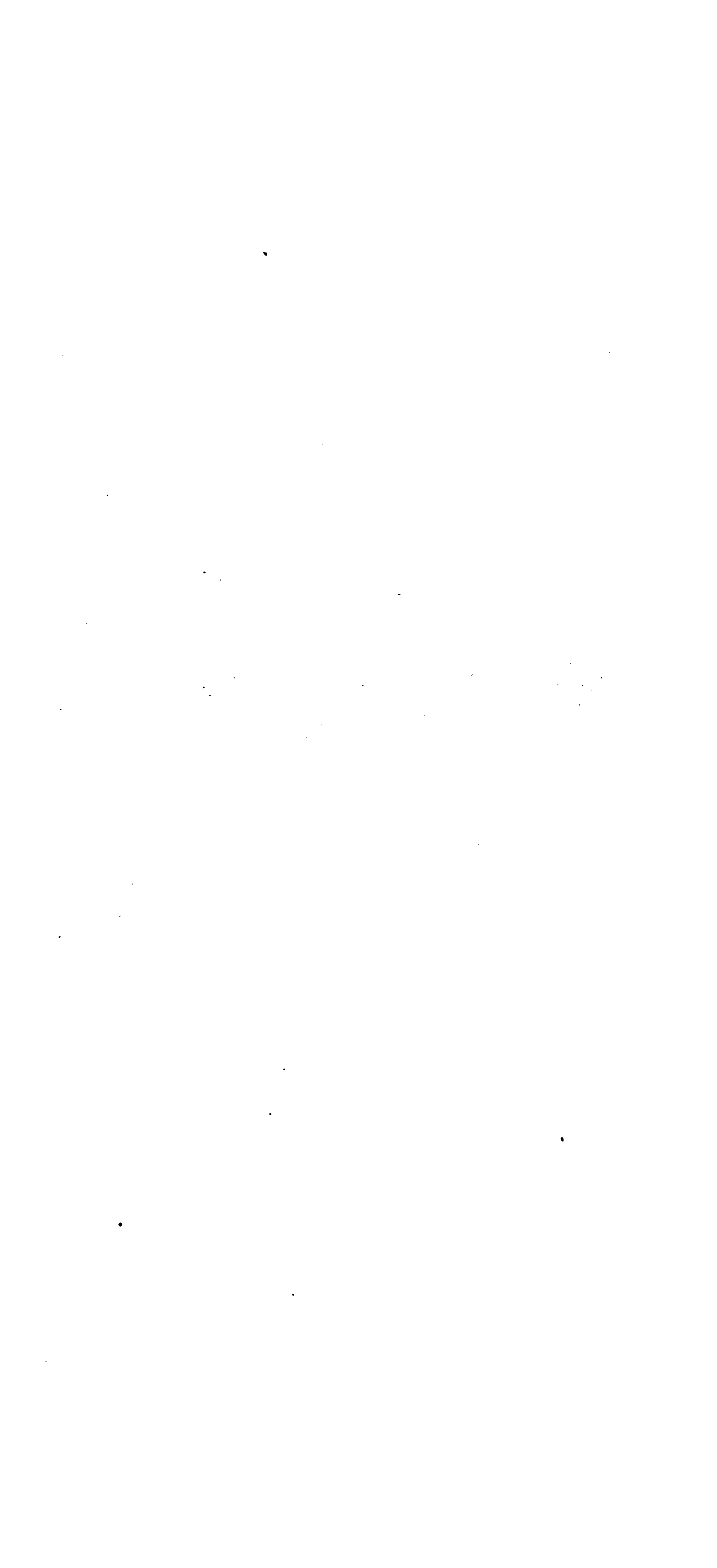
Sie haben das nachzuholen gesucht, wenigstens in Einzelnem, was uns damals beim Uebergange aus dem Gothischen entglitten ist.

Den wirklich großen Versuch, diese Richtung des eigentlichen Volksgeistes, welcher mit Kirchengewändern verdeckt ward, und die Richtung des religios Eingebrachten zu einigen, diesen großartigen Versuch bildet die Romantik des Mittelalters. Mag dies nun mit deutlicherem oder undeutlicherem Bewußtsein geschehen, mag das künstlich Eingebrachte vorherrschend geblieben sein, die Größe des Moments darf nicht übergangeu werden.

Aber wir haben von der gothischen Jugend, deren schriftlicher Ueberrest noch vor das Jahr 400 fällt, eine unerquickliche leere Zeit des Fränkischen oder sogenannt Althochdeutschen bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts zu durchmessen, wohin man den Einschnitt der schwäbischen Periode des eigentlichen Mittelalters verlegt.

II.

Das Althochdeutsche.



2.

Die fränkische Geistlichkeit.

Das Ungeschick dieses Zeitraums überläßt die werdende Literatur den Geistlichen, welche dann nichts als eine Postille zu Stande bringen.

Die gothische Periode schließt man mit dem achten Jahrhunderte ab. Das Volk, welches die nächste Periode beherrscht, und uns am Gewaltsamsten dem römischen Einflusse zuführte, war das fränkische; von ihm heißt denn auch der Abschnitt vom achten bis zum zwölften Jahrhunderte der fränkische, wenn man nicht den umfassenderen Titel des Altdeutschen vorzieht. Karl der Große ist der Mittelpunkt desselben.

Bekanntlich war im jetzigen Belgien, an den Ufern der Maas und Schelde eine große Macht unter dem Ahnherrn aller Ludwige, dem Chlodowig, zusammengerafft, welche sich über den Rhein herüber, nach Burgund und Gallien hinab ausbreitete, und das erste Frankenreich wurde. Die Pipinischen Majordomus stürzten mit Anlehnung an den römischen Bischof das alte Haus der Merovinger, gingen in den großen karolingischen Stamm über, und schufen unter Karl dem Großen eine neue Völkerexistenz, die bis an die Eider hinab, über die Pyrenäen hinauf unter die Araber Spaniens reichte, und mit dem römischen Christenthume die Völker gewaltsam umgestalten half.

Zwei Völkerschaften treten dabei für deutsche Zwecke stark gefärbt hervor. Das sind die Allemannen in Süddeutschland und unserem Vordertheile der Schweiz, und die Sachsen in den

nordwestlichen Theilen unseres Vaterlandes. Die Allemannen bringen bereitwillig ein in die innern Gewänder des neuen Glaubens, sie treten als die frühzeitig gebildetsten vor, und ihre Klöster, besonders St. Gallen, bilden den eigentlichen Schooß der neuen Bildung. Die Sachsen dagegen hängen mit heroischer Aufopferung ihrem alten Nationalbewußtsein an, und wehren sich bis auf's Aeußerste und Verzweifeltste, besonders unter Wittekind, gegen Form und Glauben, welche ihrer bisherigen innern und äußern Welt total fremd sind. Es ist bekannt, daß Karl der Große sie immer von Neuem bezwang, und heerdenweise an den Flüssen taufen ließ.

Dieser sächsische Stamm ist für die innere Geschichte unsres Vaterlandes darum von so großer Wichtigkeit, weil er am längsten eine direkte Verbindung mit allem nordischen Leben in Poesie, Sitte und Glauben darstellt, weil er einen starken Sprachtheil in das jetzt sich bildende Althochdeutsche steuerte, daneben aber doch ein starkes, eigenthümliches Sprachelement, was wir Niedersächsisch oder Niederdeutsch nennen, bis auf den heutigen Tag im Norden Deutschlands bewahrte, und zur Zeit der Reformation sein Element noch einmal auf's Nachhaltigste durch Luther geltend machte.

In den Bereich dieses Stammes fällt auch dasjenige literarische Denkmal dieser Epoche, was eigentlich allein der Nachrede werth ist, das Hildebrandlied.

Das rein Sprachliche ist durchaus das wichtigste Moment dieser ganzen Periode, welche sich übrigens durchgängig in einem unzulänglichen Tappen, Vorbereiten, in einseitiger Unfruchtbarkeit, im Entbehren einer großen, das Innerlichste zusammenhaltenden eigenen Idee herum bewegt. Obwohl Ausbreitung und starke Persönlichkeit mehrfach heraustreten, gab es in dieser Epoche doch nichts weiter, als was man ein Vicethum höherer Herrschaft nennt. Man hatte eine große Pachtung, mit strengen, neuen Verhaltungsregeln überkommen, und nach besten Kräften, aber fast durchweg mittelmäßigen Geistes, richtete und verwaltete man diese. Der Hauptpunkt des Abschnittes, Karl der Große, ist davon keineswegs auszunehmen.

Man muß in Anrechnung bringen, daß bei einer so ausgedehnten Aufgabe, die eine widerstrebende Welt aus dem Groben

herausarbeiten und gestalten sollte, nur große Genies Genialeres hervorbringen konnten, und daß die Ottone und einige fränkische Kaiser starke Charaktere waren, ja, daß der Eine und der Andere sich einen Augenblick über die allgemeine Beschränktheit erhoben. Aber damit ist auch das nöthige Zugeständniß erschöpft, wenn es vom Standpunkt einer Literargeschichte ausgeht. Tüchtige Fürstenbilder, wie die Ottone offenbar waren, sind noch weit entfernt von der hohen historischen Stellung, wie sie in obigem Vorwurfe verlangt wird. Sie nahmen an einer gewissen Bildung Interesse, an römischer und griechischer, wie sie einer Kaiserstellung schon politisch interessant sein mußte, wenn er ein umsichtiger, kräftiger Kaiser war; aber hierbei fehlt eben noch die charakteristische Schöpfungskraft, welche just von ihrer deutschen Kaiserstellung verlangt wird, die deutsche Schöpfungskraft, welche bei Karl dem Großen ein sorgfältiges Haushofmeisterwesen war, und später gar da hinein fuhr, die nationalen Stoffe, welche sich aus der unverwüstlichen Volkswelt aufdrängten, in römische Sprache und klassische Form zu bannen. Wir übersetzen noch heute althochdeutsche Gedichte jenes fränkischen Abschnittes aus dem Lateinischen in's Hochdeutsche. Die Berufung darauf, die Deutschen seien gewiß mit den Griechen verwandt, welche zu schiefen Zwecken dem Wilhelm von Humboldt nachgesprochen wird, kann eine geistige Volksexistenz, die sich in jungen Jahren der Kraft auf fremde Schultern stützt, nicht vertheidigen, und es mag vielerlei Aehnliches nebenher gesagt werden, das Resultat, wenn man der Sache an's Herz geht, bleibt dasselbe: die stattlichen Herrscher dieser fränkischen Periode, der karolingische, der sächsische und fränkische Stamm haben des Genies entbehrt, unsere reiche, jugendliche Volksexistenz zu einem energischen Bewußtsein ihrer selbst und demgemäßer geistiger That zu bringen. Es bleibt ein zersplitterter, unergiebiger Abschnitt.

In rein sprachlicher Bedeutung und Gestaltung ist indessen diese fränkische Epoche von vieler Wichtigkeit. Sie schwebt am Main und Mittelrhein zwischen Süd- und Norddeutsch, nimmt manches Niederrheinische auf, hat aber als Hauptmelodie das Süddeutsche. Unsere Philologen nennen diesen Sprachabschnitt das Althochdeutsche.

Es ist voll, und mit tönenden Endungen sich schwingend,

die uns leider ganz verloren gegangen sind, so daß jetzt die meisten unserer Worte mit stummem e, oder dem einförmig, platt wiederkehrenden en, oder mit stumpfen Consonanten in die Tonlosigkeit sinken. Das Wort wendet sich im Althochdeutschen noch wie im Lateinischen selbst seinen Casus, und die Artikel und Hülfszeitwörter kommen erst schüchtern zu Hülfe. Der Dualis geht verloren. Die Alliteration, eine durchweg nordische Erscheinung, und der Reim gestalten sich. Die Consonanten, welche dem heutigen Sachsen noch so viel zu schaffen geben, und dessen nordische Abkunft verrathen, p, v, w, f, b und c, g, k, gelten noch für ganz gleich.

Die Alliteration, ein Anlaut, ein Stabreim, beginnt den Vers mit dem gleichen Consonanten, wie ihn der Reim mit dem gleichen Vokale schließt. Das war allerdings bei dem Gleichklange so vieler Consonanten sehr erleichtert. Stabreim heißt er, wie das Wort Buchstabe daher, daß man die Buchstaben Anfangs nicht schrieb, sondern mit Holzstäben ausdrückte, oder in Holzstäbe und Steine einschnitt.

Die nächste entsprechende Form der Alliteration, ein andrer Vorläufer des Reims war die Assonanz, welche eben so mit dem Vokale spielt, wie die Alliteration mit dem Consonanten, und sich besonders das Ende der Verse suchte, ein unvollkommener Reim, der sich, nicht wie im Spanischen und Portugiesischen, einregeln konnte und dem bereits im Hochdeutschen herrschend werdenden Reime unterlag.

Bei näherem Zusehn erschrickt man, wie diese Periode das, was sie Originales haben konnte, verscherzt hat.

Das wichtigste Denkmal, und zwar was in die früheste Zeit, noch vor Ablauf des achten Jahrhunderts fällt, ist das Bruchstück des Hildebrandliedes, welches noch in die Dietrichsagen eingreift, in das Heidenthum gehört, und die germanische Welt noch in einer kompakten Ganzheit darlegt. Die Sprache neigt sich mehr zum Altniederdeutschen, wie man sie in Niederhessen geredet haben soll. Dies kostbare Fragment, eigentlich das einzige Lebensportrait, welches noch mit ersten Farben in unsere ächte Heldenzeit hinüberheimelt, ist zuerst von Eccard herausgegeben, hat lange für einen niederdeutschen Prosaroman gegolten, und ist neuerdings durch J. Grimm für unsre deutlichere

Kenntniß gerettet worden. Ueber Alliteration und die ganze alte Struktur unsrer ältesten Poesie findet sich hierin die deutlichste Gewährniß, und da die Entstehung des Gedichtes wahrscheinlich mit der Geburt des nordischen Hauptdenkmals, mit den Eddaliedern, zusammenfällt, so ist auch dafür durch diesen Fund eine passende Vergleichung sehr erleichtert. Man erkennt neben jener nordischen Ungeheuerlichkeit, neben jenem grau Formlosen die einfache sonnenbeschienene Klarheit und Einfachheit der deutschen Gattung im Hildebrandliede, das ungesucht einhergleitende Epische, in welchem der Schauplatz Oberitalien und der hochgewachsene Odoaker mit den andern Helden sich abspiegelt.

Das ebenfalls von dem Grimm herausgegebene Wessobrunner Gebet ist die nächste wichtige Quelle, was die äußere Formation alter Dichtungen anbetrifft.

Nächst diesem, etwa vom Jahre 870, also ein Jahrhundert später, die berühmte Evangelienharmonie des Benediktiners Otfrid, wahrscheinlich eines geborenen Schwaben, der im elsassischen Kloster Weissenburg lebte. Dies ist das Hauptwerk der althochdeutschen Sprache und das älteste Denkmal deutschen Reimes. Daran schließen sich ähnliche Bestrebungen, Biblisches und Geistliches in Reim und Verse zu bringen, die natürlich alle nur ihres Formellen und Sprachlichen halber ein Interesse für uns haben können, da sich in ihnen durchaus nichts Eigenes des deutschen Geistes offenbart. Darin besteht nun leider der Haupttypus dieser Periode, daß sich alle innere Thätigkeit auf das von einer neuen Religion gebotene und blos überlieferte Leben stützt, daß das Eigene darüber ganz vernachlässigt, und uns statt einer Literatur eigentlich nichts geboten wird, als dieser oder jener Kommentar eines Geistlichen über Dieses und Jenes. Glücklicherweise hat sich aus einem Siege über die Normannen, den ein Ludwig 883 erfocht, noch ein Siegeslied erhalten, welches das Ludwigslied heißt, und in Strophen und Reimen abgefaßt ist, leider aber auch nicht rein von der Pfaffenkruste. Neuere Aufschlüsse stehen darüber bevor, da Hoffmann von Fallersleben den alten Text dieses Liedes so eben in Valenciennes aufgefunden haben will.

Sonst ist alle Thätigkeit nur der sprachlichen Rücksicht wegen für uns wichtig, denn Alles, was schreibt, ist geistlich, und

Alles, was geschrieben wird, ist geistlich. Das geistliche Objekt ist aber ein so allgemeines, und es wird ihm so wenig hierbei ein originales Interesse abgewonnen, daß es für unsere Zwecke nicht der Rede werth ist, was die Tatian, die Notker, die Williram für Glossarien zum Matthäus, zu den Psalmen und zum hohen Liede aufgezeichnet haben. Das bloße Werkzeug, der Ausdruck, weil er altdeutsch ist, bringt es mit sich, daß davon Notiz genommen wird.

Hat man sich darüber beruhigt, daß diese mittelmäßige Zeit nichts eigen Poetisches zu schaffen weiß, so ist dies noch immer nicht genügende Resignation: dieser beschränkte Pfaffengeist, das beschränkte Greifen nach einer Gelehrsamkeit, wofür die Kenntniß einer fremden Sprache bereits gilt, verleitet das Zeitalter zu noch Aergerem. Aus dem zehnten Jahrhunderte tritt uns mit glatt geschorenem, lateinischem Kopfe ein Gedicht entgegen, die Flucht Walther's von Aquitanien, welches aus unsrer besten Heroenzeit datirt, wo König Günther und Attila, wo Hagen und Sitte, Scherz und Farbe der frühsten, schönsten Zeit lagern — dies schöne Denkmal hat uns der Pfaffe Eckhard I. von St. Gallen mit der angelernten Bildung seiner Zeit scharmant in's Lateinische übersetzt, und wir sehen zu, und beurtheilen, wie Eckhard fleißig den Virgil gelesen und gute lateinische Hexameter gemacht habe!

Um etwas Günstigeres zu sagen, muß man diesem Zeitalter Karls des Großen die höhere Forderung erlassen, man muß von der Stellung und dem Ruhme dieses Kreises nicht heischen, daß die eigentliche Idee Germaniens, als einer neuen eigenen Menschensammlung, als einer neuen eigenen Offenbarung gefördert, oder nur erhalten werde. Man muß sich darein ergeben, daß in dieser Periode ein prosaischer Wendepunkt unsers Vaterlandes vor sich geht: von da aus kommt das lächelnde Aufnehmen alles dessen, was glitzert und gleißt in unsrer Nation, der Sammelcharakter, welcher nicht seinen Kern auszubilden und auszubreiten, sondern alles Erreichbare sich anzubilden trachtet; welcher die Bildung höher schätzt als die Schöpfung. Wir haben diesem Charakter alles nur mögliche Lobenswerthe abgewonnen, und wissen ihn auf das Geschickteste, eben mit der Bildung, in günstig Licht zu stellen, eigentlich aber ist es der jammernde Hausgeist, welcher

uns stöhnend durch die Jahrhunderte begleitet, und die glückliche Entfaltung einer Urkraft gehindert hat, wie sie wahrscheinlich in ganz Europa nirgends in solcher Tiefe und Dichtheit vorhanden ist.

Allerdings geschah in dieser Periode Alles, was eine redliche, geschäftige und tapfere Mittelmäßigkeit thun kann: man sicherte sich nach Spanien hin vor den Arabern, nach Italien vor den schönen, prächtig in sich geschlossenen Longobarden, wo so lange ein Hauptstock germanischer Poesie geruht hatte, man stürmte die Festungsringe jenseits der Donau, man wahrte sich nach Kräften gegen die wilden Ungarn und genialen Normannen, man brach die gefestete, aber rohe Existenz der sächsischen Heiden nach dem Norden hinauf, berief gelehrte Ausländer, wie Peter von Pisa, Paulus Diakonus, Alcuin, ließ durch Rhabanus Maurus Klosterschulen einrichten, durch Gerbert arabische Wissenschaft verbreiten, es wurden Klöster und Schulhäuser gebaut und lateinische Formeln gelehrt mit bestem Eifer. Zu Utrecht, zu Lüttich, zu Kölln am Rhein, zu Trier, zu Corvey, zu Paderborn, Hildesheim, Bremen wurden Schulen angelegt, man beschränkte sich nicht mehr auf die Klöster, die sächsischen Kaiser waren klassisch gebildete Herren und man erzählt, daß schon fremde Fürstensöhne, Behufs ihrer Studien nach Deutschland gekommen seien, die Welthistoriker rühmen manche lateinische Chronik, welche in jener Zeit aufgezeichnet worden ist, besonders von Witekind, Dietmar von Merseburg und Lambert von Aschaffenburg. Zu St. Gallen, zu Hirschau, Fulda und Corvey pflegte man Bibliotheken. Man erzählt mit großem Genüge aus dem Früheren, daß Karl der Große noch in vorgerücktem Alter Lateinisch und in noch späterem schreiben gelernt habe, daß es Hausordnung gewesen sei, alle Abende ein Kapitel aus Augustins „vom Staate Gottes (de civitate Dei)" vorlesen zu lassen. Hierbei scheint es freilich wünschenswerther, der heilige Augustin hätte ein Buch „von dem ursprünglichen deutschen Reiche" abgefaßt.

Hätte Karl der Große nur einen guten, deutschen Freund gehabt, der ihn mit gutem Rathe unterstützt hätte: zum Beispiel, erst schreiben zu lernen, und recht viel deutsch schreiben zu lehren, vielleicht etwas weniger Latein, und alles Fremde weniger aufzupfropfen zur Vernichtung des Ursprünglichen, sondern mehr

drein zu geben für natürliche und innere Verarbeitung. Dann hätten wir vielleicht Walther von Aquitanien nicht lateinisch versificirt bekommen, aber das Urbewußtsein unserer Kräfte wäre uns weniger entwendet und zum bunten Allerlei verkehrt worden.

Es soll und muß in volle Anrechnung kommen, daß die Kultivirung einer Nation, welche in die Sphäre einer erfahrnern und ausgebildetern Welt eingereiht werden soll, daß die Kultivirung einer Nation, welcher eine so reiche Geschichte wie Griechenlands und Roms zur Seite und vor Augen liegt, einer Zuthat dieses bereits durchgearbeiteten Elements bedarf. Aber für diesen Punkt, wo Rohheit und Anbildung bei einander hinstreifen, wo man zu wenig geben, oder zu viel vermischen kann, für diesen Geburtspunkt einer Nation braucht das Glück eben das historische Genie.

Und dies Genie hat uns in einer so wichtigen Uebergangsepoche gefehlt.

Etwas, was Karl dem Großen zum besten Ruhme nachzusagen wäre, ist noch übrig, ruht aber leider im Dunkel einiger lateinischen Worte, die vag hingestellt, mehrfacher Deutung fähig sind. Dies ist die wichtige Frage, ob Karl wenigstens die alten Heldengesänge, die gothischen Lieder gesucht und gesammelt habe, und ob er also wenigstens die vermittelnde Hand für eine spätere Zeit geworden, in welcher der alte schöne Vogel wieder aufgeweckt ward zu seinem stolzen Flügelschlage und seinem mächtigen Gesange.

In der Lebensbeschreibung Karls des Großen, welche Eginhard, dessen Geheimschreiber abgefaßt, heißt im 29sten Kapitel die berühmte Stelle, „er habe die fremden (**barbara**) und ältesten Lieder, in denen Kriegs- und Thaten der Alten besungen wurden, aufgeschrieben, und dem Andenken überliefert.“ —

Daraus kann Allerlei gemacht werden, und das hat man denn auch gethan. Früher hat man's auf eine Sammlung von Bardenliedern bezogen; A. W. v. Schlegel hat es im „Athenäum“ und „deutschen Museum“ zuerst auf die alten Sagenkreise der Nibelungen und des Heldenbuches gedeutet, und es ist dieser Ansicht Friedrich Schlegel und mancher Andere beigetreten. Indessen macht das Wort „**barbara**“ das Seinige zu schaffen, welches in der klassischen Bedeutung wirklich „fremd“ heißt, und

das bezeichnet, was außerhalb des nationalen Kreises liegt; ferner der unbestimmte Ausdruck „memoriae mandavit", welches obenhin „dem Andenken oder Gedächtniß überliefert" wiedergegeben ist. Im Theganus findet sich eine ähnliche Stelle, die das Dunkel eben so wenig zweifellos aufhellt, und so haben denn die Chronisten just den nationalen Hauptpunkt verhüllt, darin aber, wie in der nachdrucklosen Kürze solcher Andeutung am deutlichsten zu Tage gelegt, wie dies Moment jener Epoche völlig entgangen ist. Natürlich läßt sich mit eben so wenig Sicherheit sagen, ob man das Hildebrandlied beachtet hat.

Um einen günstigeren Eindruck aus dieser Unzulänglichkeit hinweg zu nehmen, wendet man das Auge am besten auf einen kleinen Bergeswinkel des Vaterlandes, wo sich die Zeit vorbereitet, welche noch das Mögliche unserer innern Welt in der nächsten Periode rettet. Das sind die Thal- und Seekessel, welche sich unterhalb Schwabens nach St. Gallen hinaufheben. Dort verwendete man die beste Aufmerksamkeit und den schönsten Fleiß auf die Muttersprache, dort unterrichteten Mönche die Krieger und Herrn in Musik und Gesängen, und solchergestalt ward es vielleicht vorbereitet, daß aus den Gegenden der stets sinnigern Allemannen, aus dem Schwabenlande, die poetische Idee unsres Vaterlandes wieder aufstieg, für welche die fränkische Zeit zu wenig Sinn und Macht zeigte.

III.

Das Mittelhochdeutsche.



3.

Das Mittelalter.

Dieß ist bis auf die neuere Zeit der glänzendste Hauptpunkt gewesen, wo ein starkes inneres Leben unserer Nation aufgewacht und nach vielen Seiten zu einer farbigen und stattlichen Erscheinung durchgebrochen ist. Können wir auch mit der Hauptforderung nach Ursprünglichem selbst in diesem Abschnitte nicht volle Gewähr finden, müssen wir auch zugestehen, daß vielerlei fremde Elemente, daß namentlich ein von außen eingebrachtes religiöses Dogma von großer Einwirkung gewesen sind, so fehlt es doch nicht an einer großen inneren Kraft, an einer eigenen Idealität, welche das Zugebrachte überwältigt.

Der Ausdruck für diese große Epoche bildet sich in Süddeutschland, er führt deßhalb auch neben seinem Namen des Mittelhochdeutschen die Bezeichnung „Schwäbisch" oder „Allemanisch", und drängt das Norddeutsche oder Niedersächsische ganz zurück. Dieß erhält sich schriftlich und traditionell fast nur in der Chronikprosa und im Munde des nördlich wohnenden Volkes, kommt erst gegen das fünfzehnte Jahrhundert wieder zu einer Bedeutung, und erlangt im sechzehnten durch Luther eine Souverainetät, die es noch heute besitzt.

Jenes Schwäbische ist der Naturlaut der mittelalterlichen Romantik geworden und all unserer Romantik, da der Waldesduft jener Zeit heute noch als eine romantische Lockung sich geltend macht. Wir haben zu beklagen, daß es auf unser jetziges

Hochdeutsch so wenig Einwirkung geäußert hat. Allerdings ist zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein Hin- und Herfluthen der Dialekte des Nordens und Südens eingetreten, woraus sich am Ende die Bildungs- und Schriftsprache entwickelt hat, welche keinem einzelnen Stamme angehört, und weßhalb man so viel sucht und fragt, wo denn eigentlich das rein Hochdeutsche gesprochen werde, dieß Geheimniß unserer Kultur- und Schriftatmosphäre; aber das Norddeutsche ist doch unverkennbar die Hauptzeugungskraft geworden.

Es ist nun zu suchen, wie aus der fränkisch-geistlichen Epoche, welche dem Nationalen so unförderlich war, dennoch ein so bewegtes, schöpferisches Leben entstanden sey, und worin das Herz und die Seele desselben beruhe.

Die letzte Hälfte der fränkischen Zeit, als die kräftigen sächsischen Kaiser, die Ottone, von dem fränkischen Heinrich abgelös't waren, gilt für eine der verwildertsten unsrer vaterländischen Geschichte: die Kaiser lebten in steter und äußerster Fehde mit den Päbsten, mit den einzelnen Landesherren und mit Vasallen, es war ein wüster und toller Zustand, welchem die Literargeschichte mit verhülltem Haupte vorübergeht.

Aber just in diesem Treiben, was sich so geharnischt gegen Rom und römischen Einfluß setzte, lag neben dem ordinairen Verlangen nach Macht das Verlangen nach Eigenem, eine Auflehnung gegen das stete Preisgeben aller Nationalität. War sich auch die Opposition der Kaiser dessen nicht in solcher Weise bewußt, so brachte doch der erzürnte Kampf gegen alles Römische manchen ähnlichen Erfolg zu Wege, man sonderte sich mehr und stellte sich auf sich selbst. In diese Zeit fällt zum Beispiele die erste Erscheinung einer Poesie, die, gegen allen klassischen Einfluß verwahrt, original auftrat, und auf ein selbstständiges Weben und Trachten des Volkscharakters hinwies. Dieß ist das berühmte Volksepos „Reinhart Fuchs", welches jetzt Jedermann unter dem Namen Reinecke Fuchs bekannt ist. Allerdings trat dieß im zwölften Jahrhunderte nicht im ächten Deutschland, sondern in Flandern auf, und allerdings war es lateinisch abgefaßt. Aber wir wissen, daß diese vortreffliche Fabel von deutschem Gepräge war, daß sich aus esthnischen und serbischen Fabeln eine ganz getrennte Existenz dieser nordischen Thiersage, eine ganz

abweichende von den südlichen Aesops und Lokmanns ergibt, und jedenfalls ist das Heraustreten derselben und die lebendige Aufnahme, welche sie gefunden hat, ein Symptom. Das Symptom eines selbstständigeren, producirenden Denkkreises; denn in diese Gattung Gedicht spielt das unbefangenste und frischeste Betrachten, die behaglichste und doch bewußteste Anschauung des Lebens. Das früheste Thierepos, wonach der Wolf die Hauptrolle gab, war die witzigste und aufgeklärteste Satyre gegen den römischen Mönch.

Indessen war diese einzelne Opposition gegen eine fremde Welt natürlich nicht im Stande, eine so mannigfach neue Welt zu schaffen, wie in dem jetzt eintretenden Mittelalter wirklich geschaffen wurde, und das Mittelalter wuchs allerdings auch nicht aus original-deutschen Regungen: eine wunderbare Revolution stürzte in wunderbarer Form über die alte Welt, welche man mit dem Ausdrucke der klassischen bezeichnet, und verschüttete diese. Auf solche Weise erhielten die damals modernen Völker vom Schicksale, ja zum Theile aus der eigenen Hand des Klassischen die nöthige Zeit und Gelegenheit, welche ihnen das eigene Genie verweigert hatte, sich eine selbstständige Existenz zu bilden. Diese damals moderne Existenz, die romantische, ward das Mittelalter in Deutschland, England, Frankreich und in einigen Strichen Italiens und Spaniens. Jene Revolution aber wurde von selbst aufgerufen, der römische Pabst predigte auf den Feldern von Piacenza den Kreuzzug, und die Kreuzzüge waren eben die Revolution, sie warfen die Welten durcheinander, durchgeisteten, berauschten die neuen nüchternen Völker, öffneten Blicke und wunderbare Perspektiven.

Sie gaben nicht die neue Existenz, aber sie weckten die Fähigkeit, eine solche zu schaffen. Von dieser gemeinschaftlichen Veranlassung aus behielt das Mittelalter, oder die sogenannte Romantik in den verschiedenen Ländern so viel Gemeinschaftliches, was sich erst nach und nach bei jeder einzelnen Nation zu einer persönlichen Beschaffenheit umsetzte. Der Name Romantik, der uns sammt Romanze und Roman verblieben ist, bildete sich aber wohl, daß die Ueberzahl der ziehenden und neu gebärenden Völker Italiens, Frankreichs, Spaniens großentheils auf roma-

nische Reste gelagert, und selbst mit Deutschen und Briten durch allerlei Romanisches hindurch gezogen waren.

Eine Einleitung zu diesem großen Ineinanderrütteln der Völker, zur Abstufung des Römischen in Romanisches, zur gegenseitigen feindlichen und freundlichen Berührung der entferntesten Nationen jungen Stiles waren die Normänner geworden, welche vom Norden her aus skandinavischen Buchten alle Küsten entlang, alle Flußmündungen hinauf bis tief in den mittelländischen See drangen, an der Nordwestküste Galliens und von der Südspitze Italiens, auf Sicilien, Reiche anlegten, eisern gewaltig, dreist ihre innere und äußere Welt eindrängten.

In dieser großen Revolution entstand nun eine Mischung von neuen Verhältnissen, Instituten und Aeußerungen der Gesellschaft, von denen das Ritterthum und die romantische Poesie als umfassendste Ausdrücke zu nennen sind.

Die Frage wird jetzt gebieterisch, worin die eigentlich neue Seele dieser Welt beruht, insbesondere so weit sie als literarische Manifestation heraustritt? Welches war die Seele des Mittelalters, oder was gleichbedeutend ist, welches war die Poesie des Mittelalters?

Im Alterthume gab es der gewöhnlichen Rede nach zwei Ideale, welche den Ausdruck des innern Lebens bestimmten.

In Süadsien war es das Symbolische. Die Idee war nicht in vollem Maaße gewonnen, der Stoff dazu nicht genügend überwältigt, und man brachte es nicht weiter als zu einer stellvertretenden Bezeichnnng, welche sich nach allen Seiten ins Vage ausdehnen mochte. Wie uns ja das verwandte Allegorisiren heute noch bei unreifer Kraft begegnet. Es stammt aus Indien und hat sich über Aegypten und Persien weiter ergossen. Aus einer gährenden, strotzenden Phantasie, die sich in einer strotzenden Natur hingebend schaukelte, und in Religionsträume einwiegen ließ, ist es entsprossen. Die Kräfte der Natur und des Menschen überwuchern den streng sondernden Geist in Ueppigkeit, man gewinnt keine streng sondernde Kürze und Fassung, die berauschende Sinnenwelt gestattet nur eine halbe Herrschaft, einen ersten Schritt des Gedankens, der baare geistige Gewinn geht überfruchtbar auseinander wie das Schlingpflanzengesträuch des Bodens. Die Schärfe aufgebend, versenkt man sich in Breite

und Tiefe der Gedanken und in unendliche Wendungen, man erfindet dafür, um es irgendwo auszudrücken, vielgestaltige, vielköpfige Symbole. Sprache und Gedicht breiten sich eben so, wie ein Frühling, dessen man nirgends ganz habhaft werden kann. Einen Ausschnitt aus dem Ganzen kannte man nicht, man fürchtete, damit zu verlieren, und stürzte sich ins Allgemeine. So entstanden die endlosen Gedichte, der Mahabarata und Ramajana, die endlose Welt mit stets wiederkehrenden Verwandlungen, die millionenfache Gottheit; aller Ausdruck war nur Symbol. So ging's nach Aegypten, dort klärte man sich aber nicht einmal bis zu Worten, sondern mit Steinen und Bauwerken drückte man den kolossalen ewigen Gedanken aus. Dieser ewige Gedanke eines Volks ist eben die Seele, die Poesie eines Volks, und wenn er sich so im Weiten und Unbestimmten ausdrückt, dann wird ihm nichts als das Symbol. So wurde ganz Aegypten ein Todtenhaus, und sein Symbol das Grab. Glänzender, abgeklärter und gefaßter schon kam jener symbolische Süden nach Persien zu einem nüchternen Volke, welches bereits scharf die innere Welt in das Reich des Lichts und der Finsterniß entzweiriß. Diese beiden Wege finden wir später zusammengerafft im jüdischen Glauben, welcher den nächsten Uebergang zu der christlich germanischen Romantik bildet.

Die zweite große Gattung der alten Welt war die plastische, welche wir in Griechenland finden.

Dies Land sicherte sich glücklich ein fröhliches Leben, und um dies nicht zu verlieren, umschloß es Alles mit bestimmten Kreisen. Es gab der unlösbaren Ewigkeit den Hintergrund, welcher über die Frage hinauslag, um den man sich grübelnd nicht zu kümmern hatte, eine eherne Mauer, das alte Schicksal, den alten Chronos. Damit fand man sich ab für die Unruhe und Ausdehnung. Uebrigens ward eine feste Abgeschlossenheit Nationalbewußtsein, die Erscheinung ward Erscheinung für sich, abgemacht, fertig, man konnte sie schauen, aber nicht sich aneignen; das Gedicht hatte nicht mehr auszudrücken, als sein Wort zunächst besagte, die Natur nicht mehr, als sie vorstellte — dies nennt man die plastische Welt.

Mit seinem Olymp und dessen Gefolge, was Alles auch nur bis an die Mauer des Schicksals reichte, und darüber nicht hin-

auskonnte, hatte Griechenland eine Welt sich fertig gemacht, das heißt: ein fester Kreis war unter Dach und Schloß und Riegel geordnet. In dieser scharfen Bestimmtheit wurde nun alles Griechische sehr gefällig und schön; aber verhehlen wir uns nur auch nicht, daß diese plastische Welt keine Fortbildung hatte, wenn einmal ihre Bezügnisse erschöpft waren — es fehlte die Perspektive. Dieser Mangel sicherte Festigkeit, aber nicht Dauer. Darum schalten sie schon den Euripides, denn Euripides wollte aus dieser Bornirtheit hinaus, er fühlte, daß der griechische Kreis zu sterben ging, in seiner Begrenztheit erschöpft war, er griff weiter, streifte an die Sentimentalität, einen ganz unplastischen Begriff, verließ, wendete den alten Fabelkreis, begann eine moderne Welt, und wurde so der Denkstein griechischen Untergangs, den das blöde historische Auge eine Ursache des Untergangs nennt. Der Dichter ist mehr, als er thut. Die in neuen größeren Weltkreisen schwingende Zeit bemächtigte sich auch des vollendeten Griechenlands, und verschüttete es, das Wort „vollendet" drückt eben ein Doppeltes aus. Es ward ganz Neues erfunden, erst ein Weltreich von außen, dann ein Weltreich von innen durch eine neue Religion, welche in jenes äußere Reich, in die nationale Begrenzung übersprang. So ward Euripides der eigentlich griechische Schwan, und hatte in sich ganz Recht gegen den witzigen Aristophanes, der sich nicht bewußt wurde und selbst schon über das hinaus war, um deßwillen er Euripides angriff.

Aus den neuen Elementen kamen neue Ideale, und da die neue Religion aus dem jüdischen Glauben herausgewachsen war, tritt nun die oben angedeutete Idee des jüdischen Ausdrucks in Thätigkeit.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sich das Entsprechendste für die innerliche Seele der jetzt gefaßt heraustretenden romantischen Schule bei jener Nation des Alterthums vorfand, die gewöhnlich nicht so gültig eingeschlossen wird in die Geschichte der Poesie, bei den Juden. Sie bilden neben Symbolischem und Plastischem eine ganz eigene abgesonderte Figur. Dort ist Phantasie, hier sinnlicher Geist vorherrschend, bei den Juden aber das Herz, was nach Gott schreit, darum das Wort, das Gebet, die Innigkeit, der einzelne mächtige Gedanke.

Mit der Bibel kam diese Welt den romanischen Völkern,

und dieser Zusatz ist stets ein wesentlichster in der poetischen Ausdrucksweise geblieben, welche man Romantik nennt, und welche im Grundzuge bis auf den heutigen Tag unsere literarische Welt nicht mehr verlassen hat, so daß es nur einige Nebenwege, weiteres Ausholen, mancherlei neue Offenbarung, aber stets nur romantische Schulen gibt bis in das letzte, der Besprechung werthe Produkt unserer Literatur.

Es handelt sich in dieser romantischen Welt nicht mehr blos um die Erscheinungsschönheit, das Aeußere selbst, wie es sich darbietet, ist nicht mehr der wesentliche Inhalt und Zweck, wie dies in der plastischen Welt war, sondern es handelt sich um die Seelenschönheit, die Schöne der Innerlichkeit, der Innigkeit.

Alle tiefere Geistesthätigkeit, welche sich im Literarischen und dem Gebären der Kunst ausspricht, trachtet darnach, sich der unmittelbarsten Gottheit zu bemächtigen, welche man das Wahre an sich, oder das Absolute nennt. Denn das eigentlich Wahre ist der stete Zweck aller höheren Bestrebung des Menschen, und das Wahre, so weit es sinnlich erscheinen mag, der sinnliche Schein des Wahren, ist der Zweck aller Kunst.

Dieser Akt nun, sich des Absoluten zu bemächtigen, eine Versöhnung mit ihm zu gewinnen, einen Uebergang in dasselbe zu erreichen, vertiefte sich in der Romantik zu einem Akte des Inneren. Damit er überhaupt Kunst werde, mußte er natürlich im Aeußeren erscheinen, aber er gab sich nicht, wie in der plastischen Welt, mit seiner Erscheinung für ein Abgemachtes, für ein Fertiges, Unnahbares aus, was seinen Kreis in sich vollkommen abgeschlossen habe, er hatte seine Aeußerlichkeit nicht für sich, sondern für Andere; seine Außenseite war eine freigelassene, jedem preisgegebene. Dadurch erhält jeder Mensch eine Anknüpfung, und die menschliche Unendlichkeit des Romantischen eröffnet sich.

Darum gebraucht die systematische Philosophie zur Bezeichnung der Romantik den Ausdruck „unendliche Subjektivität."

Darin nun, daß die Idee heraustritt in das Verhältniß zu Anderen, heraus aus der klassischen Objektivität und Abgeschlossenheit, und doch in dem Heraustreten ihr höchstes Selbst wieder zu finden trachtet, darin erhebt sich das Romantische zu einer neuen Welt.

Und dies neue Ideal ist eben die romantische Liebe, welche aus sich herausgeht in ein Anderes, sich entäußert und hingibt, und dennoch darin nur sein höchstes Selbst wiederfindet.

Den Anhalt und die Läuterung zu diesem Ideale suchte und fand man in der christlichen Religion und im historischen Bereiche derselben. Der Bildungsprozeß des Ideals stellte sich etwa darin dar, daß man im Leiden und Grabe Christi die negative Seite, in der Mutterliebe Mariä, der Liebe Christi und der Jünger die positive, und in der aus beiden Theilen erwachsenden Gemeinde, dem Geiste Gottes, das absolute Resultat suchte. Das Absolute ward in die Versöhnung gelegt.

Der Weg zur Kunst, welche eine sinnliche Aeußerung braucht, ist nun der, daß Gott eine bestimmte Person, Christus, wird, mit menschlich charakteristischer Eigenthümlichkeit, eine Mitte zwischen einzeln Menschlichem und idealer Schönheit.

Für das Ideal der Liebe, die sich als geistige Schönheit geltend gemacht, bedurfte es ebenfalls eines Ueberganges zur Sinnenwelt, und hierfür bot sich die Mutterliebe, welche menschlich und doch ohne eigentliche Begierde, diese Anforderung erfüllte.

So ward die Madonna der irdische Ausdruck jenes romantischen Ideals.

Dieser wunderbare Widerspruch thut sich eben im Mittelalter auf; es wirft das Klassische, was die rohe fränkische Zeit sich zu eigen, ja wie ein Selbstziel sich zu eigen machen wollte, wie eine baufällige Brücke hinter sich, weil es die Kraft und Gelegenheit zu einer Selbstschöpfung findet, welche der fränkischen Epoche gebrach. Das Herz dieser Schöpfung ist auch nicht neu, es ist ein aus fremden Kreisen überkommener Glaube, aber der Körper wenigstens, welcher sich sanguinisch desselben bemächtigt, ist der nationale Sinn und in so fern tritt man doch in eine ächtere Existenz.

Auch darüber ist jetzt, wo man das Feld übersieht, nur für Beschränkte eine Täuschung möglich, daß das ganze Bewußtsein jener Zeit in einen gewissen Taumel versetzt wurde durch die farbenstrotzende, mannigfaltige Welt einer allgemeinen Bewegung zum Oriente und rückwärts vom Oriente, daß man mehr in eine neue Welt hineingerieth, als sich ihrer absichtsvoll bemächtigte,

daß man vielfach nur mit dialektischer Spielerei des chaotischen Reichthums habhaft zu werden suchte, ohne ihn wahrhaft zu beherrschen. Aber selbst bei dieser Ansicht ist Großes anzuerkennen und einzuräumen. Die Geschichte überrascht immer, sei's auch nur in Nüancen, man gewann mit diesem kühnen Versuche, den ächtesten, innerlichsten Gedanken fröhlich in die Erscheinung zu lassen, eine neue Seele des Daseins. Aus dieser Seele haben die Erben des Mittelalters das ganze moderne Dasein gewonnen; man gewann damit ferner ein warmes, begeistertes Leben und die tragende Poesie desselben, man gewann eine Verbindung mit der Gottheit, die außerordentliches erzeugt hat, und große Beseligung in sich trug, so lange sie naiv und somit dem Sinne gemäß und ergiebig war.

Es ist eben so unangemessen, diesen ersten, starken Versuch, womit sich die Welt auf einen neuen Standpunkt heben will, der ihren innern Zwecken gemäß sey, da nachzuahmen, wo die ersten Verlangnisse tausendfach überarbeitet, und in feinere, schärfere, oder überhaupt andere Bezügnisse gerathen sind, und eben so unangemessen, jetzt von einem späteren Standpunkte, welcher mit allerlei späterem Vortheile ausgerüstet einen früheren Versuch im Ganzen übersehen kann, jene mittelalterliche Zeit zu verspotten, oder in dieser oder jener Einzelnheit anzugreifen.

Das Ganze ist der große Versuch, eine neue Glaubenswelt in Verbindung mit aller Sitte und Tradition, deren man in Berührung mit dem Oriente habhaft geworden war, zum ganzen, eigenen Leben zu machen. Dabei drängt sich zunächst die Frage auf: in wie weit die Forderung einer nationalen Entwickelung beabsichtigt worden sey, auf welche im Vorhergehenden ein so großer Nachdruck gelegt worden ist. Diese Forderung ist von großer Wichtigkeit, wo es sich von dem Eintritte einer Menschengemeinschaft in die große Bildungswelt handelt: so wie die einzelne Person nur mit Bewahrung des Eigenthümlichen mit dem, was wir persönlichen Charakter, persönliche Eigenthümlichkeit nennen, sich gedeihlich entwickelt, so wie sie das Selbst immer fest bewahrend am Günstigsten aufnimmt und verarbeitet, so wie sich nur auf diese Weise das einzeln und verschieden Charakteristische gestaltet, was dem großen Ganzen just durch seine verschiedenartige Mittheilung ein Gewinn wird, eben so verhält es

sich mit den Nationen. Sie sind die großen Individuen. Der ideale Zustand, wo Alles endlich in eine gleiche Vollkommenheit vereinigt wird, wo also auch die Völkerunterschiede aufhören, wird vom vagen Idealismus falsch aufgefaßt; denn eine solche verwischte Gleichheit liegt über unsere Welt hinaus. Unsere Eiche, unsere Buche, unsere Palme können sich zu einer unfeindlichen Gemeinschaft, zu einer Harmonie bilden, wenn sie in sich vollkommen gepflegt und gruppirt werden, aber sie gehen nur im Totaleindrucke in einander auf, im Einzelnen bleiben sie Eiche, Buche und Palme. Der Irrthum liegt darin: die feindlichen störenden Verschiedenheiten sollen ihre Ausgleichung, ihr Ende finden, die Verschiedenheiten selbst aber nicht.

Ist das nun also nicht einmal in der Aussicht, wo von sehr ausgebildetem, reifem Verhältnisse der Völker die Rede geht, um wie viel wichtiger bleibt die nationale Entwickelung, die eigne besondere, charakteristische, wenn es sich vom Eintritt in eine neu gegliederte Bildungswelt handelt, wie bei der deutschen, so weit sie im Vorliegenden vor's Auge getreten ist.

Und diesen nationalen Punkt hat das Mittelalter nicht so weit verloren, als es den Anschein hat, wenn man den allgemeinen Einfluß sieht, der über das neue Europa in einer allgemeinen Bewegung kommt, selbst wenn man in den Vordergrund stellt, daß eine gemeinschaftliche, aus fremdem Welttheile kommende Religion gleichmäßiger Mittelpunkt des europäischen Volkslebens wird. Und zwar eine Religion, die keinen Unterschied der Nationen kennt.

Es tritt hier einer der blendenden Punkte ein, wo dem Anscheine nach die Gottheit mehr als sonst unmittelbar in die Geschichte schreite, und mit ihrem Sammlungspunkte, der alle Völker- und Menschenverschiedenheit in sich vereinigt, die irdischen Unterschiede auslösche. Diese Unmittelbarkeit liegt aber nur in unserer Ansicht, die Entwickelung an sich geht nicht weniger organisch vor sich, als in andern Fällen. Hierbei wird uns das Zurechtfinden dadurch erschwert, daß auch die religiose Offenbarung, an welche sich die Krisis knüpft, daß auch die christliche Religion den sie auszeichnenden Charakter hat, an kein specielles Land, an keine nationalen Bedingungen geknüpft zu sein, sondern sich abstrakt anzukündigen.

Die historische Befruchtung zum Mittelalter war allerdings eine allgemeine, und der flüchtige Blick irrt sich darum leicht, aber die Empfängniß bildete sich allmählig dennoch besonders und national in England, in Frankreich, in Spanien, Italien und Deutschland. Wir sehen bald, daß sich bei aller Gemeinschaftlichkeit die Länder in eigenthümliche Länder absonderten. Blieb auch eine Zeit lang die poetische Atmosphäre eine gemeinschaftliche, sehen wir die Dichtungsstoffe wie eine gemeinschaftliche Sprache besonders durch England, Frankreich und Deutschland irren, sie prägen sich doch in jedem Lande zu originellem Accente ab.

Dieß eigentlich zu verhindern und Europa unter einer gleichmäßigen Sprache des Herzens und Geistes zu erhalten, war das Bestreben des Pabstthums, was sich, ein neuer rothschimmernder Planet, an jenem Horizonte aufgesteckt hatte, und für diese Beleuchtung kein störendes Zwischenlicht dulden wollte. Die metallenen Namen Alexander's III, Gregor's IX, Innozenz's des III, klingen in diesem Tone drohend durch das Mittelalter.

An den Kampf gegen das Papstthum knüpft sich also im Grunde auch der Kampf nach Nationalität, welcher neben dem religiosen Gesange durch das Mittelalter zieht. Dieser Kampf wird aber am nachdrücklichsten geführt von den schwäbischen Kaisern, den Hohenstauffen, und so sind diese nicht blos durch eigne Sangeskunst und Pflege deutscher Poesie, sondern durch ihr allgemeines Dasein und Wirken ein Hauptheil des deutschen Mittelalters.

Sie griffen allerdings auch, besonders in ihrem überlegensten und strahlendsten Vertreter, in Friedrich dem Zweiten, in andere Bildungswelten hinüber, aber das geschah nicht, wie in der fränkischen Zeit, aus Mangel an eigener Schöpfungskraft, es geschah bewußt, und mitten aus dem Stamme nationaler Festigkeit heraus, so daß das von außen Herbeigeholte dem Vaterländischen als ein Zweig angeeignet wurde, der von vaterländischem Safte durchdrungen, und somit wirklich nicht blos äußerlich gewonnen war.

4.

Das Ritterthum.

Der Ritter selbst ward eigentlich das Kunstprodukt, was sich aus dem Allen ergab, er ist Sohn und Vater des Mittelalters. Er konnte sich des Nationalen und Menschlichen nicht so ganz entschlagen, ward also eine leibhafte poetische Verkörperung des ganzen Gedanken- und Vorstellungsbereiches, der neu hereinwuchs in unsere Welt. Wenn man an den Ritter herantritt, so steht man Auge in Auge dem Mittelalter gegenüber.

Dieser Uebergang ins Leben durch den Ritter ist die eigentliche Rettung aus der Geistlichkeit, und insofern auch eine Rettung aus dem abstrakt Allgemeinen in das Nationale. War das Ritterthum auch ein allgemeiner Orden des jungen Europa, derjenige Orden, in welchem sich alles höhere Lebensbewußtsein damaliger Zeit ausprägte, so stufte es sich doch bald national und machte den spanischen und den deutschen Ritter und so fort zu unterschiedenen Wesen.

Was gemeinschaftlich blieb, war eben eine neue, höhere Atmosphäre des religiosen Bezuges und des geselligen Verhältnisses, wie es, besonders nach dem letzteren hin, heutiges Tages noch ziemlich allgemein durch jene Länder in Uebereinstimmung mit dem unsrigen herrscht. Noch heute drückt sich das Verhältniß des Umgangs, der Freundschaft und Feindschaft auf ähnliche Weise, wie im Ritterthum aus, es sind Reste der Gastfreundschaft, der gleichen Würdigkeit, des Zutrinkens, des Zweikampfes geblieben; haben sie auch gröstentheils ihren Ursprung

in national germanischem Gebrauche, so hat ihnen doch das Ritterthum die Weihe und geordnete Form aufgedrückt. Ein großer Theil unsrer gegenseitigen moralischen Beziehung, insbesondere das Feld der Ehre, was so übermächtig das neue europäische Leben beherrscht, und wohinein sich zu Zeiten die ganze höhere Welt der verarmten Menschen rettet, dieß eigenthümliche romantische Feld stammt direkt aus dem Ritterthume des Mittelalters.

Es ist sehr ungenügend versucht worden, alle arabische Zuthat zur mittelalterlichen Wendung abzuläugnen; sie ist gewiß groß, so groß, wie die Berührung mit Arabern in Spanien, Aegypten und Palästina gewesen ist. Besonders für das eigentliche Ritterthum ward der Araber ein lebendiger Anstoß, theils durch Verwandtschaft, theils durch Opposition.

Es ist nun am Orte, einen Augenblick in die wirkliche Sphäre des Ritters, in die Motive desselben einzutreten.

Die Ehre steht davon obenan. Wie sie sich im Ritter als ein geläutertes geregeltes, höheres Element darstellt, so war sie den Alten völlig unbekannt. Halten wir uns an die Erscheinung, welche aus der griechischen Welt noch am verwandtesten mit einem Kreuzzuge, mit einer Ritterfahrt des Mittelalters aussieht, an den trojanischen Krieg. Da schlägt an unser Ohr aus der Iliade der Streit zwischen Achilleus und Agamemnon, welche sich über die Beutevertheilung entzweit haben, die wüthendsten Beschimpfungen häufen sich, nach romantisch ritterlichen Begriffen ist dadurch die edelste innere Welt dieser Helden bis aufs Aeußerste gegenseitig angegriffen, auch ein äußerlicher Kampf auf Leben und Tod kann nur ein Gleichgewicht herstellen. Einer wenigstens muß vom Erdboden, muß aus der Gemeinschaft verschwinden, denn die Idee der Gemeinschaft ist tödtlich verletzt. Aber was geschieht dort? Sie gleichen sich über das Stoffliche der Beute aus, und damit ist auch die Sache todt, denn eine Idee der Sache existirt gar nicht.

Die ritterliche Ehre geht aber nicht auf einen sachlichen Werth, sondern auf die Persönlichkeit, auf den Werth, den sich diese zuschreibt, und der eben so unendlich ist, wie die persönliche Anschauung selbst.

Das hat man nun zwar, so weit es anging, unter einige

allgemeine Punkte gebracht, welche eine Norm bilden, aber das Subjekt, der größere oder geringere Anspruch des Einzelnen bleibt dabei immer die Hauptsache; die feinste, eigene Innerlichkeit ist bei diesem neuen Ehrenbegriffe eben so thätig und Hauptsache, wie sie es beim allgemeinen Ideale dieser Zeit ist.

Damals war nun dies Thema von einer Fülle neuen Lebens umwachsen und von reeller Bedeutung. Denn der eigentliche Inhalt der Ehre ist allerdings eine Zufälligkeit, die jeder Einzelne mit seiner inneren Konsequenz abzumachen hat; sie ist eine dialektische Figur der Sittlichkeit. Deshalb wird sie meist, sobald nicht von außen ein großer Inhalt damit zusammenfällt, hohle Rhetorik, die sich um ein gespreiztes Ich bewegt. Das erlebt denn die vom Ritterthum ausgehende Poesie besonders im spanischen Drama, was sich oft nur in einem Scheinleben umherbewegt, und leerer, inhaltsloser Pathos wird.

Eine künstliche Auferweckung des ritterthümlich Romantischen, welche unser Vaterland am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, besonders durch Beihülfe der Gebrüder Schlegel erlebt hat, gerieth auf den unglücklichen Weg, gerade diesen streng konventionellen Theil des Ritterthums, welcher am wenigsten vom eigentlichen Gehalt des Mittelalters betheiligt war, ganz absonderlich wieder herzustellen.

Der zweite Punkt des Ritterthums, und der wesentliche Mittelpunkt desselben und alles Mittelalters war die Liebe.

Sie ist nach einer Seite hin geradezu der Gegensatz von jener Ehre; denn dort ist die Kaprice meiner Persönlichkeit in's System gebracht, hier giebt sich meine Persönlichkeit unbedingt hin. Oder man sagt, um die Verbindung dieser Ritterthumsstoffe einander näher zu rücken: Die Anmaßung der Ehre wird durch die Liebe erfüllt, denn diese ist ein rücksichtsloses, vertrauendes Aufnehmen einer ganz andern Persönlichkeit, einer ganz andern Totalität. — Auch im Reize dieser Gegensätze baute sich der innere Reiz einer neuen Welt auf.

Diese hingebende Liebe des Mittelalters ist den Alten ebenfalls ganz fremd: Paris und Helena streifen nur mit einer Aehnlichkeit daran, aber es ist eine falsche Aehnlichkeit, es blickt durchweg nur sinnlicher Reiz und ein dreistes Unternehmen heraus, es wird auch später aus Priam's Burg nichts von einem besonders

innigen Verhältnisse zwischen beiden erzählt. Die allgemeine Stimme bezeichnet die Situation als unsittlich. Homer erzählt noch von der Liebe zwischen Achill und Briseis, aber diese spielt doch nur eine ohne Weiteres sich hingebende Sklavin — die erhabenere Sphäre der mittelalterlichen Liebe findet sich bei den Griechen nicht. Am meisten nähert sich ihr Sappho in ihrer drängenden Sehnsucht und Klage, aber die unbefriedigte Körperlichkeit schlägt auch dort überall durch. Die Ehefrau ist in jenen Verhältnissen wichtiger, und wie nüchtern, häuslich, kühl resignirt ist doch auch sie meist, zum Beispiel in der Penelope, neben einer harrenden romantischen Neigung.

Jene romantische Liebe des Ritterthums, die sich am ersten beim jüdischen Volke entdecken ließ, behält allerdings eben auch Kaprice und Subjektivität, wie die Ehre, da sie sich weniger für's Allgemeine frei macht, sondern nur eben diese oder jene Dame aussucht, aber sie ist doch wichtiger, weil sie sich mehr vertieft und dem eigentlichen Opfer näher tritt. In dem Opfer, in der Resignation kommt einer der innerlichsten und schönsten Seelenzüge des Christenthums in unser Leben, und dies ist derjenige Zug, welcher in der modern-romantischen Form, die wir „Bildung" nennen, die Hauptrolle spielt.

Einen romantischen Zusammenhalt dieser Theile gab das Dritte, die Treue, die aber ebenfalls mit einem persönlichen Selbstgesetze eng verknüpft war, und die unendliche Perspektive offen ließ. Sie ist von Hause aus die Vasallentreue, und erwächs't aus dem Gesellschaftszustande der germanischen Völker, die allmählig in Freie und Hörige zerfallen, wo große Kreise um einen Vielbesitzenden geschaart waren. Dieses Lehnswesen, was in seiner freien Abhängigkeit am Ende in den Kaiser, als die Spitze von Allem mündete, ließ der einzelnen Person ebenfalls eine große Selbstwahl übrig, ein Freihalten seiner Selbst in gewisser Grenze. Es war, wenn es sich um den endlichen Abschluß handelte, auch nur eine dialektische Figur.

Das stellt sich am Deutlichsten im Cid dar, welcher dem Könige nur mit Vorbehalt seines eigenen Selbst zu Willen ist, ihm nur dient, wenn er ihm Recht giebt.

Parodistisch wird dies schlagend im Reinecke Fuchs vorge-

führt, wo Nobel befiehlt, und die Kleinen und Großen doch nach ihrer Weise gebaren.

All dies neugesetzlich Menschliche, was nach dem philosophischen Ausdrucke auf die unendliche Subjektivität hinaus kommt, bildet in Verschlingung und Durchdringung mit dem Religiosen das Mittelalter, wie es sich im Ritterthum herausstellt.

Darauf ist nun von Seiten der literarischen Frage dies Hauptsiegel zu drücken, daß die Kunst diese neue Existenz nicht erschöpft: jeder Charakter wird unter diesem neuen inneren Verhältnisse ein besonderer, der sein besonderes Recht in Anspruch nimmt. Das innere Leben wird gleichgültig gegen das äußere, und dies macht darum seine Welt durch Abenteuerlichkeit geltend.

Es fehlt also durchgehends an einem Gesetze, was innere und äußere Welt zusammenfaßte; dieser goldene Reif, der Saturnring des Klassischen, war gesprengt, neuer Reichthum war tausendfach hereingequollen, aber auf den Abschluß desselben harrt die romantische Welt bis heute noch, und diese stets offene Perspektive macht sie eben zur romantischen.

Jener Mangel eines umschließenden Gesetzes kam daher, daß die höhere, religiose Welt von außen überliefert, angenommen, angebildet, nicht aus einer in sich geschlossenen nationalen Selbstthätigkeit hervorgegangen war. Dadurch öffnete sich in allen Zwischenräumen ein neues großes Feld, das Feld der Freiheit. Denn auch dies Wort, in solcher Bedeutung, ist ein ganz romantischer Begriff. Jeder kann einen ganz eigenen Gegenstand zum besonderen Interesse, zur besonderen Darstellung wählen, und dafür ein besonderes Gesetz sich bilden, und das Alles kann wieder beliebig umgestülpt werden zum — Humor. Dieser ist eine ächte Konsequenz des Romantischen.

Die Auflösung dieser Welt, welche nach der äußeren Wirklichkeit hin keine Gesetze, sondern nur persönliche Einfälle und Zufälligkeiten hat, muß am Ende ins Komische ausgehen, wenn die Straffheit des Interesses und die zusammenhaltende Illusion des Zeitabschnittes nachläßt. Uud so hat sich denn auch an das Ende der ersten Epoche hin Ariost und Cervantes scherzend und spottend aufgestellt, und Shakespeare hat alle die dunkeln und lichten Fahnen in neuer Weise aufgenommen, dem literarischen Sinne in neuer Gruppirung des Romantischen eine neue Welt des Romantischen bietend.

An diesem Orte aber, wo der Harnisch des Ritterthums dröhnt, und der Gesang des jugendlichen Ritterthums aufsteigt, handelt es sich noch nicht um die Folgerungen der neuen Existenz, sondern um die Existenz selber. Jetzt sehen wir sie noch mit dem rothen Kreuze ausziehen nach Palästina und schwarzgebräunt zurückkehren, sie halten diese Kreuzzüge für den geschlossensten Ausdruck ihres Lebensdogma's. Diese Kreuzzüge waren aber in Wahrheit nur das Gesammtabenteuer des Mittelalters, eine eben so beliebige Aeußerung, wie die ihrer Ehre, ihrer Liebe und ihrer Treue. Denn nach außen, nach dem eigentlichen Objekte hin, ist das religiose Moment dieser Züge nur ein höchst leeres, äußerliches Ziel. Die ganze That beruht eben so, wie all dies Leben, nur auf einer innern Welt, die noch keine richtige Uebereinstimmung mit der äußeren fand. Es war durchaus kein reinchristlicher Begriff, jenes äußere Lokal, die irdische Schädelstätte Christi zu besitzen, wie man verlangte; das heilige Land im Geiste war ein christliches Ziel, was man fälschlicherweise draußen suchte, weit hinter Berg und Meer. Manchem Kreuzfahrer tauchte dies wohl auf, und so kam die krause Verwirrung in diese Züge, wo Frömmigkeit und Rohheit in Umarmung sich tummeln, und wohinein die Einheit keinerlei Weg fand.

Dies Alles gestaltet sich aber reich im Spiegel der Kunst, deshalb ist diese Periode des Ritterthums, eben um ihres reichen, bunten Materials willen, eine so gesegnete für die Geschichte der Literatur. Diese Kreuzzüge selbst finden einen treuen Spiegel in dem Sagenkreise des Grals, wo die Mystik in ärgste Abenteuerlichkeit umschlägt.

Als charakteristisch muß übrigens beigefügt werden, daß Ritterthnm, daraus entsprießender, poetischer Stoff, und Kreuzzüge ihren eigenthümlichen Glanzpunkt in Frankreich hatten. Es war eine Schattirung unsers nationalen Absonderns, daß die Deutschen am Ungläubigsten und Langsamsten sich zu den Kreuzzügen entschlossen, und die Auflösung besonders durch den zweiten Friedrich beförderten, welcher die Aufgabe wie ein profan politisches Geschäft betrieb.

5.

Die erste romantische Poesie.

Die Minnesänger.

Wenden wir uns nun von den innern Gesetzen zu dem, was sich in wirklicher Erscheinung außen bietet. Das tiefer liegende Adergeflecht ist im Vorigen aufgesucht, wie war nun Fleisch und Farbe beschaffen?

Was sind die nächsten Stoffe, das Terrain, der Ausdruck, womit diese Zeit eine Poesie ankündigt, und besonders eine deutsche?

Deutschland war noch waldbedeckt, feucht, noch von weiter, düstrer Einsamkeit durchschauert. Aus den Wäldern heraus hob sich hie und da ein Waldberg, von dem die Burg des Ritters leuchtete, ein üppiger grüner Wiesenplan lief auf einer andern Seite in den lispelnden Eichenforst, wo hohes Wild in stolzer Sicherheit vorübersetzte. Weiter abwärts in ein dunkles, blaues Thal lief ein schmaler Weg, unten am Thale herauf klang eine Glocke, es lag ein graues, festes Kloster da, ein Mönch stand einsam auf der Mauer, und sah in das waldesdunkele, schweigende Land. — Zehn Meilen davon, man hatte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu reiten, lag auf freiem, sanft aufsteigendem Plane eine große Abtei, von dort summten viele Glocken, rothe, römische Fahnen wehen von den Thürmen, es ist ein Heiligenfest, von weit, weit aus der Umgegend, denn das Land ist noch sehr leer gegen heute, kommen Kirchgänger. Der Ritter

mit seiner Liebsten auf einem hohen, schweren Thiere, sie sitzt hinter ihm auf der Kroupe des Pferdes, und weiß ihr Staatskleid sauber zu schützen; der Ritter ist arm, er hat kein eigen Pferd für sie, sein treuer Knappe schreitet nebenher, und da das Roß nur im Schritte geht, erzählt er der Herrin von Palästina, von der großen Messe auf dem Felde bei Antiochien, wo der Patriarch die Völker gesegnet habe, von dem Anblicke Jerusalems, vom alten Schloßherrn, der ihn mitgenommen habe in's gelobte Land. Der alte Schloßherr ist des Reiters Vater gewesen, der Knappe erzählt von der Schlacht bei Joppe am Meeresstrande, wie die fürchterlichen Sarazenen herangesauf't wären. Sie hatten Bärte, sagt er, wie Roßschweife, Augen wie feurige Räder, Säbel, so scharf, daß sie Steine durchhieben, und die Pferde waren so dünn und geschwind wie Spinnen und Drachen. Dort habe sich auch der Himmel verfinstert plötzlich, und es habe reines schwarzes Blut geregnet, und dort sei denn auch der selige Herr im Getümmel umgekommen, „der liebe Herr Christus sei seiner Seele gnädig!" Bei diesen Worten hält der Ritter sein Pferd an, Jeder schlägt ein Kreuz vor der Brust und betet ein Paternoster.

Auf den St. Georgentag im nächsten Jahre will der junge Ritter nach dem Rhein hinüber reiten, wo der Kaiser ein Hoflager halten und ein Kreuzheer sammeln werde. Er will auch mit hinaus und empfiehlt seiner Liebsten, das rothe Sammtkollet, was er heute trägt, gut im Stande zu halten, es stammt vom Großvater, auf daß er damit wieder zur Kirche reiten könne nach der Heimkehr, wenn der Herr nicht über ihn geböte. Die Liebste küßt ihn auf den Bart, sie weint nicht, obwohl sie ihn bis zum Vergehen liebt, sie blickt nach dem Himmel, nach der Fahne, die von der Abtei weht, und lispelt: „Herr, zu deinem Preise!" —

Mehr nach dem Norden hinauf, wo die Sachsen widerstrebend ihre alte Existenz aufgegeben haben, bietet sich ein anderes Bild. Der Wald ist dichter und rauher, der Wind streicht scharf, am Fuße eines langen Berges, auf dessen Gipfel ein schwarzes Schloß sich breitet, ist eine Ortschaft gelagert, die mit einer Mauer umgeben ist. Einige Pfeilschüsse davon, wo der Wald so finster ist, wie die eben regnerisch herabfallende Nacht, steht

eine Hütte, darin wohnt ein langgewachsener, alter Sachse mit seinem Weibe. Das graue Haar hängt ihm verwildert um den Kopf, er sitzt an einem Feuer, was mit großen Baumstücken genährt wird, ein kleines Stückchen Feld hat er rings um die Hütte her dem Waldboden abgewonnen; sein Weib, fast eben so lang wie er, mit eben so wirrem, grauem Haare, mit starken, tiefgegrabenen Formen und Zügen des Antlitzes, kauert an der Gluth, und kocht einen Trank aus Gerste. Beide schweigen; es vergeht eine Stunde nach der andern, die Nacht heult und peitscht draußen, und wirft Regen und Windstöße durch das schlecht verwahrte Haus. Plötzlich wird die Thür aufgerissen, und ein Paar Lanzenknechte treten mit barschem, kurzem Gruße herein, schütteln den Regen ab, und strecken sich rasselnd an's Feuer. „Habt Ihr wieder einen Strauß mit dem langen Rudolph drüben an der Aller?“ fragt der Wirth. Die Knechte nicken. „Sagt doch dem Grafen oben, die Krämer drüben im Oertchen würden täglich kecker, er sollte sie einmal wieder unterducken. Seit das kleine Volk hinter Mauern zusammenkriecht, wird man auf allen Seiten eingeengt.“ — Sei still, Alter, spricht die Frau, die alten Kaiser aus unserm Geschlechte haben angefangen die Ortschaften zu bauen, es muß was Bessres dran sein, als wir denken. — Die Thüre geht von Neuem auf, ein junger Mann, das Schießzeug und Horn um die Schultern, tritt ein, er hat sich auf der Jagd verirrt, er ist weit her, man kennt ihn nicht, aber es wird weiter nicht gefragt, er legt sich ebenfalls an's Feuer, und erhält seinen Theil am fertigen Tranke. Ist der verzehrt, dann rückt man zusammen, und die Alte erzählt von alten Zeiten, von der sächsischen Vorzeit, von Sagen und Wundern, von Riesen und Drachen; denn das schauerlichste Element, was im Norden Europa's seine Heimath hat, das ist am Ausführlichsten aus Skandinavien in den deutschen Norden eingebracht, und hat sich von dort aus verbreitet.

Dämmert der Morgen herauf, so klingt das Horn von den Bergen, der Ritter sprengt zur Jagd herab in den Forst, der Falke ruht auf der markigen Hand, noch verhüllend mit der Kappe bedeckt, das Fräulein reitet behende nebenher, die Leute folgen zu Fuß und zu Roß, die Meute bellt und jauchzt, der Wald klingt, das Leben hüpft frisch und geschwinde.

Zu derselben Zeit schreitet der Edelknabe einen steilen Burgeshang hinauf, oben im großen Erkerzimmer sitzt die frische Jungfrau, die große Chronik liegt vor ihr aufgeschlagen auf dem eichenen Tische, der Hauskaplan deutet ihr die Zeichen, erklärt die Geschichten von alter Begebenheit, das heißt: er hüllt sie noch tiefer in's Wunderbare. Manchmal sieht das blonde Mädchen durch's Fenster, oben schwebt ein Raubvogel durch die Luft, unten klimmt der Knabe, und über dem Ganzen glänzt eine goldene Morgensonne.

Zwei Thäler weiter leuchtet sie einem großen Gedinge, da haben sich die Bewohner der Gegend von weither versammelt, der Gaugraf kommt geritten, tritt unter sie, hält ein Gericht und spricht Recht nach dem herkömmlichen Brauche und dem guten Gewissen.

Bei den Schriftstellern der Alten finden wir keine Naturschilderung, die Natur ist noch ein ungetrenntes Ganze mit dem Menschen, hier in der Romantik stellt sie sich Anfangs auch noch unter die Menschen, und erst später gegenüber. — Der offizielle alte Zauberbaum des Mittelalters ist die Linde, sie säuselt Ahnung und Weissagung, bei ihr plätschert der Brunnen, ihr Duft verwirrt und schwellt die Jungfrau, die Linde ist das Wappen der Minnelieder.

Von schlimmerer Bedeutung, ein schlimmeres Verhängniß ist die Weide, der graue unscheinbare Baum, er ist der natürliche Galgen, an ihn hängt man den Uebelthäter. Im Wasser wohnt die Nixe mit schönem, langem Haare, sie weissagt, sie verlockt. Der Klee ist ein heilig Zeichen, die Dreifaltigkeit ist in seinen drei Blättern angedeutet. Von den Thieren ist der stete poetische Begleiter des Menschen das Pferd, darum hebt es die Sage oft so bedeutungsvoll wie einen Pair neben den Menschen: Dietrich von Bern sehen wir auf seinem „Falke" den schlimmen Wittich verfolgen, aber Wittichs „Schemming" ist noch schneller, ist nicht zu erreichen, setzt endlich in's Meer und bringt seinen Herrn zum Meerweibe Wachild in Sicherheit, denn Dietrich muß seinen Falke umwenden, als die Welle über den Sattelbogen hinwegspült.

Diese Züge, und besonders das Schicksal des Rosses „Bayart" in den Haymonskindern hat Rosenkranz mit schönem poetischen

Gefühle herausgehoben: Man hängt dem wackern Bayart Mühlsteine um, er soll im Rheine untergehn, er arbeitet sich aber immer wieder über die Rheinwellen empor, und blickt zärtlich nach seinem Herrn; „um dem Jammer ein Ende zu machen," muß sich dieser abwenden, da erst versinkt Bayart. Rührt der arme, wackere Bayart nicht mit der traurigsten Melancholie?

Zu diesem nächsten Terrain und dessen Interessen kam der blaue, prächtige Blick nach dem Morgenlande; wie viel Geheimnißvolles, Wunderbares enthielt er! Diamanten, fabelhafte Steine, Blumen, Stoffe, Orte und Wesen blitzten da! Wie viel Zauber liegt in dem Momente jener Jugend: eine naive Zeit, die noch nichts kennt, keine Geographie, keine Chemie, der alles Neue wunderbar ist! Wenn wir das in nachgemachter Romantik auch hervorbringen wollten, so fehlte uns eben nichts, als jene Kleinigkeit Naivetät, wir wollten den Reiz des Wunderbaren mit gleichen Mitteln in einer Zeit hervorbringen, welche schon die Bestandtheile der Wunder kennt. Die Bildung, zu welcher ein Zeitalter gekommen, ist auch die Enttäuschung. Die erste romantische Poesie kommt mit der Morgensonne, vertheilt sich unsichtbar am Himmel und unter die Sträucher und Herzen, und kehrt erst wieder ein, wenn die Abendsonne gesunken ist. In der Dämmerung liegen ihre Wunder und ihre Reize; das haben die Obscuranten zu ihrem Vortheile ausgebeutet und künstlich erzeugt. Aber die wahre Dämmerung, welche romantisch wunderbar wirkt, ist das Morgen- und Abendgrau einer Zeit, die mit neuen, nur geahnten Figuren nahe tritt — Vergangenes und Zukünftiges wird mit unsicheren Strahlen beleuchtet und gebreitet, dadurch mit Räthsel und zauberischer Möglichkeit übergossen. Das Vergangene nackt und ohne täuschenden Beleuchtungsstrahl von heut oder morgen ist auf jenem mittelalterlich-romantischen Standpunkte nur eine Merkwürdigkeit oder eine Wissenschaft, aber keine Poesie. Das modern-Romantische mag hierfür schon ein anderes Verhältniß finden; aber das Morgende ohne Beleuchtung des Gestrigen, ohne den Dämmerduft des gestrigen Abends ist auch heute nur Spekulation.

Man horchte und lugte nach dem Morgenlande, wie man Auge und Ohr nach einem Zauberreiche hinwendet, von dem man in der Kindheit gehört hat. Und auch als die Verbindung

mit dem Oriente abgebrochen war, gab diese Erinnerung eine reichste Welt, wie denn die Poesie der Vergangenheit immer größere Macht übt, weil sie blos Platz braucht, nicht so vorzugsweise eine Fähigkeit, um genossen zu werden; denn die Fertigkeit und Rundung der Welt sorgt dafür, daß alles Geschehene in einer gefügten Erscheinung sich darstellt. Gott selbst giebt unserer Vorstellung das Vergangene, aber wir selbst müssen ihr die Gegenwart bilden, und gar die Zukunft erfinden, deshalb ist in aller Vergangenheit die Gottheit mächtiger, und somit die Poesie ein Widerschein derselben.

So blieb das Hinlugen und Horchen nach dem Oriente eine stets poetisch klingende Saite des Mittelalters Jahrhunderte lang.

Die Reisenden haben sie uns oft zerrissen, weil sie uns die geheimnißvolle Ueberlieferung nahmen und die Wissenschaft dafür gaben.

Damals hieß es, die Sonne Indiens sei zehnmal so groß als die unsrige, da schimmerten in allen Schluchten wunderkräftige Edelsteine, Quellen strömten Oel und reines Gold, der Paradonbaum mit fünfzehn Wurzeln zieht Alles magnetisch an sich, es giebt Greife, in denen Löwe und Adler zusammengewachsen sind, das Thier Krotatos spricht wie der Mensch, mit dem Horne des Einhorns erprobt man, ob die Jungfrau unschuldig ist, die Menschen werden mehrere hundert Jahre alt, es giebt Pygmäen, die nur anderthalb Ellen hoch sind, und sich in das eigene Haar kleiden, Menschen mit Hundsköpfen, mit sehr breiten Gänsefüßen, die sich bei der Hitze auf den Rücken legen und die Füße als Sonnenschirm gebrauchen; das Meer ist mitunter dick wie Lebermuß, der Magnetberg zieht allen Schiffen das Eisen aus — —

Gießt nun über alles das den heiligen Schauer einer jungfräulichen Religion, welche eben erst lebendig eingekehrt ist und aus dem wunderreichen Oriente stammt, welche jungen Völkern viel weniger im Gedankendogma, als im unbeherrschlich Wunderbaren schwebt, und Ihr werdet das Terrain und den Stoff und den Odem jener ersten romantischen Poesie vor Euch sehen.

Um einen Blick in das bevölkerte Wunderreich zu werfen, in welchem das Christenthum schwebte, genügt es, auf eine Sage vom Mittelpunkte derselben, vom Kreuze Christi, hinzudeuten. Man fragte: wo ist das Holz dieses geheiligten Instrumentes

hergekommen? Und es hieß: Adam litt am Podagra und schickte seinen Sohn ins Paradies, um den Schößling eines antirheumatischen Baumes zu holen. Daraus ward ein Baum, der zum Tempelbaue nach Jerusalem kam, aber liegen blieb, späterhin in einer Schaafschwemme gefunden und zum Kreuze Christi verwendet wurde.

Die Träger dieser Zeit, welche solch eine Welt mit allem Stoffe und Bezugnisse zu einer poetischen Erscheinung verdichteten, werden Minnesänger genannt. Alles war jung und morgenfrisch, Alles klang und schimmerte, das ganze und beste Bewußtsein dieser Zeit war also eine Poesie, ein Auf- und Abwogen in Vers und Reim. Die erklärende Prosa fehlte gänzlich, man war nur hingegeben, man dichtete nur zusammen, ohne zu deuten. Die Ersten des Volkes, Kaiser und Könige, Fürsten und Herren standen an der Spitze; die liebende Versenkung, das Spiel des Herzens, was man Minne hieß, war der Mittelpunkt von alledem, aller Werth und Reiz des Lebens ward darin gesucht.

Dies äußerliche Heraustreten der Minnesänger entstand natürlich nicht durch ein einzelnes Ereigniß, sondern ergab sich aus allgemeiner Bedingung. Aber man erzählt gern einen besondern Einschnitt: Kaiser Friedrich der Erste, Barbarossa, hat im Jahre 1154 zu Turin eine Zusammenkunft mit Raymund Berengar dem Zweiten, Grafen von Provence; da wimmelt es am Hoflager von Troubadours, die Zithern und Gesänge erfüllen den Tag und die Nacht. Friedrich selbst hatte Kenntniß und Uebung des Gesanges schon von Hause mitgebracht, aber dieser allgemeine Sinn übte den Zauber auch auf ihn, und einen elektrischen auf die deutsche Umgebung, welche einen unauslöschlichen Eindruck davon mit zurückbrachte.

Frankreich ward durch seine Lage und seine glücklich zusammengestellten Völkerschaften das Land, in welchem sich die Mannigfaltigkeit und der Glanz einer neuen Weltepoche am früh'sten und stärksten ausdrücken mochte; eine starke Einwirkung auf unser Vaterland darf durchaus nicht geläugnet werden, besonders da unter den Hohenstauffen auch Burgund wieder eng an Deutsch-

land geschmiegt wurde. Aber eine direkte Ueberlieferung fand nicht statt.

Das eigentliche Gallien war freilich ein trocknes, prosaisches Land, ohne Sage, ohne innere Welt, und der Leib dieses Galliens ist wohl auch den Franzosen bis heute erhalten, ihre rhetorische Phrase ohne innere Welt, welche sie bis heute mit sich getragen, ist ihre Verwandtschaft mit dem trockenen Rom, mit den römischen Galliern. Aber in ihrem Nordwest siedelten die reichen Normannen eine reiche Welt an, unter ihnen fußten sinnige Bretonen und schufen die Bretagne, so ward ihnen eine schöne Ablagerung des nordischen sagenreichen Lebens. Dieser Theil Europa's bildete denn auch bald eine Dichterschule von dem gediegensten Werthe, deren Einfluß auf europäische Literatur von schwerster Tiefe und von größtem Umfange geworden ist. Man nennt jene Dichter Trouveren. Bei ihnen war die Werkstatt, wo die keltischen, bretonischen, morgenländischen und gnostisch-christlichen Sagen in eine bunte Befruchtung geriethen. Somit, zum Theil aus ihren Herzen, stammt König Artus mit seinen Paladinen, stammt der Gral, ja sogar ein Haupttheil der Karlssage aus jener Gegend, denn so sehr Karl der Große vorherrschend deutsch war, so sehr nimmt ihn doch Frankreich in Anspruch, und seiner Verherrlichung in Sage und Gesang hat es sich am Frühesten angenommen. Der wunderliche Turpinus, welcher ein Bischof von Paris heißt, soll im elften Jahrhunderte die Karlssagen, Galfred Artur, Geistlicher zu Monmouth und dann zu Asaph, soll im zwölften die seines Namensverwandten Artus gesammelt haben. Die alten Meister Hvistace, Gasse, besonders Chrétien von Troyes, gehören in diesen erst normännisch-britisch, dann mehr französisch werdenden Bereich. Hier bildet sich zuerst der eigentliche Ritterroman, und es werden als erste Romanhelden König Perceforest und der Graf von Blois, Partenoper genannt, wo denn viel Zauberei und griechische Prinzessinnen spielen. Das Hauptwerk dieser Richtung ist der Roman von der Rose, dessen Verfasser Wilhelm von Lorris.

Kurz, dieser Hauptstock germanischer Poesie, der nordfranzösische, der am Schnellsten, obwohl am Reichsten durch Dichtungswälder in die behagliche Fläche des wirklichen Lebens kam, der sogar sehr bald die Memoiren gewann, welche im Poetischen

als Fabliaux vortreten, und aus diesem schalkhaften Ausdrucke zur ganzen heitern Dichtung sich verklären, dieser nordfranzösische Kreis war der poetische Segen Frankreichs, und hat die fruchtbarste Einwirkung auf die deutschen Minnesänger geäußert.

Jedenfalls eine viel tiefere, als es den Troubadours möglich war, die im südlichen Frankreich ihr Wesen trieben, und im Aeußerlichen, als förmlicher Orden, unsern Minnesängern allerdings ein unmittelbares Vorbild waren.

Die südlichen Staaten Frankreichs hatten früher nach Spanien und Italien hinüber einen ganz andern Verband, als der spätere Zustand im Aeußeren darlegt. Die gothischen Schaaren, welche Athaulph aus Italien herausgeführt, hatten sich ein Lager im südlichen Becken Frankreichs und im nordöstlichen Spaniens gebildet; was Ludwig XIV. später einmal als Bonmot ausgab, das war damals eine Thatsache: „die Pyrenäen existirten nicht mehr.“ Solch eine Verbindung löscht nie ganz aus. Sie war auch die Furth, durch welche die Araber hereindrangen, und, so viel jetzt widersprochen wird, einen großen Einfluß zurückließen. Unter Berengar, ums Jahr 1100 fand eine völlige Verbindung dieser Länder mit Catalonien statt, das Reich ging von Arles bis Barcelona, die Sprache war gleich, und das Limosinische (Limoges) oder Provençalische war eine nationale Macht. Eine Zeitlang, besonders unter dem toleranten Abdorrhamen war die Vermischung mit Arabern so groß gewesen, daß Johann von Sevilla einen Commentar zur Bibel arabisch geschrieben hatte. Besonders ist jener Mysticismus der Liebe, in welchen die Mauren ihre Zärtlichkeit hüllten, ein deutlicher Bestandtheil des Troubadourdogma's geworden. Das erhielt seine selbstständige Befeuerung, als die christliche Begeisterung darüber gegossen wurde, ganze Heere französischer Ritter zogen über die Pyrenäen, und als ein Hauptaufschwung wird angeführt, da sie mit Alphons VI. Toledo erobert hatten. In Clermont d'Auvergne war das zweite große Concilium nach dem von Piacenza, und dort wurde in dieser Sprache vom Oc zum Kreuzzuge gepredigt. Das französische Element war so stark, daß man später auf den lateinischen Thronen zu Constantinopel und Jerusalem die französischen Geschlechter fand, und hier mitten aus

der Provence nennt die Geschichte zwei Hauptführer: Raymund von Toulouse und Wilhelm IX. von Aquitanien.

In diesem Lande nun bildete sich speciell die Lebenspoesie zu einem bis in's Detail ausgebildeten Orden. El glai saber, die fröhliche Kunst, ward er genannt, Liebeshöfe wurden gehalten, das ganze Leben ward ein lustiger Karneval.

Die Aeußerung dieses singlustigen Treibens sonderte sich in drei große Abtheilungen, in Minnelieder, Sirventes und Tençons.

Die Minnelieder, die eigentlichen chansons, welcher Name den Franzosen verblieben ist, haben es mit der Liebe und allen Nüancen derselben zu thun. Die Sirventes dehnen sich über das ganze damalige Leben aus, nur die Tençons sind Wettgesänge der Dichter.

Lais', Soulas' und ähnliche Bezeichnungen schattiren noch weiter.

Das Hauptinteresse der Zeit waren die Aeußerungen dieser Poesie, welche sich mit ihren Gesetzen bis in allen Verkehr drängten, welche zu großen Festen und Turnieren vereinigten. Dieser berühmten Dichtungsepoche fehlte es indessen an einem höhern, poetischen Gehalte, es bewegte sich Alles um einen schmeichlerischen Wohllaut der Sprache, um ein Spiel der alltäglichen Phantasie und des Verstandes. Ein wirkliches starkes Interesse, der Albigenserkrieg, unterdrückte denn auch diese blos „fröhliche Kunst." Zwar versuchte es besonders noch Toulouse durch Gründung officieller Spiele der Art, der sogenannten Blumenspiele, jeux floraux, wo goldne Veilchen ausgetheilt wurden, diese Epoche fortzuführen, aber es gelang nicht. Das bloße Handwerk hat sie in den „Jongleurs," Bastarden der Troubadours, noch eine Zeitlang betrieben und sie mit allerlei possenhafter Nebenfarce gefristet, natürlich aber um so unwiederbringlicher dadurch zu Grunde gerichtet.

Die Sprache hat sich lange als Volkssprache von Piemont bis Murcia und auf die Inseln in verwandten Dialekten fortgeführt, ja, in Aragonien schrieb man bis in die neue Zeit herunter die Regierungsurkunden provençalisch. Aber die Gebildeten verstanden sich frühzeitig gegenseits nicht mehr darin,

dort verschlang sie das Kastilische, hier das Französische und Italienische.

Dieser wunderbare Taumel der Troubadours heischt aber eine Erwähnung, weil der Ruf desselben sich über die damalige Welt verbreitet und vielfachen Anlaß gegeben hatte, für einzelne Sitten des Ritterthums, des Umgangs und Ausdruckes. Die Galanterie, welche von dorther datirt, war kein unwichtiges Wort.

Man kann aber ziemlich fest darauf beruhen, daß die Einwirkung auf die deutsche Literatur nur jene äußerliche eines Eindrucks, einer Anregung war, wie ihn Barbarossa mit seinen Rittern zu Turin empfing, wie er als Windstoß eines Zeitalters geflogen kam, und das allgemeine Dichtungstreiben, was Minnegesang heißt, gründen half, oder ihm wenigstens eine halb officielle Beförderung gab. Den Hauch der Galanterie und den Trieb der Wendung, so wie die einzelne Form ausgenommen, hat er uns nichts gebracht. Wirklichen Stoff und Inhalt hatte er selbst nicht; und das ist ihm freilich nachgemacht worden. Die Gelegenheit, das Lied, als Ausdruck augenblicklicher Empfindung waren nur seine Sache, ein Vogel auf Noten gesetzt. Die Lyrik aber wird am Wenigsten nachgeahmt, sie ist eben die eigene Persönlichkeit des Gesanges, sie nistet nur im vaterländischen Gesange.

Das aber soll nicht geläugnet sein, die Troubadours haben leichtlich die Nachtigall unsrer Heimath geweckt.

Dieß ist unser Frühling der Minnesänger, welcher in unsrer Literatur so lockend klingt. Fast jeder Minnesänger führte neben dieser und jener epischen That seine Waidtasche voll Lieder mit sich.

Der stolzeste Name unter ihnen, und einer, der auch mit zu den ältesten gehört, der ausgebildetste Abdruck des Mittelalters, mit Uebertreibung, Schwäche und Schönheit desselben ist — Wolfram von Eschenbach, Dichter des Titurel, wenigstens eines Theils desselben, des Parcival und manches sinnigen Liedes.

Zeitgenosse und Rival war ihm Heinrich von Ofterdingen, einer von denen, welchen die Fassung des Nibelungenliedes zugeschrieben wird, und mit größerer Sicherheit „der König Laurin." Man macht ihn zu einem Bürger von Eisenach und giebt ihm eine Hauptrolle in dem sogenannten Sängerkriege auf Wartburg, wo demjenigen der Tod drohte, welcher sich in

Gesang und augenblicklicher Sangeslösung übertreffen ließe. Er soll das erstemal unterlegen und nur durch das Einschreiten der schönen Landgräfin Sophie gerettet worden sein. Dann wäre er nach Siebenbürgen gezogen, und hätte sich den berühmten Klinsor von Ungerland, der wie ein Magier geschildert wird, zum Schiedsrichter geholt, und nun sei Alles vortrefflich abgelaufen, Stempfel, der Stöcker von Eisenach, habe nichts zu thun bekommeu.

Wie viel davon rein historisch sei, ist schwer zu sagen, etwas Aehnliches mag wohl vorgefallen sein; wenigstens ist sicher, daß am Hofe des Landgrafen von Thüringen die schöne Sangeskunst mit eben so viel Eifer und Auszeichnung gepflegt wurde, als am Hoflager der Hohenstauffischen Kaiser, und am Hofe der Babenberger zu Wien, daß es ferner an Wettkämpfen, an den deutschen Tençons auch nicht gefehlt habe. Was die Literatur anbetrifft, welche für den „Singerkric uf Wartburc" ausgegeben wird, so enthält sie zumeist ein mystisches Räthselspiel und mystische Lösung, was mit Verherrlichung des thüringischen Fürsten und des Babenbergers von Seiten Ofterdingens abwechselt.

Der hierbei vorkommende, vielleicht fabelhafte Klinsor hat auch seine Stimmen gefunden als Bearbeiter der Nibelungen, bis denn in neuerer Zeit all diese guten Wünsche und Vermuthungen durch Lachmann auseinandergeschoben sind, welcher uns den Verfasser des Nibelungenliedes, wie einst Wolf den Homer, in Rhapsodieen auflöst, die gesammelt und vereinigt worden seien.

Jene beiden berühmten Minnesänger gehören in den ersten Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, man giebt rund das Jahr 1200 für sie an. Als älteste Minnesänger werden Heinrich von Veldeck, ein Niederdeutscher, der um 1180 am Clever und Thüringischen Hofe sang, und Hartmann von der Aue, wahrscheinlich ein Franke, Verfasser des Iwain und des armen Heinrichs, genannt.

Besonders Heinrich von Veldeck, Verfasser der „Eneit" und vieler Minnelieder, ein Westphale, wird als erster Ahn der Minnesänger herausgehoben. Früher schrieb man ihm auch das Gedicht „Herzog Ernst" zu, gab es dann aber nur für eine Ueberarbeitung des Veldeckschen aus.

An Eschenbach und Ofterdingen schließt sich in bestem Ruhme an Gottfried von Straßburg, wahrscheinlich früher ein Mönch, Verfasser des berühmten Gedichts „Tristan und Isolde" und vieler Minnelieder, die zu den schönsten gerechnet werden. Er gehört ebenfalls noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

In die zweite Hälfte fällt Konrad von Würzburg, Verfasser des trojanischen Kriegs, des „Gedichts auf die heilige Jungfrau," „der güldenen Schmiede" und vieler Lieder. Eben dahin Rudolph von Emse oder von Hohenems, der in Welschland um 1254 stirbt, wahrscheinlich im Gefolge Kaiser Konrad IV, des vorletzten Hohenstauffen. Von ihm ist das berühmte „Barlaam und Josaphat," und die Universalchronik.

Sein Zeitgenosse war „der Stricker," welcher einen Ritterroman von Karl dem Großen, und dem schwänkereichen Pfaffen Amis geschrieben hat.

Ein eigenthümlich Buch hat Ulrich von Lichtenstein, der auch in's dreizehnte Jahrhundert gehört, in seinem „Frauendienst" hinterlassen. Vielleicht ist es nur seine ausgeschmückte Lebensgeschichte, worin er ein zusammenhängendes Bild des damaligen, erkünstelten Lebens giebt. —

Fragt man nach denjenigen Minnesängern, welche nur durch das Lied sich vorgethan haben, so zeichnet sich besonders aus Walther von der Vogelweide, aus einer alten Familie im Thurgau, der schon 1190 zu dichten beginnt, ferner Reinmar der Alte, Nithart, Kürnberger, Dietmar von Ast, Otto von Botenlaube (ein Graf von Henneberg), Konrad von Hirchberg, Kaiser Heinrich VI, König Wenzel von Böhmen, Heinrich von Morungen, Walter von Metz, und aus dem vierzehnten Jahrhunderte der Tannhäuser, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Meister Hadloub aus Zürich, besonders Heinrich von Missen, „der Frouwenlaub" genannt, der schon 1317 stirbt.

Die Namen gehen noch seitenlang fort und erinnern in Fülle an die Almanache heutiger Zeit. Die Hauptsammlung derselben ist der Manessische Kodex, sogenannt vom Züricher Rathsherrn Rüd'ger von Manesse, der ihn zusammengesucht hat. Es sind 136 Minnesänger darin, eine sehr achtungswürdige Zahl. Merk-

würdig genug haben wir Deutsche keine Ausgabe davon, sondern warten ihrer noch immer; denn der schöne pergamentene Koder ist im dreißigjährigen Kriege nach Paris gekommen und dort verblieben. Von Hagen ist jetzt mit einer Ausgabe beschäftigt. Darin findet sich auch der Wartburgkrieg. Kleinere Sammlungen sind noch ungedruckt im Kloster Weingarten, in Heidelberg, Jena, Würzburg und die reichste, aber meist aus späterer Zeit, in Colmar.

Natürlich ist es mit jener Blüthenepoche ergangen, wie wir es jeden Frühling an der Baumblüthe beobachten: gar Vieles fällt ab und wird zertreten, und war doch nicht schlechter, als was zur Frucht reift. Manches Volkslied, manche eigentlichen Volksdichter, die man „fahrende Leute" oder „kunstlos Gehrende" hieß, und über deren plumpen Ausdruck der Meistersänger oft klagt, sind verdorben, zertreten. Indeß, was darüber auch geklagt und gesagt werde, das eigentliche Volk war noch nicht gar so betheiligt, das poetische Bewußtseyn war mehr oder minder das Ergebniß einer Bildung, die sich aus dem jungen Gesammteuropa ergab, die aus einer gebildeten Versenkung in das neue Glaubensgebiet erwuchs.

So ist Form und Maaß der lyrischen Dichtung großentheils den Troubadours entlehnt. Die Meisterorden und Singschulen haben alle Regelüberlieferung sorgfältig aufgenommen, und diese Meisterorden erweisen sich von Tag zu Tage älter, als man früher geglaubt. Früher nämlich theilte man streng Minnesänger von Meistersängern, man sagte: der Meistergesang tritt ein — und zwar frühestens — mit Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo Frauenlob und Regenbogen zu Mainz die erste Gesangsschule stifteten, wo der eigentliche freie Minnedrang aufhört, und man die spärlicheren Tropfen in besonderem Gefäße auffängt, wo man Ausdruck und Maaß auf's Strengste ordnet, damit die Ordnung für den mangelnden Ueberfluß entschädige.

Das Hauptsächlichste der Eintheilung kann beibehalten werden; denn der sogenannte Meistergesang im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, die Grummeternbte des Mittelalters, flüchtete sich in das Pedantische der Reimerei, um einen Halt zu haben, weil ihm der Inhalt gebrach.

Aber jene Singschulen und Meistergesetze, die vielfach mit

den Formgesetzen der Troubadours zusammenhingen, gehen in Wahrheit bis in die beste Zeit des Minnegesanges zurück. —

Es ist nun zu versuchen, wie man in einer gewissen Folge sich dieser poetischen Thaten des Mittelalters auch in der Nähe mehr versichert, und der passendste Gang scheint folgender:

1) der gothische Dichtungskreis, wie er vom Mittelalter aufgenommen und gefaßt wird.

2) Der Kreis Karls des Großen.

3) Der Artus'sche Kreis, wohinein die Sagen vom Gral zu ziehen sind.

4) Gedichte über einzelne historische Personen und einzelne poetische Erzählungen.

5) Der Kreis der antiken Götter= und Heldensage.

6) Der Kreis des direkt Religiosen.

6.

Das Nibelungenlied und das Heldenbuch.

Darin ist der gothische Kreis umspannt mit alle dem, was fränkisch-burgundisch, nordisch-sächsisch und longobardisch daran reicht.

Die alte Heldensage ist wie ein unterirdisch Gewässer unter den wüsten Jahrhunderten Deutschlands fortgesickert, hier und da als ein breiter Quellenstrahl aufgesprungen, vom Volke oder einem Einzelnen betrachtet, genossen worden, wer weiß es! und jetzt, wo sich eigentlich der höhere Sinn des Mittelalters nach ganz anderen Interessen, Motiven und Verknüpfungen hinwendet, macht sie sich plötzlich mitgeltend. Sie hat nichts von all' den dialektischen, verhüllenden Wendungen, welche das Mittelalter sucht, und dennoch erzwingt sie sich Gehör, Achtung und Sammlung.

So sind ihre verschiedenen Bäche zu Hauptströmen geworden, besonders zu einem Hauptstrome, dem Nibelungenliede, und Niemand weiß die Art und Weise genau anzugeben. Da liegt es vor uns, das Wunder unserer Nation, von dessen Boden uns wohl anderthalbtausend Jahre scheiden.

Zuverläßig ist von den alten Stoffen auch noch Vieles für uns verloren, wie namentlich aus der Wilkina Saga zu ersehen ist. Unter dieser Wilkina Saga versteht man eine Sammlung von Heldensagen, welche, etwa im dreizehnten Jahrhunderte, in nordische Prosa aufgelös't und solchergestalt überliefert sind. Daraus ergibt sich denn, daß uns Manches fehlt.

Bei Eintheilung und Wiedergeben dieses alten poetischen Kreises schließt man sich am besten oft an Rosenkranz, der mit schönster Wärme sich diesen Stoffen hingegeben und sie schon darum am Anziehendsten geschildert hat. Leider gehört seine Geschichte unseres poetischen Mittelalters nicht zu denjenigen Schriften, welche er so reif und besonnen abgefaßt wie manche andere, eine Ueberschwenglichkeit, und man möchte sagen: eine schwärmerische Dialektik und Klassifikation läßt ihn mancher unschuldigen Erscheinung tiefe Absicht unterlegen, kurz, läßt ihn eintheilend übertreiben. Aber die schönste Wärme und die dichterischste Kombination bleibt doch so weit übrig, daß er noch immer ein richtigerer Führer ist als anderes besonnene, aber nüchterne Raisonnement.

Man theilt diesen Kreis, allerdings mit einiger Willkür, in die „deutsche Iliade" und die „deutsche Odyssee." Diesem Belieben fügt man sich, weil die Uebersicht erleichtert wird, wenn auch die aus anderem Verhältniß genommene Vergleichung stets etwas Mißliches behält, und doppelt mißlich wird, sobald sie gar eine Art und Eintheilung bestimmen soll.

Alle Sagen, welche mit Sigfrid beginnen, die Amelungischen Kreise durchziehen, die Burgunder berühren, und endlich in das große, schwarze Bett des Nibelungensee's fallen, umschließt man durch den allgemeinen Ausdruck der „deutschen Iliade."

1.

Hörnen Sigfrid.

Mit dieser Jugendgeschichte Sigfrid's beginnt dieser Cyklus. Sie ist nur als alter Meistergesang vorhanden. Sigfrid, dies Ideal eines jungen, nordischen Helden, welcher schon in der Edda als Sigurd figurirt, kann von seinem Vater, Sigmund, König in Niederland, nicht mehr gezähmt werden, er stürmt in die Welt hinaus, den Rhein aufwärts, erschlägt den Drachen Faner, badet sich in dessen Blute, wird dadurch fest (hörnen) und erwirbt den Schatz des Zwergkönigs Niblung.

Ziemlich übereinstimmend bildet dies auch den Eingang zu dem Nibelungenliede, wie es bei uns jetzt sich bietet.

Hier schließt sich indessen schon ein wahrscheinlich nur verwandtes zweites Lied an: Wir sehen Chrimhild, Tochter des Königs Gibech von Worms, tief in einem Steingeklüfte, wohin sie ein Drache entführt hat. Sigfrid dringt zu ihr, tödtet den Drachen und führt sie fort. Dafür wird ihm sein früher Tod und die daraus folgende Rache geweissagt, welches bekanntlich die Hauptstoffe des Nibelungenliedes sind. Als er auf dem Wege nach Worms mit ihr an den Rhein kommt, schüttet er den eroberten Schatz in den Strom, was soll er helfen bei dem einmal geweissagten Untergange? — In Worms heirathet er Chrimhild, und wird bald darauf im Odenwalde am Waldbrunnen von Hagen erstochen. Wegen des übrigen Verlaufes wird auf ein ander Gedicht verwiesen.

Dies ist, wie gesagt, mit einiger Veränderung, diejenige Sage, welche das Nibelungenlied nach der jetzigen Zusammenstellung einleitet. Wir gehen nun von dieser flüchtigen Schilderung des jungen nordischen Recken, der den naiven unerschütterlichen Jugendmuth darstellt, zu dem Hauptbilde des südlichen Kreises, des Amelungenhauptes, zu Dietrich von Bern. Dies ist der männliche Held, dem weniger das isolirte Abenteuer, nicht die Liebe und der jähe Tod beschieden, welchem vielmehr ein arbeitseliges Ringen um einen großen Zweck aufgegeben ist. Wenn Sigfrid ziemlich einsam erscheint, wenn Keiner als sein Freund, im eminenten Sinne dieses Worts, nur sein Weib als seine innige Vertraute genannt werden kann, und wenn er nur um seinen Ruhm und um seine Liebe kämpft, so tritt Dietrich an der Spitze einer großen waffengeübten Heldenschaar auf, und streitet für sein Recht. Immer ist er der Angegriffene, nie der Angreifende. Diese Stellung giebt ihm eine Besonnenheit, welche nur allmählig zum Aeußersten übergeht, und durch innere Haltung der ihm inwohnenden ungeheuren Kraft beständig gebietet.

Die Sage schreibt ihm einen verzehrenden Zornesodem bei. Neben ihm steht Hildebrand, der alte Waffenmeister, sein Erzieher, der „Weltkundige." Wie bei Sigfrid Worms ist hier Verona (Bern) der Mittelpunkt. Etzels Hof in Ungarn ist Dietrichs Anhalt, so wie er für die Burgunder ein Ziel wird.

Unter den Dichtungen nun, welche sich mit Dietrichs Jugend-

zeit beschäftigen, reihen sich folgende in den großen Cyklus, welcher allmählig in das Nibelungenlied hineinführt, und schließen sich somit in weitem Bogen mit Nro. 1 „Hörnen Sigfrid" zusammen.

2.

Ecke's Ausfahrt.

Eck, sein Bruder Fasold und Ebenrot hüten zu Kölln am Rhein drei Jungfrauen, welche durchaus Dietrich von Bern sehen wollen. Eck macht sich auf darnach. „Aus dem Geschlecht der Riesen reitet er nicht, er würde das Pferd erdrücken, aber gerüstet in Otnits Stahlrüstung mit goldenen Ringen, die von Zwergen aus arabischem Golde gewirkt und in Drachenblut gehärtet sind, tritt er wie ein Leu in den Tann. Fern hört man es aus dem Walde klingen wie Glocken, wenn die Aeste seinen Helm berühren. Bei dem Hall wacht das Gewild auf mit mannigfachen Stimmen und flieht, doch von manchem Thiere wird ihm nachgesehen. In der Nacht findet er Dietrich, der kampfmüde ist. Beide legen sich nach einander zum Schlaf, und einer bewacht den andern. Wie die Vögel den Tag ansingen, beginnt der Kampf. Das Feuer, aus den Helmen springend, entzündet rings die Aeste, daß ein Rauch über den Streitenden aufsteigt. Die Gewandheit des christlichen Helden siegt endlich über den ungefügen Riesen, der, heidnisch gesinnt, den Teufel zum Helfer haben will, und der doch auch wieder eine schöne und treuherzige Gesinnung zeigt; ja, er sagt selber dem Dietrich, auf welche Weise allein er getroffen werden könne — daß jener, wie er ihn getödtet, ausruft: „Ich habe mehr verloren zu dieser Stunde, denn gewonnen!"

Dietrich kommt endlich nach Kölln und befreit die Jungfrauen von dem Riesen.

3.

Der kleine Rosengarten,

oder der Zwerg Laurin. Die Welt der Zwerge, schimmernd und prahlend und im Grunde doch hohl, stellt sich hierin dar. Ihr gegenüber erscheint die Gediegenheit der gothischen Helden im schönsten Lichte. — Jungfrau Similb ist vom Zwerge Laurin ihrer Schönheit wegen geraubt worden. Die Amelungen suchen sie, und finden einen Rosengarten, der nur von einem Faden umgrenzt ist. Wittich, einer von ihnen, haut darein, grimmig erscheint Laurin, bekämpft und besiegt Wittich. Jetzt macht sich Dietrich daran, überwältigt ihn, erzwingt die Versicherung, daß Similb hier sei, und freigegeben werden solle. Man zieht nach dem unterirdischen Reiche, Wittich voll Mißtrauen. „Die Ritter lassen ihre Pferde außen im Klee; Laurin zieht vor einem Felsen an der Schelle," er öffnet sich, ein prächtiger Saal erscheint —

„Viel manche Vögel lieblich sangen,
Viel manche Saiten süß erklangen,
Viel mancher Posaunen lauter Schall
Sprang durch des reichen Königs Saal."

Hier wohnt nur Laurin's Neffe, den andern Tag geht's zu Laurin selber, wo sie der größte Pomp empfängt. Similb erscheint zu großer Freude. Aber nun läßt Laurin die Helden blenden, einschläfern, und ein Riese hängt sie in finsterem Gewölbe an eine eiserne Stange. Als Dietrich erwacht, erwacht mit ihm sein Zorn, und der Odem seines Zorns schmilzt die Bande. Er befreit die Uebrigen. Similb bringt Ringe, welche den Zauber der Blendung heben. Nun beginnt der entsetzliche Kampf mit Zwergen und Riesen, welche von den Amelungen besiegt und erschlagen werden. Laurin wird gefangen, und „wird als Gaukler fortgeführt, an der grünen Linde vorüber, wo er Similb geraubt hat".

4.

Etzel's Hofhaltung.

Dies ist ein späteres Gedicht, was an den Kreis der Tafelrunde erinnert. Es findet sich aber mit in der späteren Bearbeitung Caspar's von der Rön, welche v. d. Hagen und Primisser herausgegeben.

Selde, eine schöne Jungfrau, deren Name Wonne und Heil bedeutet, wird von einem wüsten Jäger, dem wilden Wunderer verfolgt, und sucht Hülfe bei König Etzel. Dietrich wird ihr Kämpfer, sie giebt ihm einen Segen der Unverwundbarkeit, er beginnt mit dem wilden Wunderer einen furchtbaren Kampf, und siegt. Frau Selde dankt und verschwindet.

Daran schließen sich die Gedichte, welche die Entzweiung Dietrichs mit seinem Oheim, dem römischen Kaiser Ermenrich, betreffen. Der Kaiser hat ihn vertrieben, Dietrich rettet sich zu Rüdiger von Bechlaren, der überall als sanfter, ehrenwerther Vermittler erscheint. Dieser führt ihn zu Etzel und empfiehlt ihn. Etzel nimmt ihn auf, aber kann ihm keinen siegreichen Erfolg verschaffen. „Alles mißlingt, und" der Trost der Amelungen „kehrt trostlos zu den Hunnen zurück." Dies ist der Gegenstand des sehr vernachläßigten Gedichtes, „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen," welches um seines geringeren Werthes willen hier nicht in die regelmäßige Zahl aufgenommen ist; in diesen Stoff spielt auch das Hildebrandlied.

Der ernstere Ton dieses Abschnitts, das Mißgeschick Dietrichs, empfängt dagegen sehr würdigen Ausdruck in

5.

Alphart's Tod.

Der frische Jugendheld Alphart, Neffe des alten Hildebrand, zieht kühnlich aus gegen Dietrichs Feinde, Heime, Wittich und Sibeck. Kein Ermahnen hält ihn ab. Alles wirft er nieder,

Wittich muß sich ihm entgegenstellen; aber Heime lauert im Versteck und springt zur Hülfe herbei, als Wittich wankt. Alphart ficht tapfer bald mit dem Einen, bald mit dem Andern. Endlich fallen sie treulos Beide über ihn her, unerschöpflich scheint sein junges Blut zu sein, endlich sinkt er. „Wittich stößt ihm das Schwert beim Schlitz des Panzers in den Leib, reibt es darin um und mordet ihn.“ Mit einem Fluche gegen den Treulosen scheidet er vom Leben, seine letzte Wehklage gilt nicht dem Sterben, sondern der schmachvollen, gesetzwidrigen Art. — Nach einer Lücke finden wir Hildebrand und dessen Bruder Ilsan am Grabe Alpharts. Sie ziehen Dietrich zu Hülfe, der in einer Schlacht Kaiser Ermenrich schlägt, die Verräther aber umsonst auf dem Schlachtfelde sucht, welche sich mit dem Kaiser nach Ravenna retten.

6.

Die Ravennaschlacht,

oder die Schlacht vor Raben. Dietrich ist wieder ausgezogen um sein Reich, Etzel hat ihm Macht und seine Söhne Scharf und Ort mitgegeben. Dietrich will diese schonen, und läßt sie in Ilsan's Hut, sie entweichen aber diesem mit Diether, dem Bruder Dietrich's, und begegnen im Nebel, der sie irre führt, dem Wittich. Der Kampf beginnt, Wittich erschlägt sie nacheinander alle drei, und wirft sich dann selbst jammernd über dies Todesgeschick zur Erde. Unterdessen liefert Dietrich dem Kaiser vor Raben eine eilftägige Schlacht, die Burgunder sind hier mit dem Kaiser — der Kaiser flieht; aber Dietrich erfährt den Tod der drei Jünglinge, und wird so vom Schmerz erfüllt, daß er sich das Glied eines Fingers abbeißt, und „als er doch in seinem Schmerze nicht vergeht, gegen sich selbst wüthet, und in den verzweifelnden Schrei ausbricht: o Herz, warum bist du so fest?“

Er kann sich trotz des Siegs gegen den Kaiser nicht halten, scheut sich aber vor der Rückkehr zu Etzel, und trachtet nur nach Rache an Wittich. Hier kommt nun die wilde Jagd, wo er auf seinem Falke den Wittich Tag und Nacht verfolgt, aber den schnelleren Schemming nicht einholen kann, welcher, wie oben

angeführt ist, am Ende ins Meer setzt. — Traurig kehrt er zu
den Hunnen, wo die Klage über den Tod der Söhne noch hoc
und schrecklich geht, wo Frau Helke den Gedanken verflucht, die
sem Dietrich geholfen zu haben. Rüdiger vermittelt die Wieder
aufnahme, aber Etzel „nickt nur kärglich mit dem Haupte," da
Dietrich flehend vor ihn tritt.

7.

Der große Rosengarten vor Worms

fällt der Zeit nach vor jenes Gedicht, denn hier erkämpft sic
Wittich den Schemming, aber die Kreise der Amelungen un
Nibelungen, der Gothen und Burgunder treffen hier am Nächste
zusammen, wie sie denn in der letzten großen Zusammenfassung
in der Nibelungennoth, zum Untergange vereint werden. Deshal
erhält „der große Rosengarten" hier seine Stellung. Es ist da
bei noch die Sage „Walther von Aquitanien" und „Biterolf un
Dietlieb" zu erwähnen, welche ebenfalls in diesen Uebergang
gehören.

In diesem „großen Rosengarten" wird Chriemhild's Ver
mählung mit Sigfrid zu Worms gefeiert. Etzel und Dietric
mit den Amelungen sind eingeladen, sich im Rosengarten mi
zwölf Burgundern im Turnier zu messen. Den Siegern verheiß
man Rosenkränze und Küsse, denn die Ehre, als den Hauptpunkt
bringt man nicht in Anrechnung, so wie man nicht davon rede
daß bei solchem Turniere das Leben rasch verloren sein kann
Die Amelungen holen dazu den schon oft erwähnten Mönc
Ilsan aus dem Kloster Isenburg ab. Er ist der Bruder Hilde
brands, und soll zwölfter Kämpfer sein, denn er ist sehr gewal
tig und trägt den Panzer unter der Kutte. Mit ihm tritt ei
neues, äußerst heiteres launiges Element in die Sage. Ma
sieht, wie jung das Christenthum noch war, oder wie sich de
kräftige Volksgeist gegen die rein geistige Enthaltsamkeit au
lehnt. Ilsan ist sich dieses Gegensatzes, daß er mit seiner Lu
und Kraft ein zerknirschter Mönch sein solle, vortrefflich bewuß
und treibt damit den behaglichen Scherz. Auch daß er i
Mönchssinne behauptet, er würde Dietrich nicht zu so leichtsinnige

Beginnen gefolgt sein, wenn er nicht vor seinem Eintritte ins Kloster dem Dietrich noch die Theilnahme an einer Fahrt versprochen hätte, auch daraus kuckt der dialektische Schalk jener Zeiten, welcher eigentlich voll subjektiven Behagens mit den geistlichen und weltlichen Gegensätzen spielt. Sein langes Schwert nennt er seinen Predigerstab; als er unnützerweise Chriemhilden die Rosen zerstört und sie ihn schilt, verbietet er ihr drollig das Fluchen, die Mädchen will er in „lustig zweideutiger Weise" Beichte hören, den Kampf selber nennt er eine Beichte, und seines Gegners, Volkers, Schwert einen Fidelbogen. Die Spitze davon ist, wo er endlich nach dem Siege ein Mädchen im Arme hat, und Rosenkranz und Kuß empfängt: „die frische Jugendlust, die ihn durchzuckt, und „„ihr Lachen und ihr Kosen und lieblich Angesicht,"" was ihn erquickt, hält er mit seiner klösterlichen Einsamkeit fast rührend zusammen und schimpft auf die Falschheit des Abts und seiner Brüder."

Dieser Ilsan ist eine sehr merkwürdige Figur, in welchem, wie aus einer unbekleideten Stelle jener Zeit, das nackt naive Fleisch hervorkuckt, und halb lachend, halb scheltend verkündet, es sei nicht todt, und es sei doch noch nicht ganz in der Ordnung, es so völlig zu unterdrücken. Als er in sein Kloster zurückkehrt, treibt er's noch schärfer, da er nun die baare Entsagung wieder vor sich sieht, und drückt den Mönchen die Dornen des Rosenkranzes so unbarmherzig in die Glatzen, daß ihr Blut strömt.

Also der Rittermönch Ilsan; die Handlung im Ganzen begiebt sich aber folgenderweise: Rüdiger kündigt an, daß die Amelungen auf dem Wege sind, er findet Chriemhild im Garten, „wo sie, umduftet von blühenden Rosen, unter einer breitschattigen Linde mit ihren Jungfrauen Hof hält. Hier singen die Vögel so wundervoll im glänzenden Laube, hier strahlt die Schönheit an so viel hundert Jungfrauen; hier schlägt ein Mädchen die Harfe so wonnig, daß der edle Markgraf hier das Dasein des Himmelreichs auf Erden empfindet und der schönen Zitherspielerin seinen kostbaren Mantel zum Danke umhängt."

Der Kampf beginnt. Die Amelungen siegen, „oftmals durch Chriemhildens Bitte um Schonung unterbrochen," nur Sigfrid und Dietrich sind noch übrig. Dieser will nicht kämpfen, weil jener mit der Hornhaut begabt sei und er nur gegen „Fleisch

und Blut" streite. Hildebrand aber reizt ihn so, daß er mit der Faust nach ihm schlägt, und als man ihm nun die fälschliche Nachricht bringt, daß dieser alte „Lasterbart" davon tödtlich getroffen sei, da erwacht sein Grimm und er stürmt gegen Sigfrid. Lange schwankt der Kampf, bis Dietrich immer heißer wird, und von seinem Odem Sigfrids Horn schmilzt. Da dringt das Schwert spannentief ein, Sigfrid unterliegt, die Frauen bitten all, und Dietrich steht vom Weiteren ab.

Man findet diese Komposition sehr schön und kunstreich, den Ausdruck vortrefflich und weis't diesem Gedichte eine der ersten Stellen an.

Das Alles wird nun aber in Größe und Fülle überragt vom Nibelungenliede, welches sich auf diesen Bergen wie das Höchste, Alles umfassende, Alles überragende Gebirge aufthürmt.

Man glaubt, die meisten dieser Cyklusgedichte seien am Ende des dreizehnten und Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in jetziger Gestalt entstanden. Gervinus besonders möchte sie gern noch später setzen, da er den größten Theil derselben gar zu läppisch und langweilig findet. Es sind Trümmer der deutschen Sage, deren letzter und für uns wichtigster Sammler Caspar von der Roen erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit dreister Hand thätig ist. Die epische Breite behagte schon dem fünfzehnten Jahrhunderte nicht mehr, und was nicht etwa komisch wirkte, ward weggelassen.

8.

Das Nibelungenlied.

Es beginnt mit jenem Auszuge Sigfrids, den wir schon kennen, und der mit ein wenig Veränderung das Lied anhebt. Nicht bei einem Drachen, sondern zu Worms unter sorgsam elterlicher Obhut findet er Chriemhilden. Uebermüthig tritt er auf, und will gleich um das ganze Burgunderland mit allen kämpfen; beschwichtigt zieht er mit ins Feld gegen Sachsen und Dänen, und jetzt bei der Siegesfeier in Worms kommt er zum erstenmale mit Chriemhild zusammen, schüchtern bildet sich das Verhältniß der Liebenden.

König Günther hat von Brunhild in Isenland gehört und will sie heirathen — hier tritt nun direkt die nordische Sage ein,

nach welcher diese Brunhild, eine Valkyre, Sigfrids erste Geliebte war, von der er durch einen Zaubertrank abgeleitet wird. Dies Verhältniß tritt aber im eigentlichen Liede nicht mehr deutlich hervor, obwohl es ein starkes Motiv mehr zu Brunhildens späterem Haß gegen Sigfrid gewesen wäre. Vielleicht ruht eine feine Vorsicht darin, dieses Motiv reiner und einfacher zu halten, besonders, da es ebenfalls in das Thema einer frühern Berührung Brunhildens von Seiten Sigfrids spielt. — Kurz, Sigfrid, unter seiner Tarnkappe versteckt, erwirbt dem Günther die Brunhild, da er die Probekämpfe scheinbar als Günther leistet, man kehrt zurück, Sigfrid mit dem Nibelungenschatze versehen. Es wird die Hochzeit von beiden gefeiert, und zwar erhält Sigfrid seine Chriemhilde zu großer Verwunderung Brunhilds, da er ihr durch alle Vorgänge nur als Dienstmann Günthers bekannt ist. Sie fragt Günther, dieser einmal in die Täuschung gerathen, da ihm nur solche Täuschung Brunhild selbst erworben hat, weicht aus und sagt, Sigfrid sei ein so mächtiger Vasall, daß die Ehe für seine Schwester durchaus nichts Unpassendes habe. Dabei begnügt sich Brunhild nicht — der Same ist gestreut — und sie verweigert Theilung des Ehebettes, bis sie darüber wahrhaft unterrichtet sei. Umsonst versucht Günther die Lösung durch Gewalt, sie ist stärker denn er, und hängt ihn an der Wand über ihrem Bette auf, Günther muß von Neuem die Täuschung fortsetzen, Sigfrid muß sich in die Schlafkammer schleichen und Brunhild überwinden. Sie glaubt sich von Günther überwältigt und ergiebt sich.

Sigfrid geht mit seiner Frau in die Heimath nach den Niederlanden. Es vergehen zehn Jahre, sie kommen nicht mehr nach Worms, und Brunhild, welche an dem Begriffe eines Vasallen festhält, wundert sich höchlich über diese Unbekümmertheit. Sie bittet Günther, doch den Schwager und dessen Familie einmal einzuladen. Es geschieht, sie kommen; Brunhild behandelt sie als Vasallen, beim Gange zur Kirche kommt wegen des Vortritts diese Frage der Gleichheit oder Ungleichheit zwischen den Frauen zum Ausbruche; Brunhild nennt die vermeintliche Dienstmannin anmaßend, diese, Chriemhild, die Vorgänge ihres Gemahls kennend, nennt sie ein Kebsweib. Entsetzt bleibt Brunhild stehen, und bricht in Weinen aus, Chriemhild schreitet stolz in den

Münster. Die Messe dauert der Weinenden gar zu lang, sie wartet aber standhaft, und als jene wieder hinaustritt, fordert sie Beweise solcher Beschuldigung. Chriemhild bringt Ring und Gürtel, als die Zauberwaffen, welche ihr Sigfrid in der Brautnacht abgerungen, und als Beweise, daß er früher bei ihr geschlafen habe, als Günther. — Brunhild ist außer sich und stürzt zu Günther; dieser läßt Sigfrid rufen, und Sigfrid schwört öffentlich vor den Burgundern, daß dem nicht so sei, und seiner Frau verweiset er es streng.

Liegen die Gründe tiefer, oder sei es nur Wuth auf den Veranlasser solches Aergernisses, Brunhild vergiebt es Sigfrid nicht — ein sehr Poetisches bleibt daran, daß soviel Möglichkeiten und verborgene Motive dabei unter hüllender Decke ruhn — sie verbündet sich mit Hagen zum Untergange Sigfrids. Hagen vergleicht man aus dem Burgunderkreise dem alten Hildebrand der Amelungen, aber es ist eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit: Hildebrand bleibt bei aller Verschlagenheit naiv, Hagen ist grausam ernst. Rosenkranz schildert ihn vortrefflich: „Hagen ist ein düsterer und in sich gekehrter Mensch, welchen ein langer Wuchs, scharfe graue Augen u. s. f. schon von Außen als ungewöhnlich bezeichnen. Von allen Charakteren in den Nibelungen ist er durch seine reflektirende Natur am meisten modern, und in der Gewißheit von sich selbst hat seine unermeßlich große Gewalt ihren letzten Grund. Durch sein D e n k e n steht er daher schon an sich Sigfriden gegenüber, in welchem Alles mehr unmittelbar in frischer Fülle der Gesinnung sich aufschließt; denn ein besonderer Grund für Hagen, Sigfrids Feind zu sein, ist nicht sichtbar, sondern er scheint theils durch die innere Entgegensetzung gegen ihn, theils durch seine Anhänglichkeit an das Burgundische Herrscherhaus zu seinem finstern Handeln bestimmt zu werden."

Durch diesen Mann fällt die erste erschreckende Todeswunde, wodurch der erste Theil des Gedichts beschlossen wird. Als Sigfrid sich im Blute Fafners wusch, wodurch er hörnen wurde, lag ein Lindenblatt zwischen den Schultern, dort blieb ein leerer unbeschützter Fleck, ein Eingang zur Todeswunde. Hagen, der Schlimme, hat auch Chriemhild getäuscht, sie selbst entdeckt ihm die verwundbare Stelle, damit er bei Gefahr den Gatten desto sicherer schütze, ohne Wissen Sigfrids näht sie ein buntes

Kreuzchen auf das Kleid, damit dem Freunde der wehrlose Punkt sichtbar sei.

Aber sie ist von Träumen und Ahnungen geängstigt, sie will Sigfrid nicht aus den Armen lassen, als er zur fröhlichen Jagd mit den Burgundern hinauszieht. Er dagegen ist fröhlich, der Wald glänzt, die Jagd springt, er fängt einen lebendigen Bären und scherzt damit. Als er dürstet, fehlt es wohlberechnet an Wein, Hagen weiß einen Brunnen, schlägt einen Wettlauf dahin vor, und veranlaßt Sigfrid, die schwere Kleidung des Laufes wegen abzuthun. Sigfrid siegt zum letzten Male, wartet, bis Günther nachkommt, und bückt sich dann zur Quelle. Da stößt ihm Hagen den Speer zwischen den verrathenen Schultern tief hinein, sodann flieht er, taumelnd reißt sich Sigfrid auf, wirft ihm donnernd noch den Schild nach, verheißt sterbend seine Rache und sinkt todt in die Waldesblumen.

Das Wetter hat zum ersten Male mit einem einzigen Schlage getroffen, es grollt leise in Chriemhildens Wehklage, man hat ihr den theuren Leichnam vor die Schwelle gelegt, — und scheint sich zu beruhigen, aber an den Rändern des Horizontes ziehen sich die Wetter nur um so dichter und gethürmter zusammen. Sie ahnt es wohl, daß nicht Räuber ihren Herrn erschlagen, wie man ihr erzählt, sie sieht, daß seine Wunde blutend aufbricht, da Hagen an die Leiche tritt. Aber tief verschließt sie die Rache ihrer Liebe, fest behält sie Hagen im Auge. Eine scheinbare Versöhnung mit dem Burgundischen Hause tritt ein; Hagen entwendet ihr den Schatz, den Nibelungenhort, und schüttet ihn, wie es heißt, bei Bingen in den Rhein, um ihr die Mittel für Rache zu verkleinern. Er spricht auch sehr dagegen, als König Etzel um ihre Hand wirbt, weil er in solcher Verbindung neue Rachehülfe heraufdämmern sieht; aber Chriemhilde setzt die Heirath durch in eben dieser Absicht. Sieben Jahre wohnt sie scheinbar ruhig bei Etzel, aber das Gedächtniß Sigfridens, der ihr Herz und ihren Leib beherrscht hat, lebt blutig in ihr.

In einer glücklichen Nacht Etzels verspricht er ihr, die Burgunder einzuladen. Die alte Burgunderkönigin Ute warnt davor, weil sie drohende Träume habe — dies Element verleitet Hagen, dafür zu stimmen, er glaubt nicht an Träume. Man

bricht auf, an der Donau weissagen ihm Wasserweiber, daß nur des Königs Kapellan zurückkommen werde. Er spottet, erschlägt den Fährmann, stürzt den Kapellan in die Fluth, und drückt ihn noch einmal nieder, da er wieder emporkommt, um die Weissagung zu vernichten. Aber er sieht den Kapellan bald darauf am jenseitigen Ufer die nassen Kleider ausschütteln, er sieht ihn gerettet, und weiß nun, woran er ist. Fliehen vor dem Geschicke will er nicht, er tritt mit kaltem Muthe in die Nothwendigkeit, er weiß, daß Alles sterben muß, er zertrümmert den Kahn, da es keine Rückkehr giebt, und so geht es weiter dem Verhängniß entgegen.

Bei Rüdiger zu Bechlaren sonnt man sich noch einmal in rosigem Abendschimmer, und feiert Giselher's und Dietlindens, der Tochter Rüdigers, Verlobung.

Vor Etzels Burg tritt ihnen Dietrich entgegen — wir treten damit in den Bereich des Amelungenkreises — er spricht ihnen von Chriemhildens schlimmer Gesinnung, verheißt ihnen aber Frieden von seiner Seite. Chriemhilde kommt ernst, empfängt mit einem Kusse ihre Brüder, blickt aber feindlich auf Hagen. Wo ist der Schatz meines Mannes, wo ist der Nibelungenhort? fragt sie. Im Rheine! antwortet Hagen, dort wird er bleiben bis an den jüngsten Tag. Wir hatten genug zu tragen an unsern Waffen. Sie fordert auf, diese abzulegen, Hagen verbietet es — sie machen sich ohne Hehl deutlich, wie sie zu einander stehn. Hagen schließt sich an Dietrich, sie erzählen sich einander, wie sie in der Jugend zusammen an Etzels Hofe gelebt, mit Walther von Aquitanien gekämpft haben. Von den Burgundern schließt er sich zumeist an den sinnigen Spielmann Volker — eines Abends sitzen die beiden, Volker und Hagen, auf der Bank, da kommt Chriemhild mit einer Hunnenschaar daher, sie bleiben beide ohne Gruß trotzig sitzen, Chriemhild sieht Balmung, Sigfrid's Schwert, an Hagens Seite, vor Zorn überwallend fragt sie ihn, wie er hierher komme. Als Vasall meines Herrn. Du hast Sigfrid erschlagen! sagt sie ihm auf den Kopf zu, und Hagen bejaht es ruhig. Auf, ihr Hunnen! ruft sie, aber die Hunnen entfliehn feige. Sie sendet des Nachts, da die Burgunder schlafen, neue Schaaren, aber auch die schleichen furchtsam vorüber.

Nun gewinnt sie Etzels Bruder, Blödelin; während die Burgunder mit ihr und dem Könige sprechen, überfällt er die Mannen der Burgunder und haut sie nieder, wird aber vom Marschall Dankwart erschlagen. Blutig stürzt dieser mit der Kunde in den Speisesaal — Hagen springt auf, heißt die Thür wahren, haut Etzels Sohne den Kopf ab und beginnt das Gemetzel. Blutig spritzt es über die Tafel, die Königin schreit nach Dietrich, er springt auf den Tisch „und ruft mit der Stimme eines Auerochsen durch das wogende Gewühl;“ man hört ihn, er führt seine Mannen, König Etzel und Chriemhild frei hinweg, auch Rüdiger wird der Abzug gestattet. Alle übrigen Hunnen werden erschlagen. Neue Schaaren dringen hinein, und erfahren das gleiche Loos. Chriemhild verheißt Frieden, wenn man Hagen ausliefere, den eigentlichen Feind. Mit Abscheu zurückgewiesen. Da läßt sie in der Nacht den Saal anzünden, um Alles zu verbrennen, es beginnt große Noth, aber die festgewölbte Decke widersteht dem gänzlichen Einsturz; auf Hagens Rath stillt man den schrecklichen Durst aus der Blutlache der Todten. So leben am Morgen, der endlich heraufdämmert, noch sechshundert Burgunder.

Nun bittet Etzel, dem der Sohn erschlagen ist, es bittet Chriemhild flehentlich den Markgraf Rüdiger, ein End' zu machen. Er ist Vasall, er will Alles zurückgeben, was er von Etzel hat, Etzel nimmt es nicht, er muß sich entschließen. Da der Bräutigam seiner Tochter, Giselher, ihn kommen sieht, denkt er, es komme Hülfe. Ach nein, Rüdiger muß Kampf bringen. Sie versprechen sich, wenigstens einander zu meiden. In tiefer Wehmuth beginnen sie den Todesstreit gegen einander, „Gernot, Günthers Bruder, fällt durch Rüdiger, Rüdiger fällt durch Gernot, alle Bechlaren kommen um, und eine grenzenlose Wehklage schlägt in die Lüfte.“

Dietrich hört sie und schickt nun die Amelungen unter Hildebrand, sie fordern Rüdigers Leiche. Volker reizt sie, es kommt zum Streite, Alles fällt, nur Hagen und Günther von den Burgundern, der alte Hildebrand von den Amelungen blieben übrig. Dieser bringt keuchend Dietrich die Kunde.

„Da erhebt sich dieser;“ nicht Aeußeres, nichts Gewöhnliches treibt ihn, er kommt an, er übersieht das fürchterliche Schlacht-

feld, sein Schwert fliegt, und er endlich überwindet Hagen und Günther. Gebunden bringt er sie zur Königin, er befleckt sich nicht. Chriemhild läßt sie in zwei Gefängnisse werfen, und fordert noch einmal von Hagen den Schatz. „So lange noch einer seiner Herren lebe, sagt er, werde er das nie verrathen.“ Da läßt sie ihrem eigenen Bruder das Haupt abschlagen, nimmt es, trägt es selbst, hält es Hagen vor das Auge — „aber nun verstummt dieser ganz, und behält das Geheimniß für sich, wie Prometheus, da Zeus durch Hermes sein Geschick von ihm zu wissen fordert.“ — Da schwingt Chriemhild Sigfrids Schwert, und schlägt Hagen selbst den Kopf ab, vollzieht mit eigener Hand die alte Rache.

Das empört Hildebrand, den alten Waffenmeister, und er schlägt Chriemhilden flugs zu Tode. „Etzel, in sich unmächtig, hebt die Klage an.“

Dies letzte Stück des Gedichts, der Nibelungen Klage, ergießt sich nun wie ein schwarzer Strom, in welchem goldne Sterne schimmern, der Ruhm jedes Einzelnen, über das Leichenfeld. Bei jeder Leiche schlägt sie neu und höher auf. Traurig geht sie die Donau aufwärts, schwankt um Rüdigers Burg, wo die verwittwete Braut Dietlinde mit der verwittweten Mutter weint, rauscht nach dem Rhein hinüber und lagert sich über dem Quell alles Weh's, über Worms, wo die alte Mutter Ute im Gram zum Sterben sinkt, wo Brunhild eingehüllt wird, und den kargen Trost hat, ihren Sohn auf den Thron Burgunds zu heben.

Dietrich der Unbetheiligte, Erhabene, zieht über die Verwüstung hinweg nach seiner Heimath mit seinem Weibe und dem Waffenmeister Hildebrand.

Mit inniger Vorliebe und mit Wehmuth mag man gern bei diesem Dichtungskreise verweilen, wo man den eigentlichen Pulsschlag der deutschen Nation zu fühlen glaubt. Dies ehrenwerthe Waffenverhältniß, diese große einfache Beziehung weht uns an mit dem Hauche wunderbarer Aechtheit. Und was national-

Aechtes sich in die vielfach bunten und fremden Beziehungen des Mittelalters noch hinein gerettet hat, auch dies macht sich hierin geltend, denn in dieser Einfachheit hat uns das Mittelalter diese alte Dichtung wiedergeboren. Die Auslegung ist natürlich in diesem reichen Stoffe sehr thätig gewesen, die feinen Spielarten Mythe und Sage sind in Frage gezogen, da man immer auch sehr gern Spezialgeschichte aus den Dichtungen ziehen möchte. Der jetzige Standpunkt ist nach Lachmanns Angabe, daß man Sigfrid heroisches Fleisch und Bein zugesteht, Brunhild zur Walkyre, und Hagen und Günther zu Genossen der eigentlichen Nibelungen, das heißt, zu Dämonen macht. Als ob nicht jedes Gedicht verlöre, je weniger es den Menschen zutraut. Aber wir erschrecken leicht vor einem Menschen wie Hagen.

In ihrer Weise ist die große Kunst Wolfram's von Eschenbach zu bewundern und zu rühmen, welcher wir nun bald beim künstlichsten Ausdruck des poetischen Mittelalters nahe treten, aber ungern scheidet man von dieser Welt, ungern ergiebt man sich in die Nothwendigkeit, daß Fremdes aufgenommen und verarbeitet werden muß, um die Nation mit einem mannigfaltigeren Bewußtsein zu erregen.

Es sind, ehe der Uebergang dazu gesucht wird, noch vier Gedichte früherer Zeit zu erwähnen, welche Rosenkranz der obigen „Iliade" gegenüber, „die deutsche Odyssee" genannt hat, „weil die einzelnen Momente nicht wie dort in einander greifen, sondern jedes mehr für sich besteht."

Wenn für den großen Kreis der Name Iliade auch etwas Passendes hat — eine Odyssee findet sich hier wohl nur des bekannten Gegenübers halber.

Diese heiterern Gedichte sind:

1) Gudrun oder Chaudrun, welches in die nordischsächsische Welt gehört. Gudrun, eine Königstochter aus Island, wird Herwig von Seeland verlobt, aber von Hartmuth aus der Normandie entführt. Da sie ihn nicht heirathen will, wird sie hart behandelt, und zu den niedrigsten Arbeiten gezwungen, zum Beispiel muß sie im Winter am Meeresufer Wäsche reinigen.

Sie erträgt's standhaft viele Jahre. Eines Tages kommt ein Vogel und verkündet ihr nahe Erlösung. Ihr Geliebter und ihr Bruder Ortwin kommen, sie umarmen und küssen sich, aber sie darf noch nicht mit, weil auch ihre Mädchen gerettet sein müssen. Als sie nun von der Wäsche ins Schloß kehrt, und der großen Hoffnung voll das Zeug ins Meer geworfen hat, wird sie im nassen Kleide an den Bettpfosten gebunden, und man schwingt die Ruthe über sie — da stellt sie sich rasch, als wolle sie in die Vermählung willigen, man zieht ihr schöne Kleider an, in der Nacht stürmen die Ihrigen das Schloß, sie ist mit ihren Mädchen befreit und Alles wird schön und gut.

Dies Gedicht, was sich stets eines großen Beifalls der Literarhistoriker erfreut hat, trägt offenbar einen raschen Uebergang auf der Stirne: die Begebenheit wird romanhafter. Denn was im altdeutschen Liederstoffe vorgeht, das hält sich vollkommen im Gleise der alten Lebensweise, man kämpfte so, man wanderte so, schlug sich auf diese Weise todt. Und das hie und da hineinreichende Zauberwesen, das stellt sich als naive Sage hin, verlangt keine Wahrscheinlichkeit, kümmert sich nicht darum, ob man es glauben will. Also thut alles Naive. Hier in Gudrun wird das schon sehr anders: die Katastrophe ist schon auf das glückliche oder unglückliche Zusammentreffen in einer Nacht gestellt, die Spannung oder Situation tritt ein, die Ueberraschung, kurz das Romanhafte. Daneben ist Gudrun reich an vortrefflichem Detail, das häusliche Leben, das ganze Idyll des Lebens ist mit lieblichem Behagen geschildert, und man thut ganz Recht, großen Werth auf das Gedicht zu legen.

Das Gedicht findet sich ebenfalls in der Ausgabe des Heldenbuchs von v. d. Hagen und Primisser.

Noch hastiger und bunter geben die drei noch übrigen Gedichte, welche weiteren Sinnes in den Kreis des Heldenbuches gezogen werden, diesen Uebergang ins Romanhafte. Man rechnet sie dem Lombardischen Kreise zu, sie spielen ins Morgenland hinein, und sind jedenfalls später und nicht ohne einige Vehemenz in eine lose Verbindung mit Dietrich gesetzt. Sie heißen:

2. König Rother oder Rotaris. Es gehört dem zwölften

Jahrhunderte an, beruht aber schwerlich auf einer früheren Anknüpfung. Die Sprache hat niederdeutschen Anklang. Es ist aber ohne die Anknüpfung wichtig als eins der ältesten Gedichte, welche eigen in die erste Zeit des Mittelalters gehören. König Rother raubt die schöne Tochter des Königs Konstantin. Umsonst hatte er durch Abgesandte geworben, man hatte sie eingekerkert. Er macht sich selbst auf in Begleitung der Riesen Asprian und Widolt, tritt als Graf Dietrich auf, entführt die Schöne, welche schnell wiederliebt. Der Vater aber entführt sie wieder ihm, Rother macht sich noch einmal auf den Weg, schleicht sich als Pilger ein, wird entdeckt, soll gehenkt werden, wird im gefährlichsten Momente befreit, siegt, erhält sein Weib.

3. Otnit. Dieser erkämpft durch Hülfe des vortrefflich, geistreich heitern Zwergkönigs Elberichs, seines Vaters, eine syrische Prinzessin, die eilig getauft wird. Nachaol, Vater derselben, sendet aus Rache seinen Jäger Velle mit Drachen, und diese tödten Otnit.

4. Hug- und Wolfdietrich. Hugdietrich, König von Constantinopel, hat eine Liebschaft mit der Königstochter Hiltgart. Hiltgart wird aber in einen Thurm eingesperrt. Als Waschweib verkleidet bringt Hugdietrich zu ihr, von dem Besuche wird sie schwanger, gebiert in der Stille einen Sohn und setzt ihn in das vorbeiströmende Wasser aus. Wölfe ernähren ihn, und daher bekommt er den Namen Wolfdietrich. Sein Vater erhält später die Gattin, findet den Sohn auf, und setzt ihn in seine Rechte. Die Brüder aber verjagen ihn, er treibt sich in vielen Abenteuern umher und kommt auch nach dem Morgenlande. Seine Tugend wird durch Verliebtheit einer Zauberin und einer syrischen Prinzessin sehr bedrängt. Endlich kehrt er zurück, heirathet Otnit's Wittwe, tödtet die Drachen, schlägt seine Brüder, wird Kaiser, zieht sich aber dann in's Kloster zurück, und kämpft noch auf der Bahre mit höllischen Geistern.

Man sieht, ein Zusammenhang mit dem alten Dietrich ist gar nicht da, als daß einige Helden Dietrich heißen. Es gehört Alles in einen ganz anderen Bereich, in einen Bereich des Uebergangs. Das Weib erhält eine Hauptbedeutung, es wird

wie ein Kleinod verweigert, und von aller Bewerbung, wie bei Hugdietrich, abgesperrt, die sinnliche Liebe, welche Wolfdietrich nahe tritt, wird als ein eigenes, schlechtes Element dargestellt, die alte Sage ist erloschen, die Erdichtung tritt ziemlich vag und haltlos auf, das Christliche und Heidnische scheidet sich feindlich.

Ueber das rein Historische jener Sagen hat sich mit aller Kombination nichts ergeben, und man muß die Dietrich, die Etzel und die Burgunder darin auf sich beruhen lassen.

7.

Der Kreis Karls des Großen.

Karl der Große erscheint den Dichtern des Mittelalters natürlich anders als einem jetzigen Literarhistoriker. Die Mischung des Nationalen von Süden und Norden, die Durchdringung alles dessen durch eine religiose Atmosphäre, was ihre eigene Welt war, das Alles sahen sie blauen Dämmers in dem mächtigen Frankenkönige. Sein Fuß stand bald an der Seine, bald am Rheine, bald dicht an den nordischen Meeren, bald jenseits der Pyrenäen, bald in Rom. Welch ein willkommener krauser Reichthum für eine Zeit, die in weiten unsicheren Bogen ihren Reiz suchte.

Am eifrigsten haben sich seiner die Nordfranzosen bemächtigt, und es ist uns meist durch Vermittelung der Niederlande in Volksbüchern zugekommen, was sie in große Gedichte versammelt hatten.

Drei Momente sind es, um welche sich besonders das Interesse drängt, und welche auch für den vorliegenden Zweck von großer Bedeutung sind. Das ist der Punkt des Staates, welcher sich um und durch Karl verändert darstellt, das sind seine Heerzüge, in welchen sich vielerlei ritterliches Element entwickelt, und das ist der christliche Glaube, welcher wie eine frühe dunkelgelbe Morgenröthe auf seinem Thun und Treiben ruht.

Dies wird uns auch gefällig durch drei Hauptgedichte aus dem Kreise dargestellt. Für das staatliche Element bietet sich

1.

Reinalt oder die Heymonskinder.

Das bloße Herkommen, was wir beim Nibelungenliede zwischen den Helden und den Königen, zwischen Hagen und Günther, Dietrich und Etzel herrschen sah'n, dies Herkommen der Verpflichtung will durch Karl zu einem Rechtsverhältnisse gehoben werden. Der Vasall soll zum Lehnsherrn in eine unabänderliche Grenze und Verpflichtung treten. Dagegen sträubt er sich noch zürnend, spottend oder lachend, wie in diesem Reinalt.

Den deutlichsten Uebergang bildete allerdings Rüdiger von Bechlaren, welcher sich zu Etzel wie ein wohlgebildeter Lehnsmann verhält. Darauf darf man aber wenig Nachdruck legen; so gut wir zu wissen glauben, daß das Nibelungenlied jetziger Gestalt aus mehreren alten Theilen zusammengeheftet, daß besonders in dem ersten nordischen Theile viel weggelassen und verändert ist, eben so gut müssen wir auch annehmen, daß mancher Bezug eingeschlüpft sei, welcher aus dem Leben des mittelalterlichen Ueberarbeiters, nicht aus dem gothischen Leben stammt. Dahin dürfte Rüdigers Vasallenkompliment gehören, was sich ganz einzeln neben dem Uebrigen ausnimmt. Wer weiß, ob nicht Hagen eine Färbung davon erhielt, und wie ganz anders stellt er sich doch hin, und sein Anhänglichkeitsverhältniß zum Burgundischen Hause, wie ganz anders, denn ein Vasall!

Jetzt aber tritt an die Stelle des schwachen Etzel und des auch meist untergeordneten Günther der Kaiser Karl, nicht blos durch seinen Rang, sondern auch durch seine Person, gewaltig und der erste. Jetzt sollen die Großen in ein festes Verhältniß zu ihm treten.

Dieser Vasall ist hier Reinold, edelmüthig und tüchtig, aber durchaus nicht geneigt, seine persönliche Neigung an den Herrn ganz hinzugeben. Zwischen ihm und Karl spielt der Zauberer Malegis hin und her, welcher in seinem lustigen gesetzlosen Belieben die Schrankenlosigkeit repräsentiren mag. Er verkleidet sich gleich Anfangs als Teufel und macht so den Teufel an seiner eigenen Existenz irre.

Das Geschlecht der Bourbons spielt hierin. Das Haupt derselben, Graf Heymon von Dordogne ist höchst erzürnt gegen den Kaiser, welcher ihm den Verwandten erschlagen. Es entsteht Krieg, Karl von den Vasallen gedrängt, thut fußfällig Abbitte, und wiegt den Leib des Erschlagenen neunfach mit Golde auf. Dennoch gibt's keinen Frieden. Aya, Heymons Gattin, verbirgt ihm viermal ihre Schwangerschaft, und zieht im Verborgenen die vier Heymonskinder auf. Als sie's entdeckt, ist der Alte sehr erfreut, schenkt dem Jüngsten, aber Tapfersten, Reinold, das vortreffliche Roß Bayart, und reitet mit ihnen an Karls Hof. Hier erschlägt Reinold wegen vorkommender Beleidigung Karl's Sohn Ludwig ohne Weiteres. Die Brüder fliehn nach Spanien, wo sie die Festung Montalban zum Geschenk erhalten. Dort belagert sie Karl umsonst. — Sie besuchen als Pilger die Mutter, werden aber entdeckt, und der eigne Vater Heymon, hier einmal strenger Vasall, will sie Karl ausliefern. Reinold aber bindet ihn auf ein Pferd, gibt den Zügel einem Jungen und schickt so den Vater als ein Präsent an König Karl. Neuer Krieg, Reinold verliert sogar den Bayart, als ihn aber Roland bei Paris mit allen Künsten den Damen vorreiten will, entführt Malegis das gute Roß. Ein anderes Mal färbt er es anders, giebt Reinold eine andere Stimme, so daß er kühn bei einem Wettrennen erscheint, was Karl giebt, und wobei er die Krone zum Preise ausgesetzt hat. Reinold entführt sie behende. Endlich vermittelt Mutter Aya den Frieden.

Des wilden Reinold bemächtigt sich nachher die Legende — und hier ist das Volksbuch schon fest auf deutschem Boden — macht ihn zum Eremiten, schickt ihn zum heiligen Grabe, läßt ihn am Köllner Dombau helfen und von den Knechten seines Fleißes wegen erschlagen und in den Rhein versenken. Der später entdeckte Leichnam thut große Wunder, und die Stadt Dortmund erbittet sich ihn zum Schutzpatron.

Hier sehen wir die Vasallen, die sich oft im entscheidenden Momente von dem Könige ab zu den Heymonskindern wenden, noch sehr zügellos.

Im Folgenden steigert sich Karl's Macht und der Vasallenbezug tritt als abgemacht in den Hintergrund.

2.

Die Roncevalschlacht,

auch das „Lied vom Kaiser Karl," oder das „Rolandslied" genannt.

Es existirt davon ein alter lateinischer Bericht, der sich offenbar auf ächte Sagen gründet. Man schrieb ihn dem Turpin zu, welchen Karl vom Mönche zu St. Denys zum Erzbischof von Rheims erhob, nimmt aber jetzt an, daß er einem späteren Verfasser gehört. Wir haben zwei poetische Bearbeitungen: die erste und bei Weitem bessere, vom Pfaffen Konrad aus dem zwölften Jahrhunderte, gilt für einen wichtigen Schatz alter Sprache und Dichtkunst. Der biblische Zeitton gehört allerdings dem Pfaffen mehr als dem Kaiser Karl und manches Motiv ist natürlich eben so von dem beinahe 400 Jahr später lebenden Dichter untergelegt. Die zweite, mattere ist von Stricker, einem gar sehr fleißigen Minnesänger späterer Zeit. Bekanntlich geht der Stoff, welcher sich bei den Franzosen noch mannigfach ausbreitet, dann zu den Italienern über, und erscheint in der merkwürdigen Gestalt des rasenden Roland von Ariost.

Es ist der Zug nach Spanien gegen die Araber, der Mittelpunkt Karl, neben ihm Turpin, Olivier, Roland, gegenüber der Verräther Ganelon von Mainz, der Heide Plascandies, der grausame Sarazenenkönig Marsilies von Saragossa.

Ganelon verräth das Heer an die Sarazenen, welche sich scheinbar unterwerfen, und als der Hauptheil über die Pyrenäen zurück ist, auf die Nachhut unter Roland im Roncevalthale herfallen. Turpin fällt, Olivier fällt, Roland, mit seinem Schwerte Durandarte mähend, blutet aus vielen Todeswunden, stößt endlich in sein Zauberhorn Olifant, um Karl zu rufen. Karl hört's jenseits der Pyrenäen acht Stunden weit und wendet um. Aber schon hat Roland seine Durandarte am Felsen zerschlagen, damit das Schwert keinem Heiden in die Hände falle, und ist sterbend gesunken. Karl findet nur das Todtenfeld, küßt bitter weinend seinen Roland und seinen Turpin, ermannt sich dann, der Schlachtruf „Montjoie" dröhnt über den maurischen

„Preciosa,“ es wird ein glänzender Sieg erfochten, aber traurig zieht Alles heim, die Blumen der Ritter fehlen, Roland ist todt, Turpin todt, Olivier todt. Ganelon wird eingeholt, ein Gottesgerichtskampf entscheidet gegen ihn, „er wird auf wilde Pferde gebunden, die ihn zu Tode schleifen.“

Dieser Karlskreis behält in der Darstellung etwas Fragmentarisches, weil er in seinen Verbindungen mit der vorausgehenden Heldensage und mit der folgenden mystischen Romantik literarhistorisch noch keineswegs bewältigt ist. Erst in der neueren Zeit hat sich das Volk, auf dessen Boden er gewachsen, das französische darum gekümmert, die Roquefort, Raynouard, Monin, Fauriel, Bourdillon haben erst eine Bahn gebrochen. Jetzt sind sie besonders von der Untersuchung angeregt, ob Roland existirt habe, und wer er gewesen sei.

Es wird gewöhnlich noch ein Gedicht bei diesem Kreise genannt, „Flos und Blankflos,“ weil diese Rose und Lilie für die Eltern der Bertha ausgegeben werden, die Karls Mutter war. Dies ist aber die einzige lockere Berührung, welche es damit hat, übrigens gehört es einem ganz anderen Bereiche mittelalterlicher Dichtung an, demjenigen, wo sich die Empfindung in den zartesten Gedanken vertieft, und deshalb ist es später bei Tristan und Isolde zu nennen.

Die eigentliche Poesie von Karl dem Großen hat weiter keine Denkmäler, aber an den Geist und Ton derselben schließt sich an

3.

Wilhelm von Oranse,

auch Willehalm der Heilige, auch Markgraf von Norbonne genannt. Es besteht aus drei Theilen, von denen nur das Mittelstück, also nur ein Bruchstück von Bedeutung ist. Wolfram von Eschenbach ist der Verfasser desselben. Die Zusätze, der erste und dritte Theil geheißen, sind von Ulrich von dem Türlin und Ulrich von Türheim.

Jenes Wolframsche bildet, wie alles Wolframsche darin seinen Lebenspunkt hat, das christliche Element tief in den Rit-

terzug hinein. Wilhelm hat die schöne Arabele im Morgenlande entführt, weshalb der große Kampf vor Oranse geschlagen wird. Er selbst wird am Ende Mönch und Arabele Nonne.

So führt dies Gedicht in die neue poetische Epoche hinein, wo der Ritter in einem wunderbaren Mysticismus verschwindet.

An den Gedichten dieses fränkischen Kreises findet übrigens unsre neue Kritik breite Spuren einer viel plumperen Derbheit, als in der eigentlichen Ritterpoesie, und sie ist geneigt, die Abfassung herabzurücken in eine Zeit, wo das bürgerliche Element schon wirksam eingetreten sei; den Weg zu uns haben diese Stoffe aus dem Französischen in's Flandrische, und von da mit Beibehaltung manches Platten in's Hochdeutsche gemacht.

8.

Der Artus- und Gralkreis.

Hier, besonders mit der Gralsage, treten wir denn wirklich ein in das hohe Bogengebäude, wo sich Alles in den gewundensten, verschränktesten Formen gestaltet, wo die Sonne durch lange schmale Fenster scheint, und durch so mannigfach dunkle Farben zu uns kommt, daß wir den Begriff des Lichtes vergessen und nur nach der Farbe fragen. Die Luft, welche wir hier athmen, strömt aus der eigentlichen Seele des Mittelalters. Alles was bisher erwähnt worden von Lied und Gedicht, war dem innersten Mittelalter nur Nebensache; denn für das, was wir im weiteren Sinne des Worts Geschichte nennen, für das, worin sich ein vorhergehendes Leben darstellt und spiegelt, war kein Sinn und kein Interesse da. Wenn das Vergangene benutzt wurde, so brauchte man es nur als Schale, um den Wein des eigenen, inneren Lebens hineinzugießen. Es hat kaum eine Zeit gegeben, sobald man die Entstehungsepoche neuer Religionen ausnimmt, in welcher man so ausschließlich erfüllt gewesen wäre von der eigenen inneren Welt. Diejenigen Sänger, welche sich der alten Sagen des Nibelungenliedes und Heldenbuches angenommen, sind auch kaum unter den Hauptträgern des innerlichen Mittelalters zu suchen, sie mußten mit einem Fuße außerhalb dieses Kreises stehn, um für diese profane, nicht durchgötterte Sage einen großen Antheil und eine unbefangene Thätigkeit zu bewahren.

Die Anschauung des eigentlichen Mittelalters hat bei uns zwei entgegengesetzte Stadien erlebt: das längste, reichste und verbreitetste war das einer unbedingten Lobpreisung, einer völligen Hingebung mit alledem, was gewöhnlich damit zusammenhängt, und was eine direkte Nachahmung und Wiedergeburt empfiehlt und verlangt. Dabei ist viel Unhistorisches, viel Faselei mit untergelaufen. Der erste Anlauf bemächtigt sich des ersten positiven Eindrucks, wird sich des sogenannten Anderen nicht bewußt, dessen, woraus das Verhältniß entsteht, und wohinüber der Weg steigt, um dem wirklich Wahren zu begegnen. Man spricht das Wort Liebe aus und schwärmt sogleich und faselt dafür.

Später ist nun auch die negative Seite nicht ausgeblieben, die Opposition um jeden Preis, welche ebenfalls das wirklich Historische nicht gewinnen kann, weil sie bei der Verneinung stehen bleibt, welche mit „Wenn" und mit dem unendlichen Reiche der Bedingungen das Recht des wirklichen Bestandes verletzt, und solchergestalt den Bestand zerstört.

Man spricht das Wort Liebe oder Glaube aus, und diese Partei stampft ohne Weiteres mit dem Fuße und ficht verneinend mit den Händen. Du kannst nicht über Liebe reden, bis du selbst geliebt hast, nicht über Glaube, bevor du dich einmal versenkt hast, urtheile über uns, setzt ein Landessprüchwort hinzu, wenn du einen Scheffel Salz mit uns verzehrt haben wirst. So gewinnt nur der ein Urtheil über das Mittelalter, welcher einmal eine Theilnahme an demselben und doch auch ein Ende dieser Theilnahme erlebt hat.

Da in dem Vorliegenden selbst der Entwickelungsgang Deutschlands angegriffen ist, so muß hierbei das Thema näher betrachtet werden.

Bei den Geburtsmomenten einer Nation steht es der Geschichtschreibung zu, ja es ist die Pflicht derselben, die Aufmerksamkeit streng darauf zu führen, ob das Gegebene, ob das Vorliegende, ob die Anlage passend mit der Richtung, mit der Bewegung in ein Verhältniß gesetzt, und in Einklang gebracht werde; sie muß streng und schonungslos untersuchen, ob die Nation eine organische Entwickelung suche und finde, ob das Gemäße auf eine gemäße Art Wirkung, Gegenwirkung, Gestalt, Form und Ausdruck erstrebe.

Ist aber die Geburt einmal vollbracht, gleichgültig ob in glücklicher oder unglücklicher Weise, ist daraus eine der Rede werthe Gemeinschaft entstanden, welche ihren Verlauf der historischen Betrachtung bietet, dann hat das allgemeine Gesetz des Werdens, das Gesetz der Welt, jene Gemeinschaft anerkannt, die Nation tritt in's Recht der Wirklichkeit, und die historische Wissenschaft ist somit ebenfalls zur Anerkennung gezwungen. Denn sie ist nur eine Behörde des Weltgesetzes; — was von diesem geheiligt wird, das heißt, was einen wirklichen Bestand erhält, das liegt in so fern über die Frage der Historik hinaus.

Die Aufgabe der letzteren ist dann eine neue und zwar folgende: die anerkannte nicht die mögliche oder erwünschte Gestalt ist zu prüfen; man suche, worin ihre Anlagen und Fähigkeiten beruhn, welche Verhältnisse nach innen und außen geboten sind, und ob die Nation diese und jene in dem jetzigen Bestande organisch und glücklich benutzt oder gewinnt. Der Rückvorwurf und die Rückbeziehung auf die etwa unglückliche Geburt hört auf, das Gewonnene hat sein neues Gesetz, und dies ist zu erforschen, die Perspective für dies ist zu suchen.

So lange also die deutsche Nation im Werden begriffen lag, da konnte Fehler und Treffer schonungslos angedeutet, es konnte gesagt werden, die plötzlich hereingeworfene Zuthat von Außen mit fremdem Glauben, mit fremder Sitte sei der ächten Gestaltung des Volksstammes nicht günstig, er verliere den eigenen Mittelpunkt, er ströme seine Kraft in Unangemessenes.

Ist man aber einmal im Herzen des Mittelalters, des deutschen Mittelalters, angekommen, dann muß die Betrachtung oder der Vorwurf in jener Ausdrucksweise schweigen. Da ist bereits die deutsche Gemeinschaft eine zur Welt getretene Nation, eine von der ächten Wirklichkeit gestempelte Existenz. Die Recrimination, was oben Rückvorwurf genannt war, es sei der Zuschnitt von vornherein falsch gerathen, kann die bewegenden Personen des Mittelalters nicht mehr treffen; diese Personen haben ihn nicht gemacht, sie sind nach dieser Seite nur Produkte, ihnen gegenüber ist der Vorwurf eine Ungerechtigkeit.

Ihnen gegenüber ist zu sehn, was sie für eine Welt finden, und was sie daraus machen.

Darum ist es unpassend und falsch, dem Wolfram von

Eschenbach, welcher Hauptdichter und somit Hauptausdruck des eigentlichen Mittelalters, vorzuwerfen, daß er nicht das einfache Heldenepos des Vaterlandes einfach aufgenommen, sondern bretonische und aus allen Welttheilen zusammengewürfelte Sagen ergriffen, und zu mystischen Spitzfindigkeiten, zu grundlos schweifenden Kombinationen der Phantasie verarbeitet habe.

Seine Dichtungen sind ein nothwendig Ergebniß des deutschen Zustandes, wie er eben war. Möget Ihr klagen, daß so viel hundert Minnesänger einen einzigen Ton nach hundert Seiten wenden, daß man äußeres Blühn und Gedeihen des Staates und des Einzelnen vernachlässigt und dafür einem Gedankenfaden nachtrachtet, daß unser Deutsches liegen bleibt und Fremdes rastlos angeeignet und versponnen wird; mögt Ihr's beklagen, daß das kräftige Jünglingsleben einer Nation so wenig Gelegenheit zum Ausdrucke in der Poesie findet, wie man denn wirklich in dem dichten Rankenwalde des Minnegesangs kein einziges Kriegslied entdeckt — das Alles muß als Klage auf einen andern Punkt gerichtet, oder auf einen andern Standpunkt erhoben werden. Nicht den Sängern des Mittelalters darf es vorgeworfen sein — scheltet Ihr denn die Nachtigall, daß sie bloß lockt und schmettert — sie ist in ihrer nothwendigen Bestimmung darin als Nachtigall.

Unsere Gräber liegen anderswo, das Mittelalter ist ein in sich ganz frischer Baum, der freilich auf unserem Kirchhofe gewachsen ist. Auf diesen Kirchhof, der in den Jahrhunderten um Karl den Großen liegt, schreibt Eure Klagen, alle die Kaiser citirt, welche die Macht nicht fanden, oder empfanden, ein starkeignes Volk zu ziehn. Oder noch besser, erhebt Euch auf den höheren Standpunkt einer Kulturgeschichte, welche mit ihren Flügeln nicht ein paar arme Poeten schlägt, sondern die Dinge im Weiten und Großen übersieht. Da ist zunächst unsere geographische Lage, die schwer in die Wagschaale fällt; wir haben uns absperren lassen von den großen Meeren, wir sind schon dadurch auf ein inneres Leben gewiesen; die reichen Feinde der neuen Welt, die reichen Heiden, die mit Glanz und Schönheit begabt waren, sie berührten unsere Grenze nicht, die feindliche Vermischung, welche anderen Völkern so viel Anregung und Ausbeute gewährt, war uns nicht nahe gelegt; was blieb uns

übrig, als die innere Welt des Gedankens? Ja wohl, es ward uns derjenige politische Zuschnitt, welcher dem äußeren Lebensgedeihn weniger glänzenden Gewinn bietet, wir haben uns an den Punkt gehalten, welcher am Ende nicht zur Macht, sondern nur in's eigene Herz hineinführen konnte. Die Selbstständigkeit des Einzelnen war zu übermächtig, als daß die Anführer damals leichtlich eine Macht erzeugen und bewegen gekonnt, wo der Moment war, zu erobern und glänzende Verhältnisse von Europa zu ertrotzen; wir haben eine umgekehrte Entwickelung gefunden, besonders Frankreich gegenüber: bei uns wurde Fürstenmacht erst spät durchgreifend, dort aber früh.

Für alles das hat nur der höhere Kulturstandpunkt eine ausgleichende Deutung. Er hat alle die Einzelheiten einer neuen Weltentwickelung vor sich ausgebreitet, wie sie eintrat mit der romantischen Epoche, das heißt, mit dem Punkte, wo die alte Welt, die griechische und römische zerschlagen war. Diese Einzelheiten sind die Nationen, jede muß eine eigne Welt des Innern, und eine entsprechende Physiognomie, Lebensart, Denk- und Sprachweise gewinnen. Das Ensemble davon macht eine neue Welt, welche ihren Zweck nur eben in dieser zusammengefaßten Verschiedenheit erfüllen kann. Jede Nation hat ihr Charakteristisches zu erfüllen. Das Vergleichen und Anwünschen ist darum so mißlich und schwer, und die Geschichte hat darum sich weniger hierauf einzulassen, als vielmehr auf die kräftigste Erfüllung dessen zu sehn, was einmal in den Kreis einer Nation fällt. Ein Befruchten im Einzelnen, ein Anfeuern von außenher bleibt deshalb doch gestattet und oft erwünscht.

In solcher Folge entwickelt sich, welch unrechte Forderungen den einzelnen Ausdrücken einer Zeit gestellt werden von einseitiger Opposition, und wie unrechtmäßig man in solchem Verhältnisse Dies oder Jenes vom Mittelalter heischt.

Vorwürfe der Art werden ihre Früchte tragen, wenn sie vor den Spiegel der Gegenwart gehalten, und an den früheren Zeiträumen nur wie Bilder vorübergetragen werden, wie Bilder, die nicht drein schlagen, sondern nur zeigen, nur veranschaulichen. Solche Bilder mag man dem Mittelalter gegenüber nicht unterdrücken; malt es, wie bis zum Extrem die äußere Welt verläugnet worden sey, die Welt des gesunden Leibes und dessen

gesunde Forderung. Aber macht vielmehr Eure Leser und Zuhörer dafür verantwortlich, nicht das Mittelalter.

Es war einmal Alles so vernachlässigt und gestellt, und selbst durch die Vernachlässigung vorbereitet, daß die deutsche Welt in ein inneres phantastisches Haus flüchten und darin ihr Bewußtsein und ihre Lust ausbilden, von außen aber dazu erobern mußte, was zu erobern war. Diese einmal nöthig gewordene Aufgabe hat das Mittelalter auf's Beste und Nachdrücklichste erfüllt, also erfüllt, daß unsre deutsche Nationalität eigentlich von dort her ihren Kern erhalten hat. Von dort datirt unser Versenken in die Innerlichkeit, die tiefsinnigen Poesien Wolframs sind der Anfang derjenigen Aeußerung, welche sich dann später klarer abgesetzt und geordnet und als deutscher Tiefsinn und deutsche Philosophie herausgebildet hat. Diese deutsche Philosophie, worin das Graben nach tiefem Gesetze und nach Gottheit ruht, ist dasjenige, was uns in alle Wege von andern Nationen sondert, aus diesem Versenken in's Innere sind alle unsere großen Thaten des Gedankens erblüht, unsere Träume, unsre Enthusiasmen für das Sublimste und Duftigste, kurz, ein großer Theil dessen, was uns eben zu Deutschen macht.

Dies anerkennend setzen wir doch hinzu: Gott bewahre uns davor, diesen tieferen Anfang einer Nationalität noch einmal auf so verworrene und einseitige Weise durchzumachen, wie es im Mittelalter geschah. Wir sind, Historie schreibend, jene Anerkennung dem wichtigen Zeitraume schuldig und stellen uns damit gegen die einseitige Opposition, welche des Zuschnitts halber das ganze Mittelalter verwirft, aber wir sind auch berechtigt, den eben so einseitigen Lobpreisern gegenüber, das dürre Bild der Absperrung und der Kasteiung an jener Zeit vorüberzutragen, und dazu das bedenkliche Glöckchen zu läuten, wobei die irdische Welt verflucht wurde. Denn es ist eben daher auch das Dahlen, die Träumerei, die Thatlosigkeit, die Blässe in unsere deutsche Welt gekommen.

Jetzt, hier, im innersten Heiligthume des Mittelalters verschränkt sich jene dialektische, neue Welt zu einem wirklichen und in die Poesie heraustretenden Leben, dessen Sehnen und Muskeln in den Kapiteln „Mittelalter" und „Ritterthum" vorgelegt worden sind. Der Volksgesang, welcher die eigene Welt und

That zum Gedichte verklärt, sickert seicht in abgelegenen Schluchten; so wie die ganze Existenz mit ihrem Gesetz und Interesse eine künstliche neue Welt geworden ist, so wird auch der poetische Stoff und Ausdruck ein künstlicher.

Die Kunstpoesie beginnt ihre Herrschaft. Die Phantasie erfindet nach Kräften das nie Dagewesene, und hält sich dazu an fremde, fabelhafte Stoffe, die desto willkommener sind, je mehr sie aus den Regeln des Gewöhnlichen herausgehen. Dies Alles wird getränkt und gesättigt mit der Tradition und den feinsten Beziehungen des christlichen Glaubens.

Die Natur repräsentirt sich in den Vornehmeren, welche sich in allerlei Orden vereinigen, und aus diesem Verhältniß wiederum geheimnißvoll dialektische Bezeichnungen gewinnen.

Man empfindet sich nicht als Nation einer andern Nation gegenüber; diese charakteristische Sonderung ist in den Geburtsstunden um die Zeit Karl's des Großen verloren gegangen, sie ist verschwommen in der allgemeinen Christlichkeit und Ritterlichkeit. Jeder empfindet sich allein als ein Ritter, als ein Dichter. So ward die Zufälligkeit, das Abenteuer geboren, worüber sich die Poesie selbst klar ward und was sie als eine einzelne Figur ihrer selbst „Frau Aventüre" nannte.

Jedes Abenteuer ist aber nicht der Mittheilung werth; es ist eine Auswahl nöthig, und so kommt man zu dem Begriffe des Interessanten.

Vergeßt dazu das Weib nicht, dessen neue gefeierte Stellung so hochwichtig war, die dem ganzen Zeitalter einen Anstrich von Weichem, Biegsamem, Gefälligem, mitunter Weichlichem gab, und zur Erfindung der Courtoisie und Galanterie verhalf — dann ist das Hauptbestandtheil dieses Dichtungskreises ausgebreitet.

Schwerlich kehrt die Zeit auch nur ähnlich einmal in der Geschichte wieder, es müßte denn kurz vor Erfüllung, vor Ende der Welt sein, die Zeit dieses innersten Mittelalters, wo eigentlich Niemand ein strenges irdisches Geschäft hat, wo man nur sinnt und singt und zum großen Theil wohl auch tändelt, wo das goldene Zeitalter zu herrschen scheint, während freilich manches irdisch Nothwendige darüber zu Grunde geht. Selbst der Orientale, dem der Gesang so wünschenswerth und ehrwürdig ist, so

weit giebt er sich ihm in einem doch weicheren und erschlaffenderen Klima nicht hin. Sein Säbel ist scharf, er stürzt einmal, mit sehr Irdischem beschäftigt, über des Nachbars Land hin, in den fürchterlichen Feind hinein.

Selbst der Krieg schweigt im eigentlichen Mittelalter, nur das Spiel des Kriegs, und dies nur in seiner dialektischen Bedeutung ward gepflegt.

So ungefähr betritt man würdig vorbereitet den Artus'schen Kreis im Lande Wales, wo unsere mittelalterlichen Dichter besser zu Hause waren, als im ordinären Lande Deutschland.

Dieser alte Sagenkönig Artus wird in die alte Bretonische Mythe verflochten, und in der Sagenwelt später ein Fürst der Siluren genannt, welcher rühmlichst mit den Angelsachsen gekämpft habe. — Galfred von Monmouth nimmt das Verdienst in Anspruch, diese Sagen gesammelt und lateinisch überliefert zu haben. Dahinein gehören auch die Kunden von dem sehr interessanten Zauberer Merlin, in welchem das geistreiche Druidenthum eingefleischt, und welcher die letzte grandiose Polemik gegen das Christenthum war, besonders die energischen Kräfte des Geschöpfes gegen die neue Lehre in Kampf setzend.

Dieser Bereich mit dem, was bis Artus geht, ist in der Celtischen Edda aufbewahrt, auf deren Terrain man hier geräth. Monmouth erzählt, daß Artus selbst ein geistiges Produkt Merlin's gewesen sei, Merlin nämlich habe den König Uther die Herzogin Cornwallis täuschen und in Liebe segnen lassen. Die Frucht davon sei Artus gewesen, welcher nach Besiegung des römischen Kaisers Lucius „die runde Tafel" auf Merlin's Anrathen gestiftet habe. Rund zum Zeichen der Gleichheit dieser Ritter. Carduel, Caridol, das heutige Carlisle, sei der Ort. Adlige Geburt, reiner Ruf, ritterliche Bildung, waren die Erforderniße, um Mitglied der Tafelrunde zu werden — man sieht, es wurde die Sage ganz in den Train des damaligen Ritter- und Ordenswesens gezogen. Denn das kultivirt Adliche war ein Begriff, der sich besonders in diesem Zeitraum des Mittelalters ausbildete, und dessen später verfallende Bedingungen und Ordensgesetze doch Jahrhunderte lang nachher noch den Schimmer einer Existenz behielten. So wie dieser Punkt, so sind außerordentlich

viele, heut noch herrschende Momente, wenigstens unsres geselligen Lebens, aus jener Zeit übrig, das Herz unsrer Convenienz stammt ganz und gar aus dem Mittelalter.

Jene Beschränkung aber stürzt Artus und die Tafelrunde, das Princip der Legitimität ward Veranlassung des Sturzes: ein natürlicher Sohn des Artus, der sich ausgeschlossen sah, verband sich mit andern Unebenbürtigen und in einer Schlacht kam Alles um. In Sommersett, auf der Insel Avallon, soll Artus begraben sein, dort will man seinen Leichenstein mit lateinischer Aufschrift, und seinen Leichnam entdeckt haben. Nebenher lebt er als Rabe fort. Dem deutschen Publikum sind die Gebräuche dieses Kreises durch Wieland's Mährchen bekannt, die eine Zeitlang außerordentlich viel Leser fanden. Es kann zum Theil deshalb die ausführliche Beschreibung dieser Gedichte unterbleiben, zumal sie sich auch in der bloßen Darlegung des Gerippes gar zu einförmig, willkürlich und spielerisch ausnehmen. Der hüpfende Vers, der bunte Reim, alle lustige Farbe und alles lockende Fleisch des eigentlichen Gedichtes sind hier nöthig, wenn eine spätere Zeit den Reiz davon empfinden soll. Das Abenteuer in seiner weitesten Gestalt tritt auf, zieht aus, springt hinter den Büschen hervor, reißt dem Anscheine nach ohne Noth wilde Zustände, wie Wahnsinn oder Verzweiflung, herbei, und endigt heiter und unbedeutend. Alles schaukelt sich und spielt in der Tabulatur einer fabelhaften Ritterlichkeit, und ist in dies Rosengeheege einer Grenze gebannt, welche denn auch ihre stehenden Figuren mit sich bringt. Der gewöhnliche Hergang ist, daß ein fremder Ritter zur Tafelrunde trifft, ein Begehr oder eine Herausforderung hinwirft und so die Bewegung veranlaßt. Der Hofmarschall Keye, das ergötzliche Bild schlechter Klatschhaftigkeit und wirklicher Ohnmacht, was sich aber in den Formen ausgesteift erhöht, reitet dem fremden Ritter entgegen, wird ohne Weiteres in den Sand geworfen und bringt hinkend der Tafelrunde den nöthigen Bericht. Dieser Keye findet sich heute in unsern Standesverhältnissen noch tausendfach. Nun erhebt sich einer der Tafelritter, geht dem Fremden entgegen und mißt sich mit ihm. Irgend eine von Riesen verfolgte oder bedrohte Schöne stellt sich denn bald ein und fleht um Hülfe; der Ritter zieht mit ihr, verliebt sich in sie oder in eine Andere, die just in den Weg

kommt, denn das Herz ist sehr reizbar, erschlägt die Ungeheuer, heirathet die Schöne und kehrt zur Tafelrunde.

Diese heitere Bewegung streift mitunter an etwas Ernsteres, ohne sich dadurch schwer ernsthaft machen zu lassen, es bleibt durchweg die spielende Form des Ritterthums, welche zufällig in eine lose Verbindung mit der Gralsage, diesem tiefsten Ernste der Zeit gerathen ist, und deßhalb neben ihr angeführt wird.

Die Hauptgedichte des Artus'schen Kreises sind:

1.

Iwain,

der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue. — Iwain erschlägt bei einem wunderbaren Brunnen den Besitzer desselben und heirathet dessen Gattin Laudine. Dann geht er auf Abenteuer aus und vergißt die Rückkehr zu seinem Weibe. Als ihm dieser bedenkliche Zug seines Herzens einfällt, wird er über diese Entdeckung wahnsinnig. Geheilt macht er sich auf die Heimkehr, befreit unterwegs einen Löwen, welcher sich ihm dafür dankbar anschließt, und versöhnt sich wieder mit seiner Laudine.

Demselben Verfasser und demselben Kreise gehört Ereck und Enite, was erst vor Kurzem wieder aufgefunden ist.

2.

Wigalois,

der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Grafenberg. Er besteht granenvolle Abenteuer und vermählt sich dann.

3.

Wigamur,

der Ritter mit dem Adler, besteht auch Abenteuer und kommt endlich gesund nach Hause.

4.

Lancelot vom See,

von Ulrich von Zazichoven, das bedeutendste dieser Gedichte. Es ist nach Deutschland gekommen, da sich Hugo von Morville

dem Erzherzog von Oesterreich als Geisel für Richard Löwenherz stellte. Der hat's erzählt, und dieser Erzählung ist es deutsch nachgebildet, aber der Hauptpunkt, welcher auch ein Hauptpunkt für die Tafelrunde ward, ist weggeblieben, dies ist der Ehebruch, welchen Lancelot mit der Königin Ginover oder Ginevra, der Gemahlin Artus's, treibt. Deshalb wird er auch in seiner eigentlichen Gestalt schwerer und bedeutender, wenigstens überliefern die Franzosen diesen Stoff unter dem Titel des chevalier de la charette viel nachdrücklicher, die Neigung ist stark, die Buße ebenfalls, Lancelot geht sogar in's Kloster.

Der deutsche Ritter hat das heiterer gemacht, und es kommt blos eine Andeutung vor, nämlich die Schilderung eines Mantels, der nur einer Treuen paßt, und mit dem die meisten Damen, auch Ginevra, nicht zu Stande kommen, bis Yblis, Lancelot's Geliebte, ihn nimmt, welcher er sich äußerst gefällig anschmiegt.

Das deutsche Gedicht erzählt Lancelot's Jugend bei der Fee Viviane, wie er unter Frauen aufwächst, dann über den See (de Lac) in's Land der Menschen entlassen wird, sich rasch entwickelt, reiten lernt, außerordentliche Thaten verrichtet und Yblis ehelicht.

Man rechnet in diesen Kreis auch noch einen der größten Schätze des Mittelalters, nämlich des berühmten Gottfried von Straßburg berühmtes Liebesgedicht Tristan und Isolde, weil es in Cornwallis spielt. Diese Verbindung ist aber locker genug, um dies Gedicht hier zu übergehn und es später an die Spitze einer selbstständigen Gattung zu stellen. Gottfried ist der große weltliche Opponent Wolfram's, der das Leben, Sehnen und Leiden der Erdenseele dem tiefsinnigen Trachten Wolfram's entgegenhält als einzig ächte Poesie, der Wolfram's Trachten in eine andere Sphäre als die der Poesie weisen will, weil es den wirklichen Boden der Dichtkunst verlasse.

Zu dieser reichsten und gewaltigsten Vertiefung des Mittelalters, um welche die Gralsage ihre wunderbaren Wolken legt, kommen wir nun. Sie ist gleich einem See im tiefsten Hochgebirge, wo die höchsten Berge zu einer unabsehbaren Tiefe abschießen; nur wenn die Sonne im Mittage steht, sieht man einzelne Blicke des schwarzen Wassers aus der schwindlichen

Tiefe, der dunkle Duft einer fremden Gebirgswelt wallt auf und ab, manchmal bricht ein schlanker, glänzender Vogel herauf, ähnlich dem Paradiesvogel, der keine Füße haben soll, um sich nie auf die gemeine Erde zu setzen, und nur auf den Schwingen ruhend, im freien Elemente der Luft zu schlummern. Dieser Vogel, welcher aus der schauerlich lockenden Tiefe kommt, bringt ein schimmernd grünes Kraut im Schnabel, eine Pflanzenart, die keinem Botaniker bekannt ist, und schwingt sich damit so hoch in die Luft, daß ihm kein irdisch Auge folgen kann. Wenn man aber das Auge schließt, soll man ihn mitunter noch fliegen sehn.

In diese Tiefe hat sich allein Wolfram von Eschenbach gewagt, der Parcival und der Titurel sind die Gedichte, welche davon übrig sind und davon zeugen. Der Lohengrin, dessen Verfasser unbekannt ist, schließt sich daran.

Mehr als anderswo sieht man sich bei diesem verborgensten Kerne des Mittelalters nach Führern und Erklärern um, und sucht namentlich, was neuste Forschung und Deutung bieten möge. Herr Gervinus hat zuletzt ein Buch reichen Studiums und behender Umsicht über unsere Nationalpoesie herausgegeben, dies ist aber leider in einer durcheinander werfenden, verwirrenden Schwatzhaftigkeit abgefaßt, es mißhandelt von einem ganz unpassenden Standpunkte unsere Literatur, und man kann nur mit großer Vorsicht einzelne Körner aus der breiten, geistvollen Spreu aufnehmen. Dieser Art Literargeschichte besonders gilt, was zu Anfange dieses Kapitels gesagt ist. Ein hausbackenes kräftiges Naturell verlangt darin, daß Alles, was nicht in seine kurze, herbe und wenig poetische Individualität paßt, als ein Irrthum der poetischen Welt bei Seit geworfen werde. Von da aus und mit einer vorherrschenden Bildung, welche nur Eindrücke aus den Griechen aufgenommen, und übrigens nur in der Jünglingszeit eine dehnende Regung empfunden hat, prügelt er in unsere Literatur hinein, sich viel damit wissend, daß sein Stock mannigfach mit Gelehrsamkeit umwunden ist. Bei völliger Unfähigkeit, sich zu objektiviren und einen vorliegenden Kreis nach den eigenen Gesetzen dieses Kreises zu beurtheilen, wobei bekanntlich noch ein eigenes, bezügliches Urtheil übrig bleiben kann, bei einem sehr kargen ästhetischen Geschmacke, welchem der Reim

und alle weichere Feinheit und Schönheit lästig ist, findet denn Gervinus am Mittelalter nichts Lobenswerthes, als daß Walther von der Vogelweide sich eine moralische Männlichkeit bewahrt neben dem weibischen Minnegesange, und daß im „Windsbecke," einem Schriftreste des Mittelalters, vortreffliche moralische Lebensregeln und Maximen enthalten sind, welche ein Vater seinem Sohne gäbe. Da sei nichts von der „Frivolität und Weichlichkeit des Tristan," „noch der mysteriöse Zug nach einem heiligen Ritterthume, wie im Parcival."

Er überrascht sich selbst mit der Entdeckung, daß diese mittelalterliche Richtung Wolfram's eine ganz subjective sei, was schweren Tadel verdiene. Das eigentliche Verständniß fehlt somit noch gänzlich, denn das ganze Mittelalter ist eben der Versuch, eine neue Welt zu werden der bereits objectivirten alten gegenüber, das ganze Mittelalter ist eben eine neue Subjectivität, und es kann ihm kein schreienderes Unrecht widerfahren, als sich mit einem alten Maaßstabe gemessen zu sehn.

Man muß also wohl diese dürre Hausmannskritik auf sich beruhn lassen, die deshalb gegen eine neue poetische Welt keift, weil sie in sich selbst kein Organ findet, die große Mannigfaltigkeit poetischer Offenbarung aufzunehmen, und muß sich auch beim Deuten dieses mittelalterlichen Hauptpunktes im Wesentlichen dem früheren Rosenkranz anschließen. Ist dieser auch im Gegensatze dem Interesse des Stoffs zu sehr hingegeben, so hat er sich doch mit einer reichen Fruchtbarkeit der Empfängniß und mit tief poetischer Natur darein versenkt, sich desselben innerlichst bemächtigt, und ihn so, als ein wirklich treuer Bote dem Urtheile überliefert.

Es handelt sich zunächst um die Bedeutung des „Grals", welcher in den drei Gedichten Titurel, Parcival und Lohengrin den inneren und äußeren Mittelpunkt bildet, und zugleich alle phantastische und mystische Innerlichkeit der mittelalterlichen Poesie in sich schließt.

Man sieht sich dabei an die Mysterien der geistlichen Ritterorden gedrängt, welche in ärgster Mischung ihre Tradition zusammengescharrt haben aus allerlei alten und neuen Völkern des Orients und Occidents, mit denen sie herumfahrend ein priesterlich-kriegerisches Leben, oder die Berührung eines solchen

in Verbindung gebracht hatte. Besonders an den Orden der Tempelherrn, wo die Spekulation auf ein eigenthümlich äußeres und inneres Reich am Ausschweifendsten betrieben worden ist, wo das Geheimniß jedmöglicher höheren Erkenntniß von Orientalen und Abendländern zusammengehäuft schien.

Die ersten unsichern Quellen der Gralsage will man in Spanien sehn, von da sei sie an den Provençalen Guiot und an Chrétien von Troyes gekommen, aber schon dieser und noch mehr Thomas von Britanien habe sie sehr verändert. Später ist auch ein französischer Roman „Gréval" darnach gebildet worden.

Wolfram hat sich an die provençalische Quelle gehalten, aber mit größter Freiheit, denn er hat seiner eigenen poetischen Seele daraus einen angemessenen Körper gebildet, und man braucht sich deshalb nicht weiter darauf einzulassen, daß er selbst einmal über seine schlechte Kenntniß des Französischen gespottet.

Der Gral selbst ist eine Reliquie, gewöhnlich als eine Jaspisschüssel gedacht, woraus Christus das Opferlamm mit den Jüngern gegessen, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen habe, was Christus am Kreuze verlor. Man denkt sich's auch wohl als einen Kelch und die mystische Dialektik behandelt auch den cruor, das geronnene Blut selbst, als Gral. Die Legende erzählt nun weiter, daß Joseph von den Juden in einen unterirdischen Kerker geworfen, dort vergessen worden und vierzig Jahr geblieben sei. Der Gral habe mit wunderbarem Glanze ihn umleuchtet und genährt. Da habe Titus Jerusalem erobert und er sei befreit worden, nun habe er sich aufgemacht mit dem Gral, die Menschen zu bekehren, und sei auch nach England damit gekommen. Das Wort Gral leitet man aus dem Lateinischen „sanguis regalis," königliches Blut, daraus ward im Romanischen Saing regal und verstümmelt St. Gréaal, Gral. Neuere Forschung leitet es von „Gratiale" ab.

Bei diesen Ableitungen spielt denn natürlich die Vermuthung in aller beliebigen Weise und man muß sich mit dem schwankendsten Anhalte begnügen.

Wolfram, welcher in diesen Stoff sich versenkte, ist das grandiose Bild eines innerlichen Streiters, welcher sich durch die wogende Sagenwelt und durch das tausendfach fein gewobene

Reich des scholastischen Gedankens zu einer eigenen Einheit durchringen wollte. Sein Herz dachte, sein Gedanke dichtete, das Herz war stark, der Gedanke war überlegen und mächtig — davon hin und her geworfen, suchte er seinen geschleuderten Menschen durch die Schöpfung Titurel's und Parcival's und durch das Ausströmen in dieselbe zu befreien. In ihm war das Mittelalter, was den Weg des Gedankens von der Kirche und den Weg in's ferne, irdische Leben durch den Ritter ebenfalls mittelst der Kirche erhalten hatte; in ihm war jene Zeit zur feinsten religiosen Gedankenspitze geschärft, und weil er ein Poet war, spießte er auf diese Spitze ein Rosenkrönlein. Das duftete und blühte, wenn man es aber näher betastete, so wickelte es sich auseinander und ward ein Rosenkranz, welcher der Dornen nicht ermangelte.

Titurel oder die Hüter des Gral's.

Man stellt den Titurel voran, obwohl er später gedichtet ist, weil sein Leben und Treiben, der Zeit und Wirkung nach, dem Parcival vorausgeht. Parcival ist der Enkel Titurel's.

Lachmann's Forschung hat nun das Vielbesprochene entschieden, daß nur ein kleines Fragment dieses Gedicht's von Wolfram in der Ausführung herstamme, wenn ihm auch der Plan des Ganzen großentheils zugeschrieben ist.

Es ist römische Zeit, das Christenthum ist noch sehr jung; Vespasian hat regiert, da Titurel's Großvater aus Cappadocien nach Frankreich kam. Titurel ist ein spätgeborenes einziges Kind seiner Mutter; er kämpft gegen die Mauren, das religiose Ritterthum erfüllt ihn, er blickt nicht um nach irdischer Liebe. Ihm wird der Gral von Engeln gebracht, damit er ihn hüte. Im nördlichen Spanien, in Gallizien, sucht er in schauerlicher Waldeinsamkeit einen Berg aus, nennt ihn Montsalvatsch (mont sauvé), erbaut dort dreißig Jahre lang einen Tempel und ein Gralhaus für die Ritter, ein Gralkloster. Der Gral selbst, die Jaspisschüssel schwebt mitten davon in der Luft und regiert den neuen Orden; der Befehl, die Wahl oder was sonst zu sagen ist, erscheint als Schrift auf ihr, und verschwindet, sobald es gelesen.

Es bestimmt, wer Ritter werden (Templeise), wen er heirathen, was er thun, was er leiden solle, es ist der Mund Gottes. Die Ritter müssen fortwährend gegen das Heidenthum streiten, nur drei Tage, Weihnacht, Ostern und Pfingsten ist Waffenruhe. Für den Heiden ist der Gral unsichtbar, der Christ, welcher nach ihm blickt, verändert sich nicht, altert nicht, so lange er ihn anschaut; so lebt Titurel an fünfhundert Jahre.

Die Geschichte dieses wunderbar poetischen Ordens drängt sich im Gedichte auf den Punkt der Frauenwahl und auf die Familie Titurels zusammen. Anfortas, aus dieser Familie und König des Gral's, liebt ohne Zustimmung des Gral's die schöne Orgeluse, geräth bei dieser Privatangelegenheit in einen Kampf, wird von einem verzauberten Speer tödtlich getroffen, kann aber als Gralkönig nicht sterben, und leidet endlos an einer eiternden Wunde. Sein einziger Zeitvertreib, der damals überhaupt sehr gesucht war, ist Angeln, und davon hat er den Beinamen „König pécheur," was nebenher den Sünder bezeichnet. Er kann nur geheilt werden, wenn Einer nach seinem Leide fragt, der von dem ganzen Vorgange nichts weiß.

Dieser Verlauf wird durch viele Episoden unterbrochen, worunter die prächtige und berühmte Liebesgeschichte Sigunen's ist, vielleicht das Schönste, was die mittelalterliche Kunst erschaffen hat. Sigune, das schöne, sinnige Mädchen und Tschionatulander, der tapfere Jüngling, liebten einander, wie die Engel des Himmels. Es glüht eine Sehnsucht in dieser Liebe, aus Erde und Himmel zusammengewebt, daß die Herzen wie von einer göttlichen Kraft entflammt scheinen. Wenn er, wie leider sehr oft geschah, von ihr schied, um in den Kampf zu eilen, dann bat er sie heiß und doch lauter wie ein Cherub, sich ihm ganz unbekleidet in ihrer reinen, unvergleichlichen Schönheit zu zeigen, damit diese Schönheit die höchste Kraft in ihn hauche. Und diese Bitte gewährte das schöne und liebende Weib.

Einst sitzen sie am hellen Bache im Walde, sie unter dem Zelt, er bei der Angel, da kommt ein Jagdhund, der einen sinnigen Vers auf der Leitschnur eingestickt trägt. Sie ist entzückt darüber, der Hund aber entläuft. Auf, mein Geliebter! ruft sie, fange ihn! Tschionatulander springt barfuß durch Dorn und

Gebüsch von dannen, findet den Hund, wird aber vom Herrn desselben getödtet.

Nun bricht jene Sehnsucht in die herzkräftigste Verzweiflung aus, welche je geschildert worden ist, und grade hiervon handelt der wahrscheinlich von Wolfram selbst gedichtete Theil des Gedichts. In den Zweigen der Linde, wo der geliebte Leib bestattet wird, wohnt Sigune und klagt und klagt, daß jedes Herz mit ihr vergehen möchte. Sie zerrauft das goldene Haar, zerschlägt die schöne Brust, weint, weint unendlich, und blickt, die Verzweiflung selber, dann Stundenlang in das todte Antlitz des Geliebten. Ihre Verwandten drängen sie, dies Leben zu ändern, sie zieht in eine Felsenschlucht bei Monsalvatsch, setzt den Todtendienst ununterbrochen fort, und wird endlich eines Tages todt neben Tschionatulander gefunden.

Zum Hauptgange kehrend, sehen wir Anfortas wieder in seinem Leide. Parcival, welcher Erlöser werden soll, kehrt ein auf Monsalvatsch, aber er ahnt nichts, er fragt nicht. Hier tritt nun seine Geschichte, das folgende Gedicht Parcival ein, wo er am Ende doch wiederkehrt, König im Gral wird, Anfortas heilt und den Gral aus dem Abendlande hinwegführt nach dem Oriente, nach Indien. Dort erstarrt das Gedicht, denn es herrscht in jenem Kreise das vollkommene Christenthum, welches durch keinen Zweifel, keine Bewegung mehr beunruhigt wird, wo der Handlung also auch kein Interesse mehr zukommt. Das Reich des Priesterfürsten Johannes in unabwendbarer Regelmäßigkeit breitet sich aus, die Form ist fest, und nur die Beschreibung derselben kann einen Reiz ausüben. Titurel hat hier den großen neuen Tempel gebaut, dessen Vorbild man im Logostempel Justinian's zu Byzanz finden will. Der ganze Ideenkreis sucht sich ein Aeußeres, objektivirt sich im Gebäude, wie wir später in der Architektur des Mittelalters diejenige Objektivität des Mittelalters finden werden, welche von der fahrigen Kritik in einer neuen Welt so schwer entdeckt wird.

Dieser geistreiche Ausdruck in Stein und Raume, wo der Karfunkel an der Spitze, als unerklärt Geistiges, weit in die Welt leuchtet, um die Gralritter stets zu orientiren, dieser mittelalterliche Tempel wird hier verschlungen von der Massenhaftigkeit Indiens, und hier stirbt auch der endlich lebensmüde Ti-

turel. Die Welt des Gedichtes ist ins Kolossale ausgeweite und man erkennt leicht, daß die künstlerische Fassung, Rundun und Schließung von Wolfram selbst in diesem Gedichte ausgeh was seine jetzige Gestalt zum Theil von fremden Händen ha Unsere philologische Kritik giebt sich jetzt für dahin abgeschlossen daß die schlecht dargestellte Dichtung nicht von Wolfram in sol cher Darstellung herrühren könne. Es hält nur ein kleiner Ab schnitt von nicht vollen 200 Strophen das Verhältniß zu diesen Dichter rege, da dieser Abschnitt zu den schönsten Partien de mittelalterlichen Poesie gehört. Bis thatsächlich Beweisende aufgefunden wird, möge jene Kritik gestatten, daß dennoch de Grundriß dieses Gedichtes dem Wolfram verbleibe, da er den Wolfram'schen Genius ganz angemessen ist.

Parcival oder der König in Gral.

In diesem Gedichte kommt die großartige Entwickelung eines Helden aus sich selbst mit aller Tiefe und Feinheit ausgerüstet, deren jene Zeit fähig war. Außen findet er es nicht, was e sucht, dagegen findet er es in seinem Inneren, und da das Innere die eigentliche Welt ist, so kommt nun das Aeußere vo selbst herbeigeflogen.

Man sieht, daß die Seele aller romantischen Dichtung, wie sie bis zum modernsten Roman auf unsere Zeit herabgeht, i Wolfram lebendig und gefesselt wird.

Ahnungsreich verträumt Parcival einsam seine Kindheit, die Vögel singen, er sieht einmal einen Ritter vorüberziehen, seine Seele ist geschwängert, ein wunderbares Bild von der Wel draußen bildet sich in ihm, ein Ideal, wie es die spätere Zei nennt, und überall sucht er das Herz davon, überall sucht e Gott. Als er jenen Ritter sieht, hält er ihn für jenen Gott, den er sucht. Hinaus will er in die Welt, die Mutter kann ihn nicht mehr halten. Damit er bald heimkehre, staffirt sie ihn lächerlich aus, und so ist das erste Auftreten dieses innerlich reichen Menschen lächerlich, und weil er eben innerlich reich ist, rührend zugleich. Aber die Stärke des Naturels macht sich geltend, er gewinnt Umsicht, ein Weib und ein Reich, und kommt

zufällig nach Monsalvatsch. Dort sieht er den mysteriösen Graldienst, staunt, schaut und schweigt. Schweigt, eben wiederum, weil ihm Alles nach innen gerichtet ist, und so wird Anfortas nicht befreit, und der ihn aus der Gralburg lassende Knappe schilt ihn eine Gans und schlägt zornig das Thor hinter ihm zu.

Darüber sinnend, kommt er zu Sigunen, sie eröffnet ihm Alles, sein Familienverhältniß zur Gralburg und alles Uebrige — und hier kommt der neue tiefe Moment des Wolfram'schen Gedichtes, was nicht durch einen äußeren Coup sich vollenden kann, wie bei einem Wigalois oder sonstigem Tafelritter. Er sieht, wie er an der Erfüllung vorübergeglitten ist, er entfernt sich zürnend von Gott, — einen schweren Neid sieht er außer sich, der ihn hasse und hindere, er betritt keine Kirche mehr, und treibt sich abenteuernd um, kommt wieder zur Tafelrunde in düstere Träumerei bis zur Geistesabwesenheit versenkt.

Hier erscheint eine Abgesandte des Gral, und fordert Hülfe von den Rittern, der Zauberer Klinsor auf Castel merveil halte viele hundert Frauen gefangen. Dieser Zauberer, welcher an Merlin und Malegis erinnert, kommt schon im Titurel vor, wo erzählt wird, daß er grausam und wollüstig einst bei Iblis, der schönen Königin Siciliens, vom Gemahl derselben ertappt und „kapaunt" worden sei. Dafür räche er sich an allen Ehemännern und habe schon an die viertausend Frauen nach Castel merveil geraubt.

Parcival nimmt an dieser äußerlichen Verbindung mit dem Gral kein Interesse, tiefer muß er sich seiner bemächtigen, wenn es überhaupt geschehen kann, und Iwain übernimmt und vollführt jene Unternehmung nach Castel merveil, wobei ihm die vielen befreiten Weiber bedenklich viel zu schaffen geben. — Am Charfreitage begegnet Parcival einem Ritter, der sammt seinen Töchtern barfuß und in grauem Bußgewande daherschreitet und ihm die glänzende Rittertracht an einem Tage verweis't, wo Gott durch schmerzlichen Tod die Welt erlös't habe.

Diese Mahnung bringt Parcival zum Zweifel, ob der Neid herrschend und mächtig sei, er will sich dem Geschick überlassen, lenkt keinen Zügel mehr, und gestattet dem Rosse einen beliebigen Weg. So kommt er zum Einsiedler Trevrizent, und es folgen die tiefsinnigsten Gespräche über Gott, Sünde und Gral, welche ihn in das andere Extrem, die äußerste Zerknirschung werfen.

Er irrt in immer größeren Abenteuern umher, findet unter andern seinen Halbbruder Feirefiz, der schwarz und weiß aussieht, weil seine Mutter eine Mohrin gewesen, und mit dem er noch einmal zur Tafelrunde kehrt. Endlich kommt die Nachricht, daß der Gral ihn zum Könige erwählt, seine innere Welt war erfüllt, und die äußere fand sich dazu, auch sein Weib, welche ihm zwei Söhne geboren hat.

So stellt sich in Wolfram des Mittelalters Beziehung zu Gott und Religion dar, der Geist Gottes ist ihm fortwährend und allenthalben, in jedem Baumzweige gegenwärtig und thätig, am deutlichsten in sich, im Menschen selber. Sich selbst erkennen, ist der Anfang, Gott selbst zu werden; dieser Uebergang zu einer Einheit liegt im Leben und Sterben des Heilandes. In dieses Thema dialektisirt er alle Formen der Kirche, und die Gewandtheit und Stärke seiner Gedankenwendung ist außerordentlich. Er spielt Ball mit den höchsten Kirchenfragen, unterläßt es aber nicht, ein Kreuz zu machen und das Knie leicht zu beugen, ehe er die dreist geworfene Frage wieder auffängt.

Dennoch, so weit er auch der Kirche huldigt, verlegt er nicht die endliche Auflösung des Kampfes in das kirchliche Moment, sondern in das sich selbst erzeugende Bewußtsein des Menschen selber. Das romantische Moment der Freiheit, worin die große Macht zur Fortbildung eingeschlossen war, hält er mit großem Nachdrucke fest, Parcival wird durch sich selbst ein Pair im Reiche Gottes, ein König im Gral.

Dieses tief liegende Moment des Mittelalters, was nur dem blöden Auge durch Kirchengewänder gewehrt wird, ist die ewige Pforte des Romantischen, wodurch sich dies weit über das Klassische erhebt, und mit stets neuer Offenbarung fortschiebt im Entwickeln der menschlichen Aufgabe. Spielend und heiter schimmert es vom ungebundenen Abenteuerleben des Ritters, verbirgt sich in der Dialektik des Mönches und schlummert wie ein Lebenshauch, athmet leise, aber tief in dieser großen Dichtung des Mittelalters. Diese Entwickelung Parcival's bricht in Luther zu Tage, und breitet sich unendlich in der freien, eigenen Anschauung Wolfgang Göthe's.

Wolfram von Eschenbach stammte aus Franken, und zwar aus der Gegend von Nürnberg.

Lohengrin

schwebt nur um die äußere Peripherie der Gralsage, der Gral ist fernwirkendes Symbol. Gewissermaßen ist es ein Versuch, aus jenem Glaubens- und Gedankendickicht in's leichtere Leben zu kehren. Der ernste Gral spielt nur als Antithese, aber ist auch da noch mächtig genug, das Irdische aufzulösen. Parcival's Geschick beruhte doch darin, daß er auf eine bloße Nachfrage Glück und Segen in die Gralburg bringen konnte: Lohengrin, sein Sohn, hat dagegen nur ein Leben, wenn nicht nach seinem früheren Schicksale gefragt wird. Eine Herzogin von Brabant ist nämlich sehr bedrängt und braucht einen Kämpfer. Nirgends findet sich einer. Da kommt eines schönen Morgens ein Schifflein geschwommen, welches ein Schwan zieht, und worin ein hübscher Ritter schläft. Der Ritter thut alles Nöthige und heirathet die Herzogin unter der Bedingung, daß sie nie nach seinem Namen frage. Das geht eine Weile, aber die weibliche Neugier duldete es nicht lange, sie fragt, er ist Lohengrin, zum Gral gehörig, er muß sie verlassen und das Weinen kommt nun zu spät. Das Ganze ist noch mit deutscher Reichschronik umhüllt. Es ist dies Gedicht wahrscheinlich über Belgien zu uns gekommen, und der deutsche Verfasser ist unbekannt. Mancher schreibt es Wolfram selber zu — die Form des Gedichtes selbst läßt einen Wolfram die Erzählung vortragen. Indessen weder im Gedichte, noch in sonstiger Ueberlieferung scheint hinreichender Grund für diese Annahme zu sein. Vielmehr deutet Alles auf eine spätere Zeit, wo die innerliche Sagenpoesie bereits verfallen und zum bloß unterhaltenden Roman abgekleidet ist. Der Verfasser wird jetzt für einen Niederländer gehalten.

Die Sage vom Schwanritter ist auch von Konrad von Würzburg bearbeitet worden, ohne Beziehung auf Gral und Tafelrunde.

9.

Einzelne Gedichte.

Gottfried von Straßburg.

Es handelt sich hier um Gedichte, die sich weniger streng, oder gar nicht an die Hauptkreise anschließen. Dabei ist mit einer außerordentlich wichtigen Figur der mittelalterlichen Poesie, mit Gottfried von Straßburg zu beginnen. In diesem Manne scheint die subjektive Vertiefung des Mittelalters bereits einen Stillstand zu finden, sie schlägt heiter in die sinnliche Welt hinüber, und bildet sogar eine direkte Opposition gegen Wolfram von Eschenbach. Ja, Gottfried von Straßburg ist sich derselben ganz und gar bewußt, er bildet also durchaus einen höchst merkwürdigen Grenzpunkt. „Du verlierst dich," sagte er in ungefähr ähnlichen Worten gegen Wolfram, „in unpassende, verworrene Gebiete, Du zerstörst die Einfachheit, welche der Poesie Noth thut, Du wirst schwülstig, statt „„in schlichter und einfacher Rede zu sprechen, in der ein Mann mit schlichtem, geradem Sinne nicht strauchelt.""

Kann ein Bild zur Verdeutlichung helfen, so ist Gottfried der behagliche, heitere Nachmittag, wo man nicht aufgelegt und berufen ist, neuen Stoff und neues Verhältniß aufzusuchen, noch das Vorliegende zu vertiefen mit üppig spielender Phantasie und Spekulation. Dieser heitere Nachmittag des Mittelalters spiegelt sich in seinem „Tristan und Isolde," welches ein so hellfarbig

schimmerndes Gegenbild neben den dunkel beschatteten Dichtungen des Mittelalters ist. Hinter der sinnlich heitern Stimmung liegt genaue Kenntniß aller Motive jener Zeit, aller Bedeutsamkeit mittelalterlicher Poesie; er weiß vortrefflich, wie fest das ganze Leben von jenem neuen romantischen Dogma umspannt ist, aber er sieht darin ein gefälliges, harmonisches Dasein bedroht, er sieht die Schluchten und Abgründe auf allen Seiten, wenn sich die Seele noch weiter ebenso rücksichtlos wie bisher der Spielerei im Innern und Aeußern, der traumhaften Spekulation und der geistreichen Träumerei hingeben wolle. Indessen fühlt er sich doch auch nicht stark und berufen genug, diese ihm gegenüberstehende Welt auf Tod und Leben an der Wurzel anzugreifen; es ist Nachmittags, er sieht das bunte Leben bei der Tafel auch ganz gern, er küßt gern, und er hat in diesen Kreisen eine sehr große Gewalt durch sein Talent. Dies Talent ist, wie natürlich, noch mannigfachst mit dem Mittelalter verwachsen. Was nimmt er für einen Ausweg? Seine innerliche Opposition trägt er in der Form zur Schau, denn ihrer ist er dergestalt Herr und Meister, daß ihn im ganzen Mittelalter Niemand übertreffen mag. Er sagt zu Wolfram: Du machst schwülstige Verse. Aber er spielt nur mit der Opposition, wo es auf Lebensfragen ankommt, das bedenklichste Element der sinnlichen Liebe, welches in seinem Gedichte glüht und tobt, ist mit so geschmeidiger Hand hin und her gewendet, daß man den Satyr eben so wenig ergreifen kann als die Sünde und die eigentliche Liebe. Ja, der eigentlichste Spott auf Sitte und Maxime seiner Zeit hat sich geradezu am leidenschaftlichen Herzen der Liebe einen festen kleinen Sitz gebaut, so daß der feinste Beobachter nicht sagen kann, ob jener stürmische Drang oder dieses Aeußerste vom Herzen eingegeben sei oder vom Spotte.

So ist dieses Gedicht „Tristan und Isolde" jenes fabelhafte Wesen, von welchem die moderne Welt erzählt, daß es sich am Scheidewege mit dem Laster und mit der Tugend zu verständigen weiß, was sich erlustigt, aber sein Kreuz dazu schlägt.

Die schlimmste Beleuchtung aber fällt darauf, daß Gottfried selbst früher ein Mönch war, er kennt das innere Heiligthum sammt allen seinen Gesetzen; aber das spielt nur, wie eine Etikette dazwischen. Er hat klassische Bildung, spricht vom

Helikon, von den Musen, und das hat ihm manchen unserer Kritiker bestochen; denn das ist unser Zaubertrank, womit trunken gemacht wird, etwas Esoterisches braucht jede Zeit. So ist es ihm stets übersehen worden, daß er der erste Verräther und der größte Verräther des Mittelalters war, daß er das sinnliche Element lächelnd geltend machte, und die duftige Liebe auf das pikanteste Ehebruchlager bettete.

Einzelnes davon war in vielen Gedichten vorgekommen, aber nirgends mit dieser Bewußtheit. Das eigentlich Mittelalterliche ist in Gottfried nur noch Marionette, mit dem er ein geistreiches Spiel treibt, die baare menschliche Empfindung nur erfreut eigentlich sein Herz, und sie schildert er mit wirklicher Innigkeit, selbst wo sie frech wird.

Da, hier in Gottfried, erscheint denn auch etwas von jener Objektivität, welche von der Redensart unserer Kritik so oft unpassend verlangt wird. Aber sie erscheint in ihm, weil in seiner Seele das Mittelalter beendigt ist; er steht schon mit seinem schalkhaft, oder gar satyrisch lächelnden Gedichte außerhalb desselben, die Naivetät, die Unmittelbarkeit der mittelalterlichen Poesie ist in ihm vorbei, und sein Verdienst ist bereits auf einem andern Felde zu suchen.

Glauben wir deshalb nicht, daß dies im Aeußeren eben so rasch geht, o nein, das Mittelalter stand noch ein Paar Jahrhunderte, es ward auch noch genug ächt mittelalterlich gedichtet, dies neue Weltgebäude baute sich auch erst nach vielen Seiten aus, denn die Masse und die einzelne Gattung findet sich stets langsam. Die großen dichterischen Geister einer Nation sind wie die höchsten Bergriesen, dicht am Himmel, von ewigem Schnee bedeckt; mancher Quell, der von ihnen herabrinnt, wird in seinem kleinen Ursprunge gar nicht beachtet, und wenn dann unten ein Flüßchen, ein Strom sich daraus bildet, so weiß man nicht immer, welch kleiner Quell grade der Anfang gewesen sei, das Wasser hat auch viel zu thun und zu wahren, ehe es bis in's Meer kommt, und so einen Hauptlebenstheil des Landes bildet. Es weiß an der Mündung schwer zu sagen, von welchem kleinen Quelle es eigentlich stammt.

So geht's der Romantik, die sich allmählig aus den mittelalterlichen Tiefen in andere Thäler geworfen hat. Wie schon

oben bemerkt ward, Gottfried von Straßburg wußte vielleicht selbst nicht, daß sein Mißfallen an Wolfram eine so große Lebensfrage in sich schloß, und daß sein Tristan und Isolde diese öffnete. Vielleicht beneidete er ihm auch in etwas den Ruhm, denn Herr Wolfram war sehr gesucht, und Gottfried neigte ja sehr zum Weltlichen. Seinem Geschmacke, seinem innerlichsten wenigstens, ist es immer schwer zu glauben, daß er wirklich der Ueberzeugung gewesen sei, Hartmann von der Aue sei ein größerer Dichter denn Wolfram, wie er ausspricht, der geschmackskundige Gottfried. Allerdings war in dem einfachen Lebenselemente Hartmann's und in dem einfachen Ausdrucke desselben viel Ansprechendes für Gottfried, aber dieser war doch zu fein, um nicht die anmuthige Mittelmäßigkeit aus Hartmann und die geniale Fülle aus Wolfram herauszublicken. Der Unterschied zwischen tief heitern und tief ernsten Menschen geht gewiß durch die ganze Geschichte, durch alle Religionen und sonstigen Gesetze, Sitten und Ausdrücke; man sieht jetzt wieder unter den rohen Völkern, daß der Neger zur heitern, die Rothhaut Amerika's zur melancholisch ernsten Hälfte hinneigt; aber beim extremsten Wesen verblendet sich ein gescheidter Mensch, wie Gottfried, nicht leicht so über den Heros in dem gegenüberstehenden Extreme, daß er wirklich Wolfram unter Hartmann gestellt hätte. Betrachten wir nun das Gedicht selbst.

Tristan und Isolde.

Die erste Quelle des Gedichtes ist jener Thomas von Britannien, dessen schon erwähnt wurde und der von der schottischen Grenze herstammte. Sie ist indessen hier unwesentlich, da sich Gottfried, wie Wolfram mit seinen Stoffen that, des Gegenstandes völlig selbstständig bemächtigte. Wenigstens sehen wir an andern Bearbeitungen desselben Stoffes, daß er ohne dichterischen Genius ganz unbedeutend blieb. Er beginnt mit Ehebruch, und in dieser ungesetzlichen Neigung bewegt sich sein ganzes Leben und Element.

Tristan's Mutter, die Schwester des Königs Marke von Cornwallis schleicht zu dem verwundeten Rivalin, um ihn zu heilen. Bei dieser Gelegenheit wird sie schwanger, und bald

darauf von Rivalin nach Frankreich entführt. Der Geliebte fällt in einem Kampfe, sie selbst stirbt bei Geburt des Sohnes, welcher ob so trauriger Umstände den Namen Tristan erhält. Dies heißt „der Traurige.“

Rual, ein getreuer Marschall, erzieht ihn und zwar durchweg in der damalig modernen Weise. Da ist nichts von der Ahnung und Träumerei, welche Parcival schwellt. Tristan wird vollkommenster, ritterlicher Elegant, lernt alle üblichen feinen Künste, fremde Sprachen, die man an Höfen brauchte, er weiß sich einer falschen Meinung zu fügen, eine grobe Wahrheit zu verbergen, kurz, er wird sehr anmuthig. Freilich ganz anders als Parcival. Norwegische Kaufleute stehlen ihn, setzen ihn aber in Cornwallis an's Land. Er weiß nichts von seiner Verwandtschaft mit Marke, bringt sich als einen Kaufmannssohn an des Königs Hof und macht als ein gentiler Jüngling sein Glück.

„Tristan, Tristan li Parmenois
Comme est gentil, comme est courtois!“

Als Rual kommt, folgt Erkennung und doppelte Freude; aber eigentlich hatte ihn der König schon zum Ritter geschlagen, er hätte die Abstammung nicht bedurft. Vielleicht ist dieser Zug auch nicht ohne Bedeutung.

Jetzt kommen auch die nöthigen Kämpfe; er wird schwer verwundet und nur die zauberkundige Isolde kann ihn heilen, aber diese liebt seinen Stamm durchaus nicht, Tristan hat ihren Oheim Morolt erschlagen, er muß unter falschem Namen sich einschleichen, lehrt sie Musik, und sie heilt ihn dafür, ohne daß irgend ein Liebesgedanke sich herausstellte. Ja, er räth Marke, die blonde Isold zu heirathen und unternimmt die in den Verhältnissen mit Irland gefährliche Werbung. Als er vom Schiffe zum zweiten Male auf irischen Boden steigt, verwüstet just ein Drache das Land. Er erlegt das Unthier, und steckt sich als Siegeszeichen die Zunge desselben in's Wamms; es geht aber von dieser Zunge ein so betäubender Pestdampf aus, daß er wie leblos niederfällt. Die Frauen, welche ihn auf dem Kampfplatze finden, bringen ihn zu sich. Isold erkennt an den Scharten seines Schwerts — wie fein spottet Gottfried! — daß diese Scharten in den zerschlagenen Schädel ihres Oheims passen, sie stürzt

gehobenen Schwertes nach dem Bade, wo er eben ist, wird aber abgehalten, und später versöhnt. Er führt sie wirklich als die Braut Marke's von dannen.

Nun kommt der Wendepunkt. Ihre Zofe hat von Isold's Mutter einen magischen Liebestrank mit auf dem Schiffe, der für Marke und Isold bestimmt ist, sie verwechselt ihn auf der Fahrt mit Wein und giebt ihn arglos Tristan und Isold zum Trinken.

Von hier beginnt beider flammende Neigung für einander, die kein Gesetz achtet. Soll nun durch solches Zaubergeschick diese Nichtachtung entschuldigt, soll die bornirte Ritterminne verspottet sein, welche von einem unnatürlichen Taumel geboren werde? Sprich, Meister Gottfried!

Mit feinster Kenntniß dessen, was Mann und Weib unterscheidet, mit loderndem Feuer wird der alsbaldige Ausbruch dieser Neigung geschildert. Es folgt nun Betrug auf Betrug — denn die Heirath mit Marke wird bei alledem ruhig vollzogen — den Gatten und die Umgebung zu täuschen, und das ist Alles mit solcher Feinheit erfunden, mit solcher Behaglichkeit ausgemalt, daß man dem frühern Mönche Gottfried die beste Erfahrung zutrauen muß. Alle Welt weiß es dennoch, denn die Leidenschaft ist wie ein lärmender Bergstrom, der arme Marke überrascht sie sogar zusammen im Bett, er muß endlich dem Geschrei des Hofes nachgeben und ein Gottesgericht anberaumen.

Hier sehe man Gottfried, des Mittelalters Ledigen! Dies officielle Institut, dem aller Glaube zuflog ohne Weiteres, wird von ihm auf das Raffinirteste verspottet, und der Glaube selbst muß zum Spotte das Mittel geben, wie man einen Franzosen nur französisch betrügen kann. Der heilige Christ selber hat ihr bei Fasten und Gebet ein Mittel eingegeben, wie man das glühende Eisen halten, und das Gottesgericht ganz wohl bestehen könne, Gottfried lächelt gut mönchisch hinter dem alten Verse hervor: „daß der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist —" (daz der vil tugendhafte Krist wintschaffen als ein ermel ist) —

Weil sie doch auch schwören muß, so verkleidet sich Tristan als Pilger, trägt sie aus dem Schiffe und fällt mit ihr an die Erde — nun ist ganz wahr der Schwur: daß nie ein anderer Mann als Marke und jener fromme Pilger an ihrer Seite

gelegen habe. Wie will das Gottesurtheil sich da zurecht finden? Es muß sie frei sprechen. Und wie prächtig spricht Meister Gottfried über die Liebe, um alle Schleichpläne des Paares zu verweben; — in diesen versteckten Wendungen höhnt er die ritterliche und kirchliche Konvénienz der Liebe, und ist doch nirgends zu fassen.

Einige Zeit darauf verbannt Marke das Paar vom Hofe, sie ziehen in den Wald und freuen sich allda zusammen, ganz mit dem Anschein, als hätte es ihnen nur bequemer gemacht sein sollen. Da sie Jagdlärm hören, schließen sie ihre Höhle, entkleiden sich völlig, legen sich nebeneinander und ein blankes Schwert dazwischen. Der wackere Marke sieht dies durch einen Ritz, und diese symbolische Scheidung entzückt ihn so, daß er sie wieder an den Hof ruft.

Endlich tritt denn doch wieder eine Bettüberraschung ein, und Tristan muß fliehen; sie scheiden unter den zartesten Zusagen unverbrüchlicher gegenseitiger Treue und Zärtlichkeit. Nun — Tristan findet eine zweite Isold, die auch wirklich eben so heißt, sehr schön ist, besonders weiße Hände hat, und daher auch den Beinamen führt „aux blanches mains.“ Der gleiche Name, die Schönheit, Reue über Ehebruch verwirren ihn, er heirathet sie, aber er bleibt Isolden, der ersten treu. Die neue Isold fragt endlich, er schützt ein Gelübde vor, aber am Ende hält er das Gelübde selber nicht. Indessen mitten im Kampfe, wo es sich nun um die eigentliche Idee des Gedichtes handelt, stirbt Gottfried und läßt uns in wirklicher Liebesnoth.

Ulrich von Türheim hat es sehr unglücklich, Heinrich von Vriberg mit besserem Geschicke zu End gebracht. Da wird Tristan, indem er seinem Schwager bei einer ungesetzlichen Liebschaft dienstfertig ist, tödtlich verwundet. Er läßt nach England schicken und die ächte Isold zu seinem Sterben entbieten, sie solle mit einem weißen Segel kommen. Es kommt endlich ein Schiff, er fragt nach der Farbe, Isold mit den weißen Händen sagt, es sei ein schwarzes Segel; da stirbt er. Die blonde Isold ist's aber wirklich, sie stürzt auf ihn und stirbt. Der gute Marke erbaut für sie ein Kloster, und läßt einen Rosenstrauch und eine Weinrebe darauf pflanzen, deren Zweige in einander geschlungen sind. Dies ist das Wappen von Tristan und Isolde. Die

christliche Deutung desselben von Vriberg in den Dornenkranz und in den wahren Weinstock geht freilich ganz aus Gottfried's Kreise hinaus.

Kurz, wir haben in diesem Gottfried'schen Werk einen Durchbruch der glühendsten ursprünglichsten Sinnlichkeit, der alle Konvenienz der Zeit mit Füßen tritt, und sich auf Kosten der ganzen damaligen Existenz geltend macht. Just an dieser Stelle, wo das Mittelalter seine theoretische Vergeistigung auf die Spitze getrieben, wo es eine einseitig-innere Welt übermächtig ausgebildet hatte, tritt in Gottfried, der etwa gegen 1250 starb, eine so glänzende Mahnung ein, daß der Mensch auch noch etwas ganz Anderes sei, daß dies Andere ebenfalls von ungeheurer Macht und von strotzenden Keimen einer Welt erfüllt werde. Diese Erscheinung ist um so bedeutender, je mehr sie gerüstet, fertig und verführerisch zugleich auftrat; es muß also ein tief verborgener langer Strom dieser Richtung angenommen werden, welcher unerkannt neben diesem, alles Sinnliche verläugnenden Mittelalter einhergegangen war, es muß sich also ferner eine schwere Nothwendigkeit der menschlichen Entwickelung darin bergen, da er unter feindseliger Umgebung doch zu einer solchen Pracht und Stärke gedieh. Denn die Schönheit von Gottfried's Form und Fassung ist unübertroffen, er ist Meister des Geschmacks und erhebt sich auch darin über seine Zeit.

Mit einer gemüthlichen Unbekümmertheit haben ihn meist die Preiser des absoluten Mittelalters belobend angeführt, haben von den schönen Versen, der glänzenden Darstellung gesprochen und für das zudringlich sinnliche Element irgend eine artige Beschwichtigung entdeckt, oder eine überschwänglich sinnige Deutung aufgesucht. Wenn der sogenannte moralische Maaßstab angelegt wird, so ist Tristan und Isolde ein Gräuel; aber man hätte bei solcher Konsequenz dies glänzendste Gedicht des Mittelalters eingebüßt, und so ist die Verurtheilung noch immer aufgeschoben.

Abgesehen nun von jener tieferen Vergleichung und von der Perspektive für die romantische Welt, welche sich in dieser Opposition Gottfried's öffnete, abgesehen davon, stellt sich als Eigenthümlichkeit an ihm heraus, die bei keinem Andern bemerkt wird: jene graziöse Neigung zur Heiterkeit, jenes bewußte Lächeln, was über Allem schwebt. Alles übrige Mittelalter ist todesernst.

Selbst das scherzhafte Element der Tafelrunde wird ernsthaft behandelt. Nur in der stärksten Potenz dieser Epoche, in Wolfram, befreit sich mitunter ein noch mächtigeres Element des tief Heiteren, ein noch mächtigeres als das, was über Gottfried ausgegossen ist. Dies sind einzelne humoristische Punkte in Wolfram, wo sich die ringende Seele in einem Anfluge von Laune überhebt. Wie man denn überhaupt diesem poetischen Mittelpunkte des Mittelalters, dem Wolfram, das größere Verdienst ungeschmälert lassen muß, seiner Zeit auf die geheimsten, innerlichsten Spuren gedrungen zu sein, seine Zeit erschöpft zu haben. Möge man sich dabei vor ungerechter Vergleichung hüten, denn der Werth Gottfrieds beruht nicht also im Hauptausdrucke des Mittelalters, sondern in der geschmackvollen Kühnheit, sich auf eine künstlerische Weise von der Beengung des Mittelalters zu lösen. Wolfram ist der geheimnißreich mächtige Herrscher, Gottfried der muthige und geschickte Eroberer.

Von einzelnen Gedichten ist noch zu erwähnen:

Flos und Blankflos, Blume und Weißblume, auch Rose und Lilie, Flur und Blancheflur genannt. Der Name davon ist bereits beim Karlskreise vorgekommen. Es ist nach dem Französischen des Ruprecht von Orbent durch Konrad Flecke in unsere Literatur gebracht, als Romanstoff darin erhalten und bis auf die neueste Zeit stets wieder bearbeitet worden. Flos, Sohn eines Araberkönigs, und Blankflos, Tochter einer auvergnatischen Gräfin, wachsen neben einander auf, und es entwickelt sich von früher Kindheit eine starke und zarte Neigung zwischen ihnen. Es hat nicht an deutschen Kritikern gefehlt, welche diese Engelneigung der Kinder unmoralisch oder unpassend befunden haben. Die Liebe wird auch von den Eltern, aber politischer Gründe wegen, gemißbilligt, Flos wird entfernt, Blankflos an morgenländische Kaufleute verhandelt, von denen sie in's Serail des Sultans von Babylon kommt. Als Flos heimkehrt, sagt man, sie sei gestorben, und weis't ihm das Grabmal. Er erfährt aber den Hergang, macht sich auf, bringt nach Babylon — in einem Rosenkorbe wird er, selbst rosenroth gekleidet, in den Harem ge-

tragen. Ueberraschung, Glück; er wird verborgen gehalten, aber doch vom Sultan entdeckt, und sie sollen beide verbrannt werden. Sie haben einen Zauberring, womit sich eins retten kann, aber sie ziehen gemeinschaftlichen Tod vor und werfen den Ring fort. Der Sultan erfährt's, aber dennoch will er selbst Flos tödten — Blankflos indessen drängt sich vor, den Schwertstreich für ihn aufzufangen, so daß der Sultan endlich von der Liebe gerührt wird und verzeiht. Sie kehren beglückt in die Heimath. So endiget dies Thema einer schuldlosen Liebe.

Die Liebesgeschichten jeder Art machen sich nun auf alle Weise geltend, die sogenannte Minne erhält in dieser epischen Behandlung, den Minneliedern gegenüber, eine fleischige Gewandung, die oft von der wunderlichsten Art ist. So existirt ein Gedicht „Frauentreue," darin schaut ein Ritter mit einem Bürger dem Kirchgange zu, um die schönste Frau der Stadt auszufinden. Der Ritter entscheidet sich für eine, es ist aber zufällig die Frau des Bürgers, und sie ist auch treu. In der Liebestollheit veranstaltet er ein Turnier, wo er nur im seidenen Hemde ficht. Ein Splitter dringt ihm in die Seite und er krankt sehr, der Bürger veranlaßt seine Frau, ihm selbigen herauszuziehn. Sie thut's, und dabei hofft der Ritter zu sterben. Er wird aber geheilt, dringt des Nachts rasend zu dem Ehebette, die Frau schämt sich halbtodt, er aber umarmt sie auf's Kräftigste, reißt dabei seine Wunde auf und stirbt. Jetzt macht sich die Frau Vorwürfe und stirbt ihm bald darauf nach. Der Dichter schließt mit einer höchst naiven Verdammung der Sprödigkeit. Dies sinnliche Element verbreitet sich dann immer mehr in allerlei andere Realität, und in dahin schlagender Bearbeitung hat sich besonders Konrad von Würzburg hervorgethan. Das stuft sich immer weiter ab zum Essen und Trinken, was in der „Wiener Meerfahrt" und im „Weinschwelg" seine Verherrlichung findet, zur Prosa der Liebe und dem derben Witze, welche am Schlagendsten in den Gedichten „Salomon" und „Morolf" zu Tage kommen, und in welchen Bereich auch der „Pfaffe Amis" von „Sticker" gehört. Viele dieser Sachen, wo sich das Mittelalter auf eine handgreifliche Weise von seiner Ueberschwänglichkeit befreit, tauchen noch in späteren Jahrhunderten wieder auf. Besonders thut „Hans Rosenplüt," wegen seiner Vorliebe

für Derbheit „der Schnepperer" genannt, sich im Wiederaufnehmen solcher Gedichte hervor, und in den österreich'schen Landestheilen entwickelt sich frühzeitig Preis und Vorliebe für eine fleischige Auffassung und Fröhlichkeit, wie sie heut noch zu finden.

Von den noch im alten ernsten Tone gehaltenen, die zum Theil in die früheste Zeit des Mittelalters zurückgehn, sind zu nennen:

Herzog Ernst. Es spielt in die Zeit der Ottone, und dieser Herzog Ernst, welcher verbannt wird, geräth in die fabelhaften Gegenden des Orients, wo die Kranichmenschen, die Greife und solcher Ausbund existiren. Dort kommt er denn auch mit den Templern und Gralrittern in Verband. Man schrieb dies Gedicht lange dem ältesten Minnesänger, dem würdigen Heinrich von Veldegk zu, welcher von Gottfried auch auf Kosten Wolframs gelobt wird. Jetzt glaubt man aber, daß es höchstens die spätere Umarbeitung eines Veldegk'schen Werkes sei.

Landgraf Ludwig von Thüringen. Von unbekannter Hand und zuerst von Schlegel angezeigt. Doppelt falsch nannte man früher den Titel Gottfried von Bou[illegible]n und als Verfasser Wolfram.

Wilhelm von Orleans. Von Rudolph von Montfort und Hohenems. Man legt ihm die Geschichte Wilhelm's des Eroberers unter.

Das Lobgedicht des heiligen Anno und die Kaiserchronik, worin sich die Ueberreste einer alten Weltgeschichte aus dem zwölften Jahrhunderte finden. Dem ersten Gedichte gab man sonst eine frühe Abstammung, als man aber die Kaiserchronik auffand, ergab sich, daß Beides in vieler Weise zusammengehörte. Die letztere, deren Druck erst beabsichtigt wird, gilt der neuen Forschung für sehr wichtig. Man findet darin einen der ersten und stärksten Uebergänge in die wunderträumende romantische Zeit, wo man die nüchternen alten Sagen zu verschmähen anfängt.

Eine Weltchronik, ebenfalls von jenem Rudolph, der von Montfort, von Hohenems und von Ense genannt wird, angefangen und von Heinrich von München bis zur Zeit Karl's des Großen fortgesetzt. In dieser Fortsetzung bezieht sich Manches auf unsere Heldensage.

Noch eine Weltchronik und ein österreichisch Fürstenbuch von Johann oder Jansen dem Enikel, auch Enenkel genannt, einem Wiener Bürger, der von 1190—1250 gelebt hat. Die Sachen sind gereimt, besonders für lokale Sagengeschichte ergiebig und eine halb burleske Fortsetzung für alle Poesieen, denen der edlere Halt und Trieb ausgeht.

Eine Reimchronik des Ottokar von Horneck, der um 1320 stirbt. Sie umfaßt die Geschichte von Oesterreich und Steiermark von 1250—1309, und gilt schon als rein historische Quelle. Zu Wien befindet sich auch noch eine handschriftliche Weltchronik von ihm.

Der Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein ist beiläufig schon erwähnt. Er ist als Einblick in jene erkünstelte Lebensverhältnisse zu beachten, wie man ihn aber für eine unabhängige poetische Bildung ausgeben und anpreisen konnte, ist wohl nur daher gekommen, daß Ludwig Tieck eine Bearbeitung, obenein in Prosa, davon gegeben hat.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue nimmt als poetische Erzählung schon eine viel interessantere Stelle ein.

Von jenen Reimchroniken, die gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts überall auftauchen, sind die wichtigsten: die Livländische, in Reval geschrieben, die Chronik des deutschen Ordens von Nikolaus von Jeroschin, die Gandersheimer vom Pfaffen Eberhard, noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehörig; die Braunschweiger; die von Cölln vom Meister Gottfried Hagen. In den Niederlanden erscheinen sie sehr zahlreich, und wir begegnen dort später noch besonders der Limburgischen.

Es sind hierbei nun noch einige Andeutungen über die Form selbst zu geben, deren sich diese mittelalterliche Schule, welche man unter dem Gesammtnamen „Minnesänger" zusammenfaßt, bediente. Die beste Auskunft darüber geben die Arbeiten der Gebrüder Grimm, besonders in der Grammatik, welche diese alten Sprachtheile unsres Vaterlandes lehrt.

In den epischen Gedichten herrscht das kurze Reimpaar; verschlungenere und künstlichere Mannigfaltigkeit findet sich aber auch in den Hauptdichtern dieser Art, besonders in Wolfram und Gottfried. In den Liedern herrscht der größte Wechsel an metrischen Weisen, oder wie man das nannte, in den „Tönen." Im Manessischen Koder finden sich an 1200 verschiedene Töne. In größter Einfachheit gehen die Gesänge Walthers von der Vogelweide einher. Das Verschiedenartigste kommt aber doch auf jene Grundgesetze zusammen: jede Strophe, welche von den Aelteren „Lied," von den Späteren „Gesätz" benannt war, bestand aus drei Theilen, „von denen sich zwei in der Sylbenzahl und Stellung der Reime genau entsprechen." Die späteren Meistersänger nannten dies „die Stollen" und den dritten, gewöhnlich darauf folgenden Theil den „Abgesang," der auch zuweilen zwischen die Stollen genommen wird, und stets allein dasteht. „Die Reimfolge bleibt durch ein Gedicht von mehreren Strophen dieselbe mit strenger Beobachtung der stumpfen oder klingenden Reime in den sich entsprechenden Zeilen." Die Gedichte, in welchen größere Willkür der Form und des Reimes herrschte, und die dann in Knittelverse ausgeartet sind, hießen „Leiche."

Die Grundform des nationalen Epos besteht in vier langen Zeilen, die neben einander gereimt sind. So in den Nibelungen. In dieser Art ist auch der ältere Titurel, nur mit der Abweichung, daß die dritte Strophe die kürzeste, die vierte die längste ist, und daß der Gang nicht, wie zumeist in Jamben oder Trochäen, sondern in Anapästen geht.

Aus dem oben angegebenen „Abgesange" späterer Form entwickelt sich das, was wir Refrain nennen und was oft nur ein Ausruf wird.

10.

Antike Stoffe, geistige Gedichte und Prosa.

Was sich die Deutschen später oft selbst so vielfach vorwarfen, das Aufnehmen des Stoffes von außenher, das liegt doch in unserer ganzen Entstehungsgeschichte deutlich zu Tage. Als wir beim Beginn des Mittelalters die deutsche Gemeinschaft werden, welche wir mehr oder minder heute noch sind, da interessiren uns auch zumeist Sagen und Stoffe benachbarter Nationen, und es wird nur einem guten Glücke verdankt, daß unsere heimische Heldensage nicht ganz unbeachtet bleibt. Dieses Glück ist so gut, daß es der angestrengtesten Forschung nicht gelingen will, mit Gewißheit zu ergründen, wem wir das Glück zu danken haben. Wir betteln uns das Bischen Kenntniß darüber zusammen, und das ist ein sicheres Zeichen, wie sehr das Ganze in bescheidener Stille, an vielen Orten, halb zufällig und wild aufgewachsen ist; kurz, wie sehr der bloße Treffer und was man Glück nennt, dabei gewirkt hat, und wie wenig die bewußte Absicht.

Die Lage unsres Vaterlandes mag zu dieser Richtung nach außen beigesteuert haben, wie schon erwähnt ist; aber es liegt auch gewiß ein tieferer Familienzug auf dem Grunde.

Bisher waren es fast immer bretonische und französische Sagen, die man sich aneignete. Es ist nun nachzuholen, daß man sich ganz früh auch an antike Stoffe hielt, obwohl man freilich auch diese meist aus Frankreich bezog und nicht aus der

Ursprache. Unter Ursprache wird übrigens blos lateinisch verstanden, denn das Griechische war zu weit.

Ein Gedicht über Alexander den Großen vom Pfaffen Lamprecht ist durch neuere Kritik sehr hervorgehoben und ausgezeichnet worden. Es wird auch in das zwölfte Jahrhundert verlegt, dahin, wo das Althochdeutsche in's Mittelhochdeutsche übergeht, und noch manche niederdeutsche Färbung trägt. Die Assonanz spielt noch darin. Alexander's Zug bis an's Ende der Welt ist der erste Theil des Gedichts, sein Krieg mit Darius, seine Schlacht gegen Porus und die Ankunft bei den Grenzen der Erde. Dann schreibt er einen Brief in die Heimath, nach welcher in ihm das Verlangen erwacht. Dieser Brief hauptsächlich ist der zweite Theil, welcher sich in zauberhaften Vorfällen ergeht und mit wenig Worten dann Alexanders Tod giebt.

Man glaubt, es sei vieles Aehnliche aus dem zwölften Jahrhundert noch unbekannt, wie in Graffs Diutiska Stücke eines deutschen Gedichtes „Athis und Profilias" aus diesem Zeitraume mitgetheilt werden. Auch davon wird eine französische Quelle angegeben.

Die Alexandergeschichte ward später noch durch Rudolph von Hohenems bearbeitet. Sie ist noch ungedruckt als Handschrift zu München. Hier ist einmal eine nähere Quelle, nämlich wenigstens die lateinische des Curtius und außerdem die Tradition des Byzantinischen Mönches Kallisthenes. Ulrich von Eschenbach, der sich an denselben Stoff machte, ist wiederum einem Franzosen gefolgt. Aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammt die letzte Bearbeitung der Alexandersage von Seifrid.

Größeren Nachdruck legt man auf die Eneit des Heinrich von Veldegk. Dieser erste Minnesänger hatte ebenfalls eine französische Bearbeitung des Virgil vor sich, und strich die Sachen auf's Beste mit Ritter- und Minnefarben an, so daß sich die Trojaner in diesem Kostüme gar wunderlich ausnehmen. Dies und der Reim verhalfen aber diesem geschmacksarmen Produkte zu der Auszeichnung, welche es im Mittelalter genoß.

Wenn irgendwo, so glaubt man bei solchem Beifall ein Kleid der mittelalterlichen Armuth und den Gedanken zu erblicken,

daß die Einheit mehr ein Ergebniß des Mangels an zerstreuendem Reichthume, als der Auswahl gewesen sei.

Der dritte Hauptstoff aus der antiken Welt war der trojanische Krieg. Eine frühe, sehr mittelmäßige Bearbeitung, die aber klassische Stellen citirt und stolz den Homer, Ovid und Virgil anruft, ist die Herbort's von Fritzlar. Die berühmteste ist die Konrads von Würzburg. Das Gedicht von ungeheurer Ausdehnung breitet sich über den Argonautenzug und alle früheren Sagen, man kennt es jetzt nur bis zu Iphigeniens Opferung, da es noch nicht ganz bis zur Hälfte seiner 60,000 Verse bekannt gemacht ist. — Auch Konrads Quelle war die wälsche Bearbeitung eines Byzantiners.

Auch ein gewisser Wolfram hat den trojanischen Krieg bearbeitet.

Wenn noch der Ovid'schen Metamorphosen gedacht ist, die Albrecht von Halberstadt zum Vorbilde genommen, die aber nach einer späteren Umarbeitung gedruckt sind, so daß wir nur den Prolog Albrecht's davon haben, dann darf man ohne weitere Klage von dieser kümmerlichen Partie Abschied nehmen.

Eine zweite Seitenkapelle, aber eine tief römisch-christliche, ist mit den streng geistlichen Gedichten bedeckt, die sich meist auf lateinische Legenden stützen. So sehr alle Dichtung des Mittelalters mit der christlichen Kirche verbunden ist, so vielfach haben wir doch gesehen, wie sie sich selbst in dem Hauptvertreter Wolfram von Eschenbach eine eigenthümliche Anschauung bewahrte — hier aber giebt sie sich völlig hin, wird willenloses Organ der Kirche.

Dahin gehören: das Leben der heiligen Jungfrau Maria bis zur Rückkehr aus Aegypten, in drei Büchern oder Liedern von dem Pfaffen Wernher — das Leben Maria's und Christus sammt der heiligen Familie von dem Karthäuser Philipp.

Jetzt, wo der rücksichtslose Glaube seltener geworden ist, geht man daran vorüber, wie die aus Holz geschnitzten Engel an Kanzeln und Kirchthüren nicht mehr einer besondern Auf-

merksamkeit gewürdigt werden, wenn das Holz nicht besonders kunstreich behandelt ist.

Genauer werden schon die beiden folgenden betrachtet: Barlaam und Josaphat und die Sage vom heiligen Georg.

Barlaam und Josaphat ist wiederum von Rudolph von Hohenems, der mit einer nachzeugenden artigen Mittelmäßigkeit sich in allen Fächern fleißig erwiesen und die vorbereitete Ausbildung der Form nach Kräften benutzt hat. Der Sieg des Christenthums ist darin also verherrlicht: Avenier, ein indischer König, ist gegen die Christen. Von seinem Sohne Josaphat prophezeihen die Wahrsager, daß er zum Christenthume übergehen werde. Er wird also in einem abgeschlossenen Pallaste zu aller heidnischen Weisheit aufgezogen. Als er den Grund der Absperrung erfährt, verlangt er, ein geistig gefesteter Jüngling, mehr Freiheit. Sie wird ihm gewährt — es erscheint der weise Barlaam als Juwelier, deutet ihm den kostbarsten Stein als das Christenthum und predigt dies. Josaphat läßt sich taufen. Alle Mittel, ihn zurückzubringen, scheitern; bei großen Disputationen werden die eifrigsten Heiden plötzlich bekehrt und verwenden ihre Dialektik für's Christenthum. Der Zauberer Theodas bringt schöne Weiber und Teufel herbei, die hier als verwandte unchristliche Waffen erscheinen, Josaphat betet, bleibt standhaft, ja bekehrt auch Theodam. — Avenier, der Vater, theilt das Reich mit seinem Sohne; dieser regiert christlich, baut Kirchen, bekehrt und ist und macht sehr glücklich; der Vater aber sehr unglücklich. Endlich bekehrt der Sohn auch ihn. Als Avenier im Einsiedlerstande gestorben ist, legt Josaphat die Krone nieder, geht in die Wüste, kämpft mit Teufeln, findet seinen Barlaam, begräbt ihn, da er stirbt, und stirbt am Ende selbst als sehr heilig. Die Gräber thun Wunder.

Die Poesie dieses Mönch's ist eine ganz andere, als die des Mönchs Gottfried von Straßburg, und es ist zu erkennen, wie früh sich das Reich des Gegensatzes in der Romantik eröffnet hat. Hier hat die irdische Welt in Allem Unrecht, bei Gottfried hat sie in Allem Recht.

Was nach dieser Barlaam- und Josaphat-Ansicht, nach dieser häßlichen Theorie, welche so viel Gültigkeit erlangt hat, das menschliche Leben eigentlich sei, stellt sich zum Erschrecken in

der hierher gehörigen Allegorie dar, welche unter dem Titel: „der Mann in der Grube" bekannt ist.

„Ein Mann von einem Thier verfolgt, fällt in eine Grube und hält sich an einem Bäumchen fest. Zwei Mäuschen, ein schwarzes und ein weißes, kommen aus der Wand wechselsweise heraus, und nagen an den Wurzeln des Strauchs." Gegenüber sind vier Schlangen, unten wartet ein Drache auf den Fall. Der arme Mann nährt sich in der kläglichen Schwebe und Aussicht von etwas Honig, der zuweilen vom Baume herunterfällt. „So ist der Mensch, vor dem Tode fliehend, in der Grube der Welt wie eingefangen. Das Bäumchen ist das Leben des Einzelnen, woran der lichte Tag und die schwarze Nacht unaufhörlich fressen, so wie die vier Elemente am Menschen zehren. In der Tiefe aber wartet das Nichts, der Alles verschlingende Drache, und das einzige Labsal in dieser grauenvollen Lage sind einige Tropfen leichter und momentaner Süßigkeit der Wollust."

Dabei fragt man doch billig, wer das verfolgende Thier gewesen sei, was den Menschen zu einer so grauenvollen Existenz bestimmt habe. Da wird nun wohl die Erbsünde genannt, indessen ist es doch auch die Schöpfung des Menschen und die arme Kreatur erlaubt sich die bescheidene Frage, warum ein gütiger Gott zu einer solchen Existenz schaffe; und ob aller Reiz der irdischen Welt blos zum Experiment und darum vorhanden sei, um geläugnet und verdammt zu werden. Dies theoretische Bewußtsein fand aber doch selbst im Mittelalter nur eine theoretische Herrschaft, die Artuskreise nehmen wenig oder gar keine Notiz davon, selbst Wolfram wendet seine Tendenzen anders, und Gottfried tritt ihm mit einem Ausdrucke entgegen, welcher unter damaligen Umständen die größte Frivolität sein mußte. Er wurde aber nicht als solche aufgenommen, und so darf uns der Glaube bleiben, diese theoretische Welt in ihrem Extreme sei immer nur eine Folie, eine Unterlage geblieben, wodurch das Leben in Wald und Sonne nur einen Reiz mehr erhalten habe.

Die Sage vom heiligen Georg, welche aus dem griechischen Christenthume stammt, und aus Frankreich durch Reinbot von Dorn zu einer deutschen Poesie gefaßt worden ist, enthält die Leiden und Wunder dieses Heiligen.

Daneben ist die später entstandene Legende der heiligen Elisabeth von Thüringen zu nennen. — Aus dem Niederdeutschen heben sich hier „die Reisen des heiligen Brandanus" hervor. In diese Partei gehören auch „die Crescentia," eine verstoßene Kaiserin, „der König im Bade," welcher zur Besserung dergestalt von einem Engel entthront wird, daß er nicht mehr wie der König aussieht und keinen Gehorsam findet, die Legende von „Otto dem Rothen," welcher sehr tugendhaft ist, aber dafür Lohn begehrt, und die vom „Mönche Felix," welcher die Freuden des Paradieses sucht. Er hört einen kleinen Vogel reizend singen, läuft ihm entzückt nach und wie er wieder zum Kloster kehrt, sind hundert Jahr vergangen, und nur ein eisgrauer Mönch und der Katalog erinnern sich seines Namens. Diese und ähnliche Sagen, wo die Teufelsverschreibungen eintreten, ziehen sich schon in die späteren Jahrhunderte herab. Es ist noch ein halblyrisches Gedicht „die güldene Schmiede" zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, von Konrad von Würzburg und als ächte Martergeschichten sind aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch anzuführen: die Marter der heiligen Martine vom Bruder Hugo von Langenstein, wovon in Graff's Diutiska Auszüge, und „der Kreuziger" von Johann von Frankenstein, das Leiden Christi nach lateinischer Urschrift.

Um zum Beginn unserer Prosa zu kommen, muß der Weg durch die Lehrgedichte gesucht werden. Wenn die Begeisterung, die unmittelbar erhaschte Empfindung, der freie Ueberblick, man möchte sagen, der erste Sonnenblick einer neuen Welt, vorüber ist, jener naive Kindesblick, worin man die Gottheit selbst sucht, dann faßt sich das Bewußtsein ehrbar zur Belehrung zusammen. Der poetische Ausdruck hört auf, in seiner Durchdringung des Objekts sich selbst Zweck zu sein, er giebt sich in Dienstbarkeit, will nicht singen, sondern beweisen, es erscheint die didaktische Poesie, welche man besten Rechtes aus dem eigentlichen Heiligthume der Poesie gewiesen hat. Dies ist die Brücke in's ordinair Praktische.

Es liegt allerdings sehr nahe, von der gewöhnlichen Auffassung hierbei mißverstanden zu werden. Die bei Weitem überwiegende Mehrheit selbst der gebildeten Welt ist in den Kreis der Forderungen und Schlüsse eingeengt, welcher eine Gesellschaftswelt in sich begreift; die überwiegende Mehrheit des Urtheils, was sich selbst talentvoll geltend macht, ist eine verwaltende. Dies wird der Gesellschaft von der einen Hand in die andere schleunigst und augenblicklich zur Benutzung, was Wunder, daß es so viel Zulauf gewinnt! Deshalb sehen wir gemeinhin das, was den sogenannten moralischen Ton anschlägt, mit so viel Nachdruck und Zustimmung auftreten, es hat die nächste Nothwendigkeit eines gesellschaftlichen Verbandes in sich, sein Zorn hat immer etwas von Tugend und solch' hohem Begriffe zu sagen, wie er den Schwächeren einschüchtert, dem Ungeübten Achtung ohne Weiteres abnöthigt.

Es ist der höheren Kritik nicht leicht geworden, sich davon zu befreien, besonders da die Moralischen gleich mit dem Bannworte der Immoralität zur Hand sind. Das Höchste des Menschen, für dessen Ausdruck die Poesie angenommen wird, bewegt sich aber gar nicht in diesem Gegensatze, sondern liegt darüber hinaus. Es mag für das Gesellschaftliche die sogenannte Moral in ihrer Wirkung und Achtung bleiben, sobald im Auge behalten wird, daß ihre Beziehungen vom höchsten Standpunkt der Bildungsidee abhängig und darnach zu gestalten sind. Es ist zwar immer viel die Rede von den ewigen Grundsätzen, aber in demselben Athem wird von jüdischem, oder griechischem oder mittelalterlichem Standpunkte gesegnet und verdammt; dies beruht also auf der gewöhnlichen Unzulänglichkeit des Ueberblicks und gehört in die vielen Partieen der Beschränktheit, welchen der Standpunkt bloßer Verwaltung ausgesetzt ist.

Solch' blos verwaltendes Talent, was sich in seinem Umkreise zur Klassicität ausbilden kann, begegnet uns täglich an den Juristen und blos formellen Politikern, von denen sich selten eine Ausnahme über diese zweite Stufe der Bildung hinausschwingt.

Und solches Talent schafft und preis't auch die didaktische Dichtung.

Allerdings hat jeder höhere Ausdruck, den der Mensch ge-

winnen kann, am Ende etwas mit der Belehrung zu schaffen; was sich im Menschen absetzt, das erscheint mehr oder minder in dieser Form. So hat am Ende die Sonne immer Wärme, aber die erfüllende Bedeutung der Sonne ist und heißt nicht Wärme. So heißt die Poesie auch nicht Lehre. Der Mensch empfindet, liebt, jauchzt, leidet nicht blos, um dadurch über Empfindung, Liebe und Leiden belehrt zu werden, und wenn er sich alles dessen in einer Kunstform bemächtigt, so geschieht dies nicht, um dadurch eine hausbackene Lehre zu gewinnen — mit einer solchen wartet die schlichte Erfahrung auf, dazu bedarf es nicht solchen Aufwandes. Nein, es geschieht, um zu einem unmittelbaren Bewußtsein des Göttlichen zu kommen, was sich in jedem glücklich aufgefundenen Verhältniß offenbart. Solch' ein vom genialen Bewußtsein glücklich aufgefundenes Verhältniß ist das Kunstwerk.

Dies liegt über das gesellschaftliche Verhältniß des Menschen hinaus, obwohl dies Verhältniß selbst der Gegenstand jener Anschauung sein kann, obwohl dabei im Einzelnen Belehrung, Lebensregel und Notiz abfallen mag, so viel nur immer in jenem Kunstverhältnisse Raum findet.

Ist die Dichtung auf jenes höhere Gebiet hinausgehoben, so entweicht sie allem dogmatischen Gesetze, was sich im gesellschaftlichen Verbande geltend macht; sie hat ihr eigen Gesetz in sich, in ihrem glücklich oder nicht glücklich gefundenen Verhältnisse zwischen sich, dem Angeschauten und dem Gewonnenen. Sie entgeht deshalb der Stufenordnung in ihrem eignen Bereiche nicht, denn es kann das Bedeutende und das weniger Bedeutende in künstlerischem Verhältnisse aufgefaßt werden, und das Ganze deshalb von größerem oder geringerem Belange sein. Sie zieht in ihr Gesetz nicht blos das Wort, sondern Alles, was nach einer Form trachtet, sei es ein Gedicht oder ein Mensch, ein Gebäude, ein Geschichtswerk, eine Epoche, ein Gedankenwerk, ein Garten oder eine Erziehung.

Aber sie wird nicht eingeordnet nach dem jedesmaligen Gesetze der bürgerlichen Verwaltung, nicht nach dem jedesmalig moralischen Standpunkte derselben, sie verwirft Tristan und Isolde nicht, weil dies Gedicht Seiten bietet, welche der Theologe Tholuk 1837 unsittlich nennt, sie lobt den „welschen Gast" nicht und die Windsbecke nicht, weil darin in Ermangelung der

Poesie Moral gegeben und für Poesie ausgegeben wird; bestreitet diesen Lehrgedichten aber nicht den Werth, welchen sie in ihrem Verhältnisse als Denkmäler einer verfallenden Epoche haben, als Ausfüllung eines beschränkten Umkreises.

Es fehlt uns übrigens so wenig an jener Kritik, die aus den Grundsätzen bürgerlicher Verwaltung heraus das erfinderische Gestalten des menschlichen Geistes richtet, es fehlt uns so wenig daran, daß diese armen Aehrenleser des Mittelalters, welche kopfschüttelnd und moralisirend über den Stoppel ziehn, die besten Lobredner gefunden haben. Diese Kritiker sind eben meist jene administrativen, welche die Epoche nicht in dem ihr eigenen Gesetze und Verhältnisse anschaun, sondern lediglich in Bezug auf die bürgerliche Idee, welche just im Herrschen ist, oder welche der Verwaltungsansicht des Kritikers zusagt. Ihnen ist der poetische Kern solcher Epoche, so weit er genialer, unmittelbarer Ausdruck ist, eine unerquickliche Unbrauchbarkeit; da aber, wo er in die Bürgerlichkeit herabgezogen ist, finden sie den Grund, welchen sie suchen, denn da ist das zusammengefaßt Göttliche bereits ausgetreten in die bürgerliche Gesinnung. Dies Wort Gesinnung wird auch von ihnen am meisten verehrt und gebraucht, da es im Verwaltungskreise wirklich die Hauptsache und dem entsprechend ist, was auf dem höheren Standpunkte poetisches Bewußtsein wird.

In diesem Betrachte sind diejenigen vorzuziehn, welche das Mittelalter vom streng kirchlichen Gesichtspunkte aus einseitig überschätzen; denn das kirchliche Moment ist dem mittelalterlichen Kerne viel näher. Es fehlt diesen Begeisterten nur etwas Anderes, ohne welches kein Weg zu einem Urtheile gefunden wird, nämlich die Befreiung aus dem Angeschauten. Einer solchen haben sogar die Dichter des Mittelalters bedurft, um ihr Mittelalter zu singen; das literar-historische Urtheil muß sich allerdings durchdringen, um in Wahrheit des Verhältnisses inne zu sein, aber wenn es in dieser Befangenheit bleibt, so fehlt der Austritt, welcher zum Gewinn des historischen Punktes nöthig ist, wie jenen Bürgerlichen der Eintritt fehlt.

Da diese Mittelalterlichen jedes alte Manuscript in ihre Andacht aufnehmen, so ist den didaktischen Dichtungen auch bei dieser Partie ein weihendes Anerkenntniß begegnet. So hat Herr

Thomasin von Zerclære (Tirkeler), welcher den „welschen Gast„ abgefaßt hat, mehr zweifellose Preisung gefunden, als Wolfram von Eschenbach.

Dieser welsche Gast, alsdann der „Freidank“ und „des Winsbeck's und der Winsbeckin Lehren an den Sohn und an die Tochter,“ sind die gepriesensten dieser Gattung. Thomasin, Verfasser des welschen Gastes, kündigt sich als Lombarden an, er verkündet, was Tugend, Mannheit und Zucht sei, und der bürgerliche Standpunkt findet eine beherzenswerthe Philosophie darin. Man legt ihn und die Winsbecke, deren Verfasser unbekannt, sogar in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und für jene noch so jugendlich schaffende Zeit ist diese Altklugheit allerdings bemerkenswerth.

Der Freidank (Frygedank) vollständig titulirt „Bescheidenheit des Freidank,“ gehört ebenfalls in die Zeit Friedrichs II., und war als weltliche Bibel geachtet. Man kennt den Verfasser dieser populären Weisheit nicht; Grimm hält, ohne großen Nachdruck darauf zu legen, Walther von der Vogelweide dafür, und dies hätte dem innern Charakter nach gar nichts Unwahrscheinliches. Walther zeichnet sich durch eine nüchterne Besonnenheit aus, er hat die meiste Neigung zum Praktischen, das Singen übt er nur, weil's eben Sitte und er hinreichend dazu geschickt ist; die schwärmerische Versenkung in Gott und Liebe, wie sie im Herzen dieser Zeit gedieh, war ihm nicht so drängend und zupassend, seine Empfindungen verdichteten sich dazu nicht zu der üblichen Stärke und Schwärmerei, er gesteht von sich selbst, daß er eigentlich seine Feinde nicht recht hasse. So ist er oft über das einseitige Treiben mürrisch und ungehalten, bindet seine Lieder durchaus nicht an den bloßen Minnestoff, reflektirt und moralisirt nicht selten.

Wenn nicht äußere Hindernisse da wären, daß sich Freidank zum Beispiele — vielleicht ohne Ernst — Bernhard benennt, so könnte Walther ganz wohl der Verfasser davon sein. Er wird am meisten geschätzt von dem bürgerlichen Geschmacke, selbst der alte Westphale Veldegk steht nicht in solchem Ansehn, und Hartmann, der sich oft recht mäßig zeigt, besonders im armen Heinrich, schließt sich doch für diesen Geschmack in diesem Heinrich der Kirche zu sehr an, und im Iwain den „fabelhaften Dingen.“

Noch sind hierbei anzuführen: „König Tirol's von Schotten Lehren an seinen Sohn Friedebrand" — „der Renner" von Hugo von Trymberg, einem gelehrten Alten, welcher alle Kunst für Teufelswerk hält, wenn sie nicht mit der heiligen Schrift übereinkommt, und dem wir später noch einmal begegnen, wo er von Brant bearbeitet ist.

Eine Figur muß hierbei noch einmal erwähnt werden, dies ist „der Stricker," der eigentliche Dilettant des Mittelalters, der in flüssiger Mittelmäßigkeit Alles anfaßte, Alles so gewiß leidlich zu Stand brachte und ausbreitete, und auch Didaktisches in mancherlei Art hervorbrachte, sogenannte „Beispiele" und moralische Erzählungen.

Auch die feinere Art der Didaktik, die Fabel, wird angebaut von den nächsten Erben der Dichter, von dem etwas beißigen, in Böhmen lebenden Reinmar von Zweter, von dem wort- und geschickreichen Konrad von Würzburg, der sich auch in Alles schickt und auch wirklich viel Geschick, aber weniger Nothwendigkeit in sich hat, von Marner, vom geistlichen Boner (-ius), der „Ritter Gottes" heißt und Verfasser des „Edelsteins" ist, welcher 99 Fabeln enthält. Benecke hat eine Ausgabe davon veranstaltet, die für den Anfänger in unsrer alten Sprache sehr vortheilhaft eingerichtet ist.

Ueber diese Ermahnungen führt der Weg zur Prosa, wie sie sich damals zum erstenmale aus einer neuen Geisteswelt absetzte. Es muß wohl unterschieden werden, was der Ausdruck Prosa in einem vollen Literaturkreise für eine Bedeutung gewinnt. Er bezeichnet die erste Erschöpfung einer aus dem Ganzen und Großen neuschaffenden Nationalität, die sich eine gemeinschaftliche Sprache erobert hat. Der erste Drang solch' einer neuen Sprache greift in das Volle und Weite, die Ideen, welche dem neuen Ausdruckskreise geboten werden, sind noch massenhaft, es fehlen die erläuternden Verbindungen, man steht damit in der Unbewußtheit, in der Kindlichkeit dem Gotte noch näher, und so wie jede Kindheit, weil sie harmlos und ohne zu deuten den Eindruck wiedergiebt, in einem gewissen Verstande poetisch erscheint, so beginnt auch eine Sprache mit poetischem Ausdrucke. Man darf dabei nicht an das Bewußtlose der Naturschönheit denken, wie oft geschieht, diese Schönheit, welche allerdings in ästhetischer

Bedeutung von dem einfachsten Gedanken überboten wird, ist hier nicht gemeint. Just das Gegentheil tritt ein, das Volk wird sich im Worte seines Verhältnisses zur Natur und unter sich bewußt, dies Bewußtsein reißt sich in einzelnen großen Felsmassen aus der wüsten Dumpfheit los; die Gottheit, oder wenigstens der Glaube daran, tritt damit zum erstenmale unter die Menschen, und weil es das erste Mal ist, weil die Menschen noch naiv und aufmerksam sind, wird ihnen der Eindruck um so mächtiger, sie singen ihn, weil diese Erhebung dem großen Akte angemessener scheint, welcher über sie kommt.

So beginnt jede Literatur mit Gesang, und erst wenn dieser erste unmittelbare Eindruck vorüber ist, entsteht die erste Prosa. Die Illusion der neuen Schöpfung schwindet, man sieht nüchtern, in wie viel Verbindung man gerathen ist, man sucht die Erläuterung, die Erklärung, und dies wird die erste Prosa. Ist sich die Nation allmählig neuen Stoffes bewußt, so kommt ein neuer Sangesschwung, der diesen Stoff von Neuem erschöpft und dann in eine neue Prosa übergeht. Je begabter oder glücklicher gestellt eine Nation ist, um so öfter erlebt sie diesen Schwung, um desto höher und reicher wird die darauf folgende Prosa. Denn die Prosa erhält nur in bescheidnerem Ausdrucke alle Vortheile und Thaten, welche die vorhergehende Poesie erobert und erzeugt hat, sie ist der Frieden, welcher die Beute und den Ruhm des Krieges verarbeitet. Eine Volksentwickelung, wenn sie nicht durch die unglücklichsten Umstände gehemmt und verdorben wird, geht in Progressionen aufwärts, so daß eine späte Prosa, wie bei den Deutschen ein Theil der Goethe'schen, viel höher an Kunst und Bedeutung liegen kann, als eine vorhergehende Zeit der Verse. Gar oft wird durch Mißverstand eine künstliche Versepoche nur erzwungen. Der bei langer Dauer eines Volkes breit anströmende Stoff ist vom Bewußtsein noch nicht zu einer klingenden Form bewältigt, die große Aufgabe der Prosa, das Material in schöne Partieen zu ordnen, ist noch nicht erfüllt, und so entstehen die erkünstelten Dichtungsschulen, wie sie bei uns besonders durch die philologische Bestrebung erzeugt werden. Deshalb sind die Epochen der Prosa oft viel reicher und ergiebiger als die des Verses. Das gilt namentlich von der deutschen Literatur, wo außer dem Mittelalter nur eine ächte und das

Mittelalter weit überbietende Sangeszeit eingetreten ist, die Schiller-Goethe'sche mit ihren Metten und Vespern in der vorzugsweis romantisch genannten Schule. Alles übrige Singen war entweder unreif oder vereinzelt, oder erzwungenes Werk der Philologie, und die große deutsche Bedeutung hat übrigens ihren Ausdruck in der Prosa gefunden, wohinein die Philosophie, die Geschichtsschreibung und alles Verwandte zu rechnen ist.

Den Anfang dieses wichtigen Ausdrucks, der Prosa, welche die Welt der Nüancen zu verarbeiten hat, für den jedesmaligen Durchbruch eines neuen Totalbewußtseins, einer neuen Poesie, diesen Anfang finden wir gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Denkmäler, welche übrig sind, stammen zum Theil noch aus dem Anfange jenes Jahrhunderts, da sie indessen meist Gesetzsammlungen sind, also mehr durch einen nächsten praktischen Zweck, weniger durch eine starke Abschattung des Sprach- und Volksgeistes hervorgebracht wurden, so beruht auf ihnen kein so großer Nachdruck.

Das älteste und das Hauptwerk dieser Art ist der Sachsenspiegel, welcher zwischen 1215—1230 von Eycke oder Eygon von Repgow gesammelt wurde und alle Rechte enthielt, welche besonders die norddeutschen Stämme zu fordern hatten. Er war zunächst vom Verfasser lateinisch abgefaßt, wurde aber von ihm selbst bald in's Deutsche übertragen, und zwar in das jener Zeit so in Schatten gestellte Niederdeutsch. Die südlichen Theile Deutschlands, welche die Wichtigkeit des Buches sogleich erkannten, bemächtigten sich desselben, so daß man jetzt zweifelhaft ist, ob die ersten Ausgaben ober- oder niederdeutsch gewesen sind. Jedenfalls wurde das Niederdeutsche sehr versetzt, so daß die Sachsen unzufrieden damit waren. Das Buch selbst ist für die inneren Zustände Deutschlands von außerordentlicher Wichtigkeit geworden, da es das erste und vielfach nachgeahmte Vorbild eines Gesetzbuches war und sich sehr selbstständig den Forderungen der Päbste gegenüber erzeugt hatte.

Ihm folgte bald die erste öffentliche deutsche Urkunde, Friedrich's II. Landfriede und Reichsabschied zu Mainz, 1235 und 1236. Denn trotz allen nationalen Aufschwunges waren die öffentlichen Aktenstücke bis dahin noch immer lateinisch geblieben.

Auch ein Braunschweiger Stadtrecht erscheint in niederdeutscher Sprache.

Das nächste Erzeugniß des Sachsenspiegels war 1282 der Schwabenspiegel, der freilich nach Untergang der Hohenstauffen den Päbsten mancherlei einräumte, aber das erste Denkmal einer bereits ziemlich reinen und gebildeten Prosa war. Die Mundart blieb darin natürlich die herrschende dieses Zeitraums, die Mundart der großen Dichtungen, die mittelhochdeutsche.

Aber auch Predigten deutscher Prosa aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sind erhalten, und zwar von einem Franziskaner Namens Berthold. Auf diese nachdrückliche Probe frühen prosaischen Ausdrucks, in welchem sehr viel ursprüngliche Kraft sich ausprägt, hat uns Neander zuerst in seiner Kirchengeschichte aufmerksam gemacht, und sie sind bald darauf in einer Sammlung von Kling herausgegeben worden.

11.

Die Scholastik.

Durch alle Fenster des deutschen Lebens und der deutschen Dichtung schimmern die dunkeln wunderbaren Farben des von fernher gekommenen Christenthums; diese Färbung liegt magisch über dem ganzen Mittelalter. Es ist deshalb zu einem genaueren Verständniß desselben nöthig, die Herzensentwickelung dieser Religion von ihrem ersten Pulsschlage an zu betrachten. Solchergestalt wird der merkwürdige geistige Scheitelpunkt derselben, wie er in der Scholastik zusammenschließt, von Wolken entblöſ't, um einen Blick zu öffnen in die verborgenste Geisteskammer der Zeit. Aus ihr sind die eigenthümlichen Atome geflogen, welche sich zu der feinen mittelalterlichen Anschauung und Dichtung gebildet haben.

Allerdings hat auch die Scholastik nicht in Deutschland ihren Hauptturamelplatz gefunden, sondern wie der meiste Liederstoff ist auch sie uns zunächst aus Frankreich und England mitgetheilt und der Hauptvertreter in Deutschland, Albertus Magnus, hat seine Eigenthümlichkeit bereitwilliger als Andere der fremden Herrschaft, dem Pabstthume, hingegeben.

Aber dies thut der Wichtigkeit jener Erscheinung für uns keinen Eintrag. War doch die romanische Einheit, dieser Schooß des romantischen Europa, damals so nah verbunden, wie es in späterer Zeit die katholische Einheit, und in heutiger die legitime Einheit geworden sind. Alle drei haben sich mit Uebergehung alles scheidenden Vortheilspunktes so eng verbunden, daß die

Geschichte nur gewaltsam und auf Kosten ihrer Einsicht eine speciell nationale Trennung versuchen könnte.

Die Scholastik schlingt sich wie ein fadenfeines metallenes Netz des Geistes durch alle Völkerschaften des Mittelalters, und obwohl unter ganz anderer Aufsicht gelöthet, ist es doch das Mittel geworden, in die ganz andere frei suchende Welt zu kommen, welche das Mittelalter zur Freiheit des Gedankens fortführte. Die Scholastik war die Amme deutscher Philosophie, welche nach dem Mittelalter der Inhalt unseres Lebens wurde.

Daß so viel Kombination und Philosophie aus der christlichen Religion entsprießen konnte, lag in der Allgemeinheit des christlichen Principes, und mitten im großen Vorzuge und großen Nachtheile, welchen der Ursprung des Christenthums mit sich führte, nämlich in dem Mangel einer abgesonderten, fest begrenzten Dogmatik. Einige mehr oder weniger begabte Männer, einige unvollständige Memoiren und einige Briefe waren es bloß, welche die neue Lehre zur Verbreitung in die ganze Welt besaß, als ihr Herr und Meister geschieden war. Dieser Mangel eines dogmatischen Regulativs hat die Spaltungen von tausenderlei Art, hat die Beweglichkeit und Flüssigkeit dieser Lehre erzeugt, was Beides heute noch seine hemmende und fördernde Macht äußert. Diese Lehre hat sich von Hause aus mehr nur wie ein befruchtender Keim als wie ein gebietendes System der Welt übergeben, und — abgesehen von der Unverwüstlichkeit ihres Hauptprincipes — hat sie just dadurch eine so große und bewegte Existenz gewonnen. Jede andere Religion bietet sich in der Geschichte fertiger und abgeschlossener beim Auftreten, gewinnt dadurch eine raschere kompaktere Versammlung, aber auch ein schnelleres Ende. Aus jener Eigenschaft kommt es, daß selbst das, was sich als diese oder jene neue Religion aufthat, einen Zusammenhang mit dem Christenthume behalten und sich darauf berufen konnte. Das ereignet sich noch im neunzehnten Jahrhunderte nach Christo, und ist für diejenigen, welche eine unmittelbare Offenbarung des Christenthums nicht annehmen, ein Grund, ihm eine außerordentliche Dauer einzuräumen. Sogar der Islam, in diesem dogmatischen Punkte, der Gegensatz des Christenthums, welcher mit einer festgeschnittenen Dogmatik auftrat, sogar er berief sich auf's Christenthum.

Aus diesem Mangel an Dogmatik entsprang gleich am Anfange eine Sonderung in jüdische und griechische Christen, es entsprang unsere immerwährende Exegese, die nach beinahe zweitausend Jahren immer noch nicht über das Geschichtliche und Bedeutende eines Buches vereinigt ist, es entsprang daraus die vielfältige Kirche und das ganze wunderbar gemischte Geistesleben der christlichen Welt.

Die erwähnte jüdisch-christliche Richtung ward besonders durch Petrus, Jakobus, und nur in einzelnen Schattirungen, durch Johannes dargestellt. Daraus entstand eine speciell gegliederte Einwirkung auf uns, denn Rom, Herrscherin des Abendlandes, schloß sich an die mehr äußerliche Erscheinung des Petrus, und dieser Charakter ward Typus des Occidents. Das interessante schwärmende Wesen des Johannes fand keine rechte Gestalt, die Sekte der Johanneschristen hat keine große Bedeutung erlangt und schoß in einzelnen Punkten an die Hauptpartie des Morgenlandes, welche um den griechisch-gebildeten, poetisch-enthusiastischen Paulus sich schaarte.

Viel weniger als jetzt gaben sich damals selbst die Geneigtesten dem Glauben hin; sie verlangten Wissenschaft und Grund, Paulus ward somit leicht die Hauptmacht im Oriente. Der Trieb nach geschlossener Ueberzeugung bei Annahme eines neuen Glaubens erzeugte also frühzeitig eine Glaubenswissenschaft, welche Gnosis genannt wurde, und eigentlich der Anfang alles dessen war, was bei uns später als Philosophie sich geltend machte. Alexandrien, Hauptsitz der Gnosis, ist die Vaterstadt der christlichen Philosophie.

Natürlich war dies Anfangs im Abendlande ganz anders: da gab es nicht jene durchgefurchte, vom Griechenthum und orientalischer Kultur übersättigte, aber doch geschulte Welt, welche sich des Christenthums gleich auf eine so geistreiche Weise bemächtigte. Wir waren Barbaren, als Erbschaft kam der neue Glaube von Einem auf den Andern, da fühlte sich Keiner berufen, noch auch geschickt, das Inventarium nachzusehen. In dieser bequemen Wildniß wuchs das junge Bisthum Rom zu bequemer Herrschaft auf.

Anders im Oriente. Man kann es übergehen, was sich gleich von vornherein für Zweige absonderten, die in der Folge

verdorrt sind, weil sie bloß Sekten blieben: die Nazaräer, die sich zu eng an den jüdischen Standpunkt schlossen, und Christo als jüdischem Propheten folgten; und der Gegensatz davon, die Doketen, die über die Tradition hinwegflogen und dem menschlichen Körper Christi nur eine Scheinexistenz beilegten.

Aber zu rasten ist, wo sich die paulinische Lehre zu einer ausgebildeten Gnostik steigerte, die sich in ägyptische und syrische schied. Jene, deren Hauptsitz in Alexandrien war, schloß sich an griechische Philosophie, und ihre Hauptleute hießen: Basilides, Valentinus, Carpocrates. Diese regierten in Antiochien mit Saturnin, Bardesanus, Tatian und verwebte sich mit orientalischen, besonders parsischen Systemen.

So fern es aussieht, so direkt haben doch die Bewegungen jener orientalischen Seele durch wunderliche Verbindung auf deutsche Zustände, ja deutsche Gedichte eingewirkt. Aus den Spekulationen jener Gnostiker entsprang zum Beispiele die Ascese, die Mutter unserer Mönche, das Streben nach rein Geistigem, worin sich besonders schon 150 Jahr nach Christo die Montanisten hervorthun. Und ebenso das Extrem, die barokste Ausschweifung, von denen wir etwas Aehnliches in unsern Wiedertäufern aufleben sehen. Die höchste Potenz erlebten all' diese Richtungen im Manichäismus, von Manes gegründet. Er sah die Lehre Christi für verfälscht an schon durch die Apostel und ihre Nachfolger — ein Weg, den wegen mangelnder Dogmatik fast all' unsere Reformationen einschlagen, nur mit dem Unterschiede, daß zum Beispiel die deutsche Reformation die Anklage der Verfälschung erst gegen spätere Zeit richtet, und daß sich Luther nicht für den von Christo verheißenen heiligen Geist ausgab, wie Manes that, der in seiner Person den Parakleten darstellen wollte.

All' diese Bestrebungen kamen der Kirche selbst zu statten, sie hellten sie auf über das eigene Bewußtsein von sich selbst, sie gaben Veranlassung, daß ein allgemeines (katholisches) Kirchenwesen entstand, um sich nicht zu verlieren. Es bildete sich langsam, aber sicher eine Mehrzahl, welche sich die Rechtgläubigkeit beilegte; diese Orthodoxie, welche sich die allgemeine, das heißt eben die katholische Kirche nannte, ist der Anfang zu jener griechisch- und römisch-katholischen Christenheit, die dann so

mächtig das Leben des Mittelalters erfüllten. Da man aber für Erreichung dieses Zweckes mit einer philosophisch ausgebildeten heidnischen Welt zu kämpfen hatte, so ward wieder ein geistiges Leben im Christenthume geweckt, welches in seiner Tradition und in den ernsten Bildern der Kirchenväter auch in die deutschen Dome hineinschaute.

Alexandrien ward auch die erste hohe Schule der Kirchenväter; so nannte man die Hauptlehrer, welche mit geistiger Waffe das Christenthum damals fein und geistreich ausbildeten, während die nächsten Nachfolger der Apostel „apostolische Väter" genannt waren. Was in der Katechetenschule zu Alexandrien disputirt war, das ist in mancher einsamen Zelle Deutschlands studirt worden, und der deutsche Eichenwald, auf welchen das Fensterlein des studirenden christlichen Bruders ging, hat oft das erschöpfte Auge des Origeneslesers erquickt.

Origenes war der Höhepunkt dieser Männer, welche wie früher die Gnostiker auch zu Antiochien ihre zweite Hauptschule hatten. Jener sanfte, weise Origenes war in der Jugend so enthusiastisch für die enthaltsame Tugend, daß er sich entmannen ließ, um wenigstens nicht nach dieser Seite hin zu sündigen. In Baarlam und Josaphat sahen wir diesen antifleischlichen Gedankengang hinreichend ausgeprägt.

Aus Antiochien kam Arius, der später eine so große Spaltung verursachte, und dessen Glaubenslehre uns bei den Gothen begegnet ist, Chrysostomus, welches bedeutet Goldmund, so viel goldne Beredsamkeit entströmte seinen Lippen und Theodor von Mopsvestia. Aber dieser große Anfang versickerte in der heißen Welt des Ostens, so plötzlich reißt oft die Entwickelung eines Erdtheils ab, wenn er sich nicht selbstständig fortgebären und in solchem Falle nicht an den neuen Zuwachs der Weltgeschichte schließen kann. Das sterilere Rom lag den neuen Völkern, die romanisch und romántisch wurden, näher, die Kirchenväter des Orients fanden noch einzelne große Nachfolger, wie Basilius und die Gregore von Nyssa und von Nazianz, aber nicht bloß, weil der Islam in ihrer Nähe entstand, und konsequent mit dem Schwerte erzwang, was seinem Glauben wahr erschien, sondern weil die neue Lage der Weltgeschichte in den Völkern des Occidentes aufgeschichtet war, ging die mächtigere Geisteswelt auf

Rom über. Denn ein solches historisches Gesetz muß man unterlegen, wenn man die geringere Kultur eines Tertullian und Lactanz einen viel mächtigeren Stamm römischer Kirchenväter und eine mächtigere römische Kirche begründen sieht.

Tertullian erhob die römische Sprache für den abendländischen Theil zur Kirchen- und Schulsprache. Das war ein Grundstein römischer Macht, und ein bis heute noch nicht überwundener Nachtheil, welcher die Kultur aller romanischen Völker betraf.

Einmal ward dies Latein ein viele Jahrhunderte schwerer Alp, welcher auf die eigenthümliche Entwickelung der Nationen gesetzt ward, und diese Reiche wurden ferner dadurch viele Jahrhunderte von der griechischen, bei Weitem reicheren Welt abgeschnitten, welche nie so störend, das Originale erdrückend eingewirkt hätte, und welche namentlich der deutschen Sprachentwickelung durch Verwandtschaft und Mannigfaltigkeit äußerst fördersam geworden wäre.

Da der menschliche Geist indessen alle entfernten Möglichkeiten und Veranlassungen nie erschöpfend auffindet, so hat sich die Geschichte nirgends auf das Bedauern einzulassen, welches sich an menschliche Kombinationen stützt, und sie muß sich auf die Deutung dessen beschränken, was wirklich eingetreten ist. Dieser Hauptbedingung unterwirft sich der menschliche Geist nur bei den ersten Anfängen einer Kulturgemeinschaft nicht, und fordert für Darstellung dieser das Recht seines freien, selbstständigen Standpunktes — diese Grundlage römisch-christlicher Herrschaft fällt indessen für den vorliegenden Zweck mit der Jugend unseres Vaterlandes und dessen frühern Geistesthätigkeit zusammen, das Bedauern über solchen Eintritt ist in den ersten Kapiteln ausgedrückt, und es kann also hier dies große lateinische Moment ohne Weiteres bloß angedeutet werden.

Tertullian und Lactanz also hatten die römisch-katholische Orthodoxie begründet, der gefeiertste römische Kirchenvater, Augustinus, der aus einem wüsten Jugendleben zu einem stärkeren Gegensatze kam, als ursprünglich in seinem Wesen lag, that das Seinige zur Beschränkung und allzuengen Abschließung. Die zahlreichen, oft bis in die geistreichsten Details sich vertiefenden Kämpfe der morgenländischen Kirche entgehen uns mit

ihrem anregenden Prozesse und kamen nur in groben Resultaten zu uns.

Was sich im halbabendländischen Bereiche von höherem Streite erhob, wie der Pelagianische, der nichts von Erbsünde und Prädestination wissen wollte, ward für diese Begriffe entschieden zu Gunsten Augustins und einer bereits durch ihn eingeengten Orthodoxie.

Dieselbe Beengung führte leider den Vorsitz auf jenen großartigen Erscheinungen, welche die christliche Kirche schuf, auf den Kirchenversammlungen, wo die Einsicht der Majorität, was man den heiligen Geist nannte, über die ewigen Fragen entschied. Jene Majorität und Minorität umfaßte aber damals alle gebildete Welt, tief aus England und tief aus Syrien kam der Priester zur allgemeinen Synode gezogen, um den Gedanken auszusprechen, über welchen er sein ganzes Leben und jetzt noch wieder auf dem langen Wege nachgedacht hatte. In einer fernen Stadt kamen Priester aus drei Welttheilen zusammen, mit himmelweit verschiedenem Nationalcharakter, aber alle gebändigt, vereint in dem gleichmäßigen Gedankenprozesse der Kirche.

Wir haben uns für den vorliegenden Zweck zunächst an die römisch-katholische Kirche zu halten. Man nimmt so gern an, daß der klassische Geist des Alterthums, welcher sich besonders als Platonismus und Neuplatonismus in Alexandrien dem Christenthume anschloß, mit dem Christenthume vereint das reinste Resultat zusammengeschlossener, historischer Bildung enthalte. Aber es darf das Auge nicht verschlossen sein, wie mißlich die Verbindung über das mittelländiche Meer sich gestaltete, wie viel bei den Stürmen und Schiffbrüchen über Bord geworfen ward. Was im Abendlande herrschendes Dogma wurde, das war leider, wie schon angedeutet ist, keineswegs eine organische Geburt jener geistigen Innerlichkeit, die mit den Denkgesetzen und Resultaten der alten Geschichte befruchtet war; jener alte Geist verzettelte sich vielmehr in der zerfallenden orientalischen Kirche, und der lebensstärkere römische war ein junger und dreister, welcher wenig oder gar nichts damit zu schaffen hatte.

Uns germanischen Völkern gegenüber wird dies ein ganz eigenes Institut, das Pabstthum. Da sich nun dies, der Theorie nach, einer sehr willkürlichen Tradition des apostolischen Elementes

anschloß, und gar nicht dem ausgebildeten Geistesleben der griechisch-christlichen Kirche, so wird unsern Völkerschaften hierdurch eine viel weniger geistig vermittelte Religion gebracht. Dazu kam wiederum die geographische Lage, welche in's Binnenland gedrängt, und seit dem Sturz der Hohenstauffen von dem Verkehr nach außen abgewendet war, dazu kam, daß sich zufällig, oder weil sich dort größerer Verkehr fand, die geistreichern italienischen Mönche und Priester bei ihrem Orts- und Stellenwechsel meist nach Frankreich oder England wendeten. Kurz, Deutschland stand Jahrhunderte lang sehr zurück, als sich die große philosophische Beweglichkeit aus der Kirche heraus entwickelte, welche Scholastik und später vorzugsweise deutsche Philosophie wurde.

Das Wetterleuchten dieser geistigen Bewegung blitzte indessen doch in unser verwachsenes, seitwärts liegendes Land, und entzündete uns die eigenthümlich tiefsinnige Poesie.

Auch die schon früheren Kreuzzüge wurden eine poetische Rache, daß wir aus so einem reichen Weltbewußtsein gedrängt waren, wie es sich im Orient schon viele Säkula vorher gefunden hatte. Mit ihnen kamen viel orientalisch-christliche Elemente zu uns, die bei einer eisenfesten Kirche sich in Sagen und Lieder retteten. Insofern ist die romantische Poesie noch ein letzter Versuch, das auseinandergerissene Leben des Orients und Occidents noch einmal leicht zu verbinden.

Die Scholastik versuchte eine innerliche Verknüpfung damit, eine Verknüpfung in der stählernen Kette des Gedankens.

Aber Rom mußte selbst in diese spekulative Verschwörung der Weltgeschichte aufgenommen sein, und doch nichts davon ahnen. Und so bildete sich das Wunderbare: Rom wußte es nicht, die ersten Scholastiker wußten es nicht, in welche weit greifende Verkettung man trat mit alter und neuer Welt. Innerhalb der orthodoxen Grenzen nämlich bildete sich eine Philosophie aus, welche Scholastik hieß, welche im Dienste und Interesse der römischen Kirche distinguiren, definiren, modificiren sollte, um Rom zu vergrößern. Dieser blühend rothe Punkt, den sich Rom selbst auf die Wange schuf, war der Krankheitspunkt, welcher dann den Körper auflös'te. Die Scholastik ward der Todeskeim Rom's und die Erweckung der Reformation.

Allerdings begann sie als eine Schulweisheit, die für sich selbst kein Resultat suchte, sondern nur ein Resultat für die Kirche, und zwar immer ein vortheilhaftes. Sie sollte jener Stehauf für Kinder werden, der zu großem Erstaunen derselben immer wieder auf denselben Schwerpunkt zu stehen kommt, die Bewegung mit ihm sei noch so kraus und gewaltsam. Dieser Schwerpunkt des Stehaufs sollte Rom sein.

Und so begann denn auch die Scholastik. Ueber das Dogma und die Form der Kirche durfte sie nicht anders philosophiren, als zur Verherrlichung derselben.

Nach einiger Zeit machte sie die große Eroberung, daß es eine theologische und eine philosophische Wahrheit gäbe — eine außerordentliche Eroberung, mit der sie sich ganz füglich mehrere hundert Jahre begnügen konnte. Sie sagte demüthig, es könne etwas philosophisch wahr und doch verdammlich und des Teufels sein, aber unter der demüthigen Sammetpfote wuchs die Kralle des selbstständigen Gedankens, welche später so furchtbare Wunden riß.

Man datirt in neuerer Zeit die Scholastik viel ausgedehnter von 500—1400, von Begründung der eigentlichen Orthodoxie bis zur sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften. Im Besonderen versteht man aber darunter die Philosophie des Mittelalters; das heißt die Dialektik nach Aristotelischen Formeln, welche sich im Dienste des römischen Dogma's bewegt, und Kampf und Zuthat erhält durch platonische Ideen, welche sich geltend machen.

Es ist nun noch einmal kurz der Faden dieser historischen Erscheinung aufzunehmen.

Die Wissensthätigkeit des Abendlandes sickerte dürftig in den Klöstern, die sich observant zunächst an römisch-kirchliche Autoritäten, an Boëthius, Cassiodor, Isidor von Sevilla anschlossen. Aus dieser Thätigkeit entwickelte sich die wunderliche Eintheilung in die sieben freien Künste, eine erste harmlose Systematik. Darunter in einer Kapuze, in dem Namen Dialektik steckte das Ei der Philosophie, welches von den stets heißer werdenden Köpfen ausgebrütet ward.

Die Schulen, welche sich bildeten, bekamen ihre Scholastici, ihre Lehrer. Britannien eilte voraus: Theodorus, ein Grieche,

Aldhelmus, ein Afrikaner, waren dort die Vorgänger des berühmten **Beda venerabilis**, und erreichten ihren Gipfel bereits in **Scotus Erigena**, der um 886 stirbt.

Dieser **Scotus Erigena** wies die Einheit der Theologie und Philosophie nach, und ist der eigentliche Gründer dieser Philosophie. Dessen ward die Kirche erst viel später inne, und vier Jahrhunderte später verdammte sie ihn.

Nach dieser der Einsamkeit wegen so großen Erscheinung stoßen wir wieder auf die fränkische Wüste, wo der Pabstgewalt gar keine geistige Gewalt, wenn auch nicht entgegen, doch auch nicht an die Seite tritt, und sie sich unter Gregor **VII.** zu so beleidigender Macht herausbilden konnte, welcher das bloße materielle Schwert des Kaisers allerdings nicht gewachsen war. — Die literarische Oede dieser Zeit ist uns im Abschnitte des „Althochdeutschen" begegnet, und wir sahen da nichts als ein paar Geistliche, die Buchstaben malten.

Doch wuchs in der Klosterstille der neue Bildungsbaum, das verborgene Thal der Gedanken schattete ihn, ihn, welchen die Nation ohne Weiteres hatte umhauen lassen, und wenn nun auch viel fremde Keime darauf gepfropft waren, so machte er sich doch mitten aus der Schule heraus geltend.

Hier sind die merkwürdigen Fußstapfen unserer Geschichte, welche ganz aus der Schule hervorgebrochen ist. Denn aus der Schule kam die Reformation und die ganze neue Welt. Der freie organische Wuchs war durch die rücksichtslose Hingebung gehemmt, unser eigentliches Leben nistete sich also früh auf in den abstrakten Gedanken, und aus diesem heraus brach die ganze moderne Welt. Daher fehlte dieser die natürliche Vermittelung mit der Außenwelt, und daher hat sie sich bis jetzt nur unter großem Krampfe Raum gebrochen.

Jene Scholastiker, die **Magistri** und **Doctores**, sind der Schooß unseres Gedankens.

Wenn man damals zwei Mönche über die waldigen Hügel herabsteigen, eifrig sprechen, still stehen, mit größter Lebhaftigkeit gestikuliren sah, so war es gewiß ein spitzfindiges scholastisches Thema. Trat ein Ritter hinzu, der auf der Jagd umherstrich, so gab auch er gelegentlich ein Scherflein bei, denn sein Burgkaplan definirte und distinguirte auch, und wenn er sie auf den

Sonnenuntergang aufmerksam machte, so hatten sie keine Zeit dafür, oder knüpften einen Beweis daran. Sie schlossen sich zunächst an Aristoteles, weil diese dialektische Verstandesbestimmtheit am meisten zusagte und viel weniger eignen Inhalt brachte Das mußte am Willkommensten sein, da die Kirche den Inhalt gab.

Was sich von da heraus zu einem philosophischen Orden gestaltete, ward der sogenannte Realismus und Nominalismus, ein Streit, der später zu großer Wichtigkeit steigt, und den man durch das Anschließen an Plato zu vermitteln sucht. Diese beiden Griechen, Plato und Aristoteles, repräsentiren die geistige Innerlichkeit des Menschen. Aristoteles mehr die logische Gedankenordnung, welche in Dialektik und Spitzfindigkeit ausging; Plato mehr die ahnende, nach dem Unendlichen greifende Regung, die sich Gestalt geben will und im Extrem zu Schwärmerei und geistigen Mysticismus neigt. Plato hatte unter den Kirchenvätern geherrscht, unter den Scholastikern herrschte Aristoteles.

Die Aristotelische Philosophie wanderte nämlich aus Spanien ein, wo auch unter den feinen Arabern Aristoteles zur Verarbeitung gekommen war. Der berühmte Gerbert bringt sie von dort sogar auf den römischen Stuhl als Sylvester II. Er stirbt 1003.

Diese dialektische Theologie entlud sich zunächst im Abendmahlsstreite zwischen Berengar von Tours und Lanfrank von Canterbury um 1080, also kurz vor den Kreuzzügen, die 1096 begannen.

Der systematische Sieg des Aristoteles beginnt mit Anselm von Canterbury, einem ursprünglich italienischen Mönche, der 1109 stirbt. Gegen ihn erhob sich nun auf ganz scholastischem Terrain eine Opposition mit Roscellin, welcher behauptete, die Ideen seien nicht reale Wesen, sondern nur Namen, und man müsse die Wahrheit nicht im Allgemeinen, sondern im Besonderen suchen. Dies ist der Schlachtsausbruch jenes erwähnten Streites zwischen Realismus und Nominalismus, der das Mittelalter so bewegt hat.

Umsonst rang der fertigste Dialektiker in Frankreich, Peter Abälard, der wegen seiner Liebe für Heloise dem großen Publikum bekannt ist, auf platonischem Wege eine Vereinigung zu bewirken. Unter Verfolgung und Leiden starb er 1142. Viel

größeren Erfolg hatte der unbedeutendere Petrus Lombardus, welcher in seinen berühmten „Sentenzen" nur Geschichtliches zusammenstellte und dies fest an die Orthodoxie schloß. Darin war das Positive wohl geordnet, aber der tiefere wissenschaftliche Weg war verlassen.

Hier bei diesen, nun als Grundlage dienenden Sentenzen des Petrus Lombardus sind wir auf der Grenze des innerlichen Mittelalters angekommen. Nun drängt sich der Zug aus den Kirchen und Klöstern hinaus. Aristoteles ward jetzt vollständiger, besonders von Spanien aus bekannt, die scholastische Wissenschaft löſ't sich mehr und mehr von ihrer dienenden Herrschaft im Verhältnisse zur Kirche ab, man geht über die Grenze der Kirche hinaus, und so zerbricht die Scholastik langsam von innen aus den gebannten römischen Kreis.

Die römisch-christliche Tradition war bisher stets historische Grundlage geblieben, jetzt sollte die Kirche ohne Rücksicht auf Tradition von der Vernunft aus gerechtfertigt werden. Zwar gerechtfertigt noch, aber es stellt sich dar, welche Möglichkeit sich damit öffnete. Man wollte es vor der Hand vergessen, oder vergaß es, daß sich diese Waffe auch gegen die Kirche selbst wenden ließe. Man studirte sogar in Spanien auf arabischen Hochschulen.

Das nächste Ergebniß dieser neu-Aristotelischen Epoche war, daß man sich nicht mehr mit der bloßen Formel begnügte, einen eigenen Inhalt suchte, und somit mehr zum Platonismus hinneigte, welcher denn auch später in Bonaventura den Hauptführer eines platonischen Mysticismus erhielt.

Das Leben selbst wird nun mannigfaltiger, es treten große Talente und Eiferer für Orthodoxie auf, besonders Bernhard von Clairvaux, eben so auf's Praktische dringende Männer wie Hugo von St. Victor, und die Kirche verbietet des Aristoteles und des Erigena Schriften. Aber es war zu spät, die Hauptstützen der Kirche, die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner selbst, werden in den Zauberkreis der immer weiter greifenden Philosophie gerissen. Sie gebären in Adalbert von Vollstädt, welcher Albertus Magnus genannt wird, auch für Deutschland einen Hauptmittelpunkt der so gefährlichen Scholastik. Allerdings schloß sich der, mehr als mancher Andere, an's fabelhafte Pabstthum an, und dennoch grub er um sich in weitem

Kreise tiefe Gräber für dasselbe. Bei dieser Ankunft aus den weiten Bahnen des religiosen Gedankens mitten in Deutschland, wo Albert eine Zeitlang an der Donau zu Regensburg und am Rheine zu Cölln haus'te, sehen wir ein neues charakteristisches Zeichen: In ihm schließt sich nämlich der abstrakte Gedanke an die Natur, in ihrem verborgenen Gesetze stört sein prüfender Blick herum, dem plumpen Volke wird er ein Zauberer, und es kommen Mährchen zum Vorschein, wie er im Winter zauberhafte Gärten und Gastmäler aus der Erde heraufbeschworen habe.

Das ist bereits ein ganz neues Terrain des Wunderbaren, was nicht mehr von der Jungfrau Maria ausgeht und denn im Uebergange zu ganz anderem Wesen kommt als die vorher orthodoxe Legende. Für die Fähigeren wird manch' altes Wunder zerstört in solcher neuen Kenntniß der Natur, und das Wort Aberglaube wird geläufig.

So erfüllt sich allmählig die Jugendzeit des romantischen Deutschlands: aus dem eigenen Gedanken, welcher so lange Herz und Seele des Mittelalters gewesen, wächst in vorliegender historischer Folge der Feind und Zerstörer von dieser traumreichen Jugend. Wenn noch ein Paar äußere Striche des scholastischen Schrittes gegeben sind, so steht man am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo aller mittelalterliche Duft vor dem dreistgewordenen Hauche des Gedankens auseinanderfliegt, das farbige Mittelalter wie eine Fata Morgana verschwunden ist, und nüchtern die steinernen Zeugnisse, die Dome und Klöster daliegen.

Des Albertus großer Schüler, Thomas von Aquino, ein aus Neapel stammender Dominikaner, der 1274 stirbt, treibt den Aristotelischen Realismus auf die Spitze. Auf demselbigen Boden, nur die Realität in der bestimmten Einzelheit suchend, tritt ihm Joh. Duns Scotus entgegen, in welchem schon kühnere Sätze gegen die kirchliche Tradition, besonders gegen die Erbsünde des Augustinus auftauchen. Es entbrennt ein erbitterter Kampf zwischen Thomisten und Scotisten, von den Kathedern der jetzt bereits errichteten und blühenden Universitäten, unter denen sich Paris hervorthut, zischen die scharfen Pfeile der Spitzfindigkeit durcheinander, die Wendung, der Kampf wird Hauptinteresse des geistigen Lebens, die Kirche tritt dabei in den

Hintergrund, immer heftiger drängt es so von innen au
neue Zustände. Und nun fällt wie eine neu aufgeglühte B
der wieder aufgenommene Nominalismus Roscellin's zwi
die ohnle dies schon locker werdenden Theile; Wilhelm
Occam erneuert ihn mit allem Nachdruck und seine Sc
führen ihn wirklich zum Siege.

In dieser allgemeinwerdenden Polemik wird aber das
wußtsein des Zeitraums völlig auseinandergesprengt; in
den Einseitigkeiten gewinnt man nirgends mehr eine volle W
heit, man ermüdet endlich, die überfeinerte Wissenschaft rette
in neue Gefühlswege, die Scholastik versinkt, das Mit
ter, dessen aufsteifende Seele sie allmählig geworden war,
ihr, die mannigfaltige Jugend des Herzens und Geiste
erschöpft.

12.

Kaiser und Reich und Baukunst.

Im Vorliegenden ist der Gesang und der Gedanke jener Zeit theils bis in die Nähe des Jahres 1400, theils darüber hinaus geführt oder doch angedeutet worden. Es bleibt nun noch zu sehen, wie die Erfüllung und der Untergang dieser reichen Jugendzeit sich im äußerlichen Leben, in dem sogenannt politischen, gestaltet habe. Dabei giebt das gewaltige Haus der Hohenstaufen Anfang, Anhalt und Ende. Ihretwegen nennt man auch oft kurz die ganze mittelalterliche Epoche die schwäbische.

Es ist angedeutet worden, daß Friedrich I. mit seinem Gefolge eine lebhafte Anregung bei dem Turnier Hoflager gefunden habe. Im Jahr 1152 setzte er sich die deutsche Krone auf, ein Jahrhundert später 1250 starb sein Enkel Friedrich II., und in dies Jahrhundert drängt sich die eigentliche Blüthe des Mittelalters, da zogen die Ritter, das rothe Kreuz auf der Schulter, nach dem Oriente, da sangen die größten Dichter, da errang der Gedanke in den Scholastikern seine selbstständige Gewalt. Und noch in diesem Jahrhunderte entwickelte sich der Todeskeim des Mittelalters, und in ihm der Lebenskeim für folgende Zeiten. Friedrich II. selbst stellt in seiner eigenen Person diesen Wendepunkt dar.

Man hat viel hin und her gestritten, ob es nicht ein Unglück für Deutschland gewesen sei, daß die Hohenstaufen das Stärkste ihrer Lebenskraft auf die sogenannten Römerzüge, die Züge nach Italien und die Herrschaft in Italien verwendet hätten. Es lag

gewiß darin eine tiefe Nothwendigkeit, unser Vaterland, so wie es sich einmal in Verbindung mit andern Nationen entwickelt hatte, in dieser Verbindung aufrecht zu erhalten, in dieser Verbindung mächtig zu erhalten. Der Pulsschlag aller romanisch-germanischen Völkerschaften lag zu Rom; wenn unser Vaterland nicht ein untergeordnetes Seitenland werden sollte, so mußte es die Berggrenze von Italien so wenig als möglich scheidend machen, es mußte einen Fuß in Rom haben. Allerdings ward dies nothwendige Princip mehr, als den Deutschen zunächst heilbringend war, von der Neigung überschattet, von der Neigung der Hohenstaufischen Kaiser, unter den Palmen Siciliens zu wohnen, den wärmeren italienischen Himmel, das vergnüglicher ausgebildete italienische Leben zu genießen. — Ferner war der große Gedanke, welcher in Frankreich so wohl gelang, in den Hohenstaufen ganz lebendig, der Gedanke, eine kompakte Monarchie zu gründen, um aus solchem Mittelpunkte heraus das junge Nationalleben zu leiten und zu stärken, das übergreifende Pabstthum abzuwehren. Auch für diesen Ideengang bot Italien den Kampfplatz: die Zersplitterung in kleine Republiken war dort zu Hause, an diese Republiken schloß sich alle die Opposition einzelner deutscher Fürsten, welche kein monarchisch überwiegendes Kaiserthum dulden wollte, diese ganze Opposition der Guelfen vereinigte sich in Italien. Die Hohenstaufen, der Mittelpunkt der Ghibellinenpartei, mußte also nach Italien, denn das Herz all' ihrer Feinde war dort.

Dieser Ghibellinenkampf ist nicht mit Sieg gekrönt worden und dennoch hat er in dem lebhaft tönenden Treiben, was er erzeugte, in Deutschland selbst eine solche Regsamkeit, so mannigfaltige Schöpfung erzeugt, unter den Zelten und Schilden, an den Hof- und Heerlagern dieses Kampfes sangen die Minnesänger; Dante's großes Gedicht war ein Schlachtgesang der Ghibellinen. Daß er nicht mit Sieg gekrönt wurde, war von schweren Folgen. Was auch principienmäßig Schätzbares in dem guelfischen Staatswesen sein mochte, es ging unter, weil es unzeitig war, oder es trug seine Früchte der Vereinzelung und Zersplitterung, Deutschland fiel als große Macht für ewige Zeit auseinander, und mußte sich mühsam eine andere Volksbestimmung suchen als die einer direkt einwirkenden, großen Politikmacht zu sein pflegt:

Frankreich, wo dies ghibellinische Streben gelang, wurde eine kompakte Hauptmacht Europa's. Unter solchen Umständen, bei der Abgeneigtheit Deutschland's, sich in einen monarchischen Mittelpunkt zu vereinen, suchte und fand die Entwickelung einen anderen Weg. Das siegende Pabstthum überspannte seine Forderungen und zersprengte sich später dadurch selbst, Friedrich II. wendete seinen überlegenen Geist rücksichtslos in die Opposition gegen das Bewußtsein der Zeit, die Päbste selbst stachelten ihn dazu, und so wurde er eine grelle, frivole Leuchte seiner Epoche, die viel Aergerniß gab, und mehr als das größte Ereigniß im Stande gewesen wäre, den Untergang des Mittelalters reifte. Dieser sehnige Mann, der mit dem Bannfluch beladen, des Bannes spottend einen Kreuzzug unternahm, der, die ritterlichen Kreuzzüge verspottend, mit den Sarazenen unterhandelte, und solchergestalt das heilige Grab gewann, der sich, dem Gebannten, die heilige Krone von Jerusalem selbst aufsetzte, obwohl kein Priester Messe lesen wollte, der mit muselmännischen Schriftgelehrten verkehrte, dieser Friedrich war der Erste, welcher geharnischt — lächelnd dreist heraustrat aus dem Zauberkreise des Mittelalters. Es ist gleichgültig, ob er das damals so berüchtigte Buch de tribus impostoribus (von den drei Betrügern) geschrieben habe, die damalige Welt traute es ihm zu, der Pabst sagte von ihm: „dieser König der Pestilenz behauptet, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Muhammed getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend gestorben;" und er selbst sagte vom Pabste, „er sei der mit dem Oel der Schelmerei gesalbte Pharisäer."

Dieser Kaiser, welcher von den Historikern der Aufgeklärte genannt wird, war, wie gesagt, ein scharfer Eckstein des Mittelalters; wo von Aufklärung die Rede ist, da ist auch die Rede von der Endschaft einer Epoche. Und Friedrich starb schon 1250, wo das mittelalterliche Leben noch hoch ging in Deutschland, aber er hat schwer und tief nachgewirkt, wie ein kühler Reif, der in die warme Sommernacht fällt, und an welchem erst im Spätherbst plötzlich viele Menschen sterben.

Der Schimmer von Aehnlichkeit, welchen dieser zweite Friedrich mit dem spätern zweiten Friedrich von Preußen allerdings hat, kann leicht zu schiefer Vergleichung führen. Allerdings

wendete sich auch dieser gewaltige Hohenstaufen zu ausländischer Rede und ausländischem Gesange, er sprach sechs fremde Sprachen, ergötzte sich zumeist an den italienischen Liedern, dichtete selbst welche, suchte und schuf seinen Hauptglanz in Italien. —

— Mit den Hohenstaufen brach denn auch das mittelalterliche Gebäude des römisch-deutschen Reichs in Wahrheit zusammen, obwohl es als deutsches Reich noch fünf und ein halbes Jahrhundert figurirt hat. Denn die reich ausgebildete Feudalbeziehung lös'te sich in vielerlei neue Elemente, der poetische Mittelpunkt des Kaisers war verrückt worden, der Kaiserschimmer war durch eine fast kaiserlose Zwischenzeit nach den Hohenstaufen verwischt, die späteren Kaiser hatten nur noch eine Macht, insofern sie privatim mächtige Fürsten, und als solche geeignet waren, Unterstützung und Beitritt für eine allgemeine That zu erzwingen. Die großen Reichszwecke traten in den Hintergrund, es entstand die Politik der einzelnen Häuser, die Städte, von den Hohenstaufen kräftig begünstigt, machten jetzt ihre Eigenheit mehr und mehr nachdrücklich geltend, die Ritter, hieneben zurückbleibend in Erwerb und nicht mehr so zusammengehalten durch den Reichsmittelpunkt, warfen sich auf's Wegelagern — kurz die ganze zusammengefaßte Welt des deutschen Mittelalters ging in Einzelnheiten auseinander.

Für die literarische Aeußerung kann ein solchergestalt sich bildender Zustand nur den Prosa-Ausdruck begünstigen, und dieser ist denn auch im Grunde das einzig Beachtenswerthe in der folgenden Uebergangszeit, wo sich allmählig die innern Bande so weit lösen, daß mit den Reformatoren eine Revolution eintritt, welche in einem Hauptschlage sich von der morsch gewordenen nächsten Vergangenheit befreien will.

Statt diesen Prosaeintritt zu betonen, hat die Literargeschichte meisthin ihre Aufmerksamkeit dadurch zersplittert, daß sie sich immer an die mittelmäßige Poesie dieser darin absterbenden Zeit gefesselt giebt. Diese Poesie schleppt sich aber mühsam an der mittelalterlichen Tradition fort, und schließt durchaus nicht mehr den eigentlichen Lebenspunkt der Epoche in sich. Davon ist höchstens das Lied auszunehmen, was sich in der Unbefangenheit des Volkes fortpflanzt. Es ist unnütz, aus den schlechten Dichtern zu entwickeln, daß durch sie die Poesie der Zeit verkümmert

worden sei, der Dichter ist nur ein Ergebniß, und wenn der Meister Stolle, wenn der Unverzagte und der Schulmeister von Esselingen Rudolph von Habsburg schmähen, daß er die Dichtung nicht unterstütze, so hat ihnen gegenüber Rudolph ganz Recht, das Wesen war auseinander gesprengt, und es gab Nöthigeres zu thun.

Aus solchen Gründen wird auch hier besser kein besonderer Literareinschnitt gemacht. Das Herz des Mittelalters ist mit dem Jahr 1400 todt, das funfzehnte Jahrhundert zehrt poetisch an ohnmächtiger Erinnerung, und ist noch zu schwach, in dieser und jener Regung eine neue poetische Welt zu schaffen. Der Trieb, Neues zu schaffen, spricht sich noch am Lebhaftesten im dürren Gedanken und in einzelner praktischer Erfindung aus, deshalb ist die Hauptaufmerksamkeit darauf zu richten. Denn nicht ein guter oder ein mittelmäßiger Vers allein, sondern vor allem Andern die hauptsächliche geistige Thätigkeit ist Gegenstand der Literargeschichte. Wendet sich jene geistige Thätigkeit mit größerem Nachdruck und Erfolge auf etwas Anderes als das Gedicht, so muß das Gedicht auch für die Literaturgeschichte in den Hintergrund treten.

So ist nun, das Mittelalter völlig zu beschließen, noch eine künstlerische Thätigkeit desselben hervorzuheben, die von außerordentlicher Bedeutung für alle Zeiten bleibt, nämlich die Baukunst.

Darf man von der mittelalterlichen Dichtung sagen, daß sie sich wenig entäußere, um ein aus Stoff und Anschauung hervorgehendes, unabhängiges Dritte zu erzeugen, was man ein Objectives nennt, die mittelalterliche Baukunst ist eine gebieterische Antwort darauf, die prächtigen Dome, welche heute noch Deutschland, Frankreich und England bedecken, sind eine steinerne Objectivität des Mittelalters. Sie drücken das religios-poetische Bewußtsein jener Zeit bis in die Kleinigkeit erschöpfend aus, und daß eben nur sie da sind, sonst aber nichts der Rede Werthes übrig geblieben als Dom und Thurm, dies ist ein unwiderleglich Zeugniß, daß alles Bewußtsein in jener Zeit ein religios-poetisches war.

Es ist über diese steinerne Dichtung das Beste und Erschöpfendste in deutscher Schrift gesagt worden, deshalb genügt

die bloße Andeutung. Im Titurel wird diesem schönen Bereiche eine große Ausführlichkeit gewidmet, da, wo der neue Graltempel gebaut wird. Der dort beschriebene Stil ist der Byzantinische, wie er in der griechisch-christlichen Geschmacksweise sich gestaltet hat. Er ist ebenso verschieden von dem gothischen, wie das morgenländische Christenthum verschieden war von dem abendländischen. Seine Verhältnisse, auf ein gleichschenkliches Kreuz gestützt, sind weicher, glatter, runder und einfacher als die gothischen, welche zur Grundform stets das oblonge Viereck des Kreuzes wählen, wodurch das Ganze gestreckter, enger und ernster wird und sich mehr wie eine Sehnsucht nach dem Weiten dehnt und ausreckt. Ebenso ist das Verhältniß zwischen den Kuppeln und Decken und Fenstern — dort in Byzanz wohnt noch griechische Erinnerung, man sucht die lichte Schönheit, hier im Occidente fliegt die strebende Romantik, die Ahnung, der unbestimmte Drang nach dem Unendlichen in himmelhohen, spitzen Thürmen auf, das runde Fensterauge schlägt in die Höhe zu einem schlanken, aufwärts langenden Spitzbogen, das Dachgewölbe schlingt sich ebenso dringend und händeverschränkt wie ein inbrünstig Betender scharf nach oben. Und da dies romantische Mittelalter so ganz und gar bis auf den kleinsten Winkel seines Herzens von poetisch-religioser Bedeutung erfüllt ist, so schießen auch alle die mannigfachen Details, die Spitzen und Rosen, die Kleeblumen und die Lilien überall hervor. Die ganze innere Einrichtung der Dome mit Chor und Schiff, und Seitengängen und schmalen, langen, verlangsamen Fenstern ist die ganze Dogmatik des Mittelalters.

Was in Deutschland aus der Ottonenzeit, welche mehr Byzantinisch baute, übrig war, das wurde meistentheils verändert, und was neu gebaut wurde, das erhielt ebenfalls durchweg diesen gothischen Stil, diesen Stil des christlichen Mittelalters. Der Name gothisch, für welchen neuerer Zeit sehr lebhaft „altdeutsch" beantragt worden ist, soll daher kommen, daß dieser Baustil von den Gothen stamme, welche nach Spanien gerathen waren, und dort in halbarabischem Geschmacke bauten.

Der Straßburger Münster und der Cöllner Dom sind bekanntlich die großartigsten deutschen Denkmäler dieser Art. Jener ist schon 1015 angefangen und sein prachtvoller Thurm, welcher

jetzt noch eine Warte auf 10 Meilen in die Runde für Elsaß, das Rheinland und die Schwarzwaldberge ist, ward 1276 durch Erwin von Steinbach entworfen und angelegt, freilich erst über anderthalb hundert Jahr später vollendet. Mit Recht wird Erwin als eine der großen Autoritäten des Mittelalters angeführt. Den Grundriß des Cöllner Domes schreibt man dem oben erwähnten Scholastiker, Albertus Magnus zu. Dieser selbst in seiner Unvollendetheit größte Dom der Welt ward 1248 angefangen. Außerdem mahnen noch heute an jene Zeit die großartigen Kirchen zu Freiburg, zu Ulm, Würzburg, Marburg, Nürnberg, Regensburg, Oppenheim, Eßlingen, Erfurt, der Stephan in Wien und einige der großen Prager Gebäude — denn die meisten der letztern gehören nicht mehr dem Mittelalter an.

Jene alten Dome und Kirchen in ihrer steinernen Pracht und Kühnheit, sind die eigentlichen Grabsteine des Mittelalters.

In dieser Kunst des Bauens, welche sich mit der großen weitverzweigten Zunft der Maurer und Steinmetzen zu einem starken Bürgertheile der Nation gestaltete, hat das Mittelalter noch tief hinein in die folgende Zeit gelebt, der eigentliche Lebensodem seiner Erbschaft scheint sich dahinein gerettet zu haben, um für die Dauer der Erde in Stein zu erstarren. Als alle Lieder schon lange, lange verklungen waren, da hämmerten und meisselten und zeichneten die Baukünstler noch Mittelalter, und drückten in allen Verhältnissen des Baues, in allen Gestalten und Verzierungen noch die Gedanken jener religiosen Poesie aus. Die Skulptur nämlich, der Steinmetz war mit dem Maurer blutsverwandt und unlösbar verschmolzen.

Auch von der altdeutschen Malerei ist viel gepriesen worden, man führt sie bis auf's zehnte und elfte Jahrhundert zurück, erzählt von der Glasmalerei, von den brennenden Farben, von den berühmten Malern, Heinrich von Baiern, Jakob Kern von Nürnberg, von Nikolaus Wurmser, endlich, und hier noch mit dem besten Rechte, von der ersten großen Malerschule des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, von der heiligen Stadt Cölln, deren Glanzpunkt im vierzehnten Jahrhundert Wilhelm von Cölln war. Von hier aus tritt sie in immer engere Verbindung mit den Niederlanden, was ihr des Fleisches und Blutes wegen, womit es doch alle Malerei für's Nächste zu thun hat, sehr heil-

sam war. Man hat sich hierbei vom mittelalterlichen Tic zu mancher Wunderlichkeit verredet, denn um und um besehen bleibt eine Zeit, die in Entäußerung vom Sinnlichen ihren Kern hat, keine besondere Werkstatt für eine künstlerische Darstellung in Gestalt und Farbe. Und so geschah es denn auch: der noch wirklich fleischige Theil des Mittelalters, die Minne, der Artuskreis, die Ritterlust ward nicht Gegenstand der Malerei, sondern die Abstinenz, die Uebersinnlichkeit, die Schwärmerei des Gedanklichen, was im Wort und Gedichte einen interessanten Ausdruck fand, aber nichts von Fleisch und fester Gestalt an sich hatte. Die Mönche malten und von der Dreistigkeit des Pinsels, wie er bei den späteren so berühmten Italienern geführt wurde, von der für alle Malerei nothwendigen Dreistigkeit, erst das nächst liegende wirkliche Schöne zu malen und diesem einen religiosen Schein zu geben, davon wußten sie nichts. Sie malten eine religiose Empfindung mit himmelblauem Auge und sehr weißem Antlitze; das konnte ein sehr hübscher Engel für ein Gedicht sein, und das genießen auch die heutigen Enthusiasten daran, aber die Farbe, die Malerkunst war dabei Nebensache und ist es heute noch. Die Künste dienen allerdings dem geistigen Herzen, der Idee, aber sie verlangen wie Lehnsträger innerhalb ihres Kreises eine völlig eigene Selbstständigkeit; sie geben den Gedanken, aber sie müssen erst in sich selbst fertig sein. Die Malerei ist nicht bloß eine Buchstabenschrift mit Pinsel und Farbe statt Feder und Dinte, wie sie von den Mönchen angesehen wurde, nein, sie ist erst eine Kunst in sich und als solche fertige gebiert sie auch, wohl befruchtet, eine religiose Welt.

Den malerischen Genuß an diesen steifen Linienfiguren müssen wir also der mittelalterlichen Illusion überlassen, und wenn auch sehr leicht zu begreifen ist, wie sie in diesem Sinne wirklich einen Reiz ausüben, so muß doch eine Verwahrung eingelegt werden gegen den objektiven Kunstwerth dieses Bereiches.

Der Hauptsitz dieser Malerei nach dem Mittelalter wurden mehr und mehr die Niederlande, Hubert und Johann van Eyck bildeten einen großen Wendepunkt darin; sie gewinnt technische Fertigkeit und man lobt die Zeit bis ins sechszehnte Jahrhundert als das goldene Zeitalter altdeutscher Malerei. Als welches den Kenner nie gereuen möge.

Ein Blick auf die Niederlande, wohin sich in allerlei prächtigen Bauten und sonstigen Denkmalen alles Stattlichste des Nachmittelalters gezogen hatte, scheidet am reichsten von jener wunderbaren Zeit des deutschen Reiches und der mittelalterlichen Romantik, die mit Ende des vierzehnten Jahrhunderts langsam im Meere versinkt.

13.

Meistersänger, Volksbuch und Lieder.

Hier ist herkömmlicher Weise ein neuer Hauptabschnitt zu machen; das Mittelalter in seiner Wahrheit und Aechtheit ist geschlossen, es tritt die Periode des Uebergangs ein

Das ist bereits angedeutet, und die gewöhnliche Eintheilung wird darum abgewiesen, weil dieses fünfzehnte Jahrhundert — denn um dieses handelt es sich mit Zugabe einiger Jahre aus dem vierzehnten und aus dem sechszehnten — größtentheils noch ein Echo des Mittelalters und eine unreife Vorbereitung der Reformation ist. Die erste romantische Existenz wird erst mit dieser letzteren krachend und völlig gebrochen, es dünkt also passender, dies schwankende Jahrhundert, was noch größtentheils in früherem Kreise athmet, auch noch diesem früheren Kreise anzuhängen.

Selbst die äußerliche Hauptabtheilung, welche von dem herrschenden Sprachausdrucke hergenommen ward, schleppt sich noch im Alten fort, das Mittelhochdeutsche bleibt noch die herrschende Sprache. Es verhärtet und verknorrt sich allmählig in den österreich'schen Mundarten, welche dadurch hervortreten, daß der Hauptkaiserstamm, der Habsburgische, dort seinen Sitz gewinnt, und selbst die Zwischenpartie der Luxemburger im Hauptvertreter derselben, in Karl IV., seinen Stützpunkt in Böhmen nimmt. Das Niederdeutsche hebt sich langsam geltender und

kräftiger vom Norden auf, vertieft sich vom Harze herab in Luther's Jugend und wird so der Grundstock, aus welchem sich beim nächsten Abschnitte das Neuhochdeutsche hervorbildet.

Es ist im Mittelalter herausgetreten, daß sich vom Stamm der Volkspoesie eine Kunstpoesie absonderte, welche in den hauptsächlichsten Minnesängern zu einer so großartigen Erscheinung ward. Diese Kunstpoesie wurde fortgesetzt von den Meistersängern, ein Name, welcher vorzugsweise den Sängern dieser Uebergangsepoche gegeben wird, obwohl er, wie oben angedeutet wurde, älter ist, und einen Theil der Minnesänger selbst bezeichnet. Besonders diejenigen späteren, welche schon durch ein äußerliches Zusammentreten die innerlich matt werdende Sangeswelt zu halten hofften. Als Namen des Ueberganges sind die Herzöge, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Johann von Brabant, in denen das Lied noch schön ist, schöner als Ulrich's von Lichtenstein Bestrebung, ferner Ulrich von Winterstetten, Walther von Metz, Konrad Schenk von Landeggk zu nennen, von Singenberg, der tugendhafte Schreiber, Rinne, Lutolf von Seven, der Rubin und besonders der Kanzler.

Den Meistersängern fehlte nichts weiter als der Inhalt einer reich aufquellenden neuen Existenz; diese Existenz war in der Auflösung begriffen, und die zünftigen Sänger behielten nur das Schema in der Hand, und wußten sich viel damit, dies in allerlei Specialität auszubilden. Die Herrlichkeit, wo alle Fürsten und Herren sangen, war dahin, diese Fürsten und Herren selbst waren durch die eintretende politische Umwandlung auf ein sehr nöthiges praktisches Trachten angewiesen, das Reich war in andere Beziehungen gerückt, der Bürgerstand, unter den Hohenstaufen aufblühend, nahm einen großen Theil der Landesvortheile in Beschlag, welche früher ungetheilt den Vornehmen gedient hatten, die Städte wurden das Leben des Reich's. In ihnen bildeten sich denn auch die Meistersänger zur völligen Zunft, die natürlich zumeist aus den Handwerkern gebildet und besetzt wurde. Solche Leute, auf eine einseitige Existenz angewiesen, sind in der Denkweise und Phantasie zunächst ebenfalls beschränkt, wenn sich nicht das unberechenbare Genie selbst erhebt, und das Genie ließ in dieser Epoche auf sich warten. Der Ritter, wenn sein Besitz-

thum noch so klein war, hatte einen Horizont, der erst am Kaiserthrone und am heiligen Grabe von Jerusalem schloß, die Welt stand ihm und seinem Pferde offen, das Handwerk des Schwertes begriff und brauchte man überall, nichts beengte ihn, nichts schüchterte ihn ein; wenn da ein innerer Drang erwachte, so war Raum und Muth genügend da, um weit und tief zu greifen. Die Perspektive muß immer groß seyn, wenn Großes gesagt werden soll.

Außerdem war der Versuch in's Große und Weite einer jugendlichen Nation und Zeit mit den Hohenstaufen beendigt, er war nach Außen verunglückt, der Staat mußte sich in seinen Grenzen zurecht bücken, die Menschenzahl wuchs, der große deutsche Drang, welcher noch heute so oft über die Wirklichkeit täuscht, jener romantische Drang, eine politisch erste Macht zu sein, lag jetzt schwer darnieder, und befreite sich erst in der Reformation zu der Bestimmung, für welche unsere ganze Entwickelung vorbereitet hatte, zu der Bestimmung einer innerlichen geistigen Macht.

So konnte nicht viel Anderes zum Vorschein kommen, als die Meistersängerzunft. Dabei ist indessen wohl zu unterscheiden, ob man auch von dem höheren Maaßstabe einer Entwickelung in frei'ster und größter Form ausgeht; der oben erwähnte administrative Kritiker thut sehr Unrecht, den Meistersängern nicht eine wichtige Stelle einzuräumen. Wenn eine politische Geschichte Deutschland's geschrieben wird, so sind sie von außerordentlicher Wichtigkeit: sie sind die Stufe, auf welcher der deutsche Bürgerstand für einen Bildungsgrad interessirt, ja für immer gewonnen wird, wie ihn kaum ein anderes Land der Erde bot. Diese Meistersangperiode, wo der Schwager Schmidt und Strümpfemacher auf der Herberge Theil nahm an Sprachreinigung und Begriffssichtung, war der Boden unserer Reformation, und sie hat auch später das Gleichgewicht erhalten für ein Volk, das von Hause aus geneigt war, das Fremde sorglos aufzunehmen und zu überschätzen, das geneigt war, idealen Bewegungen haltlos beizutreten. Der deutsche Mittelstand ist von jener Zeit aus mehr und mehr Träger und Halter einer Wissenschaftlichkeit und eines idealen Bewußtseins geworden, wie es beim Sturze des Mittelalters vom Ritter aufgegeben und verloren wurde.

Dies ist der weitere Gesichtspunkt; anders stellt sich's freilich, wenn von dem rein literarischen Werthe jener Meistersänger die Rede ist. Gegen den Ausdruck „Zunft" oder „Gilde" waren sie übrigens selbst sehr eingenommen, und da sie außer diesem Hochmuth nicht viel mehr von den Dichtern hatten, so darf dieser nicht vergessen sein. Sie wollten eine poetische Akademie vorstellen, die bis auf Otto I. zurückgeführt wurde, auch nannten sie sich zart, nur „Liebhaber des Meistergesang's." Ihr System des Gesanges hieß „die Tabulatur" — die erste uns bekannte ist aus Straßburg von 1493 — wer diesem Generalbaß knapp angemessen einen Gesang zu fertigen, eine Weise, einen Ton zu erfinden wußte, das war ein Meister des Gesanges. Nach dem Grade dieser Vollkommenheit wurden alle Theilnehmer der Gesellschaft eingetheilt in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. In Mainz, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Ulm und Straßburg waren die Hauptschulen. Sie wurden in der Kirche gehalten, wenn man auch die Vorübungen in der Herberge vornahm. Jene Orte waren übrigens in den drei Jahrhunderten vom vierzehnten zum sechszehnten nicht gleich vorherrschend: Mainz, Straßburg, Colmar, Würzburg, Frankfurt, Prag, Zwickau herrschte im vierzehnten; Nürnberg und Augsburg im fünfzehnten; Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz im sechszehnten und die Kunst zog bis Danzig. Alle Produktion war lyrisch; ein Gesang hieß „Bar," die Versart „Gebäude," die Versart mit der Melodie ein „Ton," oder eine „Weise." Dafür begegnet die wunderlichste Bezeichnung, zum Beispiele die Rosmarinweis, die Treupelikansweis, die Gelblöwenhautweis, die hohe Firmamentsweis. Stollen und Abgesänge findet man wie im Früheren. Die Kritiker, welche Merker hießen, gaben sehr genau Acht, denn es gab drei Hauptfehler, die sogleich bestraft wurden. Es hieß beim Aergsten, der Dichter hat sich „versungen." Diese Fehler betrafen die Reinheit der S p r a c h e, die Reinheit des M e t r u m ' s, in welche zwei Reinheiten der Reim mit gehörte, und endlich die Reinheit der G e s i n n u n g. Diesen letzten Fehler nannte man auch „falsche Meinungen," und dahin gehörte, wenn sich Einer im Schwunge zu Schwärmerei fortreißen, oder gar zu unzüchtigen und unchristlichen Bildern oder Gedanken führen ließ. Solcher

Fehler gab die stärkste Rüge, allgemeines Kopfschütteln, Murren, Hem Hem, und wenn er wiederkehrte, brachte er den „falschen" Sänger zum Verlust aller Theilnahme. „Blinde Meinungen" nannte man die Klebsylben, wenn zum Beispiel kei'm, für keinem, g'lebt, für gelebt, vorkam. „Milben" waren des Reim's wegen abgebrochene Worte, zum Beispiel singe für singen, wenn man es zur Reimbequemlichkeit so brauchte. Auch „lind und hart" beim Reime war sehr verpönt, wie baden und rathen.

Von solcher Art war diese beschränkte Spielerei, welche sich indessen doch um ein Interesse gruppirte.

Als direkte Ahnherren, wenn auch zum Theil noch in den Minnesang gehörig, erscheinen der berühmte Heinrich Frauenlob in Mainz, der im Jahre 1318 von Frauen zu Grabe getragen, dessen Grab mit Wein besprengt wurde, und Regenbogen, ein Verse liebender Schmidt, welcher sein Handwerk aufgab, um Töne zu singen, und dabei des irdischen Brotes mitunter zu entbehren. Da er kein großes Genie war, so sind seine Klagen über die Kargheit der Großen gegen die Dichter um so tragischer, und er scheint wirklich der Vater aller der deutschen Poeten zu sein, welche bis heute so zahlreich geblieben sind, über einem halben Drange jede praktische Thätigkeit versäumen, und bittere Klage darüber führen, daß ihnen nicht dieser halbe Drang von Begüterten bezahlt und Lebensunterhalt wie Manna gereicht werde.

Die sogenannten „Spruchsprecher" jener Zeit, Improvisatoren und Spaßmacher, unter denen Wilhelm Weber einen Namen erlangt hat, waren herzlich verachtet von den Meistersängern, weil ihre Lebensart an das Plebejische, an die eigentliche Bänkelsängerei streifte, und sie nicht nach einer Tabulatur dichteten. Offenbar kam aber in ihnen mehr ächtes Talent zum Vorschein als bei jenem Geklapper.

Die bekanntesten dieser Meistersänger, zu denen natürlich in verschiedenen Schulen und Orten und in so breiter Zeit Tausende gehörten, deren edle Namen nicht alle aufbewahrt sind, waren nach herkömmlicher Aufzählung Heinrich von Mügelin, Muskatblüt, welcher duftende Name wahrscheinlich angenommen ist, der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn, Kunz Schneider, Konrad Harder, Hans Volz, Michael

Beheim, Sixt Buchsbaum, worüber bei weiterer Wißbegierde Docen's Dichterzeichniß und Koch's Kompendium nachzusehen sind, endlich Hans Sachs, der allerdings tief in die Reformationszeit hinüberreichte, dessen Wurzeln und Stamm aber noch völlig in dieser Uebergangsepoche ruhen.

Sein Nürnberg, was überhaupt mit Augsburg eine Hauptrolle in dieser Zeit spielte, hatte er so in die Höhe gebracht, daß es 250 Meister zählte. Er hat allein mit eigener Hand 4200 Meistergesänge angefertigt, wovon glücklicherweise das Meiste noch in Handschriften verborgen ruht. Dresden ist für den späteren Meistergesang, der noch bis in's siebenzehnte Jahrhundert hinein taktirt, das Hauptarchiv und enthält davon 22 Bände.

Die ganze Richtung ward als Uebergang in eine verständige Zeit moralisch wichtiger als ästhetisch. Vom kindischen Ausschmücken der Legenden und Marienvergleiche kamen sie mit dem Zeitgeschmacke der herannahenden Reformation auf die Bibel, und reimten diese. Auch einen Uebergang aus der formlosen Poesie des Mittelalters zu formellerem Gesetze will man darin finden, zu der Art, welche später mit Weckherlin die ganz abstrakte Form klassischer Gedichte anzubauen begann.

Aesthetisch viel wichtiger und von viel tieferer Ausbeute ist das sogenannte Volksbuch dieser Zeit, welches den Volksstamm unserer Poesie in schlichter Prosa, und deshalb um so unverfälschter fortpflanzte. Hier liegt der offene Uebergang aus dem alten Epos in den Roman, der sich schon lange in Frankreich gebildet hatte. So wie es sich denn fortwährend aufgedrängt hat, daß dies Land von früh auf sich einer glücklicheren Lage erfreut hat, so finden wir auch hier die Uebersiedelung interessanter Stoffe aus Frankreich; die übrigen sind theils aus älteren deutschen Gedichten, von denen uns Tristan, Wigalois und Reinald in ursprünglicher Gestalt bekannt sind, theils aus neuer Volkssage gebildet.

In diesem Volksbuche lebt noch die innere poetische Anknüpfung an die geschichtliche Welt, an den Gedankenschacht, an die Seele eines Volkes, das über Trümmer und öde Haide nach einem neuen Bewußtsein schleicht oder drängt. Zur Verbreitung

dieser Volkssagen kam inmitten des Jahrhunderts die Buchdruckerkunst wie ein Geschenk des Himmels, auf groben Zetteln wanderte die wunderreiche Sage bis in die geheimsten Thäler, und regte den erschlaffenden Sinn zu neuer Straffheit, zu Lust am Hoffen und Trachten. Die Reisen Marco Polo's, Mandeville's, **Piedro's della Valle**, die sich in Reisebücher verirrten, gaben einen magern Ersatz der Kreuzzüge, und unterstützten den Geschmack an Fortuna's Wünschelhütchen, was überall herumführte, und an des ewigen Juden, Ahasvers, Wanderungen. Von den Wundern in der Kirche wendet sich der zersprengte Geist mehr und mehr ab, aber das Wunder braucht er noch, wie immer, um den Zauber der Welt zu empfinden. Für den Roman in Prosa, der sich über der Mähr gestaltete, oder aus Reisebeschreibung wuchs, konnte bei uns nicht so viel geschehen, als in Frankreich, Spanien und dem Süden überhaupt. Unsere ganze Natur und Lage waren nicht leicht genug, um dies fröhliche Spiel zu befördern. Chronikartig beginnt er mit „römischer Geschichte" und „trojanischen Geschichten," „Apollonius von Tyrus," es folgen jene Reisen Polo's, Mandeville's, die Reisebücher Schildberger's, Hans Tucher's, Bernhard's von Breidenbach. Die ächte alte Sage wird wenig benutzt, man hält sich mehr an spätere Kreise.

Nur vom „Hörnen Sigfrid" findet sich hier in diesem Volksbuche eine Sage erhalten, wohl ausgestattet mit der Laune dieser Zeit. Kaiser Octavianus, der durch Wilhelm Salzmann aus dem Französischen gebracht und durch Tieck zu einer blühenden Poesie des heutigen Ausdrucks gestaltet worden ist, begegnet uns ebenfalls. Die Heymonskinder leben auf, der Roman Fierabras, dessen Fabel auch für Calderon's „Brücke zu Mantible" den Grund bildet, wird erzählt, Lancelot, Tristan, Wigalois, Flos und Blankflos erscheinen mit der schönen Magelone neben Octavian im „Buch der Liebe." Feierabend hat es später gesammelt und in Frankfurt herausgegeben. Die heiße Liebesgeschichte der Magelone nach einem französischen Volksbuche ist uns von Veit Warbeck erzählt, von welchem noch im „Goldfaden" die Liebe eines Hirtenknaben mitgetheilt ist. Auch die vom Büheler bearbeiteten „Abenteuer einer Königstochter in Dänemark" sind von diesem Stamme.

Von zwei Fürstenfrauen sind zwei Romane hierher gehörig: Lother und Maller von der Elisabeth von Nassau-Saarbrück und Pontus und Sidonia von der Erzherzogin Eleonore von Oesterreich. Hug Schapler, die fabelhafte Geschichte Hugo Capet's, als eines Fleischersohnes, „Herzog Herpin," „Valentin und Namelos," „Olivier und Artus" drängen sich mit großer Breite ein.

Ganz neu und überaus reizend ist uns aus diesem Bereiche der Roman von der schönen Melusine, welche der Schweizer Ringoltingen aus dem Französischen uns gegeben hat, wo er als großes Gedicht und wahrscheinlich deshalb uninteressanter existirte.

Melusine war das schönste Weib, mußte aber stets den siebenten Tag Fischgestalt annehmen. Ihr Mann hatte das Gelübde gethan, sie diesen Tag nicht aufzusuchen. Er bricht's, nun ist sie gezwungen, sich von ihm zu scheiden, und es bricht für Beide ein grenzenloser Jammer aus. Sie wird nun Jahrhunderte lang der Unglücksbote für ihren Stamm, dem sie jeden neuen Unfall mit einem schmerzlichen Schrei ankündigt.

Diese Sage hat bei uns die größte Theilnahme gefunden, und wirklich sind die Wasserweiber und Nixen aus der früh'sten Landesjugend bei uns heimisch, existiren manchem alten Landmanne noch heute in Weihern und Strömen, und kursiren trotz der aufgeklärten Zeit noch in den Kinderstuben. Welch eine Theilnahme hat das aus Wien kommende Donauweibchen gehabt! Noch in Weber's Oberon sehen und hören wir wieder die Meermädchen, und Fouqué's Undine steigt ebenfalls aus diesem Quelle auf. Engelhardt hat uns 1823 ein entsprechendes ächtdeutsches Gedicht in neuem Drucke gegeben, was bis dahin nur in alten Drucken sich vorfand, und was die Melusine eher übertrifft, als hinter ihr zurückbleibt, es ist das Gedicht vom Ritter von Stauffenberg und der Meerfei.

Bei Ortenau am Rheine liegt die Burg Stauffenberg, noch heute, noch sieht man auf dem Wappen die geheimnißvolle Meerfee, unten ein Fisch, oben ein Weib, die Arme über den Kopf zusammenstreckend in Hände, welche in schilfartige Blumendolden ausgehen. Der untere Leib verschwindet unter Schuppen. Sie hatte den Stauffenberger innig geliebt, war ihm überall gefolgt, hatte sich endlich mit ihm vermählt, aber seine ungetheilte Liebe

gefordert. Da zieht er an den kaiserlichen Hof, zeichnet sich im Turniere aus, und wird auf's Aeußerste gedrängt, die Prinzessin von Kärnthen zu heirathen. Endlich entdeckt man sein Geheimniß, und die Pfaffen sagen, das sei ein Bündniß mit dem Teufel. Die Vermählung wird angesetzt. Als das Mahl beginnt, streckt sich durch die Decke des Saals ein wunderschöner Frauenfuß herunter — er kennt dies Zeichen und wird zum Tode traurig. Als er heimgekommen ist mit der jungen Frau, besucht ihn die Meerfee noch einmal, zum letzten Male, in seinen Armen weint sie bitterlich — er verstummt und stirbt.

Man sieht später noch die Meerfee und die Wittwe am Grabe weinen.

Das Gedicht existirt zwiefach aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Erkenbold und als Volkslied in fünf Romanzen.

Das schöne Volksbuch Genofeva ist aller Welt bekannt; die Geschichte der Euphemia, der Helena, des Grafen Walther gehören ebenfalls hierher. Letzterer — Stoff der Griseldis — der ein Bauermädchen geheirathet, und sie mit den ärgsten Proben quält, hat darin etwas herbe Aehnlichkeit mit Kleist's Wetter von Strahl, welcher das arme Käthchen mißhandelt. Ebenso Margarethe von Limburg von Johann von Soest; Euriolus und Lucretia, Guiscard und Sigismunde von Niclas von Wyl übersetzt. Unter der ersten Erzählung war ein Abenteuer Caspar Schlick's, des berühmten Kanzlers vom Kaiser Sigismund verstanden, Simon von Cypern rc. Man findet in diesen letzteren den regen veränderten Geschmack, welcher sich aus klassischen Studien und feinen griechischen und italienischen Meistern herschreibt.

Viel berühmt und in die Laune überspielend ist das „Buch von den sieben weisen Meistern." Der König Pontianus zu Rom läßt seinen Sohn erster Ehe, Diocletian, von sieben weisen Meistern erziehen. Cleopatra, des Kaisers zweite Gattin, verliebt sich in den Stiefsohn, und da er wie Joseph ihr ausweicht, verläumdet sie ihn beim Vater; er ist durch ein astrologisches Verhängniß genöthigt, sieben Tage stumm zu seyn, und kann sich nicht vertheidigen. Pontianus verurtheilt ihn zum Tode; aber jedesmal, da er abgeführt werden soll, tritt ein Meister mit einer Erzählung dazwischen, und die Kaiserin schlägt eine jede

darnieder, ebenfalls durch den Vortrag einer Erzählung. Da ist der Termin abgelaufen, Diocletian spricht und rechtfertigt sich, und giebt am Schlusse selbst noch eine Erzählung.

Man bezeichnet in diesem merkwürdigen Produkte, was von Indien aus durch alle Literatur gegangen ist, wovon wenigstens Dunlop eine hebräische Uebersetzung als älteste Gestalt nachweis't, das Auftreten der eigentlichen Novelle, wo die Begebenheit selbst sich vor allem Uebrigen geltend macht. Launiger Anflug zeigt sich zum Beispiele da, wo die Meister sich überbieten: der Eine verlangte sechs Jahre zur Erziehung Diocletian's, der Andere sagt, er prästire es in 5¾ Jahren. Ferner, wo Diocletian in der Philosophie examinirt wird: man erhöht in der Nacht sein Lager um ein Baumblatt, und als er erwacht, merkt er das auf der Stelle, wie ein ächter Philosoph, der das Gras wachsen hört.

Unter diesen Volksbüchern erhebt sich auch mit seinem ernsthaft lachenden Gesichte der allbekannte Tyll Eulenspiegel, der bergunter weint und bergauf lacht, der die Hühner nur auf einer Seite bratet. Dieses Reich der Anekdote sammelt sich in dem berühmten Lalenbuche, wo die Bürger von Schilda auf das Witzigste verspottet werden. Dieser Schatz deutscher Behaglichkeit, der ohne weiteres Dogma den nächsten Zustand lustig beherrscht, und im Eulenspiegel namentlich die norddeutsche Existenz durchdringt, ist ein sicheres Zeichen, daß sich im Volksleben noch die kernigste Gesundheit findet.

Gelegentlich sind hier zu nennen, obwohl sie nicht direkt in den Kreis der Volksbücher gehören, sondern nur durch das Novellen- oder Balladenartige und das Schwankhafte daran streifen, was sie in Verbindung mit eigentlichem Volksinteresse bringt: das Lied vom edlen Möringer, das Lied von den Vitalienbrüdern Klaus Stürzebecher (Stortebaker) und Götte Michael, was ursprünglich niederdeutsch, dann in's Hochdeutsche übertragen, und neuerer Zeit auch im „Wunderhorn" zum Vorschein kommt, besonders aber die Schwänke Rosenplüt's, des Schnepperers, eines Nürnberger Wappenmalers, der seine Zeitgenossen reichlich versorgte. Es ist ein fröhlicher Markt, der Markt unserer Schwänke, welcher vom Verfall der Ritterzeiten herabreicht bis Taubmann und Dreyer. Wo das Lied zuerst umschlug nach der derben Seite, in Oesterreich sind sie auch am frühesten gepflegt,

da begegnet „der Pfaffe von Kalenberg;“ ihm nachgebildet ist „Peter Leu von Hall.“ „Salomon und Markolph“ wurden dicht bei 1500 noch einmal erneuert, „Aesop“ erschien auch in Deutschland, und „Eulenspiegel“ wird ein Volkstypus, dessen Grab zu Möllen noch verehrt wird, obwohl Niemand darüber auf dem Reinen, wann und ob der Narr existirt hat. Unsere Hofnarren überhaupt, und zunächst „Kunz von der Rosen,“ „Klaus Narr“ sind in Ehren und Gedächtniß, „Paul's Schimpf und Ernst,“ „Bruder Rausch“ werden noch jeweilig neu gedruckt. Aus dem „Finkenritter“ leitet man den genialen Münchhausen, dessen Genialität so sehr schwindet mit der Originalität. Man thut ihm jedenfalls Unrecht. Ein launiger Jagdfreund wie er war, hatte er es sogar niemals auf den Druck seiner Späße abgesehen, und war sehr betroffen, als dieser hinter seinem Rücken erschien. Noch weniger hatte er, der unbekümmerte norddeutsche Edelmann, Studien dazu gemacht.

In das Herz des Volksbuches gehören aber wieder die Mähren vom Fortunat, vom ewigen Juden und von Faust. Besonders über die letztere ist in Deutschland so viel geschrieben worden, daß eine Andeutung genügt. Sie ist der eigentliche Ausdruck einer Zeit, in welcher das religiose Bewußtsein von dem Kirchlichen sich in so weit trennt, daß es in das Verhältniß zu Gott und Teufel ganz beliebig all' seine Zaubersagen einmischt. Diese Dreistigkeit des Beliebens war reichlich vorbereitet durch die jüngere Scholastik, welche sich an allerlei Frage und Antwort versucht und welche auch in einzelnen Männern an die Naturgeheimnisse geklopft hatte. Albertus Magnus, welcher schon oben in dieser Wendung bezeichnet wurde, war einer der Ersten, dessen ungewöhnliche Existenz in's finstere Zauberreich gezogen wurde, obwohl er ein hochgestellter Geistlicher, ein orthodoxer Bischof war. In der nächsten Zeit sehen wir Theophrastus Paracelsus und Agrippa von Nettesheim in ähnlichem Ansehn beim Volke; — das kirchliche Bewußtsein war nicht stark genug, dergleichen Erscheinung mit eigener Macht und in eigener Kategorie zu bezwingen, der Volksglaube bemächtigte sich ihrer, und machte daraus ein neues poetisches Gebild. Insofern ist die Entstehung der Faustsage ein tiefliegendes Zeugniß, daß man sich wieder auf eigene Hand das übersinnliche Reich deutete und zurechtlegte,

wie man es in frühester Zeit vor der Souverainetät der Kirche gethan hatte mit Zauberern und Drachen.

Viel näher der kirchlichen deutschen Welt lag noch die Sage vom ewigen Juden, von dem schon im dreizehnten Jahrhundert eine Sage bestand. Ihre allgemeine Erscheinung gehört indessen erst wie Faust und Lalenbuch in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, der ewige Jude zum Beispiele erschien 1547 in der Gegend von Hamburg. Die älteste Druckausgabe vom Faust, die wir haben, ist 1587, Berlin. Dieser Cartaphilaus, später Ahasver genannt, steht an seiner Hausthür, als Christus auf seinem Todesgange, das Kreuz auf der Schulter, erschöpft vorüberzieht und sich einen Augenblick, um auszuruhen, auf die Bank vor dem Hause setzen will. Ahasver verweigert es, und der Heiland, nicht im evangelischen, sondern im päbstlich-ritterlichen Zornessinne, sagt ihm: nun sollst du nicht Rast noch Ruhe haben, sondern wandern, bis daß ich wieder komme. Ahasver irrt durch die Jahrhunderte umher und kann nicht sterben, stürzt sich in Schwerter, in Abgründe, in den Aetna, in's Meer, und kann nicht sterben. Endlich glaubt er an Christum, und da er wieder umschlägt und mit den Sarazenen brennend nach Jerusalem hineindringt, erscheint ihm der Herr selber. Da fällt er nieder und betet an, und nun reift er zum Tode, die vergangenen Jahrhunderte sind ihm wie wenige Jahre, er lebt still in Jerusalem, führt Pilger zum heiligen Grabe und erzählt ihnen seine Geschichte.

Aber diese Souverainetät der kirchlichen Sage wird umsonst in der Faustmähr gesucht. Deshalb hat man mit Recht gesagt, sie ruhe nicht auf der bloßen Lebensgeschichte eines Doktor Faust; sondern ein solcher ist nur der äußere Anhalt zum Ausdruck einer Volkswelt, die sich von der Autorität befreit und sich selbst und die eigne Vorstellung von übersinnlichen Verhältnissen geltend macht. Damit übereinstimmend finden wir später diesen Stoff just als Hauptthema bei demjenigen Dichter, der die ganze Welt für die poetische Schöpfung befreit, der darin eine große, neue Epoche gründet, daß er einem jeglichen Zustande und jeglicher Person ohne Rücksicht auf herkömmliche Autorität ein poetisch Verhältniß zugesteht; wir finden ihn bei Goethe. Goethe ist als Poet dieselbe Befreiung von der bestehenden dogmatischen Kirche einer Poesie, wie die Faustsage eine

Befreiung von der kirchlichen Bestimmung des Uebersinnlichen war. Die Kirche hatte keine Schwarzkünstler, keine Zauberer, die ohne Vermittlung ihrer, der Kirche selbst, mit dem Himmel in Korrespondenz treten konnten. Aehnliches war von früh auf da, mit dem Teufel war man bekannt, aber es geht ein neuer rationalistischer Zug durch den Faust und eine neue mystische Macht, daß diese Sage dadurch ein Anfang moderner Schöpfung wurde.

Von einem Doktor Faust wird allerdings erzählt, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Schwaben und Sachsen als Zauberer berüchtigt gewesen, und der Buchdruckerfinder Faust hat auch schon seiner geheimnißvoll neuen Kunst wegen einen großen Schweif Zauberei hinter sich in der damaligen Welt. Aber die Teufelei dieses und jenes Faust und alle Teufelsverbindung, die im Volksglauben lebendig geworden war, wurde sicherlich auf diesen Dr. Faust des Volksbuches übergetragen. So finden wir den Pakt mit Mephistopheles auf 24 Jahre, wo dieser alles Herrliche schaffen muß, und am Ende den Doktor unter großem Spektakel holt. Es ist für die obige Bemerkung herauszuheben, daß Faust sehr heiter und bewußt den Pakt schließt, noch kurz vor dem Tode ganz kraftvoll und ebenso heiter mit Mephisto über die Gnade Gottes und dergleichen disputirt, dem Famulus Wagner noch den Geist Auerhahn schenkt, kurz so gehalten ist, daß man durchweg eine kräftige Freiheit dem Himmel und der Hölle gegenüber erblickt, und daß die grauenvolle Katastrophe mehr wie ein Zugeständniß an den alten Glauben aussieht, als wie eine wirkliche Nothwendigkeit. Dieser Faust, der Alles selbst prüfen will, schließt wie ein Hohn die große Autoritätswelt des Mittelalters — in Goethe ist nur noch am Schlusse beigefügt, daß er in den Himmel kommt; es wäre unbillig, dies bereits vom sechszehnten Jahrhunderte zu verlangen.

Außer dieser Sagenwelt des Volksbuches, welche sich in schlichter Prosa des poetischen Volksinteresses bemächtigt, flüchtet das dichterische Bewußtsein dieser Zeit in das einfache Volkslied, was am Wege, im Waldesgrün, auf nächtlicher Wanderung,

unter dem Fenster des Liebchens, auf einem Kriegszuge von dem ersten besten Naturell gesungen und gepfiffen ward. Von Einem ging es zum Andern; damit es weiter kommen möge, druckte es jemand auf ein fliegendes Blatt, und glücklicherweise sind viele Lieder solcher Gattung in Chroniken aufbewahrt, und es ist uns dadurch ein Andenken an die eigentliche Volkspoesie gerettet worden, die von größerem Werthe ist als manch künstliches Machwerk dieser Zeit. Denn für eine höhere Kunstform war diese Zeit des Ueberganges und der langsamen inneren Umgestaltung durchaus nicht angethan. Besonders die Limpurger Chronik ist dafür eine reiche Quelle, welche bei jedem Jahre anführt, was für Lieder in demselben gäng und gäbe gewesen seien. Und in Schilling's Chronik der Burgundischen Kriege finden sich die besten Kriegslieder, worunter die berühmten Veit Weber's. All das kleine Geflügel der Handwerkslieder, an denen sich der Bursch heute noch erfreut, steigt in dieser Epoche auf, wo das bürgerliche Element sich so eifrig des Gesanges annimmt. Johann Gansbein, Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn, und wahrscheinlicher Schöpfer jener Chronik führt als Sängernamen nur zwei an: den Ritter Reinhard von Westerburg, und Gerlach, edlen Herrn zu Limburg. Von dem Oesterreicher Peter dem Suchenwirth, dessen Werke Primisser herausgegeben, wird ein Lobgesang auf die heilige Jungfrau und ein Lied auf die Schlacht bei Sempach speciell angeführt.

Oesterreich ist nach der Liebesrichtung hin von früher Bedeutung. Es wird ihm oft zum Vorwurfe gemacht, daß sich in seinen Scherzen der alte Minneton zuerst herabgestimmt habe. Am Hofe der Babenberger in Wien sei das leicht-sinnliche, schwelgerische Wesen des Oesterreichers zunächst auf alltäglichere Gegenstände für die Poesie gerathen, auf Tanz und Gelag. Die Tanhuser und Steinmar hatten aber nicht so Unrecht, von einem Interesse abzugehen, was anfing hohl zu werden, sich einem Kreise zuzuwenden, wo sich wirkliche Theilnahme und wirkliches Leben fand. Die Hadloub, Burkart von Hohenfels, Schnepfenberg, Goeli und Gedrut gehören zu diesem heiteren Orden.

Es lohnt sehr der Mühe, auf einzelne andere Laute dieses Singens und Pfeifens hinzuhorchen; Rosenkranz, der immer da

am Tiefsten zufaßt, wo es sich um wichtigen Kern handelt, hat dafür reichhaltige Auszüge besorgt.

Das Lied „vom Rattenfänger zu Hameln" ist hier zu nennen; für den scholastischen Einfluß zeugen folgende Verse:

Roth ist die Ros', grün ist das Blatt,
Ein Zweiglein gleichwohl beide hat,
Also man zwei Naturen find't,
Und ein' Person in diesem Kind.

Die Sage „vom wilden Jäger" verbreitet sich über die Wälder; Doktor Faust tritt schon in Liedern auf, wie er sich von Mephistopheles die schöne Stadt Portugall abmalen läßt, was diesem eine Kleinigkeit.

„Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu Dir!"

Das dient noch heute mancher Sehnsucht. Die Limburger Chronik sagt: „Im Jahr 1357 sang und pfiff man das Lied:

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich machte zu einer Nonnen,
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.

1360 verwandelten sich die Gedichte in deutschen Landen; denn man hatte bisher lange Lieder mit fünf oder sechs Gesätzen (Strophen) gesungen. Da machten die Meister neue Lieder mit drei Gesätzen, welche Widersang hießen. Auch hatte es sich mit dem Pfeifenspiel so verwandelt, und war man mit der Musik so aufgestiegen, daß die bisherige nicht so gut war, als die nun anfing; denn wer vor 5 oder 6 Jahren ein guter Pfeifer war im Land, der däuchte jetzt nicht eine Fliege. — 1361 sang man das Lied:

Aber Scheiden, Scheiden, das thut wehe
Von einer, die ich gern ansehe —

Fünf oder sechs Jahr vor 1374 war am Mainstrom ein aussätziger „Barfüßermönch," der von den Leuten verwais't

war, weil er nicht rein war; der machte die besten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen Keiner am Rheinstrome oder in diesem Lande machen konnte, und was er machte, das pfiffen und sangen die Meister gern nach."

Wer hat es nicht gehört, das alte Lied:

Stand ich auf einem hohen Berg
Sah wohl den tiefen, tiefen Rhein,
Sah ich ein Schifflein schwanken,
Viel Ritter tranken drein —

Oder den Abschied der Liebenden:

Wenn ich geh' vor mir auf Weg und Straßen,
Sehen mich schon alle Leute an,
Meine Augen gießen helles Wasser,
Weil ich gar nichts anders sprechen kann —

Oder:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't;
So trab' ich über die Haiden,
Und traure zu aller Stund;
Der Stunden, der sind allzuviel,
Mein Herz übt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Oder die heiteren:

Ich soll und muß einen Buhlen haben,
Trabe dich, Thierlein, trabe,
Und sollt' ich ihn aus der Erde graben,
Trabe dich, Thierlein, trabe.

Das Murmelthier, das hilft mir nicht,
Es hat ein mürrisch Angesicht,
Und will fast immer schlafen —

Wenn Du zu meinem Schätzel kommst,
Sag', ich ließ sie grüßen,
Wenn sie fragt dann, wie mir's geht,
Sage, auf zwei Füßen —

Weine, weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht,
Ich will dich ehren, so viel ich kann,
Aber 's Nehmen, aber 's Nehmen steht mir nicht an.

An fröhlicher Derbheit fehlte es auch nicht; zum Beispiele in der Nachtmusik:

Ach, schönste Phyllis, hör' doch unser Musiciren
Und laß uns eine Nacht in deinem Schooß pausiren —

besonders mischt sich da der lüsterne Pfaffe bei, und verhüllt sein ungebührlich Verlangen in kugelndes Latein:

Ich war ein Kind so wohl gethan
Virgo dum florebam,
Da pries mich die Welt überall,
Omnibus placebam.

Chor: Hoy et oe maledicantur filiae
Juxta viam positae!

Da wollt' ich an die Wiese gan
Flores adunare,
Da wollte mich ein Ungethan
Ibi deflorare.

Die Sinnigkeit und Betrachtung der Natur ist von früh auf ein unvergleichlicher Vorzug der deutschen Nation gewesen, so fehlt es denn auch in diesem Liederschatze nicht an allerlei schönen Gaben, welche dem Frühlinge, dem Baum- und Blumenleben geweiht sind.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Sommer träumt,
Er träume in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Tod ist der Winter, welcher im Frühjahr als Strohmann verbrannt oder in die Flüsse geworfen wird bis auf den heutigen Tag. Die letztere Sitte, ihn in's Wasser zu werfen, ist besonders in den östlichen Provinzen, zum Beispiele Schlesien üblich, und es sind Einzelne auf die Vermuthung gekommen, der Gebrauch

sei ein slavischer. Er wird dann in Verbindung mit dem Sturze des Heidenthumes in den hinteren Theilen des damaligen Polens gebracht, wo der Götze Czernibog unter großem Lärmen in den Dniepr geschleift wurde. Indessen sprechen doch viel Zeugnisse für den deutschen Ursprung dieses poetischen Ausdruckes, auch des Todaustreibens, wie er heute noch in den Oberstädten auftritt.

In die Naturfeier schloßen natürlich die Lieder alle Handthierungen ein, welche lebhaft mit der Natur verkehrten, der Ackersmann, der Heumähder, der Fischer, der Hirt besangen ihre Zustände und der Weinbauer blieb am wenigsten zurück, der Bergmann mit den Bergreihen trat dazu, und der todesschwere peinvolle Gesang der Flagellanten oder Geißelbrüder, welcher diese Zeit vielfach durchdringt, und an das verfallende religiose Opfer mahnt, konnte die breit aufwachende Lebenslust nicht einschüchtern. Dies Moment des Meistergesanges darf nicht geläugnet werden: auch dem unscheinbarsten Handwerker ward ein Drang zu poetischer Stimme geweckt, und es liegt darin eine Vorbereitung des modernen Princip's, das Unscheinbarste in eine poetische Beziehung zu setzen.

Schon bei der Baukunst im Vorigen ist es angedeutet, daß die Maurer, die Bauleute überhaupt, eine aristokratische Stellung unter den Handwerkern einnahmen; sie gaben der religiosen Idee, welche immer noch stoßweise über das Land wehte, eine imponirende Gestalt. Entgegengesetzt, eine komische Figur spielt auch damals schon der Schneider, man höre das alte Lied:

Es sind einmal drei Schneider gewesen,
O je! es sind einmal drei Schneider gewesen,
Die haben ein Schnecken für ein Bären angesehn,
O je! o je! o je! o je!
Sie waren dessen so voller Sorgen,
O je, sie haben sich hinter einem Zaun verborgen —

Sonst ist der Schreiber, eine unzulängliche Erhebung über das Handwerk, Gegenstand leichten Spottes und meist als armer Schlucker dargestellt, wie das Lied andeutet:

Das Mägdlein will einen Freier haben,
Und sollt' sie ihn aus der Erde graben,
Für fünfzehn Pfennige.

Sie grub wohl ein, sie grub wohl aus,
Und grub nur einen Schreiber heraus
Für fünfzehn Pfennige.

Der Bettler ist lange eine poetische Figur geblieben, die Poesie hat seit der schwäbischen Kaiserzeit niemals Geld, ja man erzählt sich immer mit großem Nachdrucke, gleich als wollte man dem Genie die Güterarmuth retten, daß der große Wolfram von Eschenbach und Pleienfeld, der größte Dichter des Mittelalters, ein sehr armer Edelmann gewesen sei.

Ein Bettelmann singt in diesem Liederkreise:

Ich war noch so jung und war doch schon arm,
Kein Geld hatt' ich gar nicht, daß Gott sich erbarm'!
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack,
Und pfiff das Vaterunser den lieben langen Tag.
Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich gleich die Bettelvögte an —

Nur der Kaufmann, welcher damals in der Hansa eine große Stellung errang, fand keinen eigenen Ton, und die Literarhistoriker klagen bitterlich, daß auch damals in den reichen Hansestädten gar nichts geschehen sei von Seiten dieser Begüterten für die freie und schöne Kunst.

Politik und Krieg anbetreffend ist Veit Weber schon angeführt worden und der Suchenwirth. Derartige Poesieen, die über den Charakter des Liedes hinausgehen, sind „der Krieg zu Nürnberg," von Rosenplüt, und das niederdeutsche Poem „die Soester Fehde."

Als Lied bricht dieser Denkkreis später am Erzgebirgischen aus, wo durch die Reformation und die daraus wachsenden Kriege lebhafte Bewegung entsteht. Der Liederkranz war im Allgemeinen so groß, daß man in den Schulen die sogenannten „Strafer und Reizer" verbot, die Ständchen, welche Abends bei angezündeten Lichtern vor den Häusern gesungen wurden, nannte man dann „Lichter" und von den Baiern wird eine eigene Gattung satyrischen Liedes erwähnt, was nach seinem Erfinder „Labrer" hieß.

Die Bußgesänge der Geißelbrüder, welche man Laisen nannte, und welche nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nach einer Pest, wahrscheinlich derselben, in der Boccaccios Decameron

spielt, entstanden, sind nicht der einzige religiose Liedesansdruck. Man findet schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Kirchenlieder, eine Urkunde von 1323 sagt, daß in Baiern beim Gottesdienste deutsch gesungen worden sei. Unsere Denkmäler gehen aber nicht über die Mitte jenes Jahrhunderts zurück. Konrad von Queinfurt, ein Geistlicher, der zu Löwenberg in Schlesien starb, wird gemeinhin als erster Verfasser eines Kirchenliedes genannt. Wahrscheinlich hat Tauler, der um 1350 lebte, schon welche gedichtet, und der Hussit Peter von Dresden, der 1440 zu Prag stirbt, hat wenigstens lateinische und deutsche Verse zu Kirchenliedern gemischt. Hieronymus Schenk von Sumauwe wird außer ihm noch als Liederdichter genannt; — historische Bedeutung erhält dieser ganze Zweig erst durch die Reformation, welche diese herrenlosen Lieder in ihre Gesangbücher aufnahm. — — Auf diese Partie nun, auf die Erregung der Volksklassen durch die Meistersänger, auf das ächt poetische Gefühl, welches sich im Auffassen und Wiedergeben des Volksbuches und im Gesange des eigentlichen Liedes ausspricht, darauf ist aller Nachdruck dieser Uebergangsepoche zu legen. Gräter's Bragur, Docen's Sammlungen, was die Romantiker, Görres, Arnim 2c. neu belebt oder doch auferweckt, sind dafür ergiebig, und die neuste große Sammlung von Erlach ist ein allumfassendes Magazin dafür.

Anzuführen ist noch Folgendes: Man beschäftigt sich in müßigen Stunden mit Umarbeitung und, wie es hieß, Umdichtung der alten Heldengesänge, besonders der Gedichte aus dem „Heldenbuche" und aus dem Artus- und Gralkreise. Herr Caspar von der Roen hat sich da besonders auf die Heldensage geworfen, und uns leider statt des reinen Quells viel Caspar-vonderroensches mit aufgenöthigt. Herr Ulrich Fürterer hat sich für eine cyklische Bearbeitung hauptsächlich an Artus, den Gral und die Geschichten vom Argonautenzuge und trojanischen Kriege gemacht.

Auch das Costnitzer Concilium ist gereimt worden. Allegorisirt wurde nicht minder, davon sind Proben: „die Mörin" des Hermann von Sachsenheim, und der von der Mittelmäßigkeit erwählte und noch vielfach umgearbeitete „Theuerdank," vollständig betitelt: die Geuerlichkeiten 2c. des Helds

Herr Tewrdannkhs von Melchior Pfinzing. In dieser Schrift, welche Kaiser Max selbst entworfen haben soll, und welche Dr. Pfinzing, Sekretär desselben von 1512—1516, also an der spätesten Grenze dieser Epoche, ausgeführt hat, wird nur die Freite Maximilians um die schöne Marie von Burgund beschrieben, und damit daraus ein Gedicht werde, treten alle Hindernisse der Heirath allegorisch auf.

Aber mit bestem Rechte schließt sich an das obige Volksbuch der wieder erweckte Reinecke Fuchs, dessen Kopf nur einmal flüchtig in der fränkischen Zeit auftauchte. Diese fein, anmuthig, tief und treffend gefaßte Satyre des Volksbewußtseins gegen die Culturexistenz, welche aus welschen, französischen, niederländ'schen und niederdeutschen Quellen zusammengeströmt ist, — Jakob Grimm weis't fünf Reinecke nach vom lateinischen Isegrinus des zwölften Jahrhunderts bis auf unsern niederdeutschen des fünfzehnten Jahrhunderts — erscheint im Jahr 1498 zu Lübeck in niederdeutschem Drucke. Heinrich von Alkmar — „Hinrick von Alkmer, Scholmester und Tuchtlerer der eddelen Hertogen van lotryngen" — nennt sich als Verfasser und Nicolaus Baumann, ein Niedersachse, wird neben ihm als Herausgeber genannt. Für die nächste Quelle halten jetzt Grimm- und Hoffmann von Fallersleben, mit einiger Abweichung von einander, den mittelniederländischen Reinaert des Wilhelm die Matoc aus dem dreizehnten Jahrhunderte und des Fortsetzers davon. Wir besitzen den alten Reinaert und den späteren Reinecke und der letztere ist nur eine glücklichere Stellung des Reinaert-Materials, und ein direkterer Bezug.

Der Stoff selbst ist aus Goethe genügend bekannt. Die Absicht, ein schlecht Regiment von oben und besonders der Geistlichkeit zu schildern, mußte jener Zeit prasselnd einschlagen. In diesem Gedichte kommen Stoff und Behandlung in ein so glücklich Verhältniß, daß der schwer zu findende Punkt wirklich gefunden ist, eine halb satyrische, halb didaktische Absicht zur Höhe eines vollendeten Gedichts zu erheben.

Dem poetischen Volksbewußtsein in lebendiger Nähe hielten sich auch die dramatischen Versuche des Rosenplüt und Hans Volz, die als Fastnachtsspiele auftreten. Sie tummeln sich allerdings in mancher bedenklichen Derbheit, tragen aber doch in

ihrem kernigen Witze einen unverkennbar volksthümlichen Stempel. Der schon bei den Meistersängern erwähnte Volz stammte aus Worms und figurirte als Barbier und wohlbegabter Meistersänger zu Nürnberg.

Die dramatische Kunst begann bei uns in den geistlichen Schauspielen, welche man Mysterien nannte, die größtentheils lateinisch waren, und von denen Wenig übrig geblieben ist. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versuchte man auch wieder einige Uebersetzungen der Terenz'schen Lustspiele. Schüler führten lateinische Conversationsstücke auf, Celtes übersetzte die Roswitha, die Humanisten, Reuchlin an der Spitze, waren dafür thätig. Jene ächt-deutschen Fastnachtsspiele sind uns aber von größter Wichtigkeit und es ist da neben Volz und Rosenplüt auch der Pfaffe Theodor Schernberg zu nennen, von welchem „ein schön Spiel von Frau Jutta" geliefert wurde. Darin wird das Schicksal der Päbstin Johanna im Leben, Tod, Fegefeuer und Himmel mit Beimischung national-komischer Züge geschildert, die sich aber noch ganz ernsthaft halten. Gervinus, der im Pragmatismus des Details immer geistreich ist, findet den Uebergang da, wo nach dem Anhören des Epos die Lust am Schauen sich hervorbildet, wo Bilder, am Ende Bilder, denen Zettel aus dem Munde hängen, in den Büchern sich breit machen. Mit der sinnlicher werdenden Welt, hängt das Drama stets zusammen, aber der natürlichere, tiefere Grund liegt wohl immer darin, daß eine durchgearbeitete Nation von selbst zur lebendigeren Zusammenstellung des Mannigfaltigen übergeht. Das Einfache ist erschöpft, und man geht zur Bewegung mit ihm fort. Veranlassung und Unterstützung werden die Festlichkeiten, welche eben am Hervorstechendsten geboten sind, also besonders die der Kirche, der Reichsstädte. Das Recht, welches sich aus dem untergehenden Ritterstande umsetzte, gab ebenfalls oft das nöthige Interesse.

Schließlich ist noch der sogenannten Priameln oder Präameln (präampula) Erwähnung zu thun, einer Art Epigramme, die sich kraftvoll ausdrückten und in das didaktische Gebiet hinübergreifen, wofür schon seit lange viel geschehen war. Hans Kintler's „Buch der Tugend," noch von 1441 her, ist dahin zu rechnen, und das Reich der Satyre, wofür Brant die Hauptfigur. Von ihm und Rosenplüt sind die besten Priameln, er that

auch das Meiste für Ausbeutung des Aehnlichen aus früherer Zeit, worauf beim „Renner" schon hingewiesen ist. Geiler von Kaisersberg, Albrecht von Eyb, schließen sich an diesen Moralitätseifer an, welcher sich den tollen Schwänken entgegenstellt. Man hat diese ganze Richtung auch als Hülfsmittel zur Reformation bezeichnet, und das ist sie gewiß, wie der rauhe April dem Mai vorausgeht. Glücklicherweise war aber in Luther selbst mehr poetische Welt, als in all' diesem historisch-nothwendigen Gekeife.

Es bleiben hier noch Spruchgedichte eines Oesterreichers, Heinrich des Teichners, anzuführen, und das berühmte Narrenschiff Sebastian Brant's — somit ist die poetische Produktion dieses Zeitraums erschöpft.

Dieses Narrenschiff, auch genannt das „nuw schif von Narragonia," enthält in 113 Kapiteln die Schilderung der Laster und Thorheiten, und wird nur eben der äußeren Verse wegen zur poetischen Partie gezählt. Die Bedeutung desselben, welche durch Uebersetzung in viele Sprachen anerkannt wurde, und dem Dr. Brant, Kanzler zu Straßburg, viel Ruhm brachte, beruht in einem ganz anderen, als dem poetischen Kreise, und wir sehen denn auch bald darüber predigen. Die Opposition gegen ein verfallendes Leben liegt darin, und diese schuf sich passender und mit der besten Genialität dieses Zeitraums eine Prosa, von welcher die heutige Schrift in gerader Linie abstammt.

14.

Der Durchbruch zur Prosa.

Politischer Zustand — Humanismus — Prosa.

Im Vorhergehenden ist aufgezählt, was sich aus dem hereinbrechenden Gewirr noch zu einer poetischen That verdichtete, und als solche ein Literaturerzeugniß abgab. Um den Ueberblick zu gewinnen, muß aber nachgeholt sein, wie sich der allgemeine Zustand entwickelte, wie die Scholastik einen Fortgang fand, eine neue Gestalt sich zulegte, und plötzlich in all' ihren angeregten Gegensätzen und Seitenpartieen zu einer neuen Welt durchbrach.

Daraus ergiebt sich auf's Deutlichste die Nothwendigkeit des neuen Prosaausdrucks, und dieser schließt sich als ein neuer Akt der Literargeschichte an, in seiner Form gleichzeitig das ganze neue Wesen umspannend. —

Die große poetische Idee der Hohenstaufenkaiser fand, wie oben schon erwähnt wurde, keinen Erben. Rudolph von Habsburg, vom Pabste und den einzelnen Reichsfürsten eingesetzt, trat von vorn herein in die wohlweislich voraus eingerichtete Tabulatur der Bedingungen, nach denen ein mächtiger Kaiser des Pabstes und der Reichsfürsten halber nicht bestehen sollte. Er ward der Kaiser des Details. Für große Principien war, ganz diesem Ursprunge angemessen, kein Genie in ihm, aber hinreichend Geschick für die neue Politik, welche zum Sturze der

alten Welt jetzt herrschend wurde, nämlich für die Politik des Hauses. Dies wurde vergrößert, die allgemeine Idee versank.

Seinem guten Glücke fanden sich auch die Detailvortheile ein und halfen jenes tausendfache Mosaik vorbereiten, was sich unter dem reichhaltigen Namen Prosa gestaltete.

Zufällig verstand Rudolph schlecht Latein und hatte praktischen Sinn, so brachte er in die öffentlichen Verhandlungen die deutsche Sprache. Dieser Punkt ist sehr wichtig, denn diesem gemäß bereitet sich die Geburt des Neuhochdeutschen, welches die moderne Zeit ausdrückt, folgendermaßen vor: Das allgemeine Gesetz, aus der Reichskanzlei kommend, mußte doch seiner Natur nach am Meisten gemeinschaftlich sein, und nun warf es der Wechsel des Kaiserstuhles, welcher bald in Oesterreich, bald am Rheine, bald in Böhmen, bald in Baiern stand, in vielen Dialekten umher; jeder Schreiber, der aus Wien, oder aus Luxemburg, oder aus Prag, oder aus Regensburg stammte, schmuggelte diese und jene Wendung ein, die seiner Heimath eigenthümlich war, und so entstand Schwankung, Mischung, neues Gebräu, was später durch Luther bewältigt wurde. Aber Luther bewältigte es durch die Ausbeute, welche er daraus zog, und die er seinem Accent einverleibte, denn er hat sich sehr sorgfältig um die Reichskanzlei bekümmert, und schuf sie guten Bedachtes zu einer Richtschnur seines Ausdruckes. Diese Verbindung mit der schwerfällig juristischen Form ist vielleicht Grund geworden, daß sich unsere Prosa so langsam von der unbeholfenen Wendung befreite. Vielleicht ist aber auch darum stets eine so gefüllte logische Strenge im deutschen Ausdrucke herrschend geblieben. Wunderbar genug hat sich ein ähnlicher Durchgang bei dem Schöpfer der modernsten Prosa, bei Goethe, wiederum eingestellt, welcher so genial aus der Kanzleiform seiner reichsstädtischen Erziehung herausſprang, und so naiv oft wieder gravitätisch hinein langte.

Es lag in Rudolph's Charakter, in seiner Sparsamkeit und in seiner Stellung, daß er die herüberreichenden Reimer nicht beachtete. Außer Ruhm wollten diese Leute auch Nahrung und Unterhalt haben, und sie haben ihn denn auch mit den schärfsten Geißelworten bedacht, absonderlich ein Meister Stolle, ferner der

sogenannte „Unverzagte," und am Schärfsten der „Schulmeister von Esselingen."

— Der schöne Luxemburger Kaiser Heinrich VII. versuchte es umsonst, die alte Ghibellinen-Idee aufzuwecken, er unternahm einen Römerzug, und begeisterte den heroischen Sänger seiner Partei, Dante, der ihm eine Vertheidigung der großen Monarchie entgegenrief. Aber das streng bürgerliche Element, was zur Prosa zusammenschießt, und darin seine Macht gewinnt, war schon zu gewaltig, die Guelfenpartie, der Repräsentant dieses Elementes, höhnte ihn öffentlich, da er im Lateran sich krönen ließ, und sie schossen Pfeile durch die Fenster. Als ob die Weltgeschichte ein Omen hinstellen wollte, konnte er mitten in Rom das Kapitol und die Peterskirche nicht erobern, diese steinernen Bilder der alten, einigen, katholisch-poetischen Zeit. Ja noch mehr dieses wunderbaren Vorspiels: im Abendmahle, im geistlichen Mittelpunkte dieser alten Kirchenzeit, reichte ihm ein Mönch 1323 den giftigen Tod.

Dante, dieser letzte Versuch alter Welt, in dem sie sich, ihm selbst unbewußt, schon wieder in Lyrik, Allegorie und Vision auseinanderblätterte, und ihre kompakte Dichtheit verlor, feiert seinen Tod als weit gehörter Ghibellinenschwan.

In gleicher Bedeutung treten die Schweizerkämpfe gegen die Habsburger und Burgunder hervor — vorbei ist die Zeit der großen Herrschaft, der moralisch-gebieterischen Macht, die Bauern, ihre Individualität zur Geltung erhebend, siegen, Alles fasert sich in's Einzelne.

Eingefleischt trat diese ganze Wandelung der Zeit in Karl dem Vierten auf, diesem schlauen, feinen Luxemburger, der Alles auszugleichen, zu gewinnen und zu ordnen wußte durch die kleinen, sicheren und gewandten Schritte der Prosa. Er zog bescheiden, unerkannt als Privatmann nach Rom, wohin der Kaiser sonst nur geharnischten, dröhnenden Schrittes ging, er fügte sich lächelnd in die schimpfliche Bedingung, nur einen Tag da zu bleiben, er lobte den Petrark, welcher ihm mit enthusiastischen Kaiserplanen nahe trat, die schönen Verse, er bestach, lieh, schacherte, vermittelte, kurz, war ein vollgefügtes Gegenbild der alten poetischen Zeit.

Und um das Bild zu vollenden, so war nicht etwa Ohnmacht

in ihm, im Gegentheile, er war aller Bildung mächtig, die damals nur waltete, denn er war auf's Sorgfältigste in Frankreich erzogen; aber er war über alle Ueberzeugung seiner Zeit hinaus. Eigentlich wäre zu sagen: er war über allen Glauben seiner Zeit hinaus, wenn der kurze Anlauf darin nicht ein Mißverständniß sehen könnte, da sich Karl vortrefflich mit den Päbsten stand.

Ganz in dem Sinne geistiger Ueberlegenheit gründete er moderne Industrie und Bildung in Deutschland von seinen prächtigen Schlössern aus zu Prag. Durch ihn wurde dies Prag die prächtige Stadt, welche sie noch heute ist, durch ihn kamen die Universitäten auf, und alles das, was sich als letzte Art an den dorrenden Stamm des Mittelalters legte. Paris war die erste Hauptuniversität Europa's, sie wurde das Muster für Deutschland und England, wie es Bologna ward für das übrige Frankreich, für Spanien und Italien. Prag ward 1348 die erste in Deutschland, ihr folgten 1361 Wien, 1386 Heidelberg und Cölln, 1392 Erfurt und in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts Würzburg, Leipzig, Ingolstadt und Rostock.

In Karls eigenem Prag wuchs der gefährliche Huß auf, welcher an Wiklef sich genährt hatte, und zuerst das wie ein Blitz treffende Oppositionswort erhob. So lange Karl lebte — er starb 1378 — kam es allerdings nicht zu solchem Ausbruche, aber sein eigen Wesen war schon der Typus einer ganz veränderten Welt. Die Opposition, welche sich aus der Scholastik heraus, und aus einer Franziskanerklasse, den Minoriten, auf die Universitäten drängte, bewegte sich allerdings vorsichtig unter ihm, des Pabstes Freunde, aber sie wuchs und wuchs.

Dazu, zu dem in so gefährlichem Detail vorbereiteten Kampfe gegen die poetische Einheit des Mittelalters fiel wie ein Blitzstrahl 1354 die Erfindung des Schießpulvers, was Berthold Schwarz in Freiburg durch einen Zufall entdeckte, und auch im Augenblicke solcher Todesentdeckung mit dem Leben bezahlte. Dies sprengte mit einem Knall die ganze Ritterwehr, und somit den ganzen Kriegsstand des Mittelalters.

In eben diese stets dichter zusammentretende Vorbereitung gehörte das Schisma, was durch die Päbste in der römischen Kirche ausbrach, und was ebenfalls zerfressendes Gift auf das alte Weltband träufelte: Auch im Pabstthume ward also die

alte Einheit zerstört, die Franzosen hatten einen Pabst in Avignon, die Italiener und Deutschen einen in Rom, die sich gegenseitig mit dem Bann belegten.

War der heilige Geist in sich selbst gespalten?

Wie ein gepeinigter Geist flog das alte Bewußtsein der Welt umher, siedelte sich einen Augenblick hier, einen Augenblick dort an, und fand nirgends eine Ruhestätte. Da erhoben sich denn am Ende all' die Plätze, wo es einen Augenblick verweilt hatte, erhoben sich wie lebendig gewordene Massen, errangen durch Verbindung eine massenhafte Gewalt des Details, und unter einem erderschütternden Seufzer des Weh's ward das alte Bewußtsein erdrückt. Es verschwand, und ließ uns die schwere Aufgabe zurück, in die neue Mannigfaltigkeit einen neuen gemeinschaftlichen Odem zu bringen. Das ist denn auch wirklich bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, nicht erfüllt, und wir kehren deshalb immer wieder zum Ausdrucke der Prosa zurück, um von der stets größer wachsenden Ausdehnung des Stoffes nichts zu verlieren, nachdem schwach oder stattlich eine poetische Bewältigung zum neuen Dogma von uns versucht worden ist. Gesetze des Verhältnisses haben wir vielfach gefunden, sogar für große Partieen des Verhältnisses noch einmal einen klassisch-poetischen Ausdruck, aber eine souveraine neue Weltseele, die nicht blos ein Verhältniß, sondern auch ein eigener Inhalt wäre, eine solche wird annoch erharret.

Auf dem Koncilio zu Constanz versuchte man 1414 noch einmal eine Vereinigung des auseinanderdrängenden Glaubens, die ganze Christenheit schickte Gesandte dorthin, und man hat da den letzten Gesammtanblick einer großen Welt gesehen, die wenigstens äußerlich noch zusammenhing. In jenem Gewimmel am Rhein und Bodensee sollen englische Schauspieler biblische Scenen aufgeführt haben, was den Deutschen ein lebhafter dramatischer Anlaß geworden sei.

Das Koncil, die gemeinschaftliche Einsicht, stellte sich hier über den Pabst, die unmittelbare Statthalterschaft Christi wird also zum ersten Male von der Gesammteinsicht Europa's abgesetzt, der heilige Geist von Rom genommen, Pabst Johann wird der Unzucht mit vielen hundert Nonnen, der Sodomiterei und alles möglichen Gräuels überwiesen, das reine Gefäß des

Pabstthums wird also schmutzig vor aller Welt ausgesetzt. Umsonst verbrannte man Huß und Hieronymus, man war selbst bereits aus den Fugen des Glaubens gehoben.

Und für Deutschland zeigte sich in dieser gährenden Zeit nicht die geringste politische Energie, es war, als ob der Himmel den Stoffen alle Zeit und allen Raum lassen wollte, sich noch ein ganz Jahrhundert mit einander zu durchdringen und das Beste und Schlechteste auszuscheiden, der schläfrigste Kaiser, welchen das deutsche Reich von Karl dem Großen bis Franz dem Zweiten gehabt hat, saß auf dem Throne, und saß 52 Jahre, was man sitzen nennt. Friedrich III. war sein Name. Wo nur irgend eine Anlage, ein Beruf war, sich aus dem allgemeinen geistigen Verbande in eine besondere Existenz zu retten, da machte es sich bei jeglichem Mangel eines äußeren Zusammenhaltes geltend. Unter ihm erhob sich wie eine Rache gegen diesen träumerischen Tod ein furchtbares Leben, die eigentliche Mordwaffe gegen das alternde Geschlecht, die Presse — Guttenberg erfand die Buchdruckerkunst, und 1456 erschien die erste Bibel im Druck.

Durch die Presse ward die Reformation thatsächlich durchgesetzt.

Der letzte Kaiser vor ihr, der ritterliche Max, war im Grunde der letzte Stempel, daß es selbst bei glänzender Persönlichkeit und ganz ritterlicher Absicht völlig vorüber sei mit Mittelalter und mittelalterlichen Dingen. Es ist fast schmerzlich, es auszudrücken, aber es ist so; der schöne Kaiser Max nimmt sich den großen Umstaltungen gegenüber wie ein geputzter Schauspieler aus, der um jeden Preis Mittelalter spielen will. Glücklicherweise war er sich halb dieser Schauspielerei bewußt, und zog sich immer halb scherzhaft, halb wehmüthig lächelnd zurück, wenn einer seiner Anläufe abprallte. Denn sein Schauspiel und sein Irrthum bestand eben darin, daß er mit der Einzelnheit der Person gegen eine Welt rannte, die sich schon lange in Gruppen und neue Institute gestellt hatte, durch welche die Person verdeckt war, daß er mit einer Gesinnung von Ehre und Form unter Feinde sprengte, denen diese Gesinnung nur noch eine vergilbte Tradition war.

Von seinem theatralischen Leben zeugt ein Foliant, der schon in der bescheidenen Prosa einhergeht, obwohl just für dies aufgewärmte Ritterleben der bunte Vers passender gewesen wäre —

dies ist der Weiß=Kunig, eine Erzählung von den Thaten Maximilians I. Er soll von dem Kaiser selbst angegeben sein; zusammengetragen hat ihn Marx Treitzsauerwein v. Ehrentreitz, Maxens Geheimschreiber. Die Namen der Völker und Könige sind verstellt, sonst aber liegt wohl eigentliche Geschichte zum Grunde.

Wird durch diese machtlose Bestrebung der Politik hindurchgeblickt nach den innern Vorgängen der Umwandlung, so tritt zum erstenmale die wirklich ausbrechende, baare Verzweiflung entgegen, die Verzweiflung an der eignen Geschichte. Was beim Eintritte in die frühe Abgeschlossenheit des Mittelalters bemerkt wurde, nämlich, daß man enthusiastisch und frühe die nationalen Elemente hingab, und sich rücksichtslos einer von Rom überlieferten Welt schenkte, das wird jetzt dem Zeitalter mit Schrecken klar, da die römische Welt in allen Fugen sich löſ't, und man umsonst nach eigenem Gehalte sucht. Die im Mittelalter eng zusammengenieteten Gegensätze des Geistlichen und Weltlichen springen jetzt schrillend auseinander, aber man sieht mit Entsetzen, daß dieß Weltliche gar keine Geschichte hat, daß es von frühe auf verloren gegangen ist, ehe es zu einer Bedeutung ausgebildet und zum Uebergange in höhere Tendenzen reif gewesen war. Man sieht es nun, daß der zu spät begonnene Ghibellinenkampf verunglückt ist.

Diese aufwachende Verzweiflung sucht jetzt mit allerlei Mitteln ein neues Bewußtsein, und fängt eine nationale Entwickelung noch einmal von vorne an. Daß das Reich in Staaten zerfiel und hierin schon ein drohendes Zeugniß lag, hatte man übersehen, erst als auch die Kirche in Kirchen zu zerfallen drohte, ward man dessen inne.

Dies Alles empfindend sondert sich der strebende Geist in eine durchgängige, wenn auch verschiedenartige Opposition ab, die sich unter einen allgemeinen Rationalismus versammelt, und nun beinahe 400 Jahre arbeitet, ohne eine neue katholische, das heißt eine allgemein positive Form gewonnen zu haben. Alle

gebietenden Erscheinungen der Literatur, denen man von hier an begegnet, sind nun nicht mehr ein allgemeiner Ausdruck wie die Werke des Mittelalters, sondern mehr oder minder Schulen.

Die Hauptwege, welche diese Verzweiflung einschlägt, sind: der Humanismus, der zu den alten Völkern flüchtet, und von dort einen neuen Inhalt des höheren Lebens zu gewinnen denkt. Wenn auch geschult in der Scholastik, wie sie oben verlassen wurde, wendet er sich doch von ihr, welche stets zum Hauptthema die Kirche behielt, offner oder versteckter sagt er sich los von dieser Kirche, und sucht sein höheres Leben in ganz anderem Kreise.

Zweitens der Mysticismus, welcher sich in die eigene Seele rettet, und aus den Tiefen derselben die verloren gegangene Kirche aufzubauen trachtet. Diese innere Mystik, welche dem zurückgezogenen deutschen Geiste wohl am Nächsten stand, und reichlichst jenes unübertroffene innerliche Wesen der Deutschen zu der heutigen anerkannten Größe gefördert hat, schloß sich nicht so unbedingt, wie es oft den Anschein nimmt, an die bestehende Kirche. Orientalisch-christliche und kabbalistische Mystik gewann großen Einfluß auf sie, und so ging sie in eine dritte Bahn über, in die naturalistische Mystik und Philosophie, aus welcher in späterem Verlauf die Naturphilosophie sich entwickelte.

Auf diesen Bahnen rollte die neue Prosa durch einander, welche eine neue poetische Gemeinschaft zu gründen suchte, und zunächst in eine große faktische Revolution unter Anführung Luthers ausbrach.

Die humanistische Philosophie, die Betreibung der Humaniora im Gegensatze zum blos Theologischen, läßt man gewöhnlich von Zerstörung des oströmischen Reiches durch die Türken angeregt werden. Das an der Scholastik aufgeregte Treiben, welchem die blos formelle Spielerei nicht mehr zusagte, ergriff diese politische Neuigkeit: daß viele gelehrte Griechen aus der Heimath vertrieben, nach Italien geflüchtet seien und bewundernswerthe griechische Bildung mitgebracht hätten. Diese, Chrysolorus, Gemistios, Bessarion, Theodor Gaza, Moschopolos, Argyropolos, Laskaris, Chalkondias und wie sie weiter heißen, waren durchaus keine ausgezeichneten Geister, aber sie waren die lebendigen Erben einer blühenden Kultur, man empfing sie in Italien wie Apostel; in den Gärten der Medici zu Florenz

begann das neue athenienſiſche Leben, wo man gemächlich wandelte und disputirte. Ja, ſelbſt im Vatican nahm man ſie auf, und ſpeiſ'te und ehrte ſie hoch, dieſe Fremdlinge, welche von ihren Kleidern jenen Staub ſchüttelten, wodurch der Vatican verödet wurde. Man war in Italien durchaus unbefangener, die Kirche war dort zu Hauſe, und ließ ſich heitrer gewähren. Dieſe ſogenannte Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, um welche ſich der Humanismus ſchaarte, war beſonders das Werk Italiens — faſt immer gräbt ſich in der Geſchichte jedes Inſtitut eigenhändig ſein Grab. Die berühmten Dichter Italiens im vierzehnten Jahrhunderte, Dante, Petrarca und Boccaccio hatten alle drei lebhaft für Einführung des klaſſiſchen Studiums gewirkt, die italieniſchen Klöſter, beſonders die Benediktiner, öffneten freundlich die alten Schränke, worin die griechiſchen Handſchriften in Staub und Spinngeweb ſchlummerten, die Päbſte lächelten gnädig dazu, und bedienten ſich für den Hausgebrauch und die anmuthige Unterhaltung ſehr gern dieſer neueroberten Kultur. Die Mönche, die eigentlichen Krieger der Kirche, waren weitſichtiger, ſie ſchrieen auf, ſie trugen auf Bann und Strafe an für Leute wie Laurentius Valla, der gutes Latein ſchrieb, und die profane Kritik an die Tradition legte, für Reuchlin, welcher ſagte, es ſei nicht nöthig, hebräiſche Bücher zu verbrennen; aber die Päbſte lächelten dazu nach wie vor, und verwieſen die ungeleckten Mönche zur Ruhe.

Der deutſche Humaniſt zog auf die italieniſche Univerſität, bis er ſelbſt auf der eigenen lehren konnte. Unſere vorzüglichſten Namen aus jener Zeit und Richtung ſind: Rudolph Lange, Johann von Dalberg, Rudolph Agricola, Johann Reuchlin, Conrad Celtes, Erasmus Rotterdamus, Wilibald Pirkheimer. Niclas von Wyle, Stadtſchreiber von Eßlingen, wird jetzt mit genannt, der als Verdollmetſcher des neu gelehrten Felix Hemmerlein aus Zürich zur Verbreitung des neuen Geſchmackes beigetragen habe. Er hat auch aus des berühmten Aeneas Sylvius Schriften überſetzt, welcher die ſtarre Altmode der Deutſchen verſpottete, aus Petrark, aus Poggio, die eben ſo auf anderen Geſchmack drangen.

Aus dieſer Bewegung entwickelte ſich ein von allem bisherigen total verſchiedenes Leben, was in Herbeiſchaffung neuer

Elemente und Stoffe ganz unberechenbar auf die deutsche Anschauung eingewirkt hat. Im Verlaufe der Zeit bildete sich als förmlicher Stand aus dieser neuen Thätigkeit die Philologie, welche bekanntlich auf den Irrweg gerieth, die Beschäftigung mit den alten Klassikern, dies Mittel zu einem neuen Kulturbewußtsein, in den Zweck selbst zu verwandeln, und sich in Partikularität und Unersprießlichkeit zu verlieren.

Aber auch der rein bleibende Versuch, vehement eine weit abliegende Welt zum Dogma unsers Lebens zu machen, eröffnet ein weites Feld des Bedenkens. Im Grunde war es nur ein zweites Beginnen, uns mit einer fremden Seele zu beleben, wie es das Mittelalter mit der römischen Kirche an uns gethan. Man behandelte uns dabei noch mehr wie einen Automaten, dem ein beliebiger Charakter eingeblasen wird, denn die römisch-christliche Entwickelung war doch am Ende langsamer, verwandter und natürlicher.

Aber ein erschöpfendes Urtheil über diesen Haupteinschnitt unseres Lebens machte eine ausführliche Kulturphilosophie nöthig, und für den vorliegenden Zweck ist nur die Erscheinung in's Licht zu stellen. Jenes Bild liegt vor Augen: wie eine aus ganz anderen Lokal- und Geschichtsverhältnissen entstandene Kultur, gleich der griechischen, plötzlich und gewaltsam auf deutsche Denkweise und Zustände gepfropft wird, wie daraus die verwirrendsten Verlangnisse gezeitigt werden, welche heutiges Tags noch keinesweges ausgeglichen sind. Denn aus einer klimatisch überreichen Welt, aus einer republikanischen Staatswelt kleiner Staaten in unsere Zustände übertragen, in das schlechte Wetter deutscher Wälder und des deutschen Reiches gebracht, mußte dies neue Leben die wunderlichste Gährung bewirken. So haben wir denn auch noch heute die Schulen und Universitäten, wo die Jugend einer christlichen Monarchie harmlos in den Begriffen einer heidnischen Republik auferzogen wird, und wo das Niemand auffällt, wo man sich aber sehr wundert, wenn einmal bei zupassend bewegter Epoche der Uebergang dieser Jugend in's Praktische mancherlei Gegensatz und störrige Bewegung an den Tag bringt.

Ein erschöpfendes Urtheil ist darum so mißlich, weil diese Entwickelung nun einmal eine fest historische, ein unausscheidbarer Bestandtheil unsrer Geschichte geworden ist, und uns selbst

mit anfgenährt hat zum etwanigen Urtheile über sie selbst. Ferner mag nur die Unkenntniß läugnen, daß dieser Einschlag in das deutsche literarische Leben für alle Bildung einen bewundernswerthen Beitrag geliefert, und daß am Ende doch trotz aller philologischen Bemühung das nationale Element auch diese gewaltsame Zuthat verarbeitet und innerlichst bezwungen hat.

Bei alle dem bleibe das Bedenken in steter Rechtskräftigkeit, und zeige sich nur billig, wo eine sich verlierende Nation gleich der unsern im fünfzehnten Jahrhunderte nach Hilfe umhersucht, und zwar eine auswärtige aber doch eine sehr edle und hohe ergreift. Es werde aber schonungslos, wenn ein so kritischer Moment zur immerwährenden Existenz gemacht werden, wenn die organische Entwickelung der Nation fortwährend in fremden Gängelbändern gesucht werden soll. Der kritische Segen, welchen uns die Humanistik aus Griechenland gebracht hat, sei hoch gepriesen, aber die eigene Schöpfung und Weiterzeugung sei uns deshalb nicht gestört. Das wird sie aber, wenn wir bei aller That und bei allem Urtheile nach Athen blicken — in unserer wirklich nationalen Entwickelung müssen wir weiter sein als Athen, oder wir sind nicht werth, eine Nation zu heißen. —

— Diese humanistische Richtung behauptet ihre Stelle in unsrer Literatur mehr durch die große Gedankenwendung, welche sie herbeiführen half, als durch die direkte That oder die Schrift deutscher Sprache. Die Humanisten, welchen die entschiedendste Opposition nicht nur gegen das katholische, sondern gegen das Christenthum überhaupt, nahe lag, und eigen war, traten bei Weitem nicht mit dem nachdrücklichen Muthe heraus, wie es die der Mystik näher stehende Partei that. Es ist bekannt, wie vorsichtig Erasmus von Rotterdam sich bog und wendete, als man von der Reformseite auf seine entschiedene Erklärung drang. Auch schrieben sie meistens lateinisch, sogar der kernhafte Ulrich von Hutten kündigte seine berühmte Schrift „epistolae obscurorum virorum,“ welche obscuren Männer die Pfaffen sind, in fremder Sprache an, und, seine Reime abgerechnet, schrieb er bis zum Jahre 1520 Alles lateinisch. Da erst, als er, der demokratische Ritter, welcher in der Ritterwelt die Reform versuchen wollte, wie Luther in der Bürgerwelt, in die thatsächliche Opposition mit Feder und Schwert getrieben war, da erst gab er seine

„Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes" und seine beißenden Dialoge deutsch. Lag uns jene fremde Sprache schon von der römischen Kirche her bereits wie ein hinderndes Bleigewicht an den Füßen, die Humanisten thaten nichts dagegen, als daß sie dies Gewicht schöner formten und schliffen, das heißt, daß sie ein besseres Latein schrieben, Latein blieb es aber.

Auch darin blieb es wie in der Scholastik, daß Plato und Aristoteles Mittelpunkte der Philosophie blieben, freilich mit dem Unterschiede, daß es sich nicht mehr um eine Rechtfertigung des Christenthums und um ein Zusammenfallen der Philosophie mit demselben handelte. Die Praktischeren unter ihnen, die Physiker und die streng systematischen Metaphysiker hielten sich mehr an Aristoteles. Die Uebrigen zu Plato, dessen Verehrer dem Christenthume stets näher waren.

Aber auch die andern griechischen Schulen fanden ihre Anhänger, wie Justus Lipsius der Stoa, Gassendus dem Epicur huldigte.

Aus all' diesem Suchen und Streiten, welches um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Petrus Ramus seine Spitze fand, gebar sich der fessellose Skepticismus und Eklekticismus und das ganze Belieben moderner Welt. Nach diesem regellosen Parke neuerer Geschichte hin ist dieser Geist, welcher sich der Bildung bemächtigt, von größter Bedeutung.

Eine in sich viel kräftigere Natur war die zweite Opposition, der Mysticismus, welcher sich geradeaus als Feind gegen die Scholastik und nebenher auch als Widersacher gegen den Humanismus wandte. Der Humanismus galt den Mystikern für ein eben auch nur äußerliches, formelles Wissen, was in sich zu keinem nothwendigen Inhalte zusammengefaßt sei.

Man nennt die Mystik geistreich eine innere Seite der Scholastik, welche, auf ein geschlossenes Denken verzichtend, den Gott in der Seele und in der Welt unmittelbar zu ergreifen meint. Dadurch aber, daß sie sich ganz der eignen Offenbarung hingiebt, entfernt sie sich eben so von der herrschenden Autorität der Kirche; trachtet indessen mehr als jede andere Opposition nach einem eignen Inhalte. Hierbei an nichts Fremdes sich anschließend, sondern mit Pein und Drang das heraufbeschwörend, was ursprünglich im Charakter und Gemüthe lag, kommt sie einem ächt nationalen

Resultate am Nächsten, und so sehen wir denn die deutsche Tiefsinnigkeit in ihr den großen Proceß beginnen, welcher sich allmählig zu der heutigen Nationalität der Deutschen herausgestaltet, zu einer Nationalität, die auf die eigenste Weise in den tiefsten Denkkreisen herrscht, und ganz Europa darin übertrifft. Für diese große Prosa, welche nach Zerstörung der ersten romantischen Poesie eintritt, schaffen die Mystiker das große Terrain einer reinen Seele herbei, in welcher die Fundamente neuer Poesie aufgebaut werden können. Und für diesen großen Versuch neuer Eroberung bilden sie sich auch treffend die neue Waffe, den vaterländischen Prosaausdruck, welcher so lange Alles in Allem sein muß, bis die Welt wieder einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt ihrer höchsten Bestrebungen aufgefunden hat. Solch ein Mittelpunkt allein ist die Poesie einer Welt.

Wenn jener Mysticismus oft in Pietismus und Frömmelei sich verliert, und den persönlichen Gewinn einer Erhebung oder Vertiefung für das objective Resultat einer neuen Welt und Poesie ausgiebt, so ist das eine natürliche Täuschung; tiefe Gemüther drängen gewaltsam nach einem Dogma, und übersehen in der eignen Thätigkeit leichtlich, daß die Allgemeinheit mehr braucht als einen Inhalt, den jeder Einzelne selbst suchen, schaffen und gestalten muß. Wenn die Schwächeren aus dieser sogenannt frommen Klasse oft zur Empfehlung des Mittelalters flüchten, so ist dies eben so natürlich: sie sehen mit begeistertem Auge so weit, um jene große Einheit des Mittelalters zu erkennen, ihr übersichtiges Auge täuscht sich nur darüber, daß ein breiter, Jahrhunderte tiefer Strom zwischen uns und dem Mittelalter liegt, welcher ein altes und ein neues Bewußsein unwiederbringlich von einander gerissen hat. Aus solchem Grunde ist diese Frömmigkeit, obwohl sie sich dem noch immer unerreichten Mittelpunkte der modernen Welt leidenschaftlich zuneigt, doch am Weitesten entfernt von dem richtigen historischen Urtheile. Sie sucht und kennt nichts weiter als sich; der Mensch kommt aber nicht eher wieder zu einem poetischen Mittelpunkte, als bis er allen Umkreis einer so weit in's Breite gehenden neuen Existenz kennt, und in dieser Kenntniß zu einem neuen Mittelpunkte zwingt. Die Erkenntniß ist Glaube und Wissen.

Hier ist aber zunächst von großer Wichtigkeit, in welcher

Weise die mystische Opposition sich den Prosaausdruck gebil-
det habe.

Da ist vor allem Uebrigen mit größter Auszeichnung zu
nennen: der Dominikanerordensprediger Johann Tauler
der schon 1361 stirbt, also so frühe schon als erster deutsche
Redner sich ein schlichtes, eindringliches Wort bildete.

Hierbei, und was die speciell-historische Entwickelung de
Prosa betrifft, giebt das preiswürdige Buch Mundt's, „Kuns
der deutschen Prosa" die beste Auskunft. Hat auch das vorlie-
gende Werk eine ganz andere Deutung des Wortes Prosa, als
Mundt sie giebt, so wäre doch dessen geistreiche Darstellung de
Geschichtlichen davon fast durchgängig in den vorliegenden Kreis
aufzunehmen, wenn Plan und Ausdehnung in's Detail dami
übereinstimmte. Er nennt Tauler den Minnesänger der Prose
— das spekulative Wesen der Sprache sei besonders durch ih
erweckt worden. „Für die irdischen Abstraktionen der Mystiker
für dieses Verlorensein der Gefühle in die unmittelbare Einhei
mit Gott müßte erst eine „Prosa-Diktion geschaffen werden" —
denn vielerlei war im dichterischen Ausdruck der Minnesänger
besonders Wolframs, gegeben oder vorbereitet. Es blieb abe
noch eine schwere Aufgabe, diese Metaphysik des Herzens in de
predigenden, beweisenden Verstandesausdruck zu bilden. Desse
war Tauler Herr und Anfang.

In dem ersten Versuche solchen Ausdrucks soll er sich noc
tief im Schuljargon herumbewegt haben; daraus entsproß abe
der unberechenbare Vortheil, daß die Sprache für eine so fein
Geistesbewegung technischen Vorrath und nöthigen Waffenschmu
erhielt. Später, als das Rüstzeug überwältigt war, hat er sic
einer fortreißenden Begeisterung hingegeben, die Sprache in ei
populäres, alle Welt lockendes Bett geworfen und für seine Zu
hörer und für sich die größten Wirkungen hervorgebracht. E
wird erzählt, er sei einst von dem Drang und Schwunge seine
Seele so übermannt worden, daß ihn mitten in der Predigt ei
unabwendbares Weinen überfallen, und ihn genöthigt habe, di
Kanzel zu verlassen. „In diesem Zustande des Außersichsein
soll er zwei Jahre verblieben sein." Die Natur der Sache bring
es mit sich, daß man von langem Wahnsinn spricht, an dem e
gelitten habe.

Eine noch nicht ganz gelös'te Schwierigkeit ist der Punkt, ob er seine Predigten lateinisch aufgeschrieben und deutsch gehalten habe, oder ob auch in seiner Handschrift schon diese elsassische Mundart verzeichnet gewesen sei, in welcher er sie offenbar vorgetragen hat. Die Literargeschichte hat sich in neuerer Zeit vielfach auch für das deutsche Aufschreiben erklärt.

Der Druck, wie er bis zu uns gekommen, hat natürlich den Weg durch manchen Dialekt gemacht, ehe er aus der Leipziger, Augsburger und Baseler Ausgabe in die hochdeutsche Form eines Frankfurter Satzes vom Jahre 1825 gekommen ist.

Neueste Forschung stellt an Schönheit prosaischer Darstellung den Bruder Berthold noch über Tauler.

Dem Taulerschen Ausdrucke zunächst kommt die Selbstbiographie der Klosterjungfrau Marie Ebnerin, und der mystische Briefwechsel, welchen ihr geistlicher Liebhaber Heinrich von Nördlingen mit ihr geführt hat. Außerdem werden Meister Ekkart, dessen Schriften früher mit Taulers vereinigt erschienen, und Otto von Passau genannt, der 1386 sein „Die vierundzwanzig Alten oder der güldene Thron" herausgab.

Als glänzender Beweis, wie gefüg und ausdrucksvoll die deutsche Sprache schon Ende des vierzehnten Jahrhunderts für eine philosophische Form gewesen sei, wird eine „theosophische Abhandlung" angeführt, deren Verfasser unbekannt ist. Für die Art der Wortbildung darin kann das Wort „seilich" ausgezeichnet werden, ein Adjektiv von „sein," was uns gänzlich verloren ist, wie so vieles aus jener ersten und reichen Formation der Prosa.

Denkmäler jener beginnenden Prosa sind ferner „das puch der Natur" von Cunrat von Megenberg, was um 1390 aus dem Lateinischen übersetzt wurde.

Unter den Chroniken, von denen bereits die Limburgische und Burgundische erwähnt ist, muß noch eine Elsassische und Straßburgische und eine der Eidgenossenschaft genannt werden. Letztere reicht schon in's sechzehnte Jahrhundert herab, und grenzt beinahe an den schon angeführten Weiß-Kunig. Aber eine thüringische von Joh. Rothe um 1430 ist auszuzeichnen, und eine bairische, die Johann Thurmayer's aus Abensberg, davon Aventinus genannt, und unter diesem Namen gewöhnlich citirt.

Indessen erscheint sie doch erst, obwohl früher geschrieben, nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Ganzen. Von jenem Rothe ist die Legende der heiligen Elisabeth, und in seiner Chronik ist die einzelne Charakteristik schon so reich und interessant ausgedrückt, daß sie des näheren Anblicks sehr verlohnt. Es heißt in einer jungen Sprache so mannigfach, wie folgt: „Dessir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forsse, eyn liplicher jungelnig ꝛc. — dieser Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürst, ein lieblicher Jüngling, und einer ziemenden Wanderung, eines heiligen Lebens. Da er über seine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütig gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgesicherter Mann, nicht zu lang, noch zu kurz, zumal mit schönen fürstlichen Geberden, in gnädiger Zuversicht; sein Ansehn war fröhlich, sein Antlitz säuberlich, und es war Niemand, der ihn sah, er wurde ihm günstig. Er war schamhaft mit seinen Worten, züchtig mit seinen Geberden, reinlich und keusch mit seinem Leibe, wahrhaftig mit seiner Rede, getreu in seiner Freundschaft, fürstlich in seinem Rath und männlich in seiner Widersetzung; vorbedächtig in seinem Geloben, gerecht in seinem Gericht, milde mit seinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht.“ —

Eine merkwürdige Probe des raschen Prosawortes, wie es das höhere Verkehrs- und Unterhaltungsleben brauchte, giebt Albrechts von Eybe (Yb — Ybe — Eyb) Ehestandsbuch, was 1472 in Franken geschrieben und gedruckt ward. Es ist sicherlich in diesem Gemisch von heiterer Novelle, drolliger Mahnung und Beispielführung und ernsthafter Lehre viel Zusammengetragenes, sogar von Boccaz ist direkt entlehnt aus jenen kleinen Geschichten, die in ihrer Naivetät oft so trivial wären, hauchte nicht ein ironischer Schalk darüber hin. In Eybe's junger füllenartiger Sprache tappt das noch wunderlicher an uns vorüber. Er war Kämmerling des Aeneas Sylvius, da dieser Pabst wurde, und mit diesem, der eine heitre Geschichte höchlich liebte, in dem neuen Geschmacksdrange der Neugriechen und Italiener keineswegs unerfahren.

Ernsthaft ausgebildet ist dieses plumpe und naive Durcheinander in den Predigten, welche Johann Geyler von Kai-

fersberg 1498 über Brant's Narrenschiff zu Straßburg gehalten hat. Es sind deren 110, die, lateinisch entworfen, zuerst auch, 1510, lateinisch gedruckt wurden, zehn Jahre darauf aber auch deutsch herausgegeben sind.

Außer vielerlei Uebersetzungen und Reisebeschreibungen, die jetzt in deutscher Sprache auftraten, sind schließlich noch zu nennen: Ordensstatuten in deutscher Sprache, wobei sich wieder ein Denkmal des Mysticismus auszeichnet, welcher in eine „Brüderschaft der Jünger der ewigen Weisheit" zusammengetreten war. Die Regel dieser Brüderschaft noch vom Jahre 1418 ist erhalten.

Endlich, ein deutsches Büchlein, was sich schon dicht an die Schwelle der Reformation legt, von Luther sehr geschätzt und gelesen wurde, und was ihm das Liebste war außer Bibel und Augustin „die deutsche Theologie," wahrscheinlich von einem Frankfurter Geistlichen verfaßt. —

So viel also und die deutsche Reichskanzlei lag vor, und daraus schuf Luthers Genius eine granitfeste deutsche Prosa, die heute noch steht, heute noch große Schönheiten hat, und heute noch verstanden wird.



IV.

Das Neuhochdeutsche.

15.

Die Reformation.

Dr. Luther.

Durch diesen Mann erfüllt es sich zur krachenden That, was so lange umhergeschlichen und in einzelnen Symptomen zu Tage gebrochen war, es erfüllt sich, daß alle romantische Entwickelung von Hause aus nicht ihren ganzen Umfang ergriffen und zusammengerafft hatte, wie in dem Vorliegenden vielfach angedeutet ist. Ein neues Zeitalter beginnt, eine schwere Rache für den Mangel organischen Wachsthums, das Zeitalter der Revolution, wo sich der Fortschritt nicht mehr wohlthätig und naturgemäß bildet, sondern in erschütternden Stößen nur gewaltsam eintritt.

Es ist sehr kurzsichtig, alle die revolutionairen Rücke neuerer Zeit nur auf die französische Revolution zurückzuführen. Sie ist nur ein näherer Anlaß, und sie brach so brutal zu Tage, weil der erste Ausbruch aller Revolution zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich so wenig zum Durchbruche kam. Daß er in Deutschland so tief, so scharf und so erschütternd gefochten wurde, das hat den Grund gelegt zu innerer, geistiger Ueberlegenheit unsers Vaterlandes den übrigen Staaten Europa's gegenüber, und diese tiefe Vorbereitung, diese bei uns nach dem

Innerlichsten eingearbeitete Revolution hat uns in neuerer Zeit von der radikal tumultuarischen Bewegung Europa's fern gehalten. Ueber eine solche waren wir durch die Lutherische Zeit hinaus, bei uns handelte es sich nur um Nüancen seit dem sechzehnten Jahrhunderte, während besonders Frankreich noch im achtzehnten Jahrhundert aus dem Groben nachholte.

An diesen Punkt hätte sich auch jener Patriotismus zu schließen gehabt, welcher im überschwenglichen Lobe seiner Nation auch seine einzige Wesenheit sucht, jener Patriotismus, der unter den Tugenden eines Mannes hervorhebt, daß er auch ein Deutscher gewesen sei. Mit der Reformation gelingt es uns zum ersten Male, eine gesetzgeberische, erste Stellung Europa's einzunehmen, die bis dahin nur in den Ghibellinenkämpfen ohne schlagenden Erfolg versucht worden war. In allem Uebrigen waren wir, gewiß großentheils der äußeren Verhältnisse halber, keineswegs ein tonangebendes Volk gewesen. Unser heilig-römisch-deutsches Reich war eine hohe Idee, die als solche den ersten Rang in Europa einnehmen konnte, aber sie blieb ein Ideal, dessen man sich nicht zu bemächtigen, viel weniger gar zu versichern wußte. Dagegen war die geistige Schöpfung offenbar in Italien, in Frankreich und in England. Für dichterische Stoffe hat sich uns Frankreich als Hauptsitz bewiesen; mag dies durch Ansiedelung der Normannen, oder durch sonst glückliches Zusammentreffen von Völkerschaften erzeugt sein, die Ursache mag den beschränkten Patriotismus trösten, das Resultat bleibt dasselbe. Die große Krisis des romantischen Geistes, welche in der Scholastik heraustrat, sie hat ihren Hauptsitz in Frankreich gehabt, die Pariser Universität wurde der Kopf Europa's, und die italienischen Mönche waren die geistreichen Stifter der großen Schulen.

Als sich die frühe Königsgewalt in Frankreich befestigt und Deutschland den Ghibellinenkampf völlig verloren hatte, da gab's auch keine Frage mehr um das materiell-politische Uebergewicht; die deutsche Reichsarmee ward die Mutter derjenigen, gegen welche Friedrich der Große bei Roßbach ritt, und Frankreich sprang mit den Päbsten in der That viel wirksamer um, als Deutschland dem Principe nach.

Jetzt aber mit der großen Reformbewegung, welche plötzlich eine alte und eine neue Geschichte aus einander bricht, jetzt bleibt

Frankreich viele Jahresreisen zurück in dem, was wir erobern, und wohinein sich die edlere deutsche Nationalität ausbildet. Diese deutsche Nationalität ist der wirklich unabhängige Gedanke, der selbstverläugnend-gerecht wägende Sinn, der erhabene und nach allen Seiten wirklich durchgefurchte Bildungstrieb, mit einem Worte: der tiefste Adel eines reich gebildeten und doch unbefangenen Herzens.

Mag sich ein anderes Volk daneben auf straffe, politische Macht berufen und straff-politischen Sinn, der Deutsche wird dies anerkennen und die daraus fließenden Vortheile würdigen, aber er wird doch auch seine Genugthuung lebhaft dabei empfinden, daß er in anderem und höherem Bereiche die stolzeste Stellung habe.

Sie, diese eigentliche Blüthe deutscher Nationalität, datirt von der Zeit Luthers, von dem großen Momente an, wo die gesunde Meinung eines deutschen Herzens siegreich stehen blieb, einer Millionenschaar von Feinden gegenüber, welche Waffen und Hilfsmittel der ganzen Welt hatte. Jener im Kurzen erwachsene Gedanke Luther's war mächtiger als die Welt, und ein solcher Gedanke ist das eigentliche deutsche Wappen, in ihm beruht unser Vorzug und unsere Kraft; ebenso unbestechlich wie Dr. Luther, ebenso opferbereit wie er, ebenso objektiv-schonungslos und menschlich-mild wie Melanchthon, dies ist deutsche Nationalität geworden von bester Art.

Luther's Bedeutung ist damit nicht erschöpft, daß man von seiner Opposition gegen die römisch-katholische Kirche spricht; um diese Opposition drängte sich eine Konsequenz hoch wie Gebirg, unergründlich wie das Meer, eine Konsequenz, über die nach dreihundert Jahren noch kein Dogma Meister geworden ist.

Bis zum Punkte dieser großen Revolution war alle Welt gebannt in ein weitläufiges, theilweise prächtiges Klostergebäude; was in den geheimsten, dunkelsten Winkeln geschah, Gutes oder Böses, das geschah in Bezug auf den Mittelpunkt dieses geschlossenen Aufenthaltes, in Bezug auf die geheimnißvolle, wunderbare Kirche und deren Oberhaupt. Die dreifache Krone dieses Oberhauptes streckte der Riesenarm Gottes selbst aus den Wolken, der Pabst war der kleine Gott, der Statthalter Christi, er hatte alle Aemter und alle Strafe zu vergeben im Himmel und auf

Erden. Wohl gingen mancherlei Thüren und Thore hinaus in die ewige, nicht besiegte Welt, aber wenn man hinaussah, so schützte ein Ave Maria vor Täuschung und Ansteckung, oder wenn gar Einzelne sich selbst hinauswagten, so geschah es auf geweihtem Thiere, und ein frommer Geistlicher ging nebenher, besiegte durch die Formel des Exorcismus jeden möglichen Teufel, und war eine unbesiegbare Eskorte. Das große, in getriebener Goldarbeit prangende Thor, welches zur Himmelskanzlei selber des Pabstthums führte, das ward nie geöffnet, die goldenen Schlüssel St. Petri durfte Niemand entweihen.

Jetzt geschah der Frevel: ein deutscher Mönch griff an die Schlüssel, knarrend öffneten sich die großen Thürflügel, sehet her, schrie der Mönch, da ist eitel Moder und Unrath, man sah, man schrie, und ehe man sich erholt hatte, warf der zornige Bruder Martin die schweren Thüren zu. Dieser Schall dröhnt noch durch die Jahrhunderte herab.

Außerhalb jenes geweihten und gebannten Umkreises fand sich die neue Welt, tausend Wege lagen offen, Thäler, Wälder und Berge winkten, man war frei, aber man hatte keinen Führer als sich selbst, keinen Schutz als sein Gewissen.

So entstand die Moralität, die tausendfache Meinung, das Recht der Einzelnen, die Zerrissenheit, die stete Bewegung, die Revolution mit all der tausendfältigen Eigenmächtigkeit, eignen Erfindung und dem tausendfaltigen eignen Gesetze, so wie das Alles auftritt, das Leben bereichert, die Menschen unglücklich macht und immer breiter und breiter sich ergießend an einem zusammenfassenden Glauben verzweifelt. Der Starke freut sich der in Progression wuchernden Mannigfaltigkeit, der freien, ewigen Blicke, welche die Menschheit fast nur in solchen Epochen gewinnt, der Schwache klagt, ihm fehlt der Anhalt zum Leben und zum Sterben, die Besseren suchen eine Gemeinschaft, die Gemeinschaft wächs't ihnen über den Kopf, erstarrt, bleibt zurück, schadet; die Schlechten bilden den Egoismus zu einem Systeme, denn jedes System gebietet Achtung in einer neu gebärenden Zeit, die Summe der neuen Welt flüchtet sich in ein höheres Bildungsbewußtsein, Genie's maßen sich an, raffen das Lose zusammen, segnen durch eine aufräumende Fassung, und werden vom ewig geschäftigen Drange nach Neuem und Besserem verschlungen.

Kurz, die Einheit ist hingegeben, der Reichthum gewonnen, und der Messias wird erwartet, welcher den Reichthum zu einer festen Poesie einige, ohne Wesentliches zu verlieren.

Dies sind die Streiche, welche den Zustand bezeichnen, da Luther einen Theil der Menschheit aus dem geschlossenen Bereiche der römisch-katholischen Welt in's Freie führte. Dieser Zustand, der immer breiter, reicher und tiefer angeschwollen ist, liegt heute noch da, die Einzeln-Revolutionen in Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunstsitte haben die allgemeine Revolution in die verschiedensten Stadien gebracht; was von römisch-katholischer Welt zu Anfange in fester Abgeschlossenheit des Glaubens übrig blieb, das ist von anderer Seite dem umgestaltenden Drange verfallen, das mittelalterliche Bewußtsein der romantischen Welt findet sich heute nirgends mehr, und eben so wenig ist irgendwo ein höherer Abschluß des Dranges gewonnen. Die Welt geht vom sechzehnten Jahrhunderte an in die Vielfältigkeit der Prosa über, wie solche mit Zusammenbruche des Mittelalters vorbereitet war, nur einzelne Genies, wie Shakespeare finden dafür eine poetische Sammlung, und die deutsche Nation wird auf eine eigenthümliche Weise gesegnet. Ihr Ausdruck nämlich bildet sich zu einer Klassicität durch, welche für die verschiedenartigste Bildung eine gemeinsame Harmonie erreicht. In Ermangelung einer tieferen Einigung nennt man dies Uebereinkommen im Ausdrucke eine Klassicität, und erhält darin vortreffliche Beiträge zu einer einstigen Einheit.

Folgerichtig geht ein Genie der Deutschen noch einen Schritt weiter: Goethe einigt allen umherschweifenden Geist der revolutionairen Epoche unter ein Schönheitsgesetz des Verhältnisses. Damit ist für die schöne Literatur im Speciellen ein einstweiliger Mittelpunkt gerettet; und Hegel erobert in sublimster Arbeit ebenso für alle Wissenschaftlichkeit ein Verhältnißgesetz der Denkthätigkeit. Diese formelle Rettung durch zwei große Deutsche ist die einzige höhere Gemeinsamkeit, welche seit dem Sturze des Mittelalters gelungen ist.

Man sage nicht, daß Luther keine Ahnung gehabt von dem weit zerspaltenden Schlage, zu dem sein Arm aushob, Luther zögerte, Luther schrieb dem Pabste mehrmals, wie er es nur auf Einzelnes absehe, Luther als Bruder Martin hätte lieber die Dinge geschehen lassen, als sie zu schaffen, aber der Dr. Luther

ward durch die Verhältnisse und durch die ihm einwohnende geniale Thatkraft von einer welthistorischen Geistesmacht gezwungen, er mußte den schweren Arm zerschmetternd gebrauchen, er mußte mit seiner Donnerstimme dazu rufen: stirb Mittelalter! brich altes Weltband, bis Dich ein Gott wieder zusammenfügt!

Die übrigen Völker Europa's haben es noch immer nicht genug gewürdigt, welch eine riesenhafte Bedeutung auch für sie der Dr. Luther hat. Die Engländer sprechen von Wikleff, die Franzosen von den Albigensern und Waldensern, von Calvin, die Italiener von Arnold von Brescia, von Savonarola, welche alle früher das Reformbanner erhoben hätten, und im besten Falle deuten sie auf Huß, den Böhmen — aber was sind wir mit aller Kraft, wenn wir nicht auf den Punkt treten, welcher allein der rechte ist! Dies eben nennt man den welthistorischen Stempel: Luther fand einen verbrannten Huß, dessen Asche brennende Kriege erweckt hatte, er fand einen Mysticismus, einen Humanismus, welche das Bewußtsein der Zeit anders gewendet, er fand einen neuen Welttheil, einen Seeweg um's Kap, zwei Dinge, welche alles frühere Wissen verspottet hatten, er fand einen schwelgerischen, leichtsinnigen, geschmackvollen Pabst, der nichts mehr von der alten Energie des Vatikan's besaß, von dem man erzählte, daß er selbst nicht an's Christenthum glaube, in Italien hatte ein Pomponazzo ungestraft gelehrt, die Fortdauer nach dem Tode sei etwas sehr Zweifelhaftes; er fand für diese morsch gemachte Welt jene Kunst, die von vornherein den Frommen für ein Werk des Teufels, für eine schwarze Kunst gegolten hatte, den Bücherdruck, dies Alles fand er, darin lag seine historische Bestimmung, daß nun jeder Schlag traf und brach.

Und daß er zögernd schlug, gab seinen Schlägen dies nachhaltige Gewicht.

Es ist nun direkt — literar-historische Aufgabe, zu sehen, in welcher Weise der Gedankenausdruck vorhergehender Zeit zu Luther Eingang und Aufnahme gefunden hatte.

Der Kern von Luther's Wesen hatte seine Hauptnahrung vom Mysticismus seiner Zeit — damit darf ein weichlicher Pietismus nicht verwechselt werden, der in kläglichem Kopfhängen sich äußert, nein, jener gesunde Mysticismus, welcher von einem starken Herzen zur Verbindung und Gemeinschaft mit Gott ge-

trieben wird, und welcher mit einem klaren Geiste auffaßt, was sich dabei in seinem Herzen ereignet. Ein strenger, tiefer Drang zu Gott war von früh auf in dem kleinen Martin. Er stammte aus einer ehrlichen Bauernfamilie, sein Vater, scharfen Schrots und Kornes, wie das Erdreich, was er im Bergwerke bearbeitete, wollte einen Juristen aus ihm haben. Die Handthierung ließ sich gut an, und später ist der Alte sogar Hüttenherr und Rathsmann in Mansfeld, eine von jenen knorrigen Naturen, die sich mit Gottesfurcht geradeaus bewegen in der Welt und vorwärts kommen. Dies väterliche Element im jungen Luther hat später die Reformation durchgesetzt, es war das trotzige, energische. Was er von seiner Mutter erhielt, das hat die Reformation geboren. Es war die Sehnsucht des geistlichen Herzens, der fromme Furchtschauer vor dem Ewigen, der Drang nach einer nächsten Verbindung mit Gott — und diesen Theil seines Wesens sieht man lange vorherrschend in ihm; er öffnete ihm bei größerer Reife auch Ohr und Auge für den kräftigen Mysticismus jener Zeit. Zu Eisenach, wo er auf der Schule war, drückte sich dieser mütterliche Zug schon so sichtbar aus, daß er, ein kleiner Currentschüler, durch sein inniges Beten und Singen eine fromme Matrone zur herzlichsten Andacht erbaute. Sie rief ihn oft noch allein zurück, und beschenkte ihn. Als er später in Erfurt studirt hatte, und schon als Magister über des Aristoteles Physik und Ethik las, erschlug der Blitz neben ihm einen Freund; da erhob sich mit überwiegender Macht die alte Gottesfurcht, der Drang nach nächster Vereinigung, er rannte noch in der Julinacht zum Augustinerkloster hin, zog an der Glocke, verlangte Einlaß und Schutz im Schooße der Kirche. Sein Vater, der alte Hans Luther, war durchaus dagegen, denn er kannte und liebte nur eine thätige Existenz, alle Freunde riethen ab, aber Martin bewies seinen festen Willen, er ward Mönch und Priester.

Und wirklich hatte sein Vater so weit Recht gehabt: das thatlose, beschauliche Wesen reichte dem straffen Bergmanssohne nicht aus, umsonst hatte ihm der Humanismus die Klassiker gegeben, daraus wuchs ihm nichts Lebendiges, umsonst stürzte er sich anhaltend in die Scheingefechte der Scholastiker, das weckte ihm keinen Muth; schwerer Trübsinn lag auf ihm, und das herkömmliche Gebet befreite ihn nicht. Da gerieth er auf des

Augustinus Schriften, eine Neigung, welche seiner späteren Kirche nur zu tiefe Spuren eingedrückt hat, und endlich kamen ihm die Schriften der Mystiker zu. Sie labten und festigten ihn, eine eigene Welt zu seinem Gotte erwuchs in ihm, und eben weil sie eigen war, hielt sie ihm so kräftig Stand in den späteren Stürmen, und half ihm für alle übrige Menschheit eine ganz neue Welt beginnen. Nichts Aeußerliches hilft, sagte er damals, nur das eigenste innerliche Sein und Glauben.

So kam er nach Wittenberg und begann zu predigen, so machte er in Geschäften seines Ordens 1511 eine Reise nach Rom. Diese Reise, wo er die Welt sah, öffnet einen tiefen Blick in seine Seele: nicht das klassische Rom mit seinen klassischen Denkmälern gewann auch nur im Geringsten seine Aufmerksamkeit, spurlos also war das humanistisch-klassische Studium an ihm vorübergegangen; nur die Kirche, Rom als Christi Sitz der Kirche war für ihn da, in diesem Sinne sank er auf den Boden, als er die Stadt erblickte, in diesem Sinne sah er Rom, und lebte als zerknirschter Mönch allda. Keine Erinnerung brachte er mit nach Wittenberg, als die schmerzliche, daß der Klerus ohne Gottesfurcht lebte, und ganz in seiner eigenen, selbstständigen, ursprünglich aus dem Herzen gebornen Frömmigkeit ging er an sein geistliches Geschäft.

So brach aus seinem kräftigen Mysticismus die Opposition, in welcher er die Reform begann. Nicht im Entferntesten beabsichtigte er eine so große, noch weniger eine so totale Umwandelung der Welt; wenn sich hie und da eine große Konsequenz öffnete, so trat er scheu und ehrerbietig zurück, es entsetzten ihn die frechen Klüfte, welche sich hie und da vor seinem eigenen Worte aufrissen. Allerdings kam ihm jetzt, mitten in der praktischen Thätigkeit, die felsbrechende Energie seines Vaters, in der That selbst war er gewaltig und schonungslos, aber das Princip sänftigte er stets, so weit es irgend anging, die Ahnung lag ihm tief in der Seele, - daß es sich um das Auseinanderreißen einer ganzen Welt handelte, und daß ihm alle Macht gebreche, dem losgerissenen Theile ein nach allen Beziehungen erfülltes und geregeltes Leben zu verleihen.

Diese schwere Ahnung schwankte durch sein ganzes Werk, und erhielt ihr Siegel in dem beschränkenden Abschlusse desselben. Dem scholastischen Kardinallegaten Cajetanus in Augsburg

gegenüber, der die herkömmliche Form streng aufstellte, war er unbeugsam, und „erschüttert von dieser deutschen Bestie mit tiefsinnigen Augen und Spekulationen im Kopfe" wollte dieser ihn als einen Ketzer fesseln lassen. Aber gegen den sanften Kämmerling des Pabstes, gegen Miltitz, der ihm zu Altenburg die entsetzliche Spaltung der Welt vor Augen führte, die bei solchem Beginnen entstände, gegen den war er sanft und nachgiebig. Da schrieb er einen neuen demüthigen Brief an den Pabst, und versicherte, daß er die römische Kirche selbst nie antasten gewollt.

Eck aber trat frech in der Leipziger Pleißenburg auf, der harte Kern Luther's ward unsanft berührt, der Sohn seines Vaters richtete sich wieder auf, das Bedenken ward weggeschleudert, die Scheu verschwand, er nannte das Pabstthum ein teuflisch Institut, nicht lange darauf erschien das tief revolutionaire Buch „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche," worin die alte Bildung zerrissen, der Mensch frei, nur seinem eigenen Glauben unterthan hingestellt, und mit donnerndem Nachdrucke die neue Welt angekündigt wird, die moderne, wo jeder Einzelne auf sich beruht, sich zu helfen, sich zu vernichten hat. —

Und solche wunderbare Schwankung, die dem frommen Herzen und dem göttlich begabten historischen Blicke Luther's so große Ehre macht, kam noch öfter wieder, noch einmal trat ihn Miltiz an, noch einmal schrieb er sanfter, beschränkender mitten aus dem Mysticismus heraus eine Schrift über „die christliche Freiheit" und sandte sie mit einem gutmüthigen, wohlwollenden Briefe an den Pabst Leo. Und dieser Leo X., der weltlich geartete Mediceer, las so wenig historische Dreistigkeit aus diesem Briefe heraus, den Luther aus seiner mütterlichen Richtung geschrieben, daß er all' das Wesen nur für ein Gezänk deutscher Mönche hielt, und von Luther sagte, daß dieser Augustiner ein tüchtiges Talent besitze.

Es blühte zur damaligen Zeit die heiterste Kunstperiode in Rom, Perugino, Francesco Francia, Raphael malten. Der letztere feierte noch die große poetische Idee der Welteinheit durch die Kirche in den berühmten Stanzen des Vatikans, man war so in glänzender Heiterkeit, der Glaube versuchte endlich doch theilweise mit einer farbigen Sinnenwelt in eine fröhliche Verbindung zu treten, Raphael malte sogar die Scherze der

olympischen Götter, daß Niemand daran dachte, im fernen kalten Deutschland möge ein Gedanke aufwachen, der alle die schön vernietete und überkleidete Welt zusammenstürzen und zertrümmern könne.

Wie ein ironisches Gesetz der Weltgeschichte stellt es sich oft heraus, daß gerade am Rande des Untergangs dasjenige noch ohne weitere Verbindung aufgegriffen und zu einer Virtuosität ausgebildet wird, was beim Grundgewebe ganz vernachlässigt worden ist: eine Welt hatte sich aufgebaut mit völliger Hintansetzung des Oertlichen und des Materiellen; die Ueberspannung und künstliche Existenz war so von Jugend auf herrschend geworden, Zugeständniß auf Zugeständniß hatte sich dadurch nöthig gemacht; jetzt plötzlich findet dieser verschmähte Theil des Menschen eine blendende Aeußerung, und ein leichtsinniges Haupt jener die Sinnenwelt verdammenden Kirche unterstützt sie. Da wird diese ganze kirchliche Entwickelung geläugnet, noch einmal aufgenommen bei ihrer frühesten apostolischen Jugend, die Kirche, das Bewußtsein der Welt wird auseinander gerissen.

Von diesen Widersprüchen, von dieser feinen Kulturblüthe wußte Dr. Luther nichts, aber er wußte es aus seiner ächten Innerlichkeit, daß das Alles nicht auf einem organischen Wege gesund entwickelt war, er schlug darein, und wollte gern, die Welt möchte sich selbst helfen. Da dies nicht geschah, so that's denn er, so gut er's konnte, und da der Erste eine Autorität ist, so machten es die neben und nach ihm in demselben Kreise, und so entglitt tausendfach eine reiche historische Welt, und Alles ward von Neuem angefangen.

Melanchthon stand neben Luther, er hätte das neue Bewußtsein außerordentlich bereichern können, er hatte eine breitere Bildungswelt, war im Aristoteles geschult, im Humanismus gebildet, ein begünstigter Vetter Reuchlin's. Schon mit 16 Jahren hatte er eine griechische Grammatik herausgegeben, mit 17 Jahren las er Kollegia, mit 21 Jahren kam er nach Wittenberg neben Luther. Aber er war jung, voll Heimweh's nach Schwaben, unterworfen durch die Charakterschwere Luther's, ein fein gebildeter, aber kein schöpferischer Geist, der gegen Mancherlei verwahren, Vieles ausbilden, aber nicht durchgreifend für eine neuzumachende Welt

einwirken konnte. Das lag allein auf Luther's breiten Schultern, er war allein der Mann der That.

Wie fest eingerüttelt in die große historische Stellung er war, davon giebt ein unwiderleglich Zeugniß, daß er wie ein Riese alles das zusammenraffte, was in der damaligen Zeit den Begriff Literatur umschloß, daß er es in Herz und Sinn tief durcheinander arbeitete, es als eine neue Literatur umschloß, und als eine neue Literatur vor die erstaunte Welt hinlegte. Dies beweis't am Deutlichsten, daß jene grandiose Revolution ganz und gar in ihm gefühlt wurde. Sollte die bisherige Welt geläugnet und gründlich umgestaltet werden, so mußte auch ein ganz neuer Ausdruck entstehen, eine neue Sprache mußte geweckt werden, um all das halbe und verwandtschaftliche Wesen völlig zu vernichten, was bisher eine Aenderung an Haupt und Gliedern gehemmt hatte.

Diese Sprache hat Luther im Neuhochdeutschen erschaffen, und sie ist noch heute das Deutsch, was den Grund alles unseres Ausdrucks bildet, und was in seiner reformatorischen Gewalt Alles in sich hineingerissen hat, auch die entschlossensten Gegner. Was die äußere Macht nicht erobern konnte für die moderne Welt, das eroberte die Sprache, so daß viele geistreiche Leute, welche gegen den großen Wendepunkt der Geschichte mit bestem Rechte und Gewissen eifern, an Shakespeare's Julia erinnern. Sie sagt zu Romeo, gieb mir den Kuß zurück, den Du geraubt! und das geschieht, indem sie ihn von Neuem küßt. Oder an Ovid, der seinem Lehrer verspricht, er werde keine Hexameter mehr machen, dies Versprechen aber unversehens wieder in einem Hexameter giebt. — Sie haben gegen Luther gesprochen, aber in Luthers Sprache, die eine Erfindung des modernen Teufels war, den sie austreiben wollten. Dies war der von Luther ausgehende Bann, welcher den päbstlichen vernichtete.

Ob er sie erfunden, wie er sie erfunden habe, die Sprache, darüber ist viel gefragt worden. Alle menschliche Schöpfung in That und Gedanken ist nie etwas Anderes, als daß einzeln Vorhandenes, vielleicht nur verborgen Vorhandenes mit glücklichem Griffe mit einiger Zuthat zu einem Ganzen verbunden wird. Der Mensch schafft nichts Neues aus dem Vollen, oder richtiger gesagt, aus dem Nichts, dies thut nur die Gottheit; der Mensch braucht

Schritte. Die geniale menschliche That ist nur die, das Passende im passenden Augenblicke richtig zu ergreifen, und aneinanderzustellen; je rascher, je sicherer dies geschieht, um so größer wird der Erfolg sein, denn alles Plötzliche überwältigt doppelt, und der Muth dazu ist das Genie, ein Hauch der Gottheit. Darum hat alles Genie in seinem Kreise riesenhaften Muth.

Die Bestandtheile zur neuhochdeutschen Sprache lagen alle da, Jedermann konnte sie zusammensuchen; aber nur Einer hatte den sichern Blick, die schnelle und feste Hand dafür, dieser Eine war Luther. So sagt er einmal auch in seinen Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen.“

Diese gemeine deutsche Sprache stand allen Uebrigen zu Dienst, sie brauchten bloß Genie dazu, daraus eine neuhochdeutsche Sprache zu machen, so wie der Eine zum Andern sagte: Du brauchst bloß Kaiser zu sein, um über Alles zu herrschen.

Mehr denn vierzehn Male hatte man sich vor ihm sogar an das Hauptbuch, an die Verdeutschung der Bibel gemacht; aber es war nicht gerathen, die seinige galt aller Welt für die erste deutsche Bibelübersetzung, und die allgemeine Stimme giebt sie noch heute dafür aus, obwohl die Bibel in Wahrheit zum Mindesten 14 Male vor ihm übersetzt war.

Wie großartig, wie genial ist der Gedanke, diesen kühnen Versuch einer neuen Sprache sogleich mit der Bibel selbst zu machen, mit diesem gefährlichen Punkte aller damaligen Frage. Es war zu beweisen, ob man das Recht hätte, so mit profaner Hand ohne Weiteres an die Bibel zu gehen, und statt des Beweises gab er ihnen die That selbst in die Hände, eine deutsche Bibel, woraus der Beweis selbst wie ein Sturmwind heraussprang und reinigend und vernichtend über die Welt fegte. Das bescheidene Talent hätte seinen Versuch mit einer neuen Sprache an Exercitien gemacht, wo nichts verdorben werden könnte, um so eine Vorbereitung zu gewinnen; das Genie antwortete sogleich mit dem Vorwurfe selber, nur war dem Vorwurfe in aller Eil die Zunge gelös't zu einer neuen Sprache, so gut es die geringen Hilfsmittel dafür zuließen. Das war der Schlag; nachhelfen konnte man noch, Sylbenstecher hat's alle Wege gegeben, Leute,

die nach dem Ganzen greifen, immer wenige. Als er aus Worms eilte, wo er vor Kaiser und Reich gestanden, deutsch und lateinisch sich vertheidigt hatte, da ließ ihn bekanntlich der Kurfürst von Sachsen im Walde greifen, und als den Junker Georg oder Jürge auf die Wartburg bringen. In jenem Frühjahre 1521 dachte alle Welt, mit dem jungen, muthigen Doktor sei's vorbei, man hätte ihm den Garaus gemacht, sie schüttelten die Köpfe und raunten sich zu: daraus hätte vielleicht was werden können. — Dort auf der Wartburg aber legte Luther die rechten und nöthigen Steine aufeinander, daß etwas daraus würde, dort begann er die Bibelübersetzung. In ihr, in diesem literarischen Mittelpunkte einer neuen Zeit, lag auch der Mittelpunkt seines Reform-Unternehmens, seiner neuen Welt. Und so haben wir hier einmal den so seltnen Moment in der Geschichte, daß ein Ausdruck der Literatur alles Wohl und Wehe einer weltgeschichtlichen Epoche unmittelbar, augenblicklich und ewig in sich schließt.

Die deutsche Bibelübersetzung war die Armee der Reformation.

Er zögerte nicht mit Exercitien; nebenher warf er Proben hinab in die Welt, bei denen er vom Uebersetzen ausruhte, und seinem persönlichen Geiste Worte gab, Proben gegen Ohrenbeichte, Todtenmesse, Klostergelübde, welche unter dem Sturmwinde, der sie trieb, nicht wie Proben und exercitienhafte Broschüren aussahen, sondern wie Vorposten eines wohlbewaffneten neuen Sprachheeres. Daran erkannte man damals in Deutschland, daß Luther noch leben müsse, denn diese neue Sprache redete nur e r in solcher Macht.

Als Karlstadt und die Zwickauer Propheten seiner Vorstellung nach zu munter wurden, fuhr der Junker Georg herab von der Wartburg im Frühjahre 1522, ritt und fuhr durch Thüringen, die neue Arbeit, das deutsche Manuscript des Neuen Testamentes, wohlverwahrt bei sich führend, schrieb in der Herberge des kleinen Städtchens Borne, was in der Nähe von Leipzig liegt, einen gewaltigen Brief an den Kurfürsten, darüber, daß er sich nicht länger verstecken dürfe, zog die Junkerjacke aus, erschien wieder auf der Kanzel zu Wittenberg, predigte eine Woche lang jeden Tag, setzte sich hin mit Melanchthon, ging noch einmal Wort für Wort die Uebersetzung durch, und gab sie dann in Druck.

Ebenso rasch und unablässig machte er sich an's alte Testament; im Jahre 1534 war die ganze Bibel übersetzt und gedruckt, und erfüllte ihre große Aufgabe des Augenblicks. Mochte auch im Einzelnen selbst mit der damaligen Kenntniß Mancherlei noch zu verbessern sein, was Luther sehr wohl wußte; der Moment heischte das Heraustreten der That, und dafür war er der Mann.

Nun ging er an die nie ruhende Verbesserung, und mit einer ungemessenen Ehrfurcht erkennt man hierbei, was oft ein einziges harmloses Wort, wie es jetzt ungeprüft aus jeglichem Munde rollt, den wackern Luther gekostet hat. Johann Mattheus sierzählt darüber: Der Doctor übersah zuvor die ausgegangene Bibel, und studirte bei Juden und fremder Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutschen nach guten Worten, wie er ihm denn etliche Schöps abstechen ließe, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennt. Luther selbst sagt: „Ich hab' mich im Dollmetschen der reinen und klaren, deutschen Sprache beflissen, und hab oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen ein einiges Wort gesucht und gefragt, und es doch bisweilen nicht finden können.“

So erschienen stets verbesserte Ausgaben bis noch kurz vor seinem Tode.

Welch ein außerordentliches Moment der deutschen Geschichte in dieser Erfindung einer allgemeinen neuen Schriftsprache lag, das stellt sich gebieterisch dar. Von großer Wichtigkeit war es ferner, wie sie sich gestaltete. Sie zog nämlich einen großen Theil Deutschlands in die mitsprechende, zum Theil vorsprechende Reihe, welcher bis dahin eine ganz untergeordnete Rolle gespielt, das nördliche und östliche Deutschland. Dies drückte der einbrechenden Prosa-Epoche einen tiefen Stempel auf: dieser Theil Deutschlands ist von Hause aus, durch Umgebung und daraus wachsende Sitte, mehr zur nüchternen, klaren Geistesthätigkeit gerichtet, das poetische Wort muß von tiefster, ächtester Wahrheit stammen, wenn es ihn fassen und treiben soll, nichts neigt in ihm zu leichter, schimmernder Illusion. Er also nahm denn auch baar und nüchtern und tüchtig die neue Wendung der Welt auf; was von alter Poesie noch herumflattern mochte, ihn kümmerte es nicht, fest und allein ergriff er den reformirten Glauben, und was in diesem breiten Prosakreise zu thun, was zu ermitteln, zu

ordnen, zu sichten, was vorzubereiten war für die Möglichkeit einer neuen Poesie, das hat der nun herrschende Nordost von Deutschland redlich gethan. Das einzig Mögliche und Nöthige der Prosa hat er wie ein getreuer Diener versehen: er hat den abstrakten Gedanken bei Sonnenaufgang und Untergang gewendet und geklopft, er hat die deutsche Philosophie ausgebildet, welche von jetzt an das Herz deutscher Geistesentwickelung wird. Wen die Liebe verläßt, den nimmt die Bildung auf, so geht es durch's Leben des Einzelnen, wie durch's Leben der Gesammtheiten.

Luther's Heimath und Jugend war der Weg, durch welchen Norddeutschland in die Sprache und somit in die Literatur kam; sein späterer Aufenthalt im tieferen Sachsen zog das östliche Deutschland hinan. Auf den Flächen von Wittenberg ist eine Sprachscheide: durch die Lausitz herab kommen hierher noch die letzten Töne des Schlesischen, Sächsisch-Schlesischen, Obersächsischen; durch die Mark einzelne, letzte Schärfen des Märkischen. Und Luther brachte seine Mansfeldische Jugendsprache, die durch den Harz von Norddeutschland herab manches Feste und Harte in sich schloß. Im Thüringischen, ja bis an der hessischen Grenze desselben, hatte er die Sprache seiner Schulbildung geredet, dahinein, besonders nach Eisenach, reichte mancher hessische und über den Wald herüber mancher fränkische Laut. Luther war gereis't, hatte mit Mönchen verkehrt, deren bedeutendste noch immer aus dem Süden kamen, Melanchthon aus der Rheinpfalz gebürtig, im innersten Schwaben aufgeweckt, ergänzte, so weit es Noth that, diese südliche Hälfte — so umspannte sein Sprachschatz einen großen Theil des Vaterlandes, und konnte Anklang in ferne Winkel geben. Vorherrschend aber war das heimathlich Nördliche, und das zunächst andrängend Oestliche, besonders jenes, was dem Niederdeutschen zunächst liegt.

Die gewöhnliche Bezeichnung, das Sächsische sei Hauptstock des Neuhochdeutschen geworden, hat etwas sehr Mißliches. Denn es ist darunter eine Färbung des Alt-Niedersächsischen, was in Norddeutschland herrscht, und namentlich mit dem heutigen Sachsen nicht das mindeste Gemeinschaftliche hat, und eine Färbung des Modern-Sächsischen zu verstehen, wie es sich in der Schrift ausnimmt. Ton, Fall, kurz Accent der neuen Rede neigte auf's Stärkste nach dem Norden.

Man hat es vielfach bedauert, und gewiß auch mit bestem Rechte, daß das ausgebildete, weiche Süddeutsche keinen größeren Raum gefunden hat.

Aber es ward nun einmal solchergestalt, daß alle deutsche Literatur auf einen einzigen Mann sich häufte, auf Dr. Luther, und noch lange nachher bleibt er die Alles überragende Hauptperson, so daß sich die Literargeschichte für ein ganzes Jahrhundert nur an ihn zu halten hat. Die nächste Ausdehnung und die nächste Beschränkung datirt von ihm, im Guten wie im Uebeln ist er Alles. Daß er eigensinnig, augustinisch gebildet, heiter, hausväterlich war, Alles das giebt für lange Folgezeit die Norm ab. Die Reformer aus der Schweiz stieß er in die Einsamkeit, Zwingli's Thränen zu Marburg rührten ihn nicht, und ebenso auf andere Partikularitäten setzte er seinen Trotzkopf — der lange, dürre Baum beschränkter Streitigkeiten der Geistlichen wuchs daraus, welcher die nächste Zeit so traurig machte, die ärmliche, kleine Zelle eines neuen Glaubens bildete sich daraus, wo Phantasie und Kunst so wenig Raum fanden. Daheim mit seinem Weibe und seinem kleinen Hans war er ein sinniger, gemüthlicher Mann, der seinen derben Scherz über Tische machte, der einen lustigen Spruch reimte, in lauschiger Dunkelstunde die Flöte blies. Auch davon ging eine leise Neigung in die nächste Zeit über, er selbst aber blieb mit seiner überall stark ausgedrückten Menschheit die Hauptfigur.

Seine Schriften sind also der erschöpfende Mittelpunkt dieser Zeit, und es hat etwas naiv Rührendes, wenn sich die Literaturgeschichten bei Anfang dieses Zeitraumes mit den Paar unbedeutenden Verskünstlern weitläufig abgegeben, statt sich mit aller Schwere auf diese eichenstarke Erscheinung zu werfen. Es sind diese Schriften Luther's vielfältig gesammelt, aber in der einen Sammlung waren Lücken, in der andern war das Lateinische übersetzt, so daß es bis vor Kurzem an einer treuen, vollständigen Ausgabe fehlte. Deshalb war es sehr erwünscht, als 1827 zu Erlangen eine neue veranstaltet wurde. Sie enthält 50 Theile.

Was besonders die kleineren Traktate, die eigentlichen Broschüren der Reformation für einen Eindruck machten, wie zum Beispiel „der Sermon von Ablaß und Gnade" — „von dem ehelichen standt," „die Kirchenpostille" — „vom Pabstthum zu

Rom" in einigen Jahren zehn bis dreizehn Male aufgelegt wurden, was überhaupt die so blutjunge Presse für eine Thätigkeit entwickelte, das ist von einer Zeit kaum zu glauben, die sich sonst so zerstückt erwies. Was von wirklichem Lebensinteresse da war, drängte sich um Luther.

Außer seiner Bibel und all den rein theologischen Schriften, wohinein die Katechismen, die Predigten, die Trost- und Streitschriften, die Sendschreiben zu rechnen sind sammt den Kirchenliedern, nehmen seine Tischreden noch eine sehr eigenthümliche Stellung ein, und gewähren manchen Blick in Ansicht und Zustand des übrigen Lebens. Mit einer bewundernswerthen Sorgfalt und Objecktivität hat er die Bibelübersetzung rein erhalten von den niedrigern und trivialeren Wendungen des Kampfausdruckes, wie er besonders in den Streitschriften einhergeht. Hierin gleicht er oft dem gröblichst, aber dauerhaft geharnischten Lanzenknechte, der durch Dick und Dünn muß, dem die dicksten Schädel unter die Finger kommen, und der eher ein Wort und einen Schlag zu viel giebt, als zu wenig. Heine bemerkt dabei ganz erschöpfend, daß eine Revolution nicht mit Orangenblüthe gemacht werde. Dies Terrain war auch dem lange verschlossenen, kolbigeren Accente der Niederdeutschen sehr günstig, darauf entwickelte er seine ganze Wucht, und nachdem solchergestalt die Schlacken abgeschlagen waren, ließ er ein tüchtiges Theil Kraft dem Neuhochdeutschen zurück.

Wenn noch erwähnt ist, daß Luther und Melanchthon auch den speciellen Jugendunterricht begründeten, und das, was niedere Schulanstalt genannt wird, also auch hierin und für alle nächste Zukunft die geistige Entwickelung ergriffen, so kann man einen Augenblick von der mächtigen Person Luther's abgehen, und nach der übrigen Prosaliteratur damaliger Zeit umschauen.

Freilich gruppirt auch sie sich durchgehends um Luther, zum größeren Theile in verwandtem Zwecke, und überall in Aufnahme seines Ausdrucks.

Nur ein Buch des berühmten Nürnberger Malers, Albrecht Dürer's, der berühmt ist durch seine Bilder und seine plagende

Hausfrau, steht als selbstständige, eigenthümliche Schöpfung da. Es enthält artistische Anweisungen und Lehren, Unterweisung, wie man mit Zirkel und Richtscheit umgehen müsse, und vier Bücher von den menschlichen Proportionen. Dürer starb schon 1528, und es wäre also anzunehmen, daß diese Schriften in sprachlicher Hinsicht von Luther unabhängig seien. Aber auch diese Annahme kann nicht ohne Weiteres gelten, da die Sachen wirklich erst in seiner letzten Lebenszeit von 1525—28 geschrieben sind, wo Luther's Sprache schon arbeitete in jeder Hand und Zunge. Eins aber bleibt Dürer gewiß: sein Terrain ist ein ganz anderes, Luther hatte nicht mit Kunstausdrücken der Form und des Schönheitsverhältnisses zu thun, und da sich Dürer sehr rein und frei von ausländischer Bezeichnung gehalten hat, so bleibt ihm ein großes Verdienst unbestritten.

Auch wird einer sehr frühen Grammatik Valentin Ickelsamer's erwähnt, welche eine derartige Beherrschung der neuen Sprache schon um 1525 oder 27 versucht habe. Die Kritik ist aber mit dieser Jahresbestimmung noch durchaus nicht auf dem Sicheren. Josua Maaler, ein Prediger aus der Schweiz hat 1561 ein lexikographisches Buch über die deutsche Sprache herausgegeben, und die beste deutsche Grammatik dieses Sprachabschnittes erscheint merkwürdiger Weise lateinisch von Johann Clajus, der 1592 stirbt.

Dagegen dicht an Luther schließt sich die berühmte Ausgabe der deutschen Sprichwörter von Joh. Agricola im Jahr 1528. Dieser Agricola hieß eigentlich Schnitter, wie denn diese humanistische Sitte, sich griechisch und lateinisch umzunennen, den meisten Gelehrten damals eigen war. Bekanntlich hieß Melanchthon Schwarzerd; er hat aber seinen griechischen Namen so durchgesetzt, daß Niemand mehr an den deutschen dachte. Es gewährt dies einen Blick, wie geringschätzig alles Nationale von dieser humanistischen Richtung behandelt werden mußte.

Schnitter-Agricola war auch aus Eisleben, sein Ausdruck hatte also von Hause aus die stärkste Verwandtschaft mit dem Luther'schen und wird als kernhaft und kräftig gerühmt. Die Vorrede, welche er zu diesen Sprichwörtern gab, ist in vieler Weise merkwürdig, sie macht den Deutschen dieselben Vorwürfe, die heute noch bei den guten Patrioten geläufig sind.

Wir Deutsche sind Deutsche, sagt sie, wir haben das Unsere gering geachtet, wie ehrlich es auch gewesen, wir haben auf anderer Leut und fremder Nation Wesen, Sitte und Geberde gegafft, gleich als hätten unsere Alten nichts Rechtes gesagt oder gethan — „wir Deutschen tragen nun forthin Welsche, Hispanische und Französische Kleidung, haben Welsche Cardinal, Französische und Spanische Krankheiten, auch Welsche praktiken."

Dabei trägt der gute Mann selbst einen fremden Namen. Es gewährt ein ganz eigenes Licht, wenn man diesen und ähnlichen Vorwürfen bei jedem Theil unserer Geschichte begegnet.

Bei weitem selbstständiger erscheint Sebastian Franke, der ebenfalls Sprichwörter gesammelt und erklärt, vielerlei Didaktisches geschrieben, übersetzt und eine Weltchronik bis 1591 in deutscher Prosa gegeben hat. Sein Bezug ist viel näher zu der früher erwähnten Richtung Tauler's, als zu den Reformatoren. In jenem mehr zum Metaphysischen neigenden Ausdrucke hat er die feinsten Worte und Wendungen entdeckt und sich in solchem höheren Elemente abgesondert von dem Reformgange erhalten, welcher zunächst auf eine populäre Richtung sehen mußte. Man weiß von diesem Franke, der aus sich heraus eine feine, eigenthümliche Bildung brach, nichts Genaueres, als daß er ein unstätes Leben geführt und mehr Genie als gelehrte Kenntnisse besessen habe. Gewöhnlich wird er als protestantischer Geistlicher zu Donauwörth angeführt und sein Tod 1545 angegeben. Er ward vielfach verfolgt und gilt für einen Wiedertäufer. In Lessing's Nachlasse finden sich Proben.

Noch wird Sebastian Münster mit einer „Weltbeschreibung" in der Volks-Prosa und Goswin Wasserleiter genannt, welcher in einer „Logik" die abstrakten Begriffe deutsch auszudrücken versucht hat. Daß diese und ähnliche Bestrebung keinen Fortgang gefunden und uns nicht eine Terminologie für alles Abstrakte ausgegraben hat aus heimischem Schachte, bedauern wir heute noch auf's Tiefste, wo uns für die Bezeichnung solches Bedauerns nur die von fremdher eroberten Worte „Terminologie" und „abstrakt" zu Gebote stehen.

Zwingli, in Auffassung der höheren Fragen noch konsequenter rational als Luther, dem ein mystischer Drang, ein kräftiges Lied und die Flöte geblieben war, Zwingli hat weniger Schöpfer-

kraft besessen, und der heimathliche Schweizerdialekt, der immer rauh wie der Fels des Landes und unschön gewesen ist, hat ihm die Literatur versperrt. Seine Schriften, die Theologisches und Didaktisches, selbst einige Gedichte, wie „das Labyrinth" enthalten, haben direkt keinen Einfluß auf die Literatur gehabt, und sind nur durch die bekannte Differenz hinsichts des Abendmahls und die daraus folgende schwere Trennung der protestantischen Kirche von Wichtigkeit geworden. Dieser Mangel an naher literarischer Einwirkung ist besonders seiner Predigten wegen zu bedauern, die sehr gebildet und kunstreich abgefaßt sind, im Allgemeinen aber auch eben darum, weil sich in ihm die neue Prosa am Konsequentesten und Nüchternsten dargestellt hat. Dies wäre für den gründlichen Anfang einer neuen Sprach- und Denkweise ein sehr wichtiger Einschlag gewesen.

Von den Predigten werden gewöhnlich aus jener Zeit noch die des Matthesius angeführt, eines Schülers von Luther, und des Johannes Arndt, der in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gehört, und ein vielbesprochener, sanfter Ausdruck des späteren Mysticismus ist. Sein „wahres Christenthum," sein „Paradiesgärtlein," seine „Erklärung der Psalmen" und „der ganze Katechismus in 60 Predigten" sind von den Gläubigen heute noch gesucht.

Es bleibt uns noch die rein weltliche Seite dieser Zeit und deren literarische Schöpfung, die allerdings sehr unbedeutend ist, und auch wiederum in Luther's Tischreden genügend charakterisirt wird.

Das Wichtigste reicht noch vom vorigen Zeitraume herüber, und ist dort angeführt, so die Prosa, welche sich der poetischen Sagen bemächtigt, den Kaiser Octavian, die Magellone, den Fortunat, ewigen Juden und Faust darstellt. Dahin gehörig ist nur etwa noch der Amadis zu nennen, welcher als Hauptroman kursirte, und über dessen französischen oder spanischen Ursprung viel gestritten worden ist.

Ebenso ist dort der Chroniken gedacht, und nur die schweizerische des Aegidius Tschudi anzureihen. Sie wird als

eins der besten deutschen Geschichtswerke gerühmt. Von anderen Chroniken existiren noch folgende: eine pommer'sche von Thomas Kantzov, eine liefländische von Peter Russow, eine preußische von Lucas David. Zacharias Theobald hat den Hussitenkrieg beschrieben, von Herrn v. Kinckelbach ist eine „deutscher Nation Herrlichkeit," und vom berühmten Götz v. Berlichingen jene wie mit dem Schwertknaufe abgefaßte Selbstbiographie übrig, welche Goethe für sein erstes Buch benutzt hat.

Dergleichen verliert sich aber Alles mehr oder minder noch im Dialekte, oder ist in später Zeit gedruckt, und hat für das Neuhochdeutsche selbst nicht die Wichtigkeit. Aber ein wirklich wichtiger, und in seinem Reichthum für Sprache, Wendung und kühnsten Griff viel bedeutender Autor war der Jurist Johann Fischart, der unter allerlei Namen auftritt, bald Mentzer, bald Retzem, bald Fischmenzweiler, bald Elloposkleros, bald Pickhart, bald Wüstblutus heißt. Sein „philosophisches Ehezuchtbüchlein" und sein dem Rabelais nachgebildeter Roman „Gargantua und Pantagruel" sind sehr merkwürdige Zeugnisse. Besonders in diesem frei nachgebildeten Romane springt der wildeste, aber genialste Unband von Erfindung umher, und da kein Geschmack zügelt und kürzet, so ist eine freche und interessante Ausgeburt einer jungen Sprache zum Vorschein gekommen. Nach den Luther'schen Streitschriften zeigt jenes neugebildete Deutsch nirgends eine solche strotzende Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Wie sehr das auch in Fischart über die Möglichkeit hinaus gejagt und gezerrt sein mag, er bleibt ein sehr wichtig Denkmal, besonders da in ihm die sinnliche Seite bis zur Grellheit heraus gekehrt ist, welche bei einer vom abstrakten Gedanken aus revolutionirenden Zeit wenig Beachtung finden konnte.

16.

Das Kirchenlied.

In diese Lyrik rettet man sich mit dem richtigsten Takte, man fängt das poetische Verhältniß von vorne an, man sucht Gott im freien, lyrischen Aufschwunge.

Das Kirchenlied ist auch in alle Wege das Beste, worin sich diese Zeit versucht, und worin sie's zu einer redenswerthen Formation gebracht hat, wenn von Versen die Rede sein soll. Luther ist auch hier Vorgang und Herr. Seine Seele war zu tief eingetaucht in einen religiosen Verkehr mit dem Ewigen, als daß er nicht die musikalische Vermittelung zu würdigen gewußt hätte, der lateinische Gesang der alten Kirche hatte mit seiner schönen Schwinge ihn so oft und so weit aufwärts getragen, die Harmonie des vollklingenden Rhythmus und Numerus, der feierliche, süße Reiz, welcher wirklich in den lateinischen Gesängen des Mittelalters lag, das Alles webte noch in ihm — zum Erstaunen und Aerger manches späteren Lutheraners behielt er sogar jetzt noch einige Responsorien und Antiphonien in lateinischer Sprache bei, weil sie ihm für den religiosen Aufschwung der Seele von bloßer Anregung schienen.

Auch darin liegt ein Beweis, daß Luther die erprobten Vortheile der alten Welt nicht gern völlig aufgeben wollte. Sein mystischer Drang hielt auch in diesem Punkte manch' inniges Wort des alten Katholizismus aufrecht, und erwies sich in dieser Erfindung des deutschen Kirchengesanges vollkommen folgerecht.

Dieser mystische Drang nämlich verlangte, daß sich jede einzelne Person ihrem Gotte gegenüber verlautbare, daß sie aus dem Herzen einen Ton heraufhole und ausspreche, sich nicht begnüge mit der Stellvertretung durch das priesterliche Wort. Die Mystik verlangte durchaus eigene Thätigkeit. Für den öffentlichen Gottesdienst konnte dies nicht anders geschehen bei einer großen Menge, von denen Viele sicherlich nicht genug eigene Schöpfungskraft besaßen, um sich eine eigene Verbindung mit Gott und einen eignen Ausdruck dafür zu erbauen, es konnte nicht wohl anders geschehen, als daß ein gemeinschaftlicher Sang hingegeben wurde, den wenigstens die Stimme jedes Einzelnen ergreifen konnte. Dahinein konnte er seinen Drang ausströmen, er konnte sich in einer wirklichen That das Herz erleichtern. Dies geschah auf der ersten Station, wo sich Sinn und Absicht des Menschen einer Poesie bemächtigt, es geschah im Liede.

Vor diesem Kirchenliede also hat man achtungsvoll still zu stehen, denn es ist dies ein von Luthers gesundem Sinne sehr richtig angegebener Anfang zu neuer Auferbauung einer poetischen Welt.

Daß Luthers Anfänge theilweise von ihm selbst zu frühzeitig in einen Abschluß beschränkt in eine voreilige Grenze gesperrt wurden, ist freilich eben so zu beklagen, als die totale Schöpfungsunmacht seiner theologischen Nachfolger, welche das neue Leben zur dürren Formel vertrockneten, welche keiner andern That fähig waren, als wie in partikularer Streitigkeit recht viel ausschließende und niederdrückende Kraft entwickelt werde.

Luther selbst ward freilich vielfach dazu gedrängt, besonders durch die Bauernaufstände. Mit einem bemerkenswerthen Instinkte ergriff der gemeine Mann das große Revolutionsmoment, was eingetreten war. Er ward durch und durch inne, daß die Bindung der bisherigen Welt aufgelös't sei, und daß eine totale Umgestaltung versucht werden könne; er brach auf mit Sense und Spieß, und sein Gebrüll nach einem neuen Zustande flog entsetzlich über Wald und Feld. Dies mußte bestürzen. Melanchthon, mehr im Kopfe der Reformation wohnend, als Luther, der im Herzen derselben lag, gab ein Gutachten über die Artikel der Bauernschaft und verdammte sie unbedingt zu unbedingtem Gehorsam und Dulden. Luther, ganz anders, manche Konsequenz

seines großen Schrittes empfindend, innig, muthig und schmerzhaft empfindend, gestand den Bauern mancherlei Forderung zu, und verlangte nicht nur von ihnen, sondern auch von den Fürsten ein Billiges. Als sie aber unter Thomas Münzer zum Aergsten schritten, als die barockste Schwärmerei und Offenbarung vor ihnen hergetragen wurde, da übermannte ihn sein heftiger Zorn, er sah Alles gefährdet, und rief, man solle sie todtschlagen wie die tollen Hunde.

Diese Bauernaufstände, welche die losgerissene Fessel so klirrend durch das Land schleppten, welche diese Fessellosigkeit der Welt so weise benutzten, daß allgemeine Gleichheit, Gütergemeinschaft und die freiste Deutung der heiligen Schrift verkündigt wurde, daß er mit seinen Collegen zu Wittenberg ein geistloses, sanftlebiges Fleisch genannt wurde, diese Bauernaufstände jagten ihn Hals über Kopf in eine frühe Abschließung hinein. Seine Nachfolger sahen diese augenblickliche Nothwendigkeit für eine absolute an, und statt zu schaffen, schien ihnen nichts nöthig, als zu sperren und auszuschließen. So gewann der frische Anfang neuer Hervorbringung, welcher im Kirchenliede aufbrach, keine weitere Folge.

Man hat bei diesem voreiligen Abschlusse des Reformgedankens mehr denn je nach einem höheren historischen Standpunkte umzuschaun, und in dem späteren Verlauf die Gesetze einer Nothwendigkeit aufzusuchen, welche für den ersten Anblick so lähmend auftritt. Aehnliche Punkte treten später besonders im politischen Ausdrucke der Geschichte ähnlich hervor, da zum Beispiele, wo Napoleon und Ludwig Philipp die politische und sociale Revolution fesseln. Es hat der Historiker da mit Aufopferung seiner dramatischen Theilnahme sorgfältig umherzuspähen, was eine Zeit alles nachzuholen gehabt, wie sie noch tausendfach in beschränktem Kreise ausbilden und aufräumen mußte, um ihr Bewußtsein zu vervielfältigen und auszufüllen. Daß in einem solchergestalt vervielfältigten und ausgefüllten Bewußtsein das allgemeine Bewußtsein selbst ein anderes wird, daß es den Ausgang seines Bestrebens ganz wo anders findet, als wohin der erste Drang gerichtet war, dafür ist jene Reformkrisis jetzt ein deutlicher Beleg, wo man drei Jahrhunderte dahinten übersieht.

So stellt es sich dar, daß die Wissenschaft auch in jenem frühen Abschlusse der Reform eine Thatsache respectiren und sich

bescheiden muß, da uns die Kenntniß dessen nicht gewährt ist, was sich hätte bilden können.

Wir müssen eben den Tag nehmen, wie ihn Sonne und Regen, Wind oder Kälte, unabhängig von uns, gewährt. Eben so die lange Steppe der literarischen Produktion, welche sich in Luther aufnimmt und verliert, und in fast durchweg schwacher Bestrebung durch die Jahrhunderte geschleppt wird, bis sie in Lessing eine feine, vorbereitende Hand und in Goethe einen glücklichen Ton findet. Das Kirchenlied, was so passend aufwachte, war eine falsche Verlockung und brachte keine weiteren Früchte.

Aber es war der eigentlich gesunde poetische Ton aus jener Zeit.

Luther hat darin Vortreffliches geleistet, Kraft, Tiefe und Fülle zeichnet seine berühmten Lieder aus, sein „eine feste Burg ist unser Gott," welches er auf dem Wege nach Worms dichtete, und womit er dort einzog unter den geharnischten Troß des versammelten deutschen Reiches und eines halb spanischen Kaisers; ferner sein „aus tiefer Noth schrei ich zu dir" und wie die starken Anfänge weiter heißen. Es war ein unberechenbarer Gewinn, daß eine musikalische Welt in Luther schlummerte, daß er Flöte bließ, sogar komponirte und eine volle Sangesbrust besaß. Er gab auch den Ton dazu an, aus den weltlichen Balladen, welche die Volksstimme umhertrug, geistliche Lieder zu machen, wie er es zum Beispiele mit dem Gedichte that „von zwei Märtyrern zu Brüssel." Da lag Gang und Melodie dem Volke bereits so nahe, daß der neue, oft nur etwas gewendete Text mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Wie viel das zu sagen hat, begreift nur der, welcher sich eine lebhafte Vorstellung davon machen kann, was es mit dem poetischen Sangestriebe einer Nation für eine tiefe Bewandniß hat. Aller Sang und Klang einer alten Zeit, der reichen katholischen Zeit war abgeschnitten, aller Anklang daran galt für papistisch — wohin sollte man flüchten, wenn das Herz pochte nach einem erhebenden Tone!

Die erste Liedersammlung von 1524 enthielt nur acht Lieder, vier Jahre darauf gab es schon 56, und am Ende des Jahrhunderts schon 600. In dem darauf folgenden stieg es über 30,000. Alles flüchtete in diesen Ausdruck, und das Mittelmäßige häufte

sich darin auch bergehoch. Die Literatur davon ist von den Predigern so sorgfältig, ja kleinlich aufgespeichert und eingetheilt, wie man nur in schwerem Winter Getraidekörner zählen und ordnen mag.

Bemerkenswerth ist, daß sich das Niederdeutsche in seiner plattdeutschen Art lebhaft an diese Erscheinung schloß, daß besonders Pommern sich thätig bewieß, worüber uns Monicke Ausführliches von dortigem Kirchengesange und der Sammlung in Gesangbücher mitgetheilt hat. Bis dahin war aus jenen Gegenden noch nie eine Sangesstimme gehört werden.

Von Luther selbst sind gegen 40 Lieder da, die bedeutendsten Sänger dieser Gattung außer ihm sind folgende: Paul Speratus, Nicolaus Decius, Johann Poliander, Paul Eber, der populäre Nicolaus Herrmann, Nicolaus Selneccer, Martin Schalling, Bartholomäus Ringwald, Philipp Nicolai.

Für die Geschichte dieses wichtigen Zweiges der Literatur hat sich Koch und besonders Rambach ausgezeichnet. Von Langbecker, von Bunsen und zuletzt von Häuser, der auch besondere Rücksicht auf die Kirchenmusik genommen, sind die neusten Bücher darüber. Hofmanns „Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther" wird als treffliche Vorarbeit ausgezeichnet. Man hat sich viel verdienstliche Mühe um den Nachweis gegeben, welche Verwandtschaft diese Lieder noch mit den Volksliedern behielten und wie sie allmählig alle Dichtung in den Bereich der Gelehrten hinüberleiten.

Bei diesem wichtigen Punkte neuer Literatur ist auch wiederum jener vielbekannte Meistersänger Hans Sachs zu nennen, welcher am Schlusse der alten Welt erwähnt ist, weil er großentheils dahin gehört. Ein langes Leben, eine unermüdliche Behendigkeit ließ ihn freilich auch an aller neuen Umwandlung Theil nehmen, er begrüßte Luther 1523 mit dem Titel der Wittenberger Nachtigall. Er dichtete ebenfalls Kirchenlieder. Aus jenem Titel, welchen er Luther beilegte, erwächs't die Andeutung, was ihn zunächst und hauptsächlich bei Luther interessirt habe. Es war der innerliche Klang dieses geharnischten Mannes, welcher sich keinen Augenblick verläugnete, obwohl er gegen die große Harmonie der alten Welt zürnend und feindselig auftrat.

Der bürgerliche Schuhster, der Nürnberger Meistersänger, fand denn auch viel Verwandtschaftliches in den vernünftig auflösenden Elementen einer Reform, welche die bescheiden bürgerliche Vernunft der vornehmen alten Geschlossenheit entgegenstellte. Der Meistergesang, dessen talentvollster letzter Vertreter Hans Sachs, war ein Uebergang in die bürgerliche Reformzeit, dem der Muth und das Genie fehlte zu einer bürgerlichen Reform, und der im Kirchenliede eine neue, höhere Sammlung fand.

Man kann mit Hans Sachs weder eine Epoche abschließen, noch eine Epoche anfangen, er steht an der aufgerissenen Kluft, an dem stets tiefer reißenden Spalte der Zeit, und mit behenden Gliedern und an der Stange seiner Tabulatur und seines geschmeidigen Talentes springt er hinüber und herüber, wie ihn eben der Augenblick drängt. Es ist nicht zu vergessen, daß seiner Zeit der Spalt noch schmal war, und dies Ueberspringen noch möglich blieb. Hatte das Princip auch auseinander gerissen, so war man doch noch schüchtern, selbst im Principe, man wollte den Riß eher aufhalten und erweitern, man gehörte noch durch Erziehung, Sitte und Gewohnheit in's jenseitige, mit dem Mittelalter zusammenhängende Land. Da konnte Hans Sachs noch allerlei durcheinander treiben, und als solche wunderliche Mischgestalt existiren, wie er sich wirklich darstellt.

Aber just darin ist eine große Wichtigkeit dieses letzten Meistersängers aufzufinden, just darum stellt er einen mannigfaltigen Reichthum dar.

Wenn der poetische Klang, in welchen Luther stets gehüllt, von dem er umschwungen blieb, nicht für so wichtig gelten sollte, so würde auch alles Uebrige der Stellung dafür sprechen, daß sich die letzten Erben einer alten Zeit, die Antheil am Neuen nahmen, doch besonders durch Luther gefesselt sehen mußten. Luther war jener historische Meister, welcher inmitten aus dem Alten auftauchend, bedeckt und gefärbt von dem Alten, die Welt zum Neuen rief — solche Dichter sind es, welche fortreißen, nur sie allein machen Völker zu Proselyten. Zwingli war bereits viel nüchterner, das heißt viel aufgeklärter, und seine Partei, die reformirte, wäre ein kleines Häuflein geblieben ohne Calvin, welcher sich mit einer tiefen, gewaltsamen Natur eben auch dem alten Augustinismus, nur auf etwas feinere Weise, anschloß.

Melanchthon, durch seine Bildung und geistreiche Spekulation Allen überlegen, griff weiter denn Alle, gehörte fast durchaus einer späteren rationalistischen Kultur an, und deshalb war es unmöglich, daß er Leute wie Hans Sachs locken und fesseln konnte. Hätte Melanchthon nicht ein so sanftes und nachgiebiges Herz gehabt, die Reformer selbst hätten ihn zum Tode verurtheilt. Sein Wesen hatte nichts mehr mit dem Bewußtsein eines Hans Sachs, dieser springenden Brücke aus dem Alten in's Neue, aus dem Neuen in's Alte, zu schaffen. Hans Sachs muß immer in Gesellschaft Luthers aufgeführt werden.

Dieser merkwürdige Mann ward 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater war ein Schneider. Hans besucht die lateinische Schule, lernt die Schuhsterei und vom Leinweber Runnenbeck die Meistersängerei. Noch nicht 17 Jahr alt, geht er auf die Wanderschaft, nach Regensburg, Innsbruck, Cölln, Aachen, kommt wieder nach Nürnberg zurück und verheirathet sich 1519. Da ergreift ihn Luther, er dichtet ihm in der Geschwindigkeit ein allegorisches Gedicht „die wittenbergische Nachtigall," und das Kirchenlied „Warum betrübst du dich mein Herz." In Summa hat er 6048 poetische Stücke geschrieben in 34 Foliobänden. Davon sind 5 Foliobände gedruckt. In seinem Alter nämlich hat er selbst nach besten Ermessen den Waizen von der Spreu gesondert, und 4200 Meisterschulgesänge, 208 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, und 73 verschiedenartige Lieder vorgefunden.

Man unterscheidet zwei Hauptperioden bei ihm: in der ersten nahm er lebhaft, aber fast durchgängig gemessen, leidenschaftslos an dem Drange der stürmischen Gegenwart Theil. Das merkwürdige Maaß in ihm, was neben dem auf's Handeln gestellten Luther und Hutten so auffallend absticht, hat ihm sicher einen großen Theil von Goethes Interesse erweckt, was dieser so lebhaft an ihm nahm. Einmal nur, 1527 war er mit Osiander rücksichtslos und direkt in der „wunderlichen Weissagung von Pabstthume" gegen dies herausgefahren; der Rath von Nürnberg verwies ihn darüber herbe an den Leisten, und Hans Sachs hat dies als dauernde Lehre in sich verarbeitet. In der zweiten Periode wendet er sich der Reproduktion alter Stoffe, klassischer und mittelalterlicher zu, und der behaglichen Schilderung des

Einzelnen. Man rühmt an ihm, daß er die Tendenzen der alten Sittenlehre in's Volksbewußtsein gebracht habe.

So stand er in hohem Ansehn bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, dann ward es Stil, über ihn zu spotten, und erst Wieland und Goethe haben ihn wieder zu Ehren gebracht. Es ist thöricht, ein überaus regsames Talent in ihm nicht anzuerkennen, dem Erziehung und Genie versagt sein mochte, die Sachen in großem Griffe zu fassen und in gebietende, unüberwindliche Erscheinung zu bannen. Seine Stellung war ganz geeignet, den ersten Dichter des Zwiespaltes und der Kontraste zu erzeugen. Dazu fehlte allerdings Muth und Größe. Begnügen wir uns mit dem Anblick eines aufmerksamen Beobachters, der fein sieht und fleißig lies't, der ein gesundes, frisches Naturell heiter und munter auskauft.

Lebhaft interessirte er sich auch für das Drama, und hat besonders in seiner zweiten Lebenshälfte nach Kräften beigesteuert. Daß eine Zeit wie die seinige darin zu keiner großen Kunst gelangen konnte ohne ein außerordentliches Genie, das liegt offen da. Die mittelalterliche Zeit war todt; in ihr selbst bestreite sich Niemand zu einem so darüber hin blickenden Vortheile und Standpunke, wie er für das Drama erfordert wird. Gottfried von Straßburg wäre der Begabteste dafür gewesen, und über seinem „Tristan und Isolde" schwebt auch ein leichter dramatischer Hauch.

Aber er trat, wie angedeutet wurde, nicht über das Zugeständniß hinaus; die feine Laune schattirt, aber sie erfindet nicht leicht eine noch ungebrauchte Form, sie spielt mit der dargebotenen, und ein so formell abgefeimter Geist wie Gottfried's ist nicht geneigt, etwas aus dem Rohen und Groben zu versuchen, wo er des saubersten und glattesten Gewinns nicht sicher ist. Auch starb er darüber hin.

Jetzt, an der großen Wetterscheide, fehlte es durchaus an dichterischen Genie's, man hatte, wie zum Beispiel Hans Sachs darthut, durchaus noch nicht die Kraft und das Geschick, das reiche Mittelalter unabhängig zu überblicken, und daraus mit Auge und Hand der Neuzeit ein objektives Machwerk hinzustellen, wie das Drama eins ist. Man war noch zu befangen, zu betheiligt, und erst, als die Scheidung in Wahrheit unwiderruflich

15*

ausgesprochen und festgestellt war, erst gegen das Ende dieses sechzehnten Jahrhunderts, erhob sich zu solchem kühnen Ueberblicke, zu der freisten Beherrschung, wie sie ein Drama heischt, William Shakespeare in England. Dieser war der Erste, welcher in Ermangelung einer erfüllt dogmatischen Welt, die darin eine Poesie selbst ist, sich eine Poesie sucht und findet durch Zusammenstellung.

An dieser Kraft gebrach es unserm Vaterlande damals noch durchaus, ja, gerade jene Zeit, wo England so großartig gesegnet wurde, war in unserer Literatur die kümmerlichste. Der Ausgang des sechzehnten und ein großer Theil des siebzehnten Jahrhunderts ist in Deutschland eine gähnend unergiebige Zeit. Gelös't, gespalten von der Fassung der vergangenen Epoche wird das neue Bewußtsein in die unergiebigste Einzelnheit des beschränkten Pfaffendogmas versplittert und verdörrt. Mit um so größerer Wehmuth betrachtet man die kindlichen Versuche einer Dramatik zur Zeit des fleißigen Hans Sachs. Die religiösen Stoffe, wie sie stets in den Mysterien behandelt waren, spielten noch weiter, von mancher modernen Dreistigkeit mit Interesse belebt, man sah sogar den Dr. Luther perorirend und tragirend neben dem Herrn Christus erscheinen. Auch mancher weltliche Stoff kam schon an die Reihe.

Oft unter freiem Himmel vor Tausenden von Zuschauern wurden die Stücke aufgeführt, und der Zuschnitt war so groß, daß viele hundert Personen agirten. Besonders hat sich für diesen großen Stil Johann Brummer, ein Rektor zu Kaufbeuern, hervorgethan, welcher die Apostelgeschichte zu einer Tragikomödie reichlich benützte.

Tieck berichtet in der Vorrede zu seinem „deutschen Theater," daß, um 1600, wandernde Schauspieler aus England gekommen seien, wie wir ihnen schon mitten im Kirchengedrange zu Costnitz begegnet sind. Diese Leute konnten allenfalls schon mit Shakespearschen Piecen staffirt sein. Von 1620 wird sogar ein Band englischer „Comedien und Tragedien" angeführt.

Aber der Genius gebrach uns noch. Die Eintheilung ging sehr einfach dahin, daß dasjenige Tragödie genannt wurde, wo Dieser oder Jener um's Leben kommt, Komödie, wo Alles mit dem Leben davon kam. Hans Sachs ging nicht über sieben Akte hinaus, es begegnen aber auch Stücke mit neunzehn „Wirkungen."

Das Aechteste und Bedeutendste waren wohl die Fastnachtsspiele, wo oft gegen den Willen das beste Eigenthümliche und Nationale hervorsprang. Außer Hans Sachs, und zwar theatralisch praktischer, hat sich darin ein Nürnberger Jurist Jacob Ayrer ausgezeichnet, der von 1600—1618, also bis an die Schwelle des dreißigjährigen Krieges, 36 Fastnachtsspiele und 30 Schauspiele angefertigt hat. Er ist besonders der englischen Einwirkung hingegeben, und von ihm datirt auf diesem Wege die Einführung des Hanswursts. Auch die ersten Singspiele schreibt man ihm gewöhnlich zu, obwohl einzelner Strophengesang schon in früheren geistlichen Dramen vorkommt, und in Paul Rebhuhns „Susanna," die schon 1535 aufgeführt und 36 in Zwickau gedruckt wurde, sogar schon Noten beigefügt sind. Womit allerdings unzweifelhaft auf Gesangseinlagen gedeutet ist.

Hans Sachs und Ayrer haben auch noch vielfach die alten Lieder für solche Spiele benutzt, jener namentlich den Sigfrid, Tristan und die Magellone; dieser Hugdieterich, Otnit und Wolfdieterich. Im Norden zeichnet sich selbstständig der Herzog Julius von Braunschweig aus, dem unter Andrem das originelle Stück „Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua" gehört.

Paul Rebhuhn bei Zwickau, wie diese Stadt und Gegend überhaupt, zeigte sich nicht minder eifrig für das Drama, denn auch die Joachim Gräff und Johann Ackermann, Verfasser biblischer Stücke, gehören nach Zwickau. Talentvolle Leute, wie Thomas Naogeorg, Nicodemus Frischlin schreiben noch lateinische Dramen, aber der praktische Zweck, welcher sich besonders hierbei mit dem reformatorischen verband, zog unwiderstehlich zur Volkssprache, zur Polemik, zur Didaktik im Zeitgeschmacke. Wittel von Erfurt, Dedekind, Rinckhart, Wolfhart, Spangenberg moralisirten und spotteten dramatisch deutsch, und es gewann allen Anschein, als ob diese lebendig literarische Form sich lebendig unsers Lebens bemächtigen würde. Von welcher Wichtigkeit wäre das geworden! Die höchsten Interessen der Zeit und des Volkes werden durch ein allgemein typisches Drama in typischem Ausdrucke allgemein, die leidigen Unterschiede werden vernichtet, daß so viele Theile des Publikums einen andern Kreis des Interesses und einen andern Ausdruck brauchen. Das herrschende

Drama ist die unmittelbarste literarische Macht. Die Schöpfung derselben ist uns damals, wo sich ein neues Bewußtsein gestaltete, entglitten, geniale Versuche haben es später nicht durchgesetzt, und jemehr sich eine Bildung in die Schattirungen breitet, desto schwerer wird es, den Allen gemeinsam interessanten Ton zu treffen.

Was das Lied im Allgemeinen anbetrifft, so ist im Vorhergehenden bereits mit Stützung auf die Chroniken gezeigt, wie es fortschlenderte, und mancherlei Dinge besser traf, als eine höhere Bildung, die in kein eigentliches Gedeihn gerathen konnte. Die Lieder wurden nun auch in den Sammlungen mit Musiknoten ausgestattet, und man pflegte sie dann Galliarden zu nennen, auch welsche Formen wurden nachgemacht und als Villanellen oder Motetten aufgeführt, ohne daß damit was Besonderes gelungen wäre.

Das Herz dieser Epoche lag offenbar im Kirchenliede, und weil die Epoche in der großen, religiosen Befreiung sich verfangen und in Kläglichkeit sich verwickelt hatte, wurde dies Herz in Wasser und eitlem Dunste verdorben. Luthers Charakter, so nöthig, groß und heilsam, eine Reform zu beginnen, lag wie ein Alp auf dem weiteren Fortgange derselben. Man verhärtete, ja verdummte sich in trotzköpfiger Beschränktheit, der große Zug und Strom zu großer welthistorischer Befreiung wurde nicht gewonnen, unbedeutenden Einzelnfürsten, unbedeutenden, fanatischen Hofpredigern und Superintendenten fiel das Werk anheim, und unter solcher Hand mußte es zerfallen, und allen poetischen Aufschwung mit ersticken. Dem Kirchenliede wurde denn auch bald das Herz verdörrt, da es Polemik, Definitionen, abstrakte Stückchen singen sollte. Und aller poetische Sinn wird verdörrt, wenn in pfarrlicher Verlassenheit Matthesius fragen darf: „was lehret oder wen tröstet der alte Hildebrand und Riese Sigenot?"

Aus dem beigeschafften Material jener Zeit ist noch eine gereimte Erzählung Fischart's „das glückhafte Schiff" zu erwähnen, was die bekannte Reise des Hirsebreis von Zürich nach Straßburg darstellt. Fischart's starkes, ergiebiges Naturell ist überhaupt mit so größerem Nachdrucke hervorzuheben, da sich das Meiste neben ihm so unbedeutend erweis't.

Diesem Manne, dessen Gesammtausgabe vom Herrn von

Meusebach erwartet wird, ist man geneigt, eine hochwichtige Stellung in der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts zu ertheilen, eine ihm bewußte Stellung zwischen der popularen Poesie und der eines gelehrten Geschmackes, die Opitz einführt. Außer einem versificirten Eulenspiegel, der „Flohatz" und der Umarbeitung des Ritters von Stauffenberg will man ihm auch den „Finkenritter" und eine Bearbeitung der Historie vom Neidhardt Fuchs zuschreiben, und diesem gegenüber zeigt man seine evangelische Polemik für ehrenfeste und gläubige Gesinnung, sein „glückhaft Schiff," die Verherrlichung eines Schützenfestes, welche ganz künstlerisch einen popularen Stoff behandelt, und natürlich wie einfach eine würdige Form vorausgreift, die später künstlich aus antikem Studium erzielt werden soll. Eine gehäufte Mischung dieses Talentes und den bei aller Ueberlegenheit doch mangelhaften Geschmack zeigt er in seiner freien Bearbeitung des Rabelais'schen „Gargantua und Pantagruel," dieses französischen Don Quixotte, den Fischart, oft gröblich in Wahl des Stoffs und Ausdrucks, theilweise zu dem unsrigen macht.

Viel gepriesen neben ihm, obwohl bei Weitem nicht von so dichtem innerlichem Gehalt ist des Rectors in Magdeburg, Georg Rollenhagen „Froschmäusler, oder die wunderbare Hofhaltung der Frösche und Mäuse." Homer's Batrachomyomachie und Rinecke Fuchs sind die Gerüste, an welche Spiegel und Bilder des Nachmittelalters aufgehängt werden. Das ist mit viel Gelehrsamkeit, und lehrreichem Fingerzeige besonders in Politik und politischem Maaße verwebt, und fand dadurch viel Theilnahme.

In Behandlung von Fabeln zeichnet sich besonders Burkard Waldis aus, und er wird sogar in der späteren Zeit von Gellert und Zachariä benutzt, und auch wohl verschlechtert. Luther schon hatte sich der Form geneigt bewiesen, Erasmus Alberus sie angebaut, und man findet in dieser Gattung einen Uebergang zu dem eben erwähnten, späteren Froschmäusler.

Um der weiteren didaktischen Poesie wird der Kram des Pastor Ringwaldt angeführt, von dem ein geistliches Lehrgedicht „die lautere Wahrheit" sehr beliebt gewesen sei, und der einen „treuen Eckart," ausführlicher „die christliche Warnung des treuen Eckart," geschrieben hat. Das ist die Vision eines

Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert; etwas muthloser und weniger irdisch als Dantes Vision. Hoffmann v. Fallersleben hat neuerdings etwas zur Geschichte dieses Pastor Ringwald zu Langfeld in der Mark veröffentlicht. Die Kirchenlieder dieses Mannes „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" und „Es ist gewißlich an der Zeit" sind wichtiger, als was er sonst Sanftmüthiges verzeichnet und für Poesie ausgegeben hat. Das dürre Laub des Didaktischen raschelt an all diesen Literaten, und auf dem Wege der Benutzung, der Anbildung kommen wir denn auch über Zinkgref's Apophtegmen, über Weckherlin's Mischversuche antiker, englischer und deutscher Art zu dem Punkte, wo mit Opitz die Volkspoesie ganz in den Hintergrund tritt, und nur vorzugsweise Rücksicht auf ein gebildetes Publikum genommen wird.

Eine wirklich starke Potenz, ein wirkliches Paroli Luthers, wirthschaftet mit buntester Wildheit in dieser so zusammentrocknenden Literatur herum, und wird selten genügend erkannt, das ist der Franziskaner Thomas Murner. In diesem unstäten, lüderlichen aber genialen Doctor lärmt die Ergänzung jener Zeit, die uns fortwährend nur von der einen Seite, von der Reformseite geboten wird. Murner war ein sprudelnder Gegner der Reform. Er verhöhnte den Pabst und die Pfaffen eben so arg und noch giftiger und witziger, aber er verhöhnte auch Luther über dessen Unzulänglichkeit, eine neue Religion zu erfinden; er war von der äußersten und entschlossensten Opposition; was ihm von Luthers Kampfesthaten gefiel, wie die Schrift „von der Babylonischen Gefangenschaft," das nahm er mit der lautesten Zustimmung auf, eben so laut und schneidend fiel er aber auch über Alles her, was Luther als eigen Dogmatisches zum Vorschein brachte.

Man berichtet über ihn, daß er lüderlich und ehrgeizig gewesen, daß er Luther nur entgegen getreten sei, weil solchergestalt ihm selbst der Reformruhm entgangen wäre. Indessen darf man hierbei nicht übersehn, daß seine Charakteristik in ihren Hauptzügen von seiner erbitterten Gegenpartei, von den Protestanten, herstammt. Mit Fischart war er offenbar nächst Luther das stärkste literarische Talent jener Zeit, und ihm stand der schärfste Witz zu Gebote Daß sich sein höchst bedeutender Stand-

punkt nicht so nachdrücklich geltend machte, ist durchaus keine Anklage seines Talents, im Gegentheile, eben weil er so reich mit Talenten da auftrat, wo man mehr auf baare Ernsthaftigkeit giebt, verlor er an Ansehn. Mit Witz und Spott und geistreichem Verse und Bonmot reformirt man vielleicht eben so viel, als mit der ernsthaft auftretenden handelnden Predigt, aber der Eindruck entfernt sich mehr von unsrer Person, der Witz ist nachhaltiger als die witzige Person. Und besonders wenn es sich um solche Frage des ganzen höheren Lebens handelt, wie damals, da konnte der Witz wohl Beifall und Interesse wecken, aber der Schöpfer des Witzes behielt einen Anstrich von Frivolität. Murners unstetes Leben mochte reichlich zur Verstärkung solchen Eindrucks beitragen.

Bei alle dem bleibt er für die Betrachtung des literarischen Moments ein Mann von dem größten Werthe. Man beschwert sich, daß sein Ton üppig, seine Malerei frazzenhaft, daß ihm Schonung des sittlichen Zartgefühls unbekannt geblieben sei. Es ist erwiesen, daß die ächten Talente damaliger Zeit alle sehr derb waren, was in heutigem Geschmacke derb heißt, Fischart war es, Luther war es, dieser Punkt wäre also von keiner großen Erheblichkeit. Daß Murner in seiner mönchischen Wildheit oft alles Verhältniß übersprang, das hat stets für ein Zeichen von Genie gegolten, wenn solche Wildheit mit wirklicher Kraft und Tüchtigkeit ausbrach, innerhalb der eben geltenden Schranke hat das Genie noch niemals Platz gefunden. Murner ist aber just darum von so großer Bedeutung, weil er die fleischige Seite der alten Welt nicht verloren geben, und doch eine Reform der alten Welt billigen wollte. Er stellt also in gewisser Art dasjenige Theil dar, was im nüchternen Eifer der gelingenden Reformation vergessen, ausgeschieden und am Ende ganz zertreten wurde, er wollte die farbige, blühende, fleischige Verlassenschaft nicht mit vernichtet sehen, weil es Noth that, im Gedanken der alten Zeit eine Reform vorzunehmen.

Kurz, er war die farbenstrotzende Opposition der protestantischen Geistlichkeit.

Ihm war das Kirchenlied, welches den Kern der Reform aufnahm, allzu dünne, allzu sehr entblößt vom Reichthume der Welt.

Seinen Schriften liegt Brant's Narrenschiff zum Grunde, so weit ein formelles Muster zu Grunde gelegt werden kann; denn eine weitere Abhängigkeit findet nicht statt, und die überwuchernde elsaß-schwäbische Sprache in ihrem vollen Verse springt eigen mit den Narren ihrer Zeit um. Wenn man einmal zugiebt, daß er die Brant'sche Satyre aus dem Allgemeinen in's Besondere geführt habe, so ist es nach diesem höchst wichtigen Anerkenntniß wenigstens wunderlich, ihn noch einen sklavischen Nachahmer Brant's zu nennen. Die drei Hauptwerke von ihm sind: „die Narrenbeschwörung," „die Schelmenzunft," worin es Pfaffen und Weibern am Schlechtesten ergeht, und „die Geckenwiese," welche in seiner Sprache heißt „Geuchmat zur Strafe aller weibischer Männer." Mit einer „Badefahrt" — 1514, — worin der Herrgott den Bader spielt, scheint er am Wenigsten Glück gemacht zu haben, und Anderes von ihm wie „die Mühle von Schwündelsheim" ist nicht so bekannt worden.

17.

Stillstand und Rückgang der Reform.

Die Reform wird öde: es gelingt weder dem gereifteren Melanchthon auf lutherischer Seite, noch dem fein gebildeten Beza auf der calvinischen einen größeren Kreis zu öffnen, als er eben dem Organe gewöhnlicher Pfarrer zu Gebote steht. Das höhere Leben des Volks sieht sich verlassen, die historische bevölkerte Existenz ist aufgelös't, und die Spekulation hat nichts Ergiebiges gestaltet. Der protestantische Geistliche läßt hinrichten für seine enge Kirche, wie es nur sonst der Fanatismus gethan.

Daher kommt es, daß die eingeschlagene Reformbahn in aller Weise frühzeitig verlassen wird, daß sich die Begabteren diesen und jenen Seitenpfad suchen, welcher in der Stille gepflegt und erst nach Jahrhunderten als große Straße offenbar wird. Daß sich ferner die weltliche Macht umsetzt, da auch sie keinen dauernden Halt bei dem neuen Glauben findet, daß endlich solchergestalt ein schwereres Durcheinander hereinbricht, wo in Verwirrung Höheres zertreten und im Chaos nur unscheinbar der nationale Bildungsweg gesucht und gefunden wird.

In solcher Krisis, wo der Strebende hierhin und dahin flüchtet, bleibt der Geschichte nichts übrig, als hiehin und dahin zu deuten, und mit einem bloßen Winke manchen einzelnen Weg zu bezeichnen, welcher später durch Wendung oder Zusammentreffen von Bedeutung wird.

Ein solcher ist das mystische Element, was mit naturalistischer Forschung, später mit naturalistischer Philosophie in Verband tritt, und nach mancherlei Nebenwegen in neuer Zeit als Naturphilosophie zum Vorschein kommt.

Man war verlassen, und suchte tiefer lockenden Stoff. War früher die Mystik aus reinem Religionsdrange entsprossen wie bei Tauler und dem hundert Jahre späteren und leider lateinisch schreibenden Thomas a Kempis — 1388—1471 — so wuchs sie jetzt aus dem Drange überhaupt, dem Leben eine größere Bedeutsamkeit zu gewinnen. Sie schloß sich an orientalische, an kabbalistische Forschung, die pythagoräische Zahlenlehre spielte ihren Ton hinein, mosaische Träumerei ward ausgebildet, Reuchlin schon schrieb eine „kabbalistische Kunst," Agrippa von Nettesheim eine „geheime Philosophie," am Ende warf sie sich ganz auf die Natur, und kam als naturalistische und alchymistische Mystik bei Paracelsus hervor. Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, ein schweizerischer Arzt, brachte die krausesten Ausdrücke und Ansichten zum Vorschein. Er gilt für einen Vater der schwarzen Kunst, die zuerst bei Albertus Magnus, dann bei Faust in Rede gekommen war. Es wäre nicht uninteressant, von ihm herab eine Geschichte zusammenzureihen, wie man sich immer auf neue Weise an die geheimnißvollen Kräfte der Natur gewendet habe. Ein direkter Abkomm zum Beispiele war in neuer Zeit Mesmer, welcher die dämonischen Kräfte des thierischen Magnetismus entdeckt, und so viel Aufsehen und Folgerung erregt. Es existirt von Ennemoser eine geschichtliche Entwickelung dieses Beweises, welche mit den Arbeiten Gmelin's und Kieser's organische Nachweisung geben, und auch die neueste Form besser erklären könnte, womit der dogmatische Geisterseher von Prevorst, Justinus Kerner, die Zuhörenden verwirrt.

Jene naturalistische Mystik gab einer Zeit willkommenen Anhalt, welcher die Phantasie von nüchternen Predigten verboten wurde. Geistigere interessirten sich für solche Geheimnisse, die Masse griff begierig nach einer neuen Verbindung mit dem alten Volksaberglauben, und nach diesem Volksaberglauben selbst, welcher lange eine so unterdrückte Rolle gespielt hatte unter Herrschaft der heiligen und kirchlichen Wunder.

Das ist nun ein solcher Punkt, von wo sich allerlei Wege in den Wald der späteren Geschichte schlängeln. In den berühmten Italienern Giordano Bruno, den die Kirche 1600 verbrannte und in Campanella wird eine ausgebildete Naturphilosophie vorbereitet. Das Materielle aber dieser Naturstudien wird später hauptsächlich von Engländern aufgenommen, und als Erfahrungs- und Realwissenschaft ausgebildet bis zum derartigen Wendepunkt durch Bacon von Verulam. So kommt man auf diesem Seitenpfade zu den Copernicus, Galiläi, Keppler, Newton, und zu all' diesen Kenntnißentdeckern, welche der Welt einen so tiefen Stempel einprägten. Und auf dieser streng realen Seite bildete sich dann die realistische Philosophie aus, von Berkley, Herbert, Hobbes herunter auf Locke, die mehr oder weniger vom Christenthume nichts mehr wissen wollte.

In einem Worte ist jener Zustand ausgedrückt, da die Reform unmächtig erstarrte: ein gebietendes, zusammenhaltendes Dogma schien nicht erreichbar, die geistige Hauptwelt, welche sich nicht mit der Restauration zum Katholicismus behelfen konnte, spaltete sich in tausend Wege, um die Wahrheit aufzusuchen. Diese tausend Wege werden der verworrene Fortschritt, dessen sich Gott selbst annehmen mochte, da Kirche und Staat die Zügel verlor.

Jene Partie der neuen Realisten ging von der äußeren Wahrnehmung aus, eine andere, die neuen Idealisten, begannen im Gegentheile mit dem Punkte der bloßen Idee. Da finden wir denn bald des Cartes an der Spitze, und sehen jene Idealphilosophie anheben, welche bis auf den heutigen Tag unumschränkt das höchste deutsche Leben ausfüllt. Diese Richtungen also und ein später modern sich gestaltender Staat nehmen die Zügel auf, welche die kirchliche Reform nicht halten kann.

Freilich liegt von jenem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts bis zu einer solchen herausgebildeten Form noch manche wüste Zeit.

Auch ein Nebenweg der naturphilosophischen Richtung ist anzudeuten, und zwar ist der für die Literargeschichte von etwa 1550 — 1620 von nächster Wichtigkeit. Es ist jene Theosophie, welche in Weigel, Stiefel und Jakob Böhme so viel Theilnahme geweckt hat. Weigel, der für einen rechtgläubigen

Pfarrer bis an seinen Tod 1588 gegolten hatte, erwies sich in nachgelassenen Schriften als Theosoph, der das äußere Kirchenwesen geringschätzte, auf den innern Gottesgeist im Menschen drang, und „die kirchlichen Dogmen als Allegorien für innere Welt- und Gottesverhältnisse nahm. 1617 erschien von ihm in Druck „der güldne Griff, das ist Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen."

Besonders aber ist Jacob Böhme, der Schuhster aus Görlitz, welcher 1624 stirbt, ein schreiender Zeuge, wie wenig der Uebertritt in ein neues Leben Haltpunkt und dogmatische Poesie gerettet hatte. Dieser tiefsinnige Schuhster ringt in Verworrenheit und Drang nach dem Gotte seines Herzens und seiner Welt. Böhme's geist- und phantasiereichen Ahnungen von Einheit der Natur, vom innersten Wesen der Gottheit sind laute Anklagen, daß die Menschheit vom zusammenhaltenden Dogma verlassen war. Nicht Katholicismus, nicht Protestantismus kam ihm zu Hilfe, wohl aber verklagte ihn dieser lebhaft in Dresden und störte seine bürgerliche Ruhe.

Dieser Jacob Böhme ist auch formell für die Literargeschichte von Bedeutung, da er die merkwürdigsten Worte und Wendungen für solch ungewöhnlichen Gang des Gedankens eroberte. Leider haben sie wenig Einfluß gewonnen, da sie in stürmisch verwirrende Zeit fielen. Gichtel hat 1682 die Werke desselben herausgegeben, und erst die neueste Zeit hat großen Werth darauf gelegt. Jetzt sind sie freilich in sprachlicher Rücksicht nur eine Kuriosität, denn nur Kinder lernen bequem neue Sprachen.

Man muß sich für die Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit solchen Andeutungen begnügen, wie und in welcher Form einzelne Spuren höherer Regsamkeit erscheinen, und in der Zukunft zu einer Folgerung benützt sind. Das große Unternehmen war äußerlich gegen den Pabst wohl ziemlich geglückt, aber innen, in sich selbst, zur kläglichsten Dürre eingeschrumpft. Für eine kolossale alte Welt stellten sich ein Paar zänkische Formeln hin, die Zeit selbst sollte in Jahrhunderten aufbauen. Es ist zu ermessen wie traurig dies in der ersten Folgezeit aussehen mußte.

Mehr als jemals gewinnt es den Anschein, welcher bei historischer Betrachtung so oft hervortritt, als ob die Gottheit selbst

einschreite. Hier ist's, als ob sie spräche: Eure neue Welt ist noch zu arm, sie ist zu dürftig gelös't, Ihr sollt Alles noch einmal tiefer und mannigfaltiger durchfechten, um reicher zu werden. Der titanische Weltkampf beginnt noch einmal, Rom hat sich ermannt und gewinnt eine neue Macht. Die deutsche Geisteswelt tritt dabei völlig in den Hintergrund, von literarischer Aeußerung, welche in diesen Kampf einschlüge, ist gar nichts zu sagen, und alle sonstige Bestrebung ist kärglich und nicht der Erwähnung werth.

Das literarhistorische Interesse hat sich also zunächst diesem großen Momente zuzuwenden, da ihm natürlich auch der größte Einfluß auf unser Nationalbewußtsein nicht entgeht.

Es ist dies die große Restauration der katholischen Kirche, welche in Ranke's „Päbsten" so ausführlich und vortrefflich zusammengestellt ist, ja in dieser Zusammenstellung selbst unsere neue historische Kenntniß überrascht hat.

Die Benutzung gesandtschaftlicher Berichte, aus denen der Historiker seine Data holt, hat sich höchst ergiebig dabei bewährt. Man sieht nun hinter die Kulissen selbst, wo Weltgeschichte aufgeführt wird, hört nicht bloß die Zeugnisse der Zuschauer im Parterre. Denn solche bloße Zuschauer und Referenten dieses Zuschauens sind gewöhnlich die Chronisten.

Folgenden jetzt unerhört scheinenden Anlauf des Sieges hatte die Reform im ersten Schwunge genommen. Der ganze Norden gehörte ihr, die skandinavischen Reiche, sogar ein großer Theil des polnischen Adels, alles nördliche Deutschland waren protestantisch. In Ungarn war sie so weit, daß 1554 ein Lutheraner zum Palatin erwählt wurde, in Siebenbürgen herrschte sie völlig. Selbst das südliche Deutschland war ganz erfüllt, Franken, sogar Baiern und Oesterreich. Man rechnete, daß im letzteren nur etwa noch der dreißigste Theil katholisch geblieben sei. Der österreichische Adel studirte in Wittenberg. Die Salzburgischen Bauern riefen dem katholischen Prediger in der Kirche zu: Du lügst. Am Rheine war aller Adel protestantisch — „ein venetianischer Gesandter rechnet im Jahre 1558, daß in Deutschland nur noch der zehnte Theil der Einwohner dem alten Glauben treu geblieben."

„In Wien war es zwanzig Jahre her, daß kein Zögling der Universität die Priesterweihe genommen hatte.“

Und der calvinistische Glaube, der dem Katholicismus noch so viel schroffer entgegenstand, welch eine ungeheure Ausdehnung hatte der! Er herrschte in Britannien. In Frankreich „findet der Venetianer Micheli 1561 keine Provinz vom Protestantismus frei, drei Viertheile des Reichs von demselben erfüllt.“

Wie die Niederlande, mit Ausnahme des kleinen Wallonentheils, für den Protestantismus fochten, ist bei den Feindesnamen Alba und Philipp erinnerlich.

Nun betrachte man mit Erstaunen, wie unzureichend diese wahrhafte neue Lebenskraft sich erweis't, und was in wenig Jahren geschieht. Möge man noch so viel einzelne Erklärung finden, daß ein so außerordentlicher Raum beinahe ganz wieder verloren gehen konnte, man muß auf den Hauptpunkt zurückkommen; es gelang nicht, das neue Dogma zu einem das Leben wirklich erfüllenden Dogma auszubilden, die breite innerliche Poesie einer Reform ward nicht erfaßt, und die Einzelnheit unterlag einem konsequenten Angriffe.

Dieser Angriff ward vom Katholicismus mit größter Energie geführt, die große Poesie einer alten geschlossenen Welt wurde siegreich benützt. Wie geschah das?

Ein Jahr noch vor Luther's Tode 1545 trat das berühmte Tridentiner Concilium zusammen, und begann in den Schranken der alten Kirche eine mäßige, kluge Reform. Das Ergebniß davon ist die katholische Kirche, wie sie noch heute besteht. Schon sechs Jahre vor Luther's Tode, 1540, hatte der Pabst den Jesuiterorden bestätigt. Dieser Orden, ausgerüstet mit einer wirklich lebendigen Bildung, mit einer Bildung, die in Wahrheit aller Kleinigkeitskrämerei der damaligen Meinung überlegen war, die eine moderne Welt viel klarer und besonnener in sich trug, als selbst der Haupistock der Reform, die sich aber nur Schritt vor Schritt und mit möglichst gesichertem Anhalt an die alte Weltburg bewegte, dieser Orden rettete den Katholicismus und allen Uebergang in die alte Welt.

Es findet sich kaum irgend wo in der Geschichte ein Institut von dieser Bedeutung. Diese „spanischen Priester,“ wie man sie nannte, erkämpften, unter riesenhafter Aufopferung, der alten

Welt ein längeres Leben, oder doch ein erträgliches Alter, und womit erkämpften sie's? Durchweg mit modernen Waffen. Auf Lehre, auf Erziehung, auf rationellen Beweis stützte sich ihre Kraft, in keiner Weise auf ein brutales Glaubensverlangniß.

Darum sind sie in einer Geschichte des Geistes von der allergrößten Wichtigkeit: nicht so kühn, so heroisch, nicht so bornirt — wahr traten sie auf, und wirkten sie, wie die Reformatoren, aber feiner und breiter, nicht bloß umsichtiger, sondern auch umfassender. Sie sind die große Ergänzung der Weltreform, welche mit dem sechzehnten Jahrhundert begann, obwohl sie für eine sogenannte Restauration arbeiteten. Sie sind die Hauptfeinde des alten Pabstes, und der ultramontane Katholik hat sie viel mehr zu hassen, als der Protestant; denn sie haben in jener Restauration Gedanken einer neuen Welt zum Vorschein gebracht, unter denen bald die Kirche selbst in den Hintergrund geschoben wurde. Die Kirche war immer noch hochmächtig, da sie angegriffen und da gegen sie gekämpft wurde, sie wäre noch hochmächtig gewesen, wenn sie nichts als ein Haus in Rom behalten, und man ihr dies beneidet hätte. Durch die Jesuiten gewann sie drei Viertheil ihrer alten Welt wieder, aber mit welchem Erbtheile? Man beneidete sie nicht mehr, man bekümmerte sich nicht mehr um sie. Die rationale Epoche war geweckt, man fragte nicht mehr nach dem Himmel, sondern nur nach den klugen Bedingungen der Erde; die moderne Politik entstand.

Die Jesuiten waren's, welche das Dogma von der Volkssouverainetät in Gang brachten, und auf der andern Seite dem politischen Grundsatze jede beliebige Wendung gaben, wie es eben ihrem Zwecke zusagte, für den Fürsten, gegen ihn, für den Adel, gegen ihn, für das Volk, gegen das Volk, wie es dem Augenblicke förderlich war. So haben sie jenes Moment der modernen Welt geschaffen, was man im vieldeutigen Sinne Politik nennt, was alle spätere Welt eingenommen und oft in kurzem Zwischenraume alle entgegengesetzten Punkte der Windrose durchsaus't hat. Dies ist aber das Moment, was so viel Gelegenheit bietet seit Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, eine Welt umzuräumen, umzustellen, ohne daß man nach einem poetischen Dogma zu suchen braucht, welches in Tiefe und Höhe wieder einmal die Welt umspanne. Diese ganze, bloß rationelle Welt stammt von den Jesuiten.

Allerdings lag sie vorbereitet im Gange der Reform, w
sich denn auch auf dieser Seite die politische Theorie des Fürste
thums von Gottes Gnaden, das alte Dei gratia, zu einer wir
lichen Gültigkeit ausbildete, und von den protestantischen Fürst
als Opposition gegen den Pabst in Beschlag genommen wurd
Aber die Jesuiten gaben ihr Schärfe und Spitze, womit sie ei
drang, diese rationale Welt, die Welt der feinen Prosa.

Nicht bloß der gehaßten Elisabeth gegenüber in Englan
gegen welche Allen und Person schonungslos argumentirten, nic
bloß Heinrich IV. von Navarra gegenüber, da er noch Ketz
war, in einem Handbuche für die Beichtväter, was in der ganz
katholischen Christenheit galt, heißt es: „ein König könne wege
Tyrannei, der Vernachläßigung seiner Pflichten, von dem Vol
abgesetzt, und dann von der Mehrzahl der Nation ein Ander
an seine Stelle gewählt werden." Die berühmten Schriftstell
der Jesuiten, Bellarmin und Mariana, haben solche Theorie na
allen Seiten ausgebildet. Bekanntlich galt der Mord an Hei
rich III. durch Jacob Clement für eine preiswürdige That, un
der Pabst rief aus, Gott selbst habe sie ihm eingegeben.

So sieht man hierbei das ganze Feld sich öffnen, wo d
Theorie jeder Art von einer Partie zur andern schwankt, wo d
höhere Einigung fehlt, und dieselbe That für einen Frevel un
für eine Wohlthat ausgegeben wird. Ein Feld, was vom Rati
nalismus der Jesuiten zuerst aufgesucht wurde, und was no
heute nicht durchgängig von einer höheren Macht beherrscht ist.

Jene Jesuiten nun eroberten mit einem beispiellosen Erfol
das verlorene Terrain des Katholicismus wieder. Für Deutsc
land begann das in Baiern, Ingolstadt ward ihre Hauptfe
als neue Schulanstalt, und sie begnügten sich keineswegs mit d
höheren Schulbildung, systematisch aus den ersten Anfangsgründ
des Unterrichts entwickelten sie unscheinbar, kaum bemerkt, ih
Macht, die bald mit Riesenarmen Alles umschloß. Auf d
Jesuitenschulen wurde so schnell, so gut und so viel gelernt, d
arglos selbst die Protestanten ihre Kinder dahin schickten. G
waltige Päbste, Pius IV., Gregor XIII., Sixtus V., Clemens VI
erkannten und benutzten mit alter Hildebrand'scher Kraft und G
schicklichkeit den großen Wendepunkt.

So kam es, daß zu Anfange des siebzehnten Jahrhunde

der Protestantismus in Deutschland die Hälfte seines Gebiets verloren hatte, besonders Oesterreich und Baiern waren dergestalt vom Katholicismus überwältigt, daß sich in der Geschichte ganz die Kunde verloren hatte, auch dort sei einmal die Reform vorherrschend gewesen. An der Spitze des Katholicismus standen zwei Fürsten, Kaiser Ferdinand II. und Maximilian von Baiern, deren katholische Entschlossenheit an die zweifelloseste Zeit der Kirche erinnert; der dreißigjährige Krieg beginnt wie ein rächender Triumphzug des alten Glaubens, sogar der Heerd der Reform, Sachsen, ist zu seinem ewigen Unglücke mit dem katholischen Kaiser verbunden.

Dies war jene erste Wendung, welche aus dem Verkümmern der Reform entsprang, aus dem Mangel einer erfüllten großartigen Auffassung des Weltmoments. Hier liegt das Unglück zu Tage, was uns in der Literatur von 1550 — 1600 gähnend oder keifend entgegengetreten ist, das Unglück nämlich, wie die Reformwelt kein überlegenes geistiges Talent zu schaffen, oder zu pflegen und zu bilden wußte.

Eine zweite Hauptwendung, welche diese Zeit bezeichnet, ist folgende: die Idee der Politik, die Idee des umherschlüpfenden beweisenden Gedankens wächset aller sonstigen inneren Welt über den Kopf. Das ist die folgenschwere That der Jesuiten. Sie haben restaurirt mit neuen, nüchternen Mitteln, die schlanke Kombination des Verstandes ist geweckt, der nächste, irdische Vortheil stellt sich daneben, die großen Religionsfragen sinken als Ueberschwenglichkeit in den Hintergrund, obwohl sie noch Vorwand bleiben. Man fragt nach dem Praktischen, und zwar mitten in der Restauration eines alten überschwenglichen Glaubens selbst tritt diese Krisis ein, am Mittelpunkte, am Pabste selber.

Es hat den Anschein, als ob die moderne Methode der Jesuiten, womit sie die Kirche retten wollten, wie ein langsam wirkendes Gift dem Pabstthume eingegeben worden sei, und erst in einem späteren höchst wichtigen Augenblicke tritt plötzlich unerwartet die Wirkung ein, während des dreißigjährigen Krieges. Die katholischen Waffen sind im Zerschmettern des letzten Restes vom deutschen Protestantismus begriffen, da steigt dem höchst merkwürdigen Pabste Urban dem VIII. die andere politische Idee in's Herz, er vergißt den Glauben, die Macht des kaiserlichen

Oesterreichs kommt ihm auf einmal bedenklicher vor, als die Macht des Protestantismus, er hat in dem wichtigen Augenblicke, wo es sich um endlichen, schweren Sieg über die Ketzerei handelt, die verwickeltsten Kombinationen der Politik im Gemüthe, und der Glaube muß schweigen. Im Vatikan hat man den Waffen Gustav Adolphs den besten Fortgang gewünscht, und wenn Kaiser Ferdinand dringend schrieb, den Krieg, den dreißigjährigen, für einen Religionskrieg zu erklären, damit größere Theilnahme gewonnen werde, so hat der Pabst Urban stets kopfschüttelnd gelächelt, und standhaft erklärt, dieser Krieg, dieser dreißigjährige, gegen die deutschen Protestanten sei kein Religionskrieg.

Ist es nicht wirklich, als ob ein Gift, oder ein Zauber auf den Pabst gefallen wäre? Es war der Jesuitismus in obiger Bedeutung. Solcher Jesuitismus wurde ein außerordentlich starkes Element moderner Zeit, dem Pabste selbst spielte es das ewige Ziel unter den Händen fort. Mit Schrecken ward man später inne, daß man solchergestalt nichts in der Hand behalten habe, als eine bei jedem Sonnenblick wechselnde Schlangenhaut, eine Politik ohne dogmatischen Gehalt, eine Figur des bloßen Verstandes.

In solchem Hergange ward der Protestantismus gerettet, und die unendliche Kombination der Beliebigkeit geboren, wie sie die moderne Welt durchfluthet, wie sie sich in den heterogensten Formen der Literatur bekundet; es ward in Frankreich durch einen Kardinal Richelieu die moderne Politik gebildet, deren Konsequenz französische Monarchie, klassisch-französische Literatur, deren Kehrseite französische Revolution war. Man tritt also mit diesem Pabst Urban in ein Hauptstadinm der neuen Zeit.

Allerdings mag eingewendet sein, daß die Päbste von jeher die politische Macht im Auge gehabt, aber es ist hier ein ganz anderes politisches Verhältniß, wo das Opfer der Katholicismus selber wird.

Die Idee des europäischen Gleichgewichtes beginnt eigentlich mit diesem Urban, eine Idee, welche von unübersehbarem Einflusse auf das innere Leben der Völker wird. Sie scheiden sich jetzt in neu schattirte Nationalitäten, Stoff zu Freundschaft oder Feindschaft wird durchweg ein äußerlicher, ein quantitatives Verhältniß, man fragt nicht mehr nach innerem Unterschiede, nach

innerem Gegensatze oder Uebereinkommen, sondern lediglich nach jenem Verhältnisse. Das Wort Verhältniß wird Alles.

Damit treten wir unmittelbar in einen modernen Bereich, der bis heute gewebt hat; die Literatur ist von nun an aller höheren Beschränkung ledig, die rein bürgerliche, die polizeiliche nur tritt ein, man kann singen, dichten, schreiben, was man will. Aber freilich, man muß sich auch selbst jedes kleinste Gesetz schaffen. Und wie schwer das ist, sehen wir nur zu deutlich in der nächsten Literargeschichte, welcher es erst bei Goethe gelingt, eine klassische Poesie des Verhältnisses zu erreichen.

An dieser Stelle hört nun aber auch ein bisheriger Gang auf, den Literatoren gegenüber. Man darf sie nicht mehr verantwortlich machen, wenigstens nicht mehr mit dem alten Nachdrucke verantwortlich machen, ob sie das nationale Dogma ihrer Nation und Zeit tief oder schwer errungen und gedeutet haben. Jetzt wird das Dogma eine grenzenlose Freiheit, jeder Charakter ist eine Welt für sich, man hat zu sehen, ob diese Welt der Rede werth sei, und dann erst, ob sie in ihren eigenen Verhältnissen sich glücklich, schön oder wahr gestellt habe.

Die charakteristische Literatur beginnt, da die dogmatische aufgelöſ't ist. Indessen da dies seiner Natur nach ein Kreis bleibt, der sich erst in Kenntniß der feinsten Nüancen erkennt, so geht die Literatur noch ein gutes Jahrhundert mancherlei vereinzeltem Dogma nach, was auftaucht, und kommt nicht zum eigentlichen Bewußtsein ihrer selbst. Sie hat es sich sogar bis heute nicht klar gemacht, oder wenigstens nicht in dem entschiedenen Ausdrucke klar gemacht, daß sie seit Zertrümmerung eines allgemeinen Zusammenhalts eine Prosa sei, nur unterbrochen von einzelnen Versuchen zur einheitlichen, poetischen Sammlung.

Den letzten Stempel erhielt die Prosa durch den Jesuitismus, durch Austritt des Pabstes selbst aus seinem gebannten Kreise in das entschiedenste Prosaelement, in die moderne Politik, durch die Politik, welche mit Richelieu herrschend wurde.

Was noch Dogma hieß, ward jetzt Illusion. Es hat etwas Rührendes, wie inmitten des dreißigjährigen Krieges deutsche Schäfergesellschaften zusammentreten, um die Poesie zu befördern. Die Reform hat sich unfruchtbar erwiesen, der Katholicismus hat im Jesuiten und in Schöpfung der Politik außerordentliche

Kraft, aber Kraft zur Selbstvernichtung bewiesen, Kraft zur Beförderung einer Prosa-Welt, die er eigentlich bekämpfen wollte, und diesem Ungeheuren gegenüber schließen sich deutsche Vornehme und Gelehrte zu Literaturgesellschaften aneinander, damit Sprache und Poesie gedeihe.

Die Erscheinung jener literarischen Gesellschaften in Deutschland ist ein merkwürdiges Symptom, wie viel bewußtes Streben vorhanden war, wie Wenig in der Literatur gelang, und wie schwer es namentlich unter Deutschen wird, durch gemeinschaftliches Unternehmen etwas Großes durchzusetzen. Sollte die einzelne Persönlichkeit eines Deutschen so viel besonderer ausgeprägt sein, daß sie so viel besondere Ansprüche macht, und dadurch in eine gemeinschaftliche Thätigkeit nicht so leicht aufgeht? Den sich unter einander ähnlicheren Franzosen gelingt es offenbar leichter.

Doch ist in der Geschichte fast immer ein religioses oder politisches Interesse nöthig gewesen, wenn durch ein absichtliches Zusammengesellen etwas geschehen sollte. In dem religiosen ist stärkere Gluth, in dem politischen treibt der nachliegende Erfolg des Gelingens oder der Gefahr mehr, in Beiden ist praktischere Leidenschaft. Daraus erklärt sich die gewaltige Erscheinung der Jesuitengesellschaft. Für literarische Interessen hat ein gesellschaftlicher Verband wohl Nutzen oder Schaden gestiftet, aber er ist niemals durchgedrungen. Die Literatur als feinster Blick des geistigen Bewußtseins hat sich nie gewaltsam machen lassen, sie ist wie das Genie selbst immer als unmittelbares Geschenk hervorgetreten. Deshalb sind auch alle die Epochen, wo das Genie fehlt, oft recht ehrwürdig und wichtig, aber stets ohne jenes Zeichen Gottes, was der blödeste Mensch erkennt.

Die Veranlassung zu diesen Gesellschaften in Deutschland war zunächst die Sprache. Der spanische Kaiser Karl, die Verbindung mit Spanien durch seine Verwandten, welche den deutschen Thron behielten, die Religionskriege in den Niederlanden, im Vaterlande selbst, wo spanisch Kriegsvolk und manches andere eingewirkt hatte, war keineswegs ohne Einfluß auf die deutsche Sprache vorübergegangen. In Italien ferner sah man den Geschmack an Akademien, besonders war die della crusca sehr gerühmt. So ward 1617 zu Weimar die fruchtbringende

Gesellschaft oder der Palmenorden gestiftet. Dies ist der erste große Anfang dieses Triebs. Drei Herzöge von Weimar, zwei Fürsten von Anhalt, was sich überhaupt sehr rüstig erwies, und viele vornehme Herren traten unter der Stiftung Ludwigs von Anhalt-Köthen, Caspar's von Teutleben dazu. Man tändelte von vornherein, gab sich geschmacklose Bezeichnungen und Beinamen, die Aermeren verloren sich in kindische Höflichkeit gegen die Höhergestellten und es gab kein äußerlich würdiges Resultat, wenn man auch deshalb nicht in Abrede stellen darf, daß diese Anstalt zu einer verwildernden Kriegszeit unscheinbar die besten Einflüsse geübt hat. Die Beinamen „des Klebrichten, des Gekochten, des Nährenden mit Waizenbrot, des Sprossenden" sind für den heutigen Geschmack nicht besonders reizend. Dieser letzte, der Sprossende, Georg Neumark, hat einen Bericht darüber hinterlassen, Weimar war nach Köthen der Hauptsitz geworden, und die Anstalt schlägt sich merkwürdigerweise durch die zerstörenden 30 Kriegsjahre hindurch, und schleppt sich noch einmal so lange bis zum Jahre 1680.

Mitten im dreißigjährigen Kriege wird zu Straßburg eine zweite Gesellschaft der Art gestiftet, welche die „aufrichtige Tannengesellschaft" hieß, aber bald unterging.

Eine dritte, die deutsch gesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, 1643 durch Philipp von Zesen gegründet, machte es sich zum besonderen Zwecke, die deutsche Sprache um jeden Preis von fremden Ausdrücken rein zu halten. Es ist also dies der erste Purismus, welcher mehrmals in unserer Geschichte wieder aufgetaucht ist. Er übertreibt stets bis zur Karrikatur, denn bei einer lebhaften Verbindung mit andern Nationen, bei lebhafter Annahme benachbarter Sitten und Ausdrücke, die mit den Sitten nöthig werden, kann mancherlei Annahme nicht ausbleiben. Sie ist eine Nothwendigkeit, nachdem sich einmal Europa in so enger Gemeinschaft der Kultur entwickelt hat. In einer so späten Zeit, welche selbst zu keiner selbstständigen Jugend gekommen war, hieße es ein Land zum armen Separatismus verdammen, wenn man es von allem benachbarten Einflusse und aller Aufnahme und Gemeinschaft ausschließen wollte.

Dennoch liegt solcher Nationaleitelkeit, die in den Purismus geräth, ein ächter stolzer Kern zum Grunde: er tritt nur an zu

später Stelle und in unpassendem Maaße hervor; dennoch bleibt er eine reinigende Krankheit, welche mit Beihilfe geschickter Aerzte dem nationalen Körper ganz förderlich ist. So möge denn auch jene übertriebene Bestrebung solcher Gesellschaften nicht ohne Weiteres verspottet werden, wie durchgängig geschieht. Mögen sie bis in's Kindische gehen, mögen sie die Fremdwörter oft steif und geschraubt verdeutschen und eine gewaltsame Rechtschreibung einführen, ein gesunder Nationalsinn wird das glücklich Gefundene aufnehmen, wird die Frazze vergessen und am Ende wird doch ein nicht unwichtiger Gewinn übrig sein.

Jener Gesellschaftstrieb, welcher sich zäh und hartnäckig bis in das neueste deutsche Leben herunterzieht, ist mancher Pedanterei förderlich gewesen, er hat aber doch auch wesentlich einer Nation gedient, die einer politischen Einheit entbehrte, und deshalb schwerer zu einem gemeinsamen Zusammenhalte kam, er hat wenigstens den Schimmer eines nationalen Bewußtseins in seinem formellen Kreise bewahrt.

Und hier an diesem Punkte unserer Geschichte ist er offenbar von der erfolgreichsten Anregung gewesen. Mit der Reform war auch die Waffe derselben schartig worden, die deutsche Sprache war mit der Reform verrostet, der ganze und halbe Humanismus, welcher fortwährend seinen spielerischen Einfluß behauptete, und sein griechisch und römisch Spektakel ernsthaft aufführte, ohne doch ganz in Abrede zu stellen, daß es ein bloßes Spektakel, ein künstlich Schauspiel sei, dieser Humanismus erhielt die Gelehrten immer lateinisch. Hatte doch Luther nebenher noch manchen Traktatus lateinisch herausgegeben, denn wenn er in die Weite wirken wollte, war das nöthig. Viele seiner Nachfolger thaten dies unnützerweise auch für die Nähe. Die eigentlich deutsche Reform lag sehr im Argen. Kriegsvölker aus allen Nachbarschaften hatten unsern Boden bedeckt, und das Verständniß ihrer Sprache aufgenöthigt; Frankreich war durch jene moderne Politik, welche es von den Jesuiten und von Richelieu lernte, der Ton angebende Staat geworden. Wie im Mittelalter die Dichtungsstoffe bei ihm zusammentrafen, wie die Scholastik dort ihr Hauptlager fand, so ereignete sich auch eben dort die große politische Wendung Europa's, in welcher man aus der Nothwendigkeit des alten Dogmas in die Beliebigkeit und Freiheit

des politischen Gedankens trat. Ein halb protestantischer, halb katholischer Fürst, Heinrich von Navarra, trat auf in Frankreich und wurde der Markstein. Diese neue Macht ward von der lebhaften und so glücklich gelegenen Nation vortrefflich ausgebeutet, Ausdruck und Form der modernen Welt ward bereits unter Richelieu von Frankreich aus Mode, kurz die französische Mode begann, welche in Wahrheit jetzt ganz Europa unterworfen hat, bis auf den orientalischen Rock des Türken, welcher dem französischen Frack weicht, ebenso wie im ganzen übrigen Europa die nationale Tracht dem französischen Schnitt und Umgangswesen gewichen ist. Am Schluß des dreißigjährigen Krieges erheben sich unsere Klagen in Deutschland ebenso, wie sie jetzt noch zu hören sind, über die hereinbrechende Mode und Sprache Frankreichs. Der lang zögernde westphälische Friede, wo man Jahre lang hin und her sprach, war der letzte Hauptanlaß geworden.

War nicht unter solchen Umständen jener puristische Drang etwas achtenswerthes? Wir hatten die Reform begonnen, der Jesuit und der französische Politiker reißt sie an sich, gestaltet sie in einen anderen Weg, wir kommen in zweite Stellung. Sollen wir auch unsere Waffe einbüßen, unsere Sprache verlieren? Da wo sie eine neue Jugend gefunden hat, soll sie alle eigene Entwickelung verlieren, und über und über mit fremdem Gedanken und Ausdrucke bedeckt werden?

Einer gesicherten Existenz, einer durch klassische Schrift festgestellten Sprache darf man dreiste Berührung und dreisten Einfluß leichtlich gestatten, sie hat ihren Charakter, sie kann tändeln und Mancherlei annehmen, sie wird auch dabei ihre Aechtheit bewahren, und nur das Nöthige und Gewinnbringende wirklich in sich aufnehmen.

Aber einer jungen, so bedrohten Existenz, wie die unsere nach dem dreißigjährigen Kriege war, blieb eine pedantische Vorsicht sehr heilsam. Land und Volk war zerrissen, die Besitzung verwüstet, Bürger und Bauer verwildert, der Edelmann im förmlichen Raubwaffenhandwerk verdorben, die Stände waren auseinandergeklüftet, der Glaube verwirrt, und man redete in allerlei Sprache, man flickte einen Ausdruck zusammen, der bald vom slavischen, bald vom spanischen, bald vom französischen Soldaten hergenommen war.

Es war Alles für uns verloren, die Fremden theilten uns, was für eine Hilfe blieb uns übrig, als die formelle des Ausdrucks! Es war ein sehr glücklicher Takt, sich mit aller Schwere auf unsere Sprache zu werfen, und wir sehen auch in nächster Folge, daß sich alle neue Gestaltung nur in dieser Art entwickelt. Opitz hat nur dadurch seine große Stellung gewonnen, daß er wieder ein gebildetes Deutsch erschafft.

Die meisten Wendepunkte unserer Nation knüpften sich an unsere Sprache, sie ist Klang und Gewebe der Seele, sie ist nicht bloß Form, sondern ist der Geist selber mit aller Größe und aller Nüance. Und besonders in einer Prosaepoche ist sie Alles, alle Möglichkeit, aller Fortschritt bildet sich zuerst in ihr. Eine poetische Zeit hat ihr Dogma, dem ist die Sprache dienstbar; in einer solchen Zeit untersucht und forscht man auch nicht über die Sprache. Wohl aber in einer Prosa-Epoche, und der richtigste Instinkt führt darauf; dort schafft das Dogma selbst die Konsequenzen, hier muß sie die Sprache schaffen.

Jene Gesellschaften selbst haben allerdings nicht viel genützt, aber die Idee derselben ist höchst einflußreich worden.

Noch eine vierte, fünfte und sechste ist zu nennen, nämlich: die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden von Harsdörfer und Klai 1644 zu Nürnberg gestiftet. Diese Gesellschaft, welche sich besonders in eine saftlose Schäfersucht und Idyllenlehre hinein schwärmte, wo man sich süße Hirtennamen und Milchbezeichnungen gab, dauert sogar jetzt noch in anderer Gestalt fort, zu einem Kasino war sie immer gut. Johann Herdegen, welcher den Zuckernamen Amarantes führt, hat Nachrichten aufgezeichnet über Anfang und Fortgang dieses „löblichen Hirten- und Blumenordens."

Der Holsteiner Johann Rist stiftet 1656 das ähnliche Institut „den Schwanenorden an der Elbe," der aber ein sehr kurzes Leben führt, mit seinem Schwane Rist 1667 ohne besonderen Sang verscheidet.

An Wichtigkeit erreicht und übertrifft noch „die poetische Gesellschaft" jene ersten. Sie wird 1697 von Wencker gestiftet, und später von Gottsched unter dem Titel „deutsche Gesellschaft" erneuert und zu Bedeutung gebracht.

18.

Die erste schlesische Schule.

Diese Schule ist nach unserer Annahme dessen, was Prosa sei, von großer Wichtigkeit. Sie gehört fast durchgängig in diesen weiteren Bereich der Prosa. Nur eine Anknüpfung mit altem poetischen Bewußtsein bleibt ihr im Kirchenliede. Die Stellung dieses lyrischen Theils ist oben erwähnt worden, und dafür ist Paul Flemming, das bedeutendste lyrische Talent dieser Schule, die nächste Anknüpfung. Opitz selbst zwar, die Hauptperson der Schule, hat ebenfalls geistliche Lieder gedichtet, sie sind aber von keinem Belange. Er und der ganze hierher gehörige Umkreis hat seine Hauptbedeutung im Geschmacke. Dieses Wort Geschmack tritt überhaupt jetzt gebieterisch hervor, es wird ein regierendes aller modernen Literatur, welche mit Opitz in eine bestimmte Stellung eingehoben wird. Der Geschmack ist eine Wahl, und jetzt, wo das Dogma mangelt und die Freiheit des Antheils grenzenlos eröffnet ist, wird die Wahl von unendlicher Wichtigkeit. Sie ist der unerläßliche erste Schritt, auf den außerordentlich viel ankommt — zur Zeit der dogmatischen mittelalterlichen Poesie existirte die Wahl in dieser Bedeutung gar nicht. Der Kreis des Interesses war fest, aus diesem ging Niemand hinaus, oder er sang falsch, wie es die Erben des Mittelalters sehr treffend benannten.

Jetzt ist der Kreis gesprengt, es wird die erste und wichtigste Frage, was der Dichter wählt, und in Behandlung des gewählten

Stoffes fragt es sich zunächst wieder, was für ein Verhältniß er wählt, und wie er dies Verhältniß erfüllt. Würdig kann jetzt tausenderlei sein im Gegensatze zu sonst.

Deshalb wird diese Eigenschaft, dieser Geschmack, von jetzt an, stets die erste Bedingung des Gelingens. Die Reform hat kein neues katholisches Dogma erobert, die Bildung im Allgemeinen wird Schöpfer und wird Behörde, eine höhere durchaus gültige Berufung von ihr ist nicht mehr da. Was früher so gebieterisch verlangt werden konnte, das Nationale, das Religiose verliert jetzt seine Kraft an sich, es ist nur etwas, insofern es von der Bildung dazu gestempelt wird, freie Bildung ist Alles, in dem Unerwartetsten kann das Vortreffliche geleistet werden.

Dahin bewegt sich jetzt nach solchen Stürmen das Romantische.

Daß dieß nicht empfunden und anerkannt wird, erzeugt so viel Wirrniß unserer Kritik; man täuscht sich über die Konsequenz, welche mit dem Sturze des Katholicismus eingetreten ist. Jeder starke Mensch verlangt die Verherrlichung und alleinige Geltung des Interesses, was ihn belebt, und ist der Meinung, dies sein Interesse müsse der neue Katholicismus sein. Jeder kräftige Mensch ferner verlangt mit gesundem Blicke, daß sich Alles um einen allgemeinen Zweck sammle, und zu gutem Glücke vereinigt sich auch die moderne Welt öfters wieder in einzelnen Partieen zu einer solchen Gemeinschaftlichkeit. Dies ist aber bis jetzt immer nur eine partielle, oder vorübergehende Vereinigung geblieben, und ein dogmatisches Gesetz daraus zu entnehmen ist ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit. Der Dichter hat sich bis jetzt in dieser modernen Zeit immer sein Verhältniß zu gewinnen, und der Kritiker hat erst in dies Verhältniß einzugehn, und erst, nachdem er dieß gefaßt hat, ein Urtheil zu suchen. Dichter und Kritiker müssen also zu allererst Geschmack haben.

Darum wird das Urtheil von jetzt an so viel schwieriger, so viel bedingter, das Ab- und Zusprechen ohne Weiteres hört auf.

Dies erhellt um so deutlicher, wenn man zusieht, wie sich jetzt die Dichtung gestaltete. Was findet sich vor?

Ueber den Glauben ist genug gesagt, man weiß, wie er zerstückt, unsicher gemacht war, die katholische Kirche selbst hat in sich solche Wendungen erlebt, daß ihr ungetheiltes Interesse dafür nicht mehr bestehen konnte. Man richtete also seine Aufmerksam-

keit mit größererer Unabhängigkeit darauf, was sonst wie Interessantes, Schönes und Bedeutendes überall zum Vorscheine gekommen war. Man wählte. Die kriegerischen Berührungen, welche unsere Nation nach allen Seiten erlebt hatte, hinterließen Sprachkenntniß und Theilnahme an auswärtiger Literatur. Es kam zur Einsicht und zum Bemerktwerden, was Ariost damals, da Luther zum ersten Male auftrat, in Italien phantastisch gescherzt und gedichtet hatte, was Tasso und andere Italiener später dichteten; Spanien, was sich so mannigfach reichhaltig erwiesen hatte, wirkte nicht nur nachhaltig auf Frankreich, man fragte auch bei uns darnach, wo das Kaiserhaus mit Spanien in naher Verbindung stand; Frankreich wirkte nicht sowohl durch seine Thaten der Schrift, als durch seinen Geschmack selbst auf den unsrigen; der Haupteinfluß von da kam in jener Zeit wenigstens nicht so direkt in unsere schöne Literatur, als vielmehr in unsre abstrakte Gedankenentwickelung durch des Cartes, und in unsere allgemeine Auffassung. In den Niederlanden blühte klassische Gelehrsamkeit auf und malerische Kunst; die Philologie begründete sich dort einen Hauptsitz. Einfluß von Frankreich und Spanien schießt dort zusammen, und für uns kommt die breiteste und wirksamste Ueberlieferung aus den Niederlanden. Die Grotius und Heinsius sind Hauptführer unseres Opitz.

Wir werden denn auch die Hauptleute unsrer schönen deutschen Schrift der nächsten Epoche viel auf Reisen sehn, sie bilden sich hier und da, nehmen an, und wählen.

Das trifft schon zum Theil die Leute, welche die schlesische Dichterschule einleiten, Schede, Andreä, Spee, Weckherlin. Sie reisen umher, oder werden umher getrieben, prüfen und wählen aus.

Wir haben die eigentliche Dichtungsthätigkeit der Nation da gelassen, wo sie sich an Roman- und Volkssagen schließt, wo sie ein Wanderlied oder sonst ein Lied gewinnt, wo das Kirchenlied einen höheren Aufschwung giebt. Das Volk ließ sich denn auch seine Thätigkeit, sein Interesse der Art niemals ganz nehmen, mochten die gelehrten Herrn es übrigens noch so kraus und wunderlich treiben. Auch aus dem Pfaffenskandale ward mancher spottende Reim gemacht, es ward vom „jesuitischen Schlangenbalg,“ von den „Janitscharen des Pabstes“ gesungen, und man

warf auch noch alle diese Dinge bei Seit, und suchte sich das kurze Bischen Freude des täglichen Lebens zu verliedern. Daraus machte der nüchterne Prediger das harte Wort „verliedern," was in manchen Provinzen heute noch so viel bedeutet als „liederlich oder lüderlich werden." Nicolaus Rosth gab 1583 „fröhliche neue teutsche Gesänge" und 1593 in Altenburg „dreißig neuer lieblicher Galliardt mit schönen lustigen Texten komponirt und publicirt" heraus. Der Mecklenburger Thomas Martin bringt ein erstes Buch „lustiger Weltlieder" und so erscheint auch Mecklenburg einmal in der Literatur. Brechtel giebt „neue kurzweilige deutsche Liedlein mit drei Stimmen" dann „mit vier und fünf Stimmen," Haßler „teutsche Gesänge nach Art der welschen Madrigalien," und 1600—1601 „Aus dem Lustgarten neuer teutscher Gesäng, Balletti, Galliarden und Intraden komponirt." Wachler rühmt diesen Sachen rhythmischen Wohllaut nach, anmuthigen Minnestyl, leichte Schalkhaftigkeit und freie Natürlichkeit.

Die vielen „neuen Lieder, gedruckt in diesem Jahre," welche noch bis vor Kurzem auf den Provinz-Jahrmärkten in grober Druckjacke erschienen, sind unverwüstlich im deutschen Lande herumgeflogen. Der Liederdrang ist uns also von den ältesten Sagen herab niemals ganz entwichen, und manches höhere Talent hat sich immer wieder daran entzündet. Die Sammlungen, besonders Arnim's und Brentano's im „Wunderhorne" können nicht genug gelobt werden. Diese Bahn wird jetzt mehr und mehr verlassen. Durch Kenntniß fremder Nationen und Schriften, durch Studium alter Dichter will man ein neues, höheres Bewußtsein in Poesie gewinnen. Die Dichtung wird gelehrt, ein Kunstcharakter bildet sich.

Die persönlichen Vorgänger des Opitz haben in folgender Weise gewirkt. Schede, der unter dem Namen Paul Melissus auftritt und 1602 stirbt, wandert viel umher, und ist zuletzt besonders als Bibliothekar in Heidelberg bekannt. In ihm ist ein ausgesprochenes Bestreben, den deutschen Kunstgeschmack zu veredeln, die Muttersprache rein und gemessen zu halten. In solcher Tendenz hat er die ersten fünfzig Psalme übersetzt, das Vaterunser, und viel geistliche Gedichte. Seine weltlichen Gedichte, die der unvollkommenen Zinkgreffschen Ausgabe von Opitz angehängt sind, zeichnen sich durch eine geschmackvolle, zarte Empfin-

dung aus. Von einem ähnlichen Bestreben des gleichzeitigen Peter Danais in Straßburg nach Schönheitsform ist leider gar nichts erhalten, als was an jener Ausgabe angehängt ist. Diese Melissus, Dnaisius, Moscherosch, Löwenhalt, Schneuber, Andreä, Weckherlin werden gern als große süddeutsche Partie zusammengefaßt, welche auch wie Opitz die Dichtung zum Interesse der Gebildeten erheben wollen, sich aber dabei noch an die vermittelnde Art Fischart's anschließen, den Riß nicht ganz bewerkstelligen, und zum Theil in unverhehlter Opposition gegen den zierlichen Opitz und die Schlesier stehen. Diese Opposition bleibt unwirksam, da sie sich meist nur mit verdeckter Anspielung herauswagt, und der entschiedene Wille wie der Erfolg bei Opitz zu finden ist.

Friedrich von Spee, der bis 1635 lebt, und berühmt ist als erster Gegner der Hexenprozesse, war Jesuit, und ist ein Beweis, wie frei und dreist auch die römische Kirche in moderne Bestrebung eintrat. Seine lieblichen Lieder sind unter dem Titel „Trutznachtigall" erschienen. Die Cotta'sche Buchhandlung hat 1834 eine Auswahl gedruckt, die jetzt noch ein Zeugniß seines feinen und zarten Sinnes geben kann.

Von stärkerer und allgemeinerer Einwirkung war Johann Valentin Andreae ein protestantischer Geistlicher in Schwaben, obwohl er bei großem Reichthume des Inhalts die Form selbst nicht so glücklich errang. Er ist ebenfalls viel gereis't, und hat nur leider seine besten Sachen lateinisch geschrieben. Ein ungewöhnlicher und schöner Standpunkt der Bildung macht sich an ihm bemerklich, er tritt nicht nur gegen Uebertreibung und Thorheit im Allgemeinen, sondern endlich auch, obwohl selbst Geistlicher, gegen den bornirten Streitfanatismus der Protestanten auf. Mitten im dreißigjährigen Kriege bewahrte er sich einen so unabhängigen Bildungspunkt, daß er sich einen Freistaat der Spekulation bilden, und sich dafür begeistern konnte. Von ihm stammt auch das allegorische Spiel der Rosenkreuzerei, worin eine weltbürgerliche Wiedergeburt gestaltet wurde, die dann von einer wirklichen Gesellschaft aufgenommen worden ist. Seine „christliche Gemäl" und „Geistliche Kurzweil" sind die Sammlungen seiner deutschen Gedichte.

Als unmittelbarer Vorgänger von Opitz wird genannt

Georg Rudolph Weckherlin. Sein nicht sicheres Todesjahr wird 1651 angegeben. Er überlebte also Opitz, ordnet sich ihm aber selbst unter, und nimmt auch besonders darum eine untergeordnete Stelle ein, weil ihm die überlegene Systematik und Geschmacksbestimmtheit fehlte, wodurch Opitz Führer einer ganzen Schule ward. Auch er war durch Reisen, Hofleben, reichen Umgang, humanistische Studien ausgebildet, war eine Zeitlang Sekretair des Herzogs in Stuttgart, 1620 in London bei der deutschen Kanzellei angestellt und in vielen Geschäften erfahren. Bei all solcher Bildung bei reicher Anlage und bei schwärmerischer Theilnahme an deutscher Literatur gelang es doch auch ihm nicht, das schöne Verhältnißmaaß zu finden, und seine Sachen blieben ungelenk und hart. Als Württemberg'scher Hofdichter begann er mit Gelegenheitsversen, was ihm der Kraftpatriotismus heute noch nicht verzeiht. Er führte das Sonett und das Idyll ein, konnte sich aber in der Verskunst über das bloße Zählen der Sylben nicht hinausschwingen, und erreichte den Opitzschen Punkt nicht, daß eine Sylbe schwerer sein könne als die andere.

Zwei Büchlein Oden und Gesänge sind 1618 von ihm erschienen, ein Trauerlied auf Gustav Adolph, ein Lobgesang auf Christi Geburt, Sonette, besonders Hirtenlieder und auch Epigramme werden von ihm ausgezeichnet. Gebauer hat 1833 eine Ausgabe von seinen Sachen besorgt, die alte Hauptausgabe von Amsterdam ist sehr selten. In Beschreibung einzelner Hoffeste zeigt er ungewöhnliche Ueberlegenheit des Prosa-Ausdrucks, wofür ihm sein Geschäftsleben wahrscheinlich die besten Dienste geleistet.

Als Beweis, welch ein reger Antheil besonders an spanischer und italienischer Literatur genommen wurde, mag dienen, daß der 1605 in Spanien erschienene Don Quixote schon 1621 in's Deutsche übersetzt wurde und daß der Anhaltiner Dietrich von dem Werder ein gepriesener Held mit Feder und Schwert, 1626 Tasso und 1636 Ariost in deutschen Alexandrinern herausgab. Dieses Versmaaß, was bald Uniform französischer Literatur wurde, gewann jetzt bei uns verschwemmende Uebermacht. Das kleine Anhalt interessirte sich besonders für's Ausland, auch der Don Quixote erschien in Köthen.

Nun aber trat zum erstenmale das obliegende Schlesien

gesetzgeberisch in der Literatur auf. Erst 1355 war es durch Karl IV. dem deutschen Reiche einverleibt worden. Schlesien war von slavischem Elemente durchdrungen, wenn auch Niederschlesien begierig und gelehrig deutsche Einflüsse aufnahm, und sie um so lebhafter ausbildete, je neuer sie erschienen. An den Grenzen und Völkerscheiden bildet sich ja zumeist das Nationalbewußtsein am Schärfsten aus; beim Rande des Grabes wird das Leben am Höchsten geschätzt, wenn man fortwährend auf der Hut sein muß, erkennt man um so deutlicher Eigenthum und Besitz. So hat der eigentliche Kern Schlesiens von früh auf bis in den heutigen Tag hinein den entschlossensten Werth auf deutsche Eigenheit gesetzt, und gerade darum manchen schönen Erfolg gewonnen. Noch heute glauben die Schlesier, ein vortreffliches Deutsch zu reden.

Unwichtig hierbei ist auch jene Theorie nicht, daß von der Berührung mit noch ungebrauchten Nationen oft interessante neue Thätigkeit geweckt werde. Unwichtig ist ferner nicht, daß Schlesien eine geliebte Hausprovinz des Kaiserthums war, und dadurch ein lebendiger Verkehr mit Wien unterhalten wurde. Dort in Wien war ein Stapelplatz der romanischen Einflüsse, das literarisch bewegte Italien war nahe, mit Spanien war man verwandt, der durch Trident und die Jesuiten moderne Katholicismus hatte dort sein Hauptlager, da mußte Anregung in Fülle sein. Nach Oesterreich war auch Minne- und Meistergesang in fleischige Lieder übergeschlagen. Opitz wurde auch in Wien gekrönt, ein literarisches Interesse war also dort jedenfalls stark lebendig. Die Jesuiten ferner hatten sich in Schlesien auf's Lebhafteste geregt, ihre großen Kollegien zu Breslau und zu Glogau zeugen noch heute von ihrer mächtigen Wirksamkeit. Auf der andern Seite war die Berührung mit dem aufgeregten Böhmen, mit dem reformirenden Sachsen nahe und erfolgreich gewesen, Katholik und Protestant wohnte hier dicht unter einander, das erhielt die geistige Bewegung ununterbrochen wach.

Alles dies mag wichtiger sein, als die gewöhnliche Erklärung, Schlesien sei weniger berührt worden vom dreißigjährigen Kriege, und habe sich dadurch mehr Ruhe und Kraft bewahrt. Die böhmischen Kämpfe, die Kriegszüge der Podiebrad und Corvinus, die Wege Wallensteins waren verheerend genug durch Schlesien

rückt. Wallenstein hatte zum Beispiele direkt seine Straße zum Fürstenthume Sagan über die Bunzlauer Gegend, in welcher Opitz aufwuchs; die Dohnaschen Bekehrungsreiter haus'ten in Schlesien so wild als Tilly's Völker anderswo.

Aber ein wichtiges Moment für Schlesien sammelt sich noch um den berühmten Pädagogen Trotzendorf, den Schüler Melanchthons, der von seinem Geburtsorte bei Görlitz Trotzendorf genannt wurde, und übrigens Valentin Friedland hieß. Er hatte im Reformjahrhundert eine vortreffliche Schule zu Goldberg gestiftet, die Außerordentliches leistete, und sicherlich einen nachhaltig aufregenden Einfluß für die ganze Provinz erhielt. Opitz war in Bunzlau nur etwa fünf Meilen davon zu Hause, und obwohl er selbst nicht dahin zur Schule kam, so wurde er sicher mannigfach des Goldberger Einflusses theilhaftig. Sein Vater, ein Bunzlauer Rathsherr, scheint selbst ein ganz tüchtiger und kultivirter Mann gewesen zu sein.

1597 ward Martin Opitz geboren, in Bunzlau selbst; in Breslau und besonders auf dem jetzt verschwundenen Gymnasium zu Beuthen an der Oder hat er eine gute Schulbildung erhalten. Dies Beuthen, ein kleiner Ort am hohen Oderufer, dem gegenüber Carolath mit schönen Eichenwäldern liegt, hat den jungen, artigen Mann frühzeitig angeregt. Er ging nach Frankfurt und dann nach Heidelberg, also an die entgegengesetzte Seite Deutschlands auf Universität, das humanistische Studium wird hier in einem Literator wenigstens theilweise einmal lebendig, obwohl Opitz mit gesundmodernem Sinne sich mehr den näheren und seiner Zeit ächteren Interessen der holländischen, französischen und italienischen Literatur zuwandte. Diese Sprachen hat er mit Eifer erlernt, und das Beste dieser Literaturen hat er mühsam aufgesucht. Wir bekommen es hier durchaus nicht mit einem original-schöpferischen Geiste zu thun. Unser Land war der Kriegsschauplatz gewesen, wir waren zerrüttet, zurückgeblieben, der eigentliche Inhalt neuer Welt fand noch keinen herrschenden Platz in unserer Literatur, Katholik und Protestant schrieb durch einander, es mußte uns genügen, daß nur mit glücklicher Hand irgend ein Weg ausgewählt wurde.

Diese glückliche Hand hatte Opitz, er suchte auf's Beste nach Ausdruck und Form, damit sich nur irgend ein Anfang bildete.

Und was noch mehr, was so selten ist, dieser geehrte und gepriesene Weltmann, der durch Lob und Krönung so leicht verführt werden konnte, war darüber keinen Augenblick in Täuschung befangen. Mit lieblicher Bescheidenheit weis't er sanft den Titel eines Dichters zurück, und gestand, daß ihm dazu das Schöpfungsvermögen fehle; er wollte nur eine Form finden, die der Gewaltigere benützen könne. Daß sich andere Proben, Eitelkeitsproben in ihm finden, ist bei der Art, wie er gefeiert wurde, nicht zu verwundern. Deshalb ihn zornig herabzusetzen ist Unrecht, deshalb seinen Charakter zu erniedrigen, weil er ein praktischer Weltmann war, und sich gewandt Stellung und Geltung zu schaffen wußte, ist eben so unrecht. Wir sehen doch wahrlich, daß sein Weg, die Literatur in Ansehn und Wirkung zu bringen, der richtige war, warum ihn denn nun ohne besondere Noth der höfischen Schranzerei beschuldigen, weil er von Fürsten geehrt und beschützt wurde, und doch, seinen Kräften nach, unsrer deutschen Welt des Menschenrechtes nichts vergeben hat. Von Universität und Reisen kam er nach der Heimath zurück, bereits in Manchem erfahren, geschickt und gewandt, und lebte eine Zeitlang am Herzoglichen Hofe zu Liegnitz. Bethlen Gabor berief ihn nach Siebenbürgen an eine dortige Schule. Dort sammelte er Dacische Alterthümer, verarbeitete sie, und übte seinen Geschmack an manchem Einzelnen. Diese Alterthumsstudien sind verloren. — Aber das Heimweh ließ ihm keine Ruhe, er kam nach Schlesien zurück, und lebte, an Sprache und Versen arbeitend, in Bunzlau und Liegnitz, ging einmal nach Wittenberg und einmal nach Wien, endlich in Geschäften des Landgrafen Dohna nach Paris, wo er Hugo Grotius traf. Wieder nach Schlesien zurückkehrend war er bald in Brieg, bald in Liegnitz, und wich endlich dem Kriegstumulte aus, mit dem Herzoge von Brieg nach Thorn gehend. Nach Danzig übersiedelnd ward er zum Historiographen Polens ernannt, aber unglücklicherweise schon 1639, in seinem zwei und vierzigsten Jahre von der Pest ergriffen und getödtet.

Man hat sich von nun an stets sorgfältiger nach dem Lebenskreise des Literaten umzusehen, da jetzt, wo sich aus dem Chaos eine neue Schriftwelt gestaltet, wo Alles auf persönliche Neigung und Wahl ankommt, die einzelne Person mit ihrem

Bereiche eine große Hauptsache wird. Daß Opitz in so mannigfache und so stattliche Berührung kam, war ein unbezahlbarer Gewinn: die unbeengte Anschauung des Lebens hatte sich bei so störender Noth fast lediglich unter hoch und günstig gestellten Personen bewahrt, der Umgang mit ihnen war eine nothwendige Ergänzung des auseinander gewehten Lebens, und es hat nur ein schwer beschränkter Demokratismus dem feinen Opitz aus dieser Feinheit und diesem Umgange einen Vorwurf machen können. Wenn in einer ausgebildeten Zeit, wo die geistige Höhe bei allen Ständen zu finden ist, wenn da der Vorwurf auftritt, der Dichter vernachlässige seine Nation, weil er ein Hofdichter sei, so ist da wenigstens ein Sinn darin. Dem Opitz in einer solchen Epoche gegenüber ist's nur jener schlimme Kram, welcher ohne höhere, überblickende Einsicht ist, und seinen Nachdruck darin sucht, eine einzelne Richtung um jeden Preis geltend zu machen, auch um den Preis einer wirklichen Gesammtcultur und eines wirklichen Fortschrittes.

Die Geschichte hat es uns gezeigt, daß nur in diesem formellen Streben zunächst ein Gewinn für unsere Literatur zu finden war. Alle andere, noch so nachdrückliche Einzelnheit ist verstoben, wie ausschließend nothwendig sie sich auch anließ. Opitz hat also den Punkt wirklich entdeckt, wo ein Keil eingehen konnte in unsere Zukunft, um diese nach und nach zu öffnen.

Eben sein Geschmack trieb ihn auch, unsere alten Gedichte zu pflegen, er hat sich fleißig darnach umgesehen, und zum Beispiele den Lobgesang des heiligen Anno zuerst wieder entdeckt und herausgegeben. Sein Geschmack fand es aus, die theilnehmenden Deutschen von ausschließlicher Lekture des Italienischen abzubringen, wie sehr er selbst am Auslande Interesse nahm; er weckte deutsche Schrift, die an die Stelle treten konnte und nicht blos Pfaffengezänk und plumpe Rede enthielt; sein Buch „von der deutschen Poeterei" bleibt eine dankenswerthe, und seine beste That. Die Geschichte selbst spricht wiederum dafür: 1624 erschien es und bis zum Jahre 1668 mußte es zehnmal neu gedruckt werden. Man höre folgende Stellen daraus:

„Damit man rein reden möge, soll man sich befleißen, dem, welches wir hochdeutsch nennen, besten Vermögens nachzukommen, und nicht derer Oerter Sprache, wo falsch geredet wird, in

unsere Schriften vermischen, als da sind: Es geschach, für, es geschahe; er sach, für er sahe; sie han, für sie haben ꝛc. — So steht es auch zum heftigsten unsauber, wenn allerlei lateinische, französische, spanische und welsche Wörter in den Text unserer Rede geflickt werden. Was die eigentlichen Namen betrifft, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Casus nicht in Acht nehmen, sondern sollen sie so viel möglich auf unsere Endung bringen. Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zusammengesetzt sind, zu erdenken, ist Poeten nicht allein erlaubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschieht, eine sonderliche Anmuthigkeit.“ — —

Müssen wir nicht heute noch diesen Geschmack ganz angemessen nennen? In einem so schwierigen Punkte wie die Frage ist, ob man ein fremdes Wort, was einen aufgenommenen neuen Begriff bezeichnet, annehmen dürfe, drückt er sich ganz geschickt aus: „So bringen auch die Franzosen neue Verba hervor, welche, wenn sie mit Bescheidenheit gesetzt werden nicht unartig sind.“

Wir haben heute kein anderes Urtheil darüber, das neue Wort, was einen uns neuen Begriff bringt, mit guter Art, so wie es dem Deutschen beschieden sein kann, aufzunehmen. Dabei ist doch das unnütze Konversiren, wo unsre Sprache selbst ausreicht, entschieden abgesperrt.

Was er in Person hervorgebracht, ist der Sache selbst nach von keinem großen Belange. Auch wenn nicht eben betont wird, daß für eine allgemeine Prosazeit, wie sie schon lange herrschte, eine abgerundete Bildungswelt nöthig gewesen wäre — es fehlte Opitz auch noch ein Anderes, was unerläßlich. Es war keine andere Begeisterung in ihm als die des Verstandes, und hiemit brachte er den deutschen Norden zu einer Zeit passend an die Spitze, wo eine andere Begeisterung nirgends vorbereitet war. Er brachte Liebeslieder, aber nur der Form wegen, um der Sache selbst willen entschuldigte er sich. Seine Idyllen, womit er den Pegnitzschäfern huldigte, sind eben so matt, wie dies die „Schäferei von der Nymfe Hercynie“ darthut. Wie sehr er sich dem Ronsard und den Italienern der Form nach anschloß, der Reiz wurde ihm nicht, und seine festeste Stellung bleibt die neben

dem Professor Buchner in Wittenberg, der eine so groß
Autorität in poetischem Geschmack und Ausdruck damals war.

Wir sehen seit dem Sturze dogmatischer Poesie, besonder
zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ganze Partieen sich er
heben, die mit glaubensvoller Begeisterung sich ihren Anschauungs
kreis zu einem einzelnen Dogma ausbilden. Es wird dadurch
mehrmals ein so starker Glanz über unser Vaterland verbreitet
daß wir geglaubt haben, die Sammlungszeit einer Reformperiod
sei erfüllt, und es breche die Morgenröthe einer Zeit herein, di
ihren allgemeinen poetischen Abschluß gefunden habe.

Diese schöne Täuschung eines Enthusiasmus, der eben scho
darum aus Außerordentlichem entstand, diese weltweite Begei
sterung ist Opitz nie geworden; er suchte nur nach Bezeichnungen
keineswegs nach dem erschöpfenden Ausdrucke seiner Zeit, da
Herz einer Welt wußte er nicht zu suchen, noch weniger zu fas
sen. Nun war aber doch die Weltkenntniß seiner Zeit unserr
heutigem Standpunkte gegenüber zu gering, als daß wir dadurc
entschädigt würden in seiner Dichtweise für einen höhern Schwung
der ihr mangelt, er kann also auch im ausgedehntesten Sinn
des Worts nur für einen Hauptbeförderer der Prosa gelten.

Er hat mehrere Lehrgedichte geschrieben, eine Gattung, di
einem besonnenen, erfahrenen Manne die beste Gelegenheit gal
Und wenn denn einmal auf eine höhere Poesie in unsrer Bedeu
tung dieses Wortes verzichtet sein muß, so wird diese Form Al
les Anmuthige, Feine und glücklich Gewonnene überhaupt an
Besten ausdrücken. So entschlossen in einer dogmatisch-poetische
Zeit das Lehrgedicht in einen trockeneren, untergeordneten Ab
schnitt gewiesen sein muß, so vorsichtig muß es betrachtet un
ausgewählt werden in einer vorbereitenden Prosazeit, die zu ein
neuen Poesie sammelt. Die reine Sehnsucht ausgenommen un
der Drang ohne Weiteres, die sich beide in die Lyrik flüchte
ferner das abgerechnet, was sich zu einer plastischen Anschaulich
keit zusammen drängt, und darin seine beendigte Existenz finde
ist aller höhere Gewinn solcher Epoche zunächst Lehre, und bild
als solcher einen Dichtungsreiz. Wie hoch der in Feinheit un
Grazie ausgebildet werden kann, beweis't das Interesse, wa
Lessings Schrift heute noch findet, in welcher lediglich dies El
ment ausgebildet ist. Ja, es beweis't es Goethe, der in feinst

Weise das Lehrreiche bis zum poetischen Hauche vergeistigt hat. Schiller hat seinen Haupterfolg der zur Sentenz verdichteten Bemerkung zu danken und dem didaktisch-sittlichen Grundwesen seiner Dichtweise.

Man sieht, wie sich bis in's Herz hinein das Hauptwort moderner Zeit geltend macht, das Wort Verhältniß: die moderne Kritik weis't das Didaktische als eine Plumpheit zurück, wo eine Zeit zur Poesie erfüllt ist, und sie findet es in einer Zeit der Prosa bis zur nächsten Grenze des poetischen Erfassens abgebildet, verfeint und gegeistigt. Der Grundgedanke aller Prosa-Periode ist Didaktik; durch neue Erfahrung und daraus sprießende Lehre will sie den aufgelös'ten Urtheilskreis wieder zu einer allgemeinen Ueberzeugung schließen. Deshalb ist aller poetische Gewinn, der sich partieenweise ablös't, in solcher Periode von der Lehre angehaucht, und deshalb eben muß sich für das Didaktische selbst nun ein neues Verhältniß bilden. Es ist nicht mehr untergeordnet, aber es kommt Alles auf den Grad seiner Feinheit und Ausbildung an.

Aus diesem Grunde kann bei einer noch so anfänglichen Kultur, wie die Kultur Opitzens war, das Lehrgedicht nicht viel gewähren. Je mehr die Lehre aus dem nächsten Kreise der Erfahrung abgelös't hat, aus diesem Kreise, welchen man den trivialen nennt, je mehr sie entkörpert, und zu dem aufgeschwungen ist, was man mit dem aufgenommenen Worte sublim nennt, desto mehr verliert sie den herben Beigeschmack des Didaktischen und nähert sich der Aufnahme in den poetischen Bereich. Eine Summe solcher sublim gewordener Lehrpunkte kann auch in einer Prosaperiode eine poetische Partie bilden, wie sich dies bei unsern Klassikern kundgiebt. Die Endsumme aller sublimen Gewinnste, dasjenige Gedankenergebniß, worin die Idee jeder alten und neuen Weltregung eingeschlossen ist, solche Endsumme giebt ein allgemeines, neues Dogma, eine neue allgemein poetische Zeit, wo kein Zwiespalt mehr ist über Staat, Kirche, Sitte, Tugend und Glück.

Das ist die Zeit, auf welche wir harren, und von welcher natürlich Opitz noch viel weiter entfernt sein mußte. Seine Didaktik geht noch plump auf's Lehren aus, darin unterscheidet sich aber das, was bei guten modernen Dichtern didaktisch genannt

werden kann, es tritt niemals eigen auf, es kommt nur in Gesellschaft mit einer anderen Welt, läßt sich nur beiläufig vernehmen, gleichsam wie eine Begleitung erscheint es, deren sich eine strebende Zeit eben so wenig entäußern kann, wie das glückliche Leben der Vorsicht und Rücksicht. Man sieht eben darin einen Theil der Kunst, dergleichen Nothwendigkeit so zierlich zu verdecken oder zu bekleiden, als es nur immer angehen will.

Solche Verlangnisse konnte sich Opitz nicht stellen. Als der dreißigjährige Krieg eben recht zudringlich wurde, machte er 1621 „ein Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs," einen Landsitz in Siebenbürgen und die Ruhe des Gemüths, welche man dort haben könne, besang er in „Zlatna," vom wahren Glück ist die Rede im „Vielgut," was 1628 gedichtet ward. Dies Vielgut existirt als artige Landbesitzung heute noch in der Nähe von Oels. Opitz hat dort mit dem Brieger Herzoge freundliche Sommertage verlebt. 1633 schrieb er ein großes beschreibendes Lehrgedicht „Vesuvius," wo Betrachtung und physikalische Kenntniß im gleichmäßig aufnehmenden Alexandriner anspruchsvoll sich auf und nieder bewegen.

Uebersetzt hat er Viel. Aus der Bibel das hohe Lied und Psalmen. Aus den Alten Antigone, die Trojanerinnen, Cato's Disticha; einen Traktat von Hugo Grotius, ein Singspiel Daphne und ein Trauerspiel Judith aus dem Italienischen. Das Singspiel soll größtentheils Eigenes von ihm enthalten. In seinen „poetischen Wäldern" sind sehr viel lyrische Gedichte, unter denen manche ganz artig, an Gelegenheitsgedichten ist er überaus reich, wie man diese überhaupt Schlesien und Sachsen am Reichlichsten nachweis't, und auch geistliche finden sich, welche noch in der Reformaufregung lange fortgepflanzt werden. Für diese wichtige Partie des Liedes ist aber sein größter Schüler, Flemming, von viel größerer Bedeutung. Opitzens Geschmack, den innerlichen Kern des Gedichtes anbetreffend, wo er sich an Seneka und den Holländer Heinsius anschloß, ist von keiner besonderen Höhe; er wird nur außerordentlich, wo es sich um den Ausdruck selbst in unsrer Sprache handelt. Deshalb fordert auch seine Prosa, die für Zeit und Verhältniß ausgezeichnet sich darstellt, die anerkennendste Aufmerksamkeit. Man wirft dieser Opitzschen Prosa öfters vor, daß sie breit und schleppend werde, und dieser

ehler lag allerdings nahe, wo so viel zu erläutern und einzu-
chten war, wo der nächste Anschluß an das breit in's Detail
usgehende Leben Hollands stattfand. Aber man gesteht doch zu,
ß sie unerwartet rein und geläufig, klar und gegliedert her-
ortritt, und eine zierliche Geschmeidigkeit erreicht, wie es unter
mißlichen Umständen für einen großen Gewinn gelten muß.
n Heyse's Grammatik wird eine große Anzahl neu gebildeter
örter aufgeführt, die jetzt größtentheils zweifellos bestehn, und
elche theils Opitzens eigner oder der durch ihn geweckten Er-
ndung zu danken sind. Dahin gehört, um nur einige zu nen-
en: Sturmwind, Hauszucht, Kirchhof, Vogelfang, Nothwehr,
onnerwort, Schalkheit, Scheusal, Begebniß, Baarschaft, End-
haft, Sippschaft, Abstrafung. —

Wie sehr die Zeitgenossen Opitzens Verdienst hochhielten,
igt die hohe Achtung, welche man ihm von allen Seiten bewies,
nd der allgemeine Nachahmungseifer, welcher sich um ihn schloß.
ie römische Dichterkrönung auf dem Kapitol ahmte man bei
m nach, in feierlicher Handlung wurde ihm zu Wien die Dich-
rkrone aufgesetzt, und der Kaiser erhob ihn in den Adelstand.
er frische Gebirgsfluß, welcher vom Riesengebirge herab, bei
unzlau vorübereilt, der Bober, an dessen Weiden der Knabe
espielt hatte, diente zu dem Beinamen „von Boberfeld." Das
iteraturstreben erhob sich damals zu einer Lebenssitte, und Jung
nd Alt machte nach Opitzens „Poeterei" seinen Vers. In
chlesien namentlich ging es bis in's Unerhörte, die Literarge-
hichte selbst führt den Namen eines Gymnasiasten aus Bunzlau
n, Andreas Scultetus, der sehr jung, als Gymnasiast in
reslau gestorben zu sein scheint, und dessen Nachlaß ein beach-
enswerther Wiederklang Opitzens sei. Allerdings hat er nur in
ezug auf Opitz eine Bedeutung.

An einer korrekten Gesammtausgabe seiner Schriften fehlt
s, mangelhafte sind genug da. Aehnlich ist es mit seiner Le-
ensbeschreibung; ein C. G. Lindner hat hundert Jahr nach
Opitzens Tode eine geschrieben mit möglichster Weitschweifigkeit,
och Niemand hat bis jetzt eine körnige daraus gemacht. Bis
um Jahre 1812 hat man das Alles auf sich beruhen lassen, da
Friedrich Schlegel im „Museum" mit einer Würdigung des
pitzschen Verdienstes vorgetreten. Neuester Zeit hat August

Kahlert ein dankenswerthes Büchlein gegeben, „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie."

Sonst ist von Schlesiern besonders Andreas Gryphius zu nennen, 1616 im Todesjahre des Shakespear und Cervantes, in Gr. Glogau geboren, der nach großen Reisen und vielem Unglücke als Landsyndikus 1664 in der Heimath stirbt, und in der fruchtbringenden Gesellschaft den Beinamen „des Unsterblichen" führte. Er ist der Dramatiker dieser Schule.

Jetzt zeigt man sich geneigt, ihn als selbständigen Vorbildner ganz von Opitz abzulösen, und als Vorkämpfer der zweiten schlesischen Schule anzuführen.

Wir haben die dramatischen Versuche unsrer Literatur beim Nürenberger Ayrer verlassen, wo die englischen Komödianten nicht ohne lebhafte Einwirkung gewesen waren. Das Leben hatte keineswegs Veranlassung gehabt, sich in die abgeschlossene und doch bewegte Ruhe einzurütteln, welche einen so großen Ueberblick erleichtert, wie ihn das Drama heischt. Aber das gesellige Interesse für das Schauspiel war doch immer mehr erregt worden. Populares Unterhaltungsinteresse und gelehrte Bestrebung rangen um die Oberherrschaft. Im nahen Holland geschah viel dafür, und dort fand der viel bewegte Gryphius auch seine nächsten Vorbilder, besonders in van der Vondel. Er ist ihm nach Heinse und Grot die Hauptfigur, obwohl ihn auch einige Franzosen interessirten und er Seneka sehr verehrte. An den Höfen liebte man jetzt schon vorzüglich dramatische Unterhaltungen, Opitzen's Daphne war mit bestem Pompe zu Dresden im Riesensaale aufgeführt worden; die Veltheimsche Gesellschaft versorgte das weit auseinander liegende deutsche Dreieck Nürnberg, Hamburg und Breslau, sie spielte und recitirte und sang des Gryphius Alexandriner. Der Stolz des Dichters waren die Trauerspiele, welche er abgefaßt, „Cardenio und Celinde" nach einer italienischen Novelle, ein Stoff, welchen neuerer Zeit auch Arnim und Immermann dramatisch bearbeitet haben, „Leo der Armenier," „Papinian," „Ermordete Majestät, oder Carl Stuart," bei welchem sich manche interessante, politische Anmerkung findet, „Katharina von Georgien," „die heilige Felicitas" nach dem Lateinischen, „die sieben Brüder" nach Vondel.

Diese Sachen, in denen noch der größte Theil der Dinge

nur erzählt wird, und wo das Sprechen nach Seneca's Art die Hauptsache, und zwar das Sprechen in einer noch naiv-beschränkten Anschauung, sind bei der Kritik nicht so glücklich gewesen, wie die Lustspiele des Gryphius. Und das ist natürlich: zu einer so künstlerischen Ueberschauung, wie sie das höhere Drama fordert, war noch zu wenig erobert und das wirkliche Talent ging unter einer angenommenen Manier verloren. Dagegen brach es ächt und ungestüm in der Komödie heraus. Es that keinen Eintrag, daß sich diese an Terenz und die Italiener hielt, in der Einzelnheit, die doch hier überall noch die Hauptsache war, bewegte sich stark und tüchtig das wirkliche Lebensinteresse der Zeit, der prahlende Krieger, der pedantische Doktor erschienen und glückten; Gryphius hatte außerordentliches Talent, und war nur leider durch eine trübe Stimmung, Folge seiner Mißgeschicke, niedergehalten, er hatte schon die glückliche Keckheit, eine Bauerngruppe mit schlesischem Bauerndialekte charakteristisch in das Hochdeutsche einzustellen, und der lebendigste Erfolg lohnte es ihm. Er schrieb seinen ausgelassenen „Peter Squenz," der in dürftigerer Gestalt schon vor ihm existirte, und es ist keineswegs übertrieben, wenn die Kritik in manchem Zuge eine Shakespearelaune findet. Ueber den Horribilicribrifax, die Soldatenkarrikatur ist sehr gelacht worden, und Gryphius fand auch bereits mit gesundem Treffer, daß für Dergleichen die Prosa vorzuziehen sei.

Starke Züge eines bereits charakteristischen Talentes, wie es bisher sich nicht ausgebildet hatte, und wie es auch in nächster Folgezeit sehr lange noch vermißt wird, treten leuchtend bei Gryphius entgegen, und es ist nicht so schnippisch von der Hand zu weisen, wenn ihn mancher Literat den Vater unsrer dramatischen Literatur nennt.

Natürlich hat er auch Oden, geistliche Lieder, sogar „Kirchhofsgedanken" betitelt, und Gelegenheitsverse angefertigt, dies brachte das Dichtungsgeschäfte so mit sich, und die Literargeschichte zeichnet das der Vollständigkeit halber in ihre Akten. Auch von seinen Sachen fehlt eine korrekte Ausgabe, die letzte von Christian Gryph, 1698, ist lückenhaft und voller Druckfehler.

Von den Mitstrebenden im Drama ist nicht viel Besonderes zu sagen. Johann Klai, der Stifter des Pegnitzordens, schrieb, obwohl Prediger in Kitzingen, ebenfalls für die Bühne, und sein

„Herodes der Kindermörder“ ist in verschiedener Gestalt oft wieder erschienen; ein Jurist in Naumburg, Georg Schoch, schrieb eine Komödie „vom Studentenleben;“ Sügmund von Birken, mehr schon an die zweite schlesische Schule grenzend, durch einen ausgebildeten Stil seines Geschichtswerkes „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich,“ 1668, berühmt, und dafür vom Kaiser geadelt, hat auch ein Festspiel „Margenis“ verfaßt.

Friedrich von Logau ist der dritte bemerkenswerthe Schlesier dieser Schule, die besonders Opitzens wegen, und weil Schlesien im Allgemeinen das lebhafteste Interesse zeigte, den Beinamen der schlesischen erhielt. Logau, am Hofe in Liegnitz angestellt, ist 1655 gestorben. Obwohl ebenfalls Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, ward er doch nicht so besonders ausgezeichnet und hervorgehoben, und verdankt dies erst dem Lessing. Dieser veranstaltete mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, und Ramler hat 1791 noch eine neuere besorgt. Er hat über vierthalbtausend Epigramme niedergeschrieben, flüchtig, ohne besonderes Gewissen, um jeden Preis. Aber unter einer für damals ungewöhnlich biegsamen Sprache ward sein Spott und Muthwille doch öfters zu einer behaltenswerthen Form gestaltet. Valentin Löwer übersetzte gleichzeitig die „Ueberschriften“ von Owen, Ziegler gab seine Madrigale, ein Epigramm oder so etwas Aehnliches, und es sprang diese Aeußerung einer verständigen Literaturkrisis überall, selbst bei Dichtern des Kirchenliedes, hervor.

Andreas Tscherning, auch ein Bunzlauer und Zögling Opitzens, hat sich als Lehrer der modernen Dichtkunst in Rostock ausgezeichnet. Sein „unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst“ Lübeck 1659, dem eine Sammlung dichterischer Redensarten in naiver Weise als poetisches Schatzkästlein angehängt ist, hat auch darin einen Werth, daß sich Studium und Empfehlung der altdeutschen Literatur darin vorfindet. Julius Wilhelm Zinkgref that sich besonders hervor durch lebhafte Theilnahme an Opitz. Er lebte in Süddeutschland und starb wie sein Freund an der Pest. Den meisten Ruf haben seine „Apophthegmen,“ „teutsche scharffsinnige kluge Sprüch,“ von denen Dr. Guttenstein 1835 eine große Auswahl herausgegeben hat. Ein anderer Freund von Opitz, der

dessen Theorie ebenfalls vom Katheder lehrte, August Buchner, hat in ähnlicher Weise wie Tscherning mit seinem „kurzen Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" gewirkt, ja, war ein förmlicher Exerciermeister junger Poeten, der Homere und Virgile schaarenweise um sich sah und empfahl.

Man sieht, wie geschäftig der neue Geschmack Ausbreitung suchte und fand. Als direkter Schüler Buchners wird zum Beispiele der Holsteiner Zacharias Lundt hervorgehoben, dem treffliche Lieder nachgerühmt werden.

An eigen schöpferischer Kraft überstrahlt aber Alle Paul Flemming 1609 zu Hartenstein im Schönburg-Voigtländischen geboren. Er studirt in Leipzig Medizin, entweicht dem dreißigjährigen Kriege nach Holstein, schließt sich dort einer Gesandtschaftsreise nach Moskau an, und kommt mit einer zweiten sogar nach Persien. Im August 1637 dichtet er unter den Palmen zu Ispahan. Sicherlich hat der Orient sein lebhaft dichterisches Wesen gesteigert, und jene Wärme in ihm erhöht, welche fast durchweg an dieser Dichtungsschule vermißt werden mag. Ein Erzeugniß der Auswahl, wie sie sich gestalten mußte, nicht getragen von einer Welt, sondern auf Zusammensuchung derselben angewiesen, kam Alles auf ein frischeres oder matteres Herz an, wenn vom höheren Dichterschwunge die Rede sein sollte. Solch ein frisches Herz, was aufdringt in geheimnißvolle Höhe, war nur bei Flemming. Er ergriff auch diejenige Dichtungsform, welche in jeder Zeit eine poetische That erringen kann, er ergriff das Lied, und dies lohnte es ihm reichlich. Wenn auch eine dogmatisch geschlossene Welt fehlt, wo der allgemeine Glaube selbst die Poesie einer Zeit ist, das menschliche Herz kann dies im Einzelnen ersetzen, das menschliche Herz, was sich in Drang und Spekulation vertieft und aus sich selbst heraus eine runde, wenn auch einzelne Welt holt. Im Liede besonders, im innigen herzlichen Liede, erholt sich eine von allgemeinem Glauben losgetrennte Welt für den Mangel des äußeren Haltes. So sahen wir auch, wie sich die aus dem großen Verbande austretende Reform zunächst in das Kirchenlied rettete. Hier gießt Paul Flemming durch sein Lied, was rund und ächt eine einzelne, höhere Vermittelung sucht, die Weihe über diese Dichtungsschule, welche sich übrigens nicht über das Formenverhältniß erheben

konnte. Denn er hing mit zärtlicher Liebe an Opitz, und dessen Geschmacke, dieser war ihm das Vorbild, über welches er seine reiche Innerlichkeit quellen ließ. Leider ist ein großer Theil der Flemmingschen Gedichte verloren. Flemming hatte sich in Reval mit des Kaufherrn Niehusen Tochter verlobt, von der Reise erschöpft, ließ er sich in Hamburg nieder, und starb bald darauf 1640, erst 31 Jahre alt. Eduard Boas hat dies Flemmingsche Schicksal neuerdings novellistisch — „Deutsche Dichter" — dargestellt. Flemming's früher Tod war vielleicht einer der härtesten Schläge, welcher das damals so unglückliche Deutschland betraf. Niehusen gab ohne Auswahl heraus, was sich vorfand, und so unpassend überkamen wir den Nachlaß. Es sind sieben Bücher „Poetische Wälder," die gewiß noch zum Theil einer Ueberarbeitung harrten, und worin reiche Schilderungen des Orients und einer prächtigen Natur. Seine Sonette, seine Lieder sind ein Jahrhundert lang das Beste geblieben, was wir aus einer Dichterbrust erhielten. Unter diesen ist das berühmte „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten rathen." Wie frei war der Geistesblick, wie weich und zart und innig das Herz, wie lieblich der Geschmack dieses Dichters, der über Luthers Kraft hinüber reicht zu den alten Sängern des Mittelalters und herunter zu der klaren Sinneswelt unsrer modernen Klassiker!

In Stuttgart ist 1820 eine neue Auswahl seiner Gedichte und eine Beschreibung seines Lebens von G. Schwab besorgt worden.

Flemmings Freund und Reisegefährte Adam Olearius, — Oehlenschläger — der ihn dreißig Jahre überlebte, hat uns manche ergänzende Nachricht über ihn gegeben. Er hat in trefflicher Darstellung die Reise beschrieben, und auch Uebersetzungen aus jener fernen Zone gebracht, besonders Saadi's Rosengarten und Lockmann's Fabeln. Beiläufig ist hier, da von Länderbeschreibung die Rede, noch einmal Matthis Quad von Kinkelbach zu nennen, der sich als Erdbeschreiber, Kupferstecher und Landkartenfertiger schon früher ausgezeichnet, und von dem das berühmte Werk „deutscher Nation Herrlichkeit" schon 1609 in Cölln gedruckt und oben flüchtig angeführt wurde.

Jene Liebesrichtung, wo jedes Herz seinen eigenen Staat

bildete, dieser lebhafteste Drang, dem Inneren einen allgemeinen Halt zu bilden, ist von der größten Wichtigkeit. Aus ihr wächs't bis in die neueste Zeit eine Lyrik, welche so großartige Beiträge zu einem einstigen allgemeinen Dogma bietet, und welche in der modernen Poesie eine so überragende Stelle einnimmt.

Der Katholicismus hat noch zwei fromme Dichter in Jacob Balde, der lateinisch schreibt und dies nur zuweilen deutsch variirt, und in dem erwähnten Friedrich Spee. Herder besonders hat jenem, der mystisch-ascetisch, aber auch oft sehr interessant schreibt, große Aufmerksamkeit gewidmet. In jener Zeit aber wachsen die Zeugnisse, welche aus dem Lutherischen Kirchenliede stammen, immer breiter und schöner.

Der Schlesier Johann Scheffler, bekannt unter dem Namen Angelus Silesius, war einer der reichsten Dichter dieser Art. Aber auch er geht noch — 1653 — zum Katholizismus über, wie es ein ähnlicher schlesischer Mystiker „Butschky" that. Es wird richtig hervorgehoben, daß die Schwenkfeld und Böhme und Weigel ebenfalls aus Schlesien stammen, und Vorliebe für katholische Mystik nahe gelegt war durch das kaiserliche, großentheils noch katholische, von den Jesuiten in Breslau und Glogau geleitete Land. Scheffler's geistliche Hirtenlieder, von denen „Mir nach, spricht Christus, unser Held" noch heute viel gesungen wird, seine Sprüche, von denen Varnhagen 1833 eine Auswahl herausgegeben hat, sind aus dem tiefsten Borne heraufgeholt. Knorr von Rosenroth, Quirinus Kuhlmann schließen sich nahe an diese Mystiker.

Dagegen von streng Protestantischen ist zu nennen: Johann Heermann, der in dem kleinen Oderorte Köben in Schlesien Prediger war, und von dem das Lied „Herzliebster Jesu, wir sind hier." — David von Schweinitz mit der „Herzensharfe." Johann Rist, der berühmte Paul Gerhard, dem jetzt in Gräfenhaynichen, wo seine Pfarre war, ein ganz bescheidenes Denkmal geworden ist. Von ihm stammt: „Befiehl Du deine Wege" — „O Haupt voll Blut und Wunden" — „Nun ruhen alle Wälder." Noch 1827 ist in Berlin und Bremen eine neue Ausgabe seiner Lieder erschienen. — Buchholz, in großer Einfachheit in seinen „Hausandachten" künstlicher und geschmückter in geistlichen Formen. Letzteres that Andreas Gryphius noch

mehr. Johann Francke, ein Sachse wie Neumann und Gerhard, zeigt, daß hier das Kirchenlied hier immer noch seinen Kern hat. Joachim Neumann, unter dem griechisch gebildeten Namen Neander bekannt, wie er auch bei dem neuern Kirchenhistoriker vorkommt. Er wird mit besonderer Auszeichnung als Liederdichter genannt; das hoch einhergehende „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" ist von ihm. Von Georg Neumark ist „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Wenn bis in's nächste Jahrhundert aufgezählt werden soll, so ist noch zu nennen: Caspar Schade, Gottfried Arnold, der später als Kirchenhistoriker vortritt, und Wolfgang Christoph Deßler; besonders der letztere gilt für einen der feurigsten und innigsten Dichter dieses lyrischen Kreises.

Ein genauer Zusammenhang Aller mit der schlesischen Schule ist allerdings nicht nachzuweisen, aber es war doch durch die ein lebhafter Anstoß gegeben und im Formellen blieb sie der Ausgangspunkt.

Näher zu Opitz stellen sich entferntere Autorgruppen, wie zum Beispiele eine in Königsberg, einer Universität, die sich wie Wittenberg an Opitz schloß. Hier waren Robert Roberthin, Heinrich Albert, und der vortreffliche Simon Dach mit vielen Andern vereinigt. Von diesem ist das liebliche Aennchen von Tharan, was zum Volksliede ward, und was der alte Wachler in seinen mündlichen Vorlesungen stets mit größter Innigkeit hervorhob. Dach hat auch Singspiele, Kleomedes, Sorbuisa, verfertigt. Die Königsberger waren meist betrübten Herzens.

Eine andere Gruppe in Norden waren die Satiriker Lauremberg, in Rostock wirkt Rachel, Schuppe und in Oberdeutschland Moscherosch. Lund und Rist, Opitzianer, ebenfalls hierher gehörig nach Cimbrien, sind von schwacher Breite. Lauremberg hat seine satirische Laune mehr heiter als scharf besonders in plattdeutsche Mundart gefaßt. Rachel, ein Dithmarse, gilt für den Schöpfer der poetischen Satire in Deutschland, wie man den gereimten Scherz und Angriff dieser Art zu nennen pflegt. Nichts Derartiges hat je wieder die glücklich zusammentreffenden Bestandtheile des Reinicke erreicht, und sich solchergestalt in der eigentlich poetischen Literatur ein Bürgerrecht erworben. Dies Geschäft, Thorheiten der Zeit zu geißeln, schickte

sich auch besser für den Prosa-Ausdruck, welcher in derber und naher Bezeichnung sicherlich mehr ausdrücken und ausrichten konnte, und ihn haben die übrigen auch erwählt. Zuerst ein Holländer, Aegidius Albertinus, der mit zu geringer Macht über die Sprache, und zu unschöpferisch an Brant und Geyler von Kaisersberg sich anlehnend eine „Narrenhatz" in München schon 1617 herausgab. Worin noch zu viel gelehrter Qualm und rohe Leidenschaft. Dagegen war Johann Balthasar Schuppe, als Schuppius bekannt, ein ausgezeichneter Kopf, dem Witz, Humor, geistreiche Charakteristik in hohem Grade zu Gebote stand. Er stammte aus Hessen, wo er 1610 in Gießen geboren ward, und lebte später in Hamburg. Besonders um seiner burlesken Predigten halber wird er oft der protestantische Abraham **a Santa Clara** genannt. Seine Streitschriften sind ein Schatz von Muth, Witz, gesundem Talente und neben dem derbsten Schlage von feinster Beobachtung. Es ist sehr zu beklagen, daß er selbst über den Schuppius nicht hinauskam, dem Prahlen mit unzeitiger Gelehrsamkeit nicht entwuchs.

Besonders die „lehrreichen Schriften" Schuppe's sind mehrmals aufgelegt worden. Der alte würdige Wachler, dessen literarhistorische Arbeiten auch heute noch durch eine gedrängte und doch viel umschließende Schilderung zum Besten gehören, was unsere Literatur darin besitzt, hat in seinen „vermischten Schriften," die erst 1835 erschienen sind, eine Lebensbeschreibung Schuppe's gebracht.

Mundt theilt in seiner „Kunst der deutschen Prosa" aus Schuppe's „deutschem Lehrmeister" einige vortreffliche Stellen mit, worin er über den Purismus scherzt. Hier ist auch Riemer's „Reim Dich, oder ich freß Dich" auszuzeichnen.

Es bleibt noch der süddeutsche Satiriker Moscherosch, 1600 zu Wilstädt im Hanau'schen geboren, übrig, dessen wunderlichen Namen man immer für eine Uebersetzung von „Kalbskopf" ausgab. Dem wird jetzt widersprochen, man schreibt ihn Mosenrosch, und leitet ihn von einer aragonischen Ritterfamilie ab, die unter Karl V. nach Deutschland gekommen sei. Eine Beziehung zu Spanien ist wenigstens auch in diesem schon bürgerlich gewordenen Enkel Moscherosch noch sehr lebhaft, denn sein

Hauptbuch lehnt sich an des Spaniers Quevedo Villegas „Träume." Dieß Buch — 1650 — heißt: „Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewald," enthält eine große Mannigfaltigkeit von Lebensbildern, Sittenschilderung, Strafpredigt, Vision, Lied und scharfen Scherzen, strotzt aber auch noch von Sprachmengerei und gelehrtem Aufputze. Darin freilich zeigt sich Moscherosch bewußt und sagt, „jedes Ding müsse in seiner Farbe auftreten," und um unser buntgefärbtes Narrenkleid zu zeigen, brauche er auch der Flicken aus aller Welt. Man nennt dies Buch als denjenigen Wendepunkt, wo sich die Satire vom Glauben zur Politik kehre, von der Theologie zu den Theologen.

Die Harsdörfer, Klai, Birken, Zesen, mit ihrer etwas langweiligen Schäfer-Hervorbringung, deren Ideal die Nymphe Hercynia war, gehörten in den Bereich der Gesellschaften, welche oben angeführt sind, und bedürfen keiner besondern Würdigung. Zesen ist übrigens einer von den Anhaltinern, auf deren damals so strebende Landsmannschaft bereits hingedeutet wurde. Er war ein gekrönter Poet, Stifter der „deutschgesinnten Genossenschaft" und gesuchter Romanschreiber. Seine „Helden- und Liebesgeschichten," die er zum Theil nach dem Französischen schuf, führen auf ein Feld des Romanes, was sich damals zu regen begann, und was in der zweiten schlesischen Schule eine lebhafte Fortsetzung fand. Seine „afrikanische Sophonisbe" galt für sehr zart, die spätere Kritik hat aber all diesen Schäferromanen arg mitgespielt. Birken hat viel Aehnlichkeit mit ihm, und hilft den Uebergang bilden zu den Romanen und der zweiten schlesischen Schule. Die Schäfergedichte der Pegnitzer nämlich waren bereits Erzählungen in Prosa mit eingestreuten Liedern, welche durch die Birken und Zesen abenteuerliche Farbe und Bewegung erhielten.

Die Schäferromane weckten schon damals eine Opposition in Andreas Heinrich Buchholz, einem Braunschweig'schen Superintendenten, und in einem Braunschweig'schen Herzoge selber, Anton Ulrich, welche Aergerniß nahmen an den Leichtsinnigkeiten solcher Schäferei, und den salbungsvollen Roman entgegensetzten. Es fehlte darin nicht an Gebet und Gesange, besonders in Buchholzen's „des christlichen teutschen Großfürsten Hercules

und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte in sechs Büchern." Herzog Anton Ulrich verlegte sich mehr auf einzelne Kraftstellen und ergänzte sein Talent besonders durch Lektüre der Scuderyschen und Calprenedischen Schriften.

Diese Opposition gegen die Amadis-Liebhaberei, welche ebenfalls aus Frankreich gekommen war, ist sehr überschätzt worden, und man hat noch in unserer Zeit oft sehr unpassend den deutschen Tendenzroman von dort datirt, wenn auch mit dem historischen Romane eine geschmacklose Aehnlichkeit nicht abzuläugnen ist. Viel wichtiger, durchaus original und kräftig ist der „abenteuerliche Simplicissimus," dessen Verfasser Samuel Greifenson von Hirschberg genannt und für einen Musketier im dreißigjährigen Kriege ausgegeben wurde. Etwas Sicheres darüber wußte man nicht. Neuere Forschung sagt: der Verfasser heißt Christoffel von Grimmelshausen und ist ein Adlicher vom Oberrhein, der unter seinem eignen Namen pretiöse Kunstromane des damaligen Geschmackes abgefaßt, wie „der keusche Joseph, Dietwald und Amelinde, des Proximi und der Lympidae Liebesgeschichte," und unter mancherlei Namensversetzung außer diesem Simplicissimus und dessen Fortsetzung viel andere derbe Sachen, Volksbücher gegeben hat. Dahin gehören besonders „Von seltsamen Springin'sfeld" — „Trutz Simplex oder die Landstörzerin Courage" — „Das wunderbare Vogelnest" — „Der teutsche Michel" — „Das Galgenmännlein" — „Das Rathstübel Plutonis" — „Der fliegende Wandersmann" — „Der stolze Melcher" — „Der erste Bärenhäuter," „Simplicii Ursachen, warum er nicht katholisch werden könne" — „Manifest für die rothen Bärte" — „Der satyrische Pilgram." Zur Täuschung habe er sich, wie jetzt der Verstorbene, für todt ausgegeben. Dies Alles bringt Dr. Echtermeyer unter Zeichen genauesten Studiums mit vielem Zorne gegen die bisherige Ansicht vom Simplicissimus bei. Einige Vorsicht bei dieser oft brüsk zufahrenden Annahme wird nicht von Schaden sein — „Rathstübel" z. B., um eine unbedeutende Aeußerlichkeit anzuführen, ist eine streng schlesische Formation — so wie gegen die pragmatische Art, literarische Bildungen aus lauter Detail zu konstruiren, Vorsicht vonnöthen ist. An Gervinus sich anschließend, schneidet der Berichtiger denn auch die Provinzen für allerlei

abgesonderte Literaturbedeutung zu, untergeordnete Gewohnheiten und Symptome werden durchgehende Gesetze für ganze Epochen und große, reich durchwirkte Räume; der Norden übernimmt für die vorliegende Zeit förmlich so lange die Kunstpoesie, der Süden die Volkspoesie, und nicht bloß der Süden, sondern speciell der ganz kleine Landstrich zwischen Hanau, Frankfurt und Mainz. Da ist ja Fischart, Moscherosch gewesen, Gießen, Schuppe's Geburtsort ist ja nicht weit, Grimmelshausen findet dort Unterkommen. Dieser hat sogar die Gegensätze der Kunst- und Volkspoesie in sich beherbergt, und zwar einer recht gezierten von jener Art, und einer so überaus bewußten von dieser. Der Mann ist so auffallend, wie unsere Sicherheit, womit wir einer tappenden Zeit, einer aus Leere und Verwüstung sich auf gut Glück einigermaaßen gestaltenden Zeit so gegliederte Absicht und Trennung beimessen. Diese Konstruktionsmanie des Details kann uns die Geschichte in eitel bedeutungsvoller kleiner Kenntniß so verbauen und vergattern, wie der früher stofflose Idealismus sie in's Bodenlose verflüchtigte. —

1836 ist der Simplicissimus ohne so vollständigen Apparat, wie Echtermeyer beibringt, herausgegeben worden von v. Bülow.

Er schließt sich in naiver und satirischer Derbheit der obigen Satirikergruppe an, und ist in so fern ein ächtes Erzeugniß der Zeit, die noch immer keines durchgehenden Inhaltes Herr werden konnte, sich spottend behalf und in einem gesunden Wesen das Nächste bildete und darstellte, was sich eben bot. So ein dickes Gemälde des gräulichen Krieges, wie es dem einfachen Gemüthe eben vor Augen lag.

In diesen Satirikern und dieser derben Romanthat ist eine Art Ergänzung für die auswählende Dichterschule gegeben.

Man giebt den Simplicissimus gewöhnlich für einen Vorläufer der Robinsonaden aus. Chr. Weise und Kindermann bilden später die rein didaktische Weise vor.

Im Allgemeinen kann diese ganze Dichterschule mit dem, was sich nah oder fern darum gruppirte, den Eindruck nicht abwehren, daß nur kleine Hilfsmittel zu einem neuen Formgesetze aufgefunden, nirgends aber Gesetze einer Zeit- und Weltherrschaft entdeckt werden. Alle tiefere Frage blieb ungelöst.

Man muß sich zu Anfang und Ende stets wieder mit einer leiblichen Geschmacksweckung, und einem sprachlichen Gewinne begnügen. Für diese ist auch schließlich der Einbecker Georg Schottel noch anzuführen, welcher wie Gueintzen und Caspar von Stieler für die Sprachkunde und Sprachkunst redlich gewirkt hat.

19.

Die philosophische Wendung.

Es ist deshalb wieder anderwärts nach dem tief folgenreichen, innern Geflechte umzuschauen. Die Dichter sind Farbe und Stimme, welche ihre genaueste Verbindung mit dem philosophischen Geflechte haben — leider ging es damals in Deutschland beinahe völlig aus, und wirkte nur von den Nachbarländern kaum nachweisbar herein. Was sich aber jetzt in den Nachbarländern im geheimsten Seelenschachte bildete, erregt in der Folge ganz und gar unsere deutsche Welt, ja findet als sublimste Thätigkeit bei uns seine günstigste Stätte. — Wir haben uns also darnach umzusehen, als geschähe es bei uns.

An vielen Punkten ist bereits eine Absagung vom Alten, ein Uebertritt zum Modernen grell oder sanft herausgeeilt in den historischen Blick. Aber immer hing es noch in irgend einem starken Lebenstheile lebendig mit dem Alten zusammen, Luther blieb bis zu seinem Tode halb römisch-katholisch. Jetzt, in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wird in der feinsten Wissenschaft das letzte Tau gekappt, welches das Bildungsschiff mit dem alten Lande in Verbindung erhielt.

Die Anfänge der streng modernen Philosophie erheben sich, des modernen Materialismus und des modernen Idealismus.

Daß dies durchaus nur in abstrakter Weise geschah, hat gewiß manche herbe Erscheinung hervorgebracht. Die dichterische Vermittelung ist in der Geschichte stets die weichste gewesen. Aber es fehlte an so hochbegabten Dichtern, es lehnte sich nun der

nackte Gedanke selber auf, und die Folge davon war, obwohl noch ein Jahrhundert vorüber ging, ein krampfhafter Eindrang in's fleischige Leben.

Schmerzlich werden hierbei die Dichter vermißt; dies menschliche Opfer des Schmerzes bringt man stets einer strengen Wissenschaft der Historie gegenüber, die das Bedauern nicht in sich aufnehmen kann. Die Dichter sind Symptome des innen wandelnden und verwandelnden Lebens, und sie sind schöne Symptome davon. Die Schönheit wirkt immer beruhigend; das poetische Genie hat den unschätzbaren Schritt der Begabtheit voraus, den Schritt, der selbst schon eine Form ist, vor alle dem, was mühsam aufbaut. Leider ist für die vorliegende Epoche nichts zu sagen von dieser poetischen Begabtheit und man muß eine Zeitlang ganz zur Geschichte der Philosophie flüchten, wenn die große Wendung vor Augen gebracht sein soll.

Auch darin liegt ein Beweis, daß die Zeit nüchtern aus der christlichen Weise hinausschreitet, wie sich denn auch bald darstellen wird, daß sie auch den christlichen Inhalt ganz bei Seite läßt. Bis zum dreißigjährigen Kriege bewegt man sich noch immer um die Fragen nach der Kirche. Dort hören auch diese auf, es wird gar nicht mehr des Glaubens gedacht, wenn ein Autor in Erwähnung kommt; schon in der schlesischen Schule ist es kein Moment mehr, ob der Dichter Katholik oder Protestant sei, der eisern katholische Ferdinand II. selbst, welcher lieber betteln wollte, als ein Dorf seiner Herrschaft ohne Katholicismus lassen, krönte Opitz zum Dichterfürsten, ohne daß dessen Glaubensbekenntniß dabei eine Bedeutung erhielt.

So schwand die Kirche, jetzt verschwindet sogar die christliche Idee, ganz in Uebereinstimmung damit, daß ein dichterischer Uebergang fehlte. Denn die christliche Welt ist eigentlich das Ergebniß einer poetischen Schöpfung, und sie geräth darum stets in eine so schiefe Position, wenn sie vom rein abstrakten Standpunkte vertheidigt, oder angegriffen wird. Das philosophische Rüstzeug derselben war unbedeutend neben dem reich ausgebildeten des Griechenthums und des Orientalismus. Aber ihr poetisches war groß: eine neue harmonische Welt aus dem Chaos zu schlagen.

Darum erfüllt auch eine Geschichte der Philosophie niemals

die Entwickelung der christlichen Welt, sie weis't nur die Geschichte des Schematismus nach. Und auf der andern Seite wäre eine Geschichte der Poesie nur eine Geschichte der menschlichen Wunder; um also eine Geschichte der Literatur zu haben, muß Beides, es muß neben dem Dichtungswalde auch das Wachsthum des verbindenden Geflechtes in der Philosophie nachgewiesen werden.

Die große Wendung, welche hier eintritt, heischt hierbei, sich über die Formen der Geschichte zu verständigen. Es ist dies der geeignetste Punkt, sich ein für allemal darüber zu erklären, wie der Darsteller die große Entwickelung anzufassen habe. Die Geschichte der Literatur weicht gewöhnlich den vielen Streitigkeiten aus, wie man Geschichte schreiben solle, oder was, mit andern Worten, Philosophie de Geschichte sei. Im Grunde ist sie aber doch lebhaft dabei betheiligt. Für das ordinairste Urtheil selbst stellt sich dies gebieterisch heraus, wo die eigentlich literarische Hervorbringung spärlich sickert, wo die Literargeschichte nach dem Bereiche des philosophischen Gedankens und der Begebenheit umblicken muß.

Man ist bekanntlich sehr getrennt, ob man bloß die Ereignisse in ihrer durchaus unerläßlichen, nächsten Gedankenfolge aufzählen, ob man sich begnügen solle, höchstens verwandt Aussehendes neben einander und einander gegenüber zu stellen, oder ob man die Geschichte konstruiren solle. Unter diesem Letzteren versteht man die Wissenschaft, welche in der Weltentwickelung einen großen philosophischen Prozeß sieht, welche das ganze Werden unter Gesichtspunkte inneren Gesetzes bringt, und aus den Ergebnissen Nothwendigkeiten macht.

Das geschieht natürlich mehr oder minder gewaltsam; so viel auch gelernt und aufgeräumt wird, bei einer Welt, die so wunderbar historisch wechselt, ist keineswegs Alles bis in's Detail aufgeräumt für wissenschaftliche Ordnung und wissenschaftliches Gesetz. Wenn man nicht in die Voraussetzung, welche jedes System macht, bedingungslos eintritt, so hat man die Welt und die Aeußerung derselben bis in den kleinsten Winkel neu zu stellen, man übernimmt also immer das Geschäft eines Nachschöpfers, was natürlich sein Mißliches in sich trägt, da es stets mehr Stoff, Zeug und Einsicht heischt, als der einzelne Mensch ein Leben hindurch an sich raffen kann.

Hierin begegnet die historische Aufgabe dem vorliegenden historischen Punkte, wo die Philosophie sich und die Welt von Neuem beginnt.

Das Mangelhafte kann also da nicht ausbleiben, und die bloßen Zähler, welche eben nur in chronologischer Reihe aufzählen, Gott einen guten Mann und die Geschichte eine gute Frau sein lassen, finden da stets viel Beute für einzelnen Tadel. Am Ende müssen sie aber doch selbst, um nur Eins nach dem Anderen hinzustellen, zu einer Wissenschaft greifen, welche dies möglich macht, denn der Mensch bemächtigt sich nicht zweier Dinge anders als in einem Verhältnisse. Das Verhältniß giebt ein Wissen, eine Wissenschaft, im Darstellen eine Kunst — auch der Nüchternste mag dieser Folge nicht entrinnen. Der Gegner der konstruirten Geschichte tritt in einer Geschlossenheit auf, um die Geschlossenheit zu bekämpfen.

Es ist also ein ohnmächtiger Kampf gegen das Menschengeschick, das im Allgemeinen anzugreifen, was man Konstruktion der Geschichte nennt.

Zur Sprache wird es auch insbesondere hier gebracht, weil die Welt im siebzehnten Jahrhunderte mehr denn je auf dem Punkte steht, freie Gesetze der Nothwendigkeit in sich aufzusuchen, da sie sich mehr und mehr von den positiven Gesetzen des Herkommens verlassen und darauf angewiesen sieht, ein neues Verhältniß zu erfinden. Eben jenes Konstruiren des historischen Verfahrens tritt hier in der Historie als weitgreifende Revolution auf, und erscheint ganz unverständlich, wenn es nicht in einer versuchten Erklärung des Zusammenhanges, das heißt, in einer konstruirten Geschichtsweise aufgefaßt wird.

Der wichtige Einschnitt ist da, wo die Wissenschaft ihre bisherige Geschichte ganz läugnet, und in Baco sich darin von Neuem anhebt, daß im reinen Wissen des außer uns Liegenden ein neuer Anfang gemacht, und von da auf eine neue Erkenntniß gefolgert wird. Daß andererseits in des Cartes der rein gedankliche Punkt zum Anfange und zum Urtheile des Anfanges gemacht wird.

Jener vornehme Engländer Baco, Lord von Verulam, der 1626 stirbt, läugnete allen bisherigen Wissenschaftsgang, und fing ihn von neuem an. Er nannte diesen die magna restauratio,

deren Wege eine Encyclopädie der Wissenschaften und ein Organon waren, worin die neue Weise zu schließen angedeutet wurde. Ihr kennt die Welt nicht, sagte er, lernt sie erst kennen, fangt bei dem kleinsten Stoffe an, der vor Euch liegt, und geht so nach neuer Kenntniß weiter; alsdann schließt in neuer Weise nach Anleitung meines Organons! Er hat die allgemeinen Principien der Verfahrungsart auf dem Gebiete der Erfahrungsphilosophie aufgestellt.

Aus diesem Boden wuchs aller Naturalismus, Sensualismus und Materialismus, welcher eine Hälfte der neuen Zeit erfüllt, und sich im achtzehnten Jahrhundert durch einen donnernden Ausbruch geltend machte, diejenige politische Welt zersprengend, welche sich in der Reformzeit ausgebildet hatte, diejenigen kirchlichen Reste in die Luft schleudernd, welche noch, dürftig genug, übrig geblieben.

Jener Franzose, Cartesius genannt, erfindet im Gegensatze den baaren Idealismus, jene moderne Metaphysik, welche ohne die geringste Rücksicht auf das Bestehende verfährt. Dies Bestehende, was bei Seite gelassen wird, ist nicht bloß Kirche und Staat, es ist Natur und alles übliche Gesetz, es wird nun über Alles gedacht und geurtheilt, die Menschen werden also nun vollends von ihrer Geschichte gelös't, und hiermit nimmt die Welt den eigentlich modernen Prozeß auf, sich neu aus sich selbst zu erschaffen. Man nennt es die erste Wiederaufnahme einer freien Philosophie seit den Neu-Platonikern.

Wir sind also hier bei den ersten, verhängnißvoll konsequenten Männern, welche sich ganz und gar, ohne Rücksicht von der Vergangenheit lossagen, wie dies nur zur Hälfte in der Reform geschehen war. Das, was Locke in seinem Systeme selbst eine tabula rasa nennt, das erscheint jetzt.

Muß man sich hier nicht sorgenvoll umsehen, in welcher Weise die Geschichtswissenschaft solche Revolutionen zu bewältigen sucht. Ist sie eine Wissenschaft, wenn sie so klaffende Wendungen nur als eine zufällige Erscheinung hinstellt? Alle Bildung will sich hier noch einmal von Neuem konstruiren. Stellt man dies ohne Zusammenhang hin, ohne den Versuch, darin eine organische Nothwendigkeit darzulegen, so wird diese ungeheure Erscheinung eine grinsende Fratze.

Wenn also durch nichts Anderes, so ist es durch oft so riesenhaft heraustretende Thaten der Geschichte bedingt, einen organischen Verlauf der Geschichte aufzusuchen. Es ist eine andere Frage, ob dies Konstruiren der Geschichte auf eine bis in's Detail gewaltsame Weise geschehen, und ob jedes Vorkommniß zu Gunsten einer Kategorie seiner ursprünglichen Seele beraubt werden solle.

Daß die Freiheit selbst in jener organischen Behandlung verloren gehe, ist ein so wunderlicher Irrthum des Herzens, der sich in eine Entwickelung der Thatsachen und Begriffe drängt, daß er hierbei wie eine Trivialität aussieht, und man nur der Höflichkeit halber verlegen wird. Es ist, als ob bei Sprach- und Denkgesetzen gegen die beschränkende Form der Wort- und Satzfügung geeifert würde. Ohne Aufgeben solcher Freiheit ist keinerlei Bildung möglich, denn die Freiheit dieser Bedeutung ist das chaotisch Allgemeine. Die Frage kann nie dahin gehen: ob? sondern nur: in wie weit? Jede Wissenschaft ist erst in ihrer Nothwendigkeit eine Wissenschaft.

Will man der Geschichtskonstruktion den Krieg machen, so mache man ihn, um sich gemäß zu sein, auch aller Wissenschaft.

Aus solchen Gründen muß denn auch in einer Geschichte der Literatur organische Entwickelung unter leitenden Ideen aufgesucht werden. Zu dem Ende bedarf es einer beiläufigen und einschlagenden Kenntniß, in welcher Folge die reine Thatsache, das Material der Geschichte im Allgemeinen, entsteht, und im verschiedenen Charakter sich spiegelt; in welcher Folge ferner der höhere Gedanke jeder Epoche erwächs't und sich bereitet, und wie endlich dazwischen, oder mitten aus Allem heraus die farbige literarische Blume ihre Blätter entfaltet. Denn die Geschichte der Thatsache, was man kurzweg die Geschichte nennt, ist der Leib, die Geschichte der Philosophie ist der Geist, und die Geschichte der Literatur ist das Herz oder die Seele. Eins oder das Andere ist mangelhaft an sich, und mangelhaft zu erklären. Wird aber auf Alles das Rücksicht genommen, so baut sich von selbst jene Konstruktion der Geschichte auf, welche so oft angegriffen, und deren Bedürfniß bei der vorliegenden philosophischen Wendung so überaus deutlich wird.

Dem offenen Auge führen breite Stufen vom ersten Häretiker der Kirche bis auf Baco und Cartesius, welche die Kirche

bereits außer Frage und Rücksicht lassen. Es sieht den Scholastiker unter den Fesseln der Kirche die Gedankenwaffe nur um so spitzer und schärfer schleifen, daß sie im stürmischen, allgemeinen Kampfe um so tiefer trifft, aber auch um so eher bricht; es sieht den Pabst selbst jenen Humanismus befördern, der allen Sinn auf fremde Form wendet, und erst das kirchliche, dann das christliche Interesse entwendet; es sieht eine Revolution gegen die Kirche halb gelingen, sieht wie in Jesuitismus und Politik die Kirche sich selbst verliert — und so ist es ihm nicht mehr ein Wunder des Zufalls, wenn Baco und Cartesius im siebzehnten Jahrhunderte sagen: verschwinde alte Wissenschaft, stirb, Glaube, du altes Phantom; aller Ausgangspunkt des bisherigen Wissens ist falsch, hier sind zwei neue Anfänge und Ausgänge! —

Der große Ruck, welchen die Welt durch den tiefen Einschnitt des Baco und Cartesius erleidet, wird jener Geist von der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein. In ihm sprießt jene welterregende encyklopädistische Bildung Frankreichs, welche auch bei uns so viel Wendung weckt. Man steht mit einem Worte vor der letzten Mauer, welche noch von der neuesten Zeit trennte, und welche von den Philosophen untergraben wurde, also daß sie im achtzehnten Jahrhunderte plötzlich zerschmetternd einstürzte.

Was in Deutschland durch dichterische Schulen wie die schlesischen nebenher geschieht, ist ein rein formeller Versuch, der unserer Folgezeit als solcher zu Gute kommt. Für den innersten Kern ist die außerhalb Deutschlands beginnende philosophische Krisis auch in jener Zeit von wenigstens eben so großer Bedeutung. Später kommt sie durch Leibnitz und absteigend durch Thomasius, Wolf und Aehnliche direkt zu uns, versinkt oder verflacht, oder verbreitet sich in die Aufklärerei, und erhebt sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, just bei uns, zur höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Höhe, deren sie bis jetzt in der Geschichtswelt fähig gewesen ist.

Es handelt sich also in Wahrheit um die Geburtsstätte unsers jetzigen Vaterlandes und die Paar Meilen über den Rhein hinüber dürfen unserer aufmerksameren Betrachtung keinen Eintrag thun.

Bacon.

Unbefriedigt von der bestehenden Welteinsicht wandte er sich noch einmal von vorn an die Wirklichkeit, was man Realität nennt, um dort die Gesetze besser zu ergründen, und, auf diese fußend, eine neue Welteinsicht zu gewinnen. Cartesius ward die gedankliche Ergänzung, und so bildete sich von diesem neuen Standpunkte, von dieser revolutionairen Wendung an die Natur selber, nachdem mancher Uebergang noch gefunden war, unsere moderne Naturphilosophie, welche im deutschen Leben so wichtig geworden ist.

Sie wendet sich ebenfalls an die Erforschung der Naturgesetze, und erbaut in diesen neuen Resultaten ihre Gedankenschlüsse. So wie damals Spinoza mehr in Cartesianischer Richtung sich vorzugsweise auf den Gedanken warf, und Leibnitz eine Vereinigung suchte, so ward neuerdings Schelling durch Hegel überholt, welcher ebenfalls die eigentliche Beute in's strenge Denkleben rettete. Der fragliche Punkt ist dort wie hier: wo haben wir genügend Neues vom Naturgesetze erforscht, um uns daraus neue Kriterien und Grundsätze aufzubauen, daraus einen neuen Gang des Denkens zu errichten, und in diesem neuen Gange ein allgemein neues Resultat zu gewinnen? Wer zu früh in die allgemeine Folgerung springt, verfällt leicht wie Hobbes und Locke einem mangelhaften Erfahrungssysteme; wer sich zu lange mit dem Kenntnißdetail beschäftigt und mit der einzelnen Folgerung, wie Schelling, der wird von dem überboten, welcher gleich Hegel die neue Erfahrungsfrucht für reif erklärt, und aus ihr den reinen Geist einer neuen Denkphilosophie keltert.

Wir befinden uns jedenfalls hier an der wirklichen Schwelle des modernsten Geisteslebens, und was sich jetzt losspinnt, ist selbst für die nächste heutige Welt vom nächsten Bezuge. Weit dahinten in der Geschichte liegt aller Anhalt an Dogma oder auch nur an Tradition, man kennt ihn nicht mehr, man ist auf sich selbst gestellt, aus sich selbst will man sich begreifen. Hin und her schwankt jener Prozeß, ob man tief genug in neue Erfahrung gestiegen sei, ob man abschließen könne oder nicht, und darin unterscheidet sich jetzt Empirismus und Idealismus. Wer

nämlich der neuen Erfahrung zunächst bleibt, und davon sich nicht wieder zu einer neu gewonnenen, aber in sich wieder unabhängigen Denkwelt schwingen kann, der wird Empirist genannt, und der Hauptheld dieser Partie ist Locke; wer sich aus der neuen Kenntniß heraus mit all' der Eroberung an den Geist wendet, sie diesem zu Füßen wirft, und daraus ein neues Denkwesen vergeistigen läßt, wie dies Hegel in letzter Zeit gethan, der ist Idealist. Obwohl dieses Wort nicht mehr für ausreichend gilt, und man dem Worte Dialektiker eine erhöhte und stoffreichere Bedeutung gegeben hat, als früher.

Dem Bacon ist jener Mangel des zweiten Schrittes, nämlich vom bloßen Erfahrungswissen, dem Empirismus hinweg, weniger vorzuwerfen: er deutete die Nothwendigkeit desselben an, wenn es auch ihm selbst nicht mehr vergönnt war, ihn wahrhaft zu thun. Seine Aufgabe war zunächst die: Aristoteles hat einst nach der Beschaffenheit des Wirklichen und den Gesetzen davon sich umgesehen, und daraus Formeln gebildet. Das sind Kategorien, Denkgesetze geworden, mit denen sich die gelehrte Menschheit seit so viel Jahrhunderten beholfen hat; es ist die höchste Zeit, nachzusehen, ob wir denn über die Gesetze der Natur nicht mehr und Besseres entdeckt haben, und ob wir nun damit nicht zu Kategorien gelangen, die anders sind, als die des Aristoteles waren.

Die Wissenschaft — sagt er — ist ein lebendiges Abbild der Wahrheit, denn die Wahrheit des Seins und des Erkennens ist ein und dieselbe; sie unterscheiden sich nur wie der gerade Lichtstrahl von dem gebrochenen. Sucht also das reine Abbild der Natur, und ihr werdet das reine Abbild Gottes, der Welt und des Menschen finden, als welche Drei das Ein und Alles sind.

So begann er die „große Wiederherstellung," an welcher wir heute noch in solchem Sinne arbeiten. Alle einzelne Kenntniß mußte von Neuem geprüft werden. Dies ist das encyklopädische Unternehmen, welches später einseitig in Frankreich die Revolution vorbereitete. Für das neu Gewonnene gab er in seinem Organon die Methode an, um es in den neuen Geist, das heißt in den nun letzten neuen, gültigen Gedanken zu verwandeln: von der einzelnen Erscheinung gehet aus, und durch

Induktion — sein Lieblingswort — und Analogie steigt auf zum Allgemeinen! Man nennt dies die analytische Methode.

Dieser ungeheure Gedanke einer ganzen Reform alles Wissens wird zumeist flüchtig überhüpft — die specielle Kenntniß einer millionenfachen Welt bis in das kleinste Stäubchen ist dazu nöthig, und dieser ungeheure Gedanke Bacon's ist eigentlich der große Revolutionsgedanke moderner Wissenschaftlichkeit, dem Prinzipe nach ist die Kirchenreform nur eine halbe Maßregel daneben.

Natürlich starb Bacon darüber hin; denn wenn die Aufgabe wirklich in dieser Umfassung gelös't ist, dann ist auch der Mensch über die menschliche Beschränktheit hinaus. Aber man muß es gestehen, der Gedanke ist groß wie eine Welt; jetzt überrascht er uns so wenig wie Amerika; aber man versetze sich in eine Zeit, wo Alles in einem ewig anerkannten Denkkreise sich bewegte, und die Unrichtigkeit dieses Kreises plötzlich behauptet und bewiesen wird!

Von jenem Gedanken datirt auch die rastlose Erfindung aller Art, welche seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts thätiger gewesen ist, als ein ganz Jahrtausend vorher; es datirt daher das rastlos innere Leben der modernen Menschheit, und der eigentlich moderne Glaube, daß sich überall Neues erforschen lasse, ein Glaube, den die frühere Welt gar nicht hatte, oder an dem Einzelnen sträflich fand und als Zauberei und Ketzerei bezeichnete. Freilich ist auch viel Gefahr bei so großer Bewegung, und der bunte Wechsel, die Revolution aus Princip kommt aus demselben Neste. Zerriß Luther das Bewußtsein im Allgemeinen, und brachte er den Zwiespalt in das Herz, die Bacon'sche Revolution warf auch den Wissenshalt auseinander, auch den Trost am Profanen.

Es ist nach dem Obigen aber falsch, Bacon als den Begründer der bloß empirischen Wissenschaft zu betrachten; nur veranlaßt hat er sie.

Die gedankliche Spekulation warf er bei Seite, die Religion berührte er mit keinem Worte, seine Gott- und Engelgleichheit, welche ihm für erstrebbar galt, brachte er in keine Verbindung mit dem, was Religion heißt. Er nahm zwar die vom Aberglauben gereinigte Magie in die Naturlehre auf, er gab den

Träumen eine Bedeutsamkeit, aber er hielt das Alles abgesperrt von dem religiosen Punkte. Und so leitet man die moderne Natur- und Vernunftreligion, und Materialismus von ihm, obwohl Hobbes und Locke, ebenfalls Engländer, die nächsten Erzeuger dieser Richtung waren.

Es ist sehr bezeichnend, daß sich diese vom praktischen Erkennen ausgehende neue Wissenschaftlichkeit, in England zuerst begriff, und auch in ihrer praktischen Seite dort am Reichlichsten entwickelte. Man läßt dort vorherrschend für das Gesetz jedes Kreises nur das gelten, was sich augenscheinlich aus dem Allernächsten entwickelt; man läßt ferner dort, und zwar des Staatszweckes halber, die Religion selbst so pedantisch unberührt und unbefragt, wie etwas, was durchaus nicht in die Diskussion gehöre, und was erhalten sein müsse bis auf den kleinsten Stift. Das geschieht noch obenein mit einer Religion, welche aus dem protestantischen Princip entstanden, welche mit großer Beliebigkeit in der Hauptsache von einem eigensinnigen Könige, Heinrich dem achten, eingeführt worden, welche in zahlreiche, höchst spitzfindige Sekten getheilt ist, welche also an allen Seiten den Stempel trägt, daß sie von Engländern eigenwillig eingesetzt sei.

All' dies in Betracht gezogen ist der englische Zug der Religionserhaltung um jeden Preis eigentlich ein irreligioser — er übergeht, wie Bacon that, die Religion ganz bei der Geistesprüfung, obwohl die positive Gestalt, in welcher sie so unberührt erhalten wird, das Resultat einer kurz vorhergehenden Geistesprüfung ist. Sie wird also eigentlich im Innersten ignorirt, und des staatlichen Zweckes halber aus aller Diskussion gelassen.

Deshalb zeigt sich auch unter Engländern, welche sich genial vom englischen Stile befreien, die grellste Religionsläugnerei, wie bei Shelley und Byron, und England macht darüber stets in diesem Sinne das besonderste Aufsehen.

Die nächste Folge der Bacon'schen Lehre war ein scharfer Eifer in aller Naturwissenschaft, wovon das Hauptergebniß Isaac Newton wurde, der noch bis in die zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts herüberreicht. Ferner die Vernunftreligion des Lords Herbert — stirbt 1648 — der von keiner Religion etwas wissen wollte, sobald sie auf Glauben und übernatürliche Offenbarung gestellt sei. Ferner Thomas Hobbes —

stirbt 1679 — ein Hauptruf der Empiristen. Er läugnet das Unendliche und Unmoralische, und sagt, der Mensch könne von Gott gar nichts wissen. Wenn man eine Religion haben wollte, so müsse man bloß glauben.

Im Grunde ist dies eben der angedeutete Religionspunkt Alt=Englands moderner Zeit, wo die Frage über Religion nie an die Tagesordnung kommen kann.

Das Staatsleben datirt er von einem Kriege Aller gegen Alle. Bemerkenswerth ist es, daß er, der unter den Stuart= und Parlamentskämpfen lebt, in der Politik für eine unumschränkte Monarchie ist, weil nur solchergestalt die allgemeine Bestialität niedergehalten werde. Die ganze Geisteswelt ist ihm eine Mechanik, das heißt eine Bewegung materieller Bestandtheile.

In solcher Weise, sich selbst als Schöpfer aller Staatsinstitute hinstellend, begründet Hugo Grotius den Staat und das Recht auf einen Urvertrag der Völker, und unser Landsmann Puffendorf — stirbt 1694 — der von einem ursprünglichen Geselligkeitstriebe der Menschen ausgeht, hat diese Richtung auf das Sorgfältigste begründet.

Man begegnet im nächsten Jahrhunderte jenen Folgerungen Bacon's, Hobbe's, Herbert's, Groot's in Frankreich von allerlei Weise. Dazu gab nur die dortige Verstandesphilosophie des des Cartes einen Einschlag, welcher ebenfalls näher anzusehen ist.

Cartesius.

René des Cartes war ein französischer Edelmann aus der Touraine, und 1596 geboren. Auf einem Jesuiten=Collegium wird er erzogen und in allen Geistesthätigkeiten geübt; er lies't Alles durcheinander, reis't Viel umher, nimmt sogar Kriegsdienste unter Tilly gegen einen Protestantismus, den er so riesenhaft zu steigern berufen war, und sieht sich am End' auf dem Punkte, sich mit Hilfe gangbarer Wissenschaftlichkeit nicht mehr zurecht finden zu können. Wie starke Geister thun, die auf ein Außenliegendes nicht größere Mühe wenden, wirft er alles Gewußte hinter sich, und erschafft eine eigene neue Welt aus sich selbst.

Der Gewohnheit nach noch in der alten Welt, verspricht er

der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Loretto, wenn ihm sein Vorhaben gelänge, ein Vorhaben, was Niemand so nachtheilig werden sollte als der Mutter Gottes.

Wie Baco an der äußeren Kenntniß die Revolution begann, so begann sie Cartesius mit der inneren Denkwelt, warf auch das Bisherige fort, und erklärte, man müsse sich erst über das Denken selbst vergewissern und vereinigen. — Also: Erst muß Alles bezweifelt werden, was nicht unmittelbar gewiß ist, und was sich Jemand auch anders oder als gar nicht seiend denken könnte. So kommt man zum Anfange „ich bin, weil ich denke."

Aus diesem Eigenprozesse des Verstandes ohne weitere Zuthat sonstiger Kräfte baut er in mathematischer Methode ein System auf, worin der Dualismus zwischen Sein und Denken, Geist und Körper ungelös't bleibt.

Aber die größte Revolution lag eben auch in diesem Systeme, denn es machte ein neues selbstständiges Denken souverain. Der Inhalt mag sein, welcher er will, nur wenn ich heraushebe, daß ich darin als denkend bin, so liegt darin das reine Sein. Dies Denken entkleidete sich also ebenfalls von aller Geschichte, und machte das größte Aufsehen. In Frankreich ward jener englische Empirismus, der besonders durch Locke so großen Eingang gewann, und diese Cartesische Verstandesthätigkeit, welche sich unabhängig über Alles erhob, das bestimmende Moment aller nächsten Zukunft. Daraus gohr die ausgebildetste, dreiste Gedankenrevolution, welche später so thatsächlich ausbrach. Denn alle die Helvetius, Diderot, Voltaire und Rousseau konnten erst entstehen, nachdem durch einen theoretischen Geistesruck die Welt von ihrer bisherigen Geschichte abgetrennt war. Hier an der letzten Geburtsstätte moderner Welt ist das Christenthum, was bis dahin immer Mittelpunkt gewesen war, völlig verschwunden, man schuf sich eine eigene Welt der höheren Beziehung, ohne die mindeste Notiz davon zu nehmen. Daß der Pabst Cartesius und Aehnliche verdammte, war nicht von der geringsten Bedeutung mehr; ja die Einsicht in ein wirklich positiv-religioses Moment war dergestalt verwischt, daß Spinoza neben solchen Bestrebungen für den ärgsten Gottesläugner galt, Spinoza, welcher himmelweit der Religioseste von Allen.

Des Cartes hatte sich nach Holland zurückgezogen — 1629

bis 1644 —, um die Sammlung eines eigenen philosophischen Systemes zu finden. Es ist bemerkenswerth, daß die meisten jener modernen Systeme auf der einförmigen Fläche Hollands aufwuchsen; jene regelmäßige Reinlichkeit, Ordnung und Bewegung muß dem sich selbst erfindenden Gedanken besonders zuträglich sein. Auch Spinoza lebte dort, und Locke, der Engländer, erfand sein System ebenfalls in Holland, und ging erst mit dem fertigen und mit dem Hause Oranien nach England zurück, was damals den englischen Thron bestieg.

Die Rechtfertigung, daß man einen Vernunftsatz, eine Vernunftwahrheit voraussetzen müsse, legte er dahinein: der menschliche Geist ist von Hause aus Wahrheit, was er folgerichtig aus sich selbst erkennt, muß also auch nothwendig wahr sein. Das Außenliegende ist Nebensache, denn das Zeugniß der Sinne ist unzuverlässig.

Spinoza.

Viel mehr vertiefte sich der moderne eigene Gedanke in Spinoza, und obwohl an Hundert Jahre vergraben, ja verachtet liegend, brach er doch am Ende auf, wirkte besonders tief auf Deutschland, und auf die philosophische Anregung und Gedankenwelt der Deutschen. Wenn von einem Ahnherrn des allgemeinen philosophischen Bewußtseins um die jetzige Zeit in Deutschland die Rede sein soll, so muß Spinoza genannt werden. Am Allgemeinen herrscht jetzt seine überall durchgötterte Welt, seine göttliche „Substanz," der gesammelte Pantheismus, der doch im Grunde in eine geistige Monarchie zusammengeht, und in aller modernen Bestrebung, im Staate, im Glauben, in der Poesie zu Tage kommt. Was man unchristlich, gottlos und auf ähnliche Weise an der Jugend des neunzehnten Jahrhunderts in den zwanziger und dreißiger Jahren desselben gescholten hat, das war in Deutschland größtentheils Spinozismus, der klar und unklar, bewußt und unbewußt schaltete, drängte, vernichtete und erschuf.

Baruch Spinoza lebte von 1632 bis 1677. Seine Eltern waren portugiesische Juden, die aus einer Verfolgung nach Holland

entflohen. In Amsterdam wurde Baruch geboren, und an den schärfsten Stangen des Talmudverstandes aufgezogen. Das Judenthum, von dem er den schonungslos einhergehenden Gedanken und die religiose Begeisterung hatte, befriedigte ihn nicht; er entfloh ihm, verkroch sich in die Häuser von Christen, lernte Griechisch, Lateinisch, Mathematik und Philosophie, besonders Cartesische, die ihm Anfangs zusagte, dann aber in ihren einseitigen Verstandesresultaten seinem tieferen Bedürfnisse nicht Genüge gab. Im Jahre 1660 hatte er die Synagoge ganz verlassen, den Haß, den Bann, die Verfolgung der Juden auf sich geladen, und war in die Stille eines kleinen Hauses auf dem Lande geflüchtet, um zu sinnen und zu ersinnen. Oft verging ein Vierteljahr, ohne daß er über die Schwelle trat. Christ ist er nicht geworden, obwohl er den christlichen Namen Benedict später führte, manchmal die lutherische Predigt anhörte und überhaupt gute Predigten hochschätzte. Dies Moment der Revolution, was diese ganz philosophische Wendung des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt, und was so nachdrücklich die moderne Zeit bestimmt hat, war ebenfalls stark in ihm: aus der christlichen Welt eigenmächtig herauszutreten. Er lehnte einen Lehrstuhl in Heidelberg ab, wie er sagte, um sich in seinen Forschungen nicht zu unterbrechen, zum Theil gewiß aber auch darum, weil er nicht in die Konsequenzen oder Möglichkeiten eines christlichen Verbandes eintreten mochte. — Früh erlag der Körper, er war erst 44 Jahre alt, als ihn ein schleichendes Fieber, eine Schwindsucht, im Haag hinwegraffte. Ein einziger Freund, der Arzt Ludwig von Meier, sein Schüler und Herausgeber der nachgelassenen Werke, sah ihn sterben den einsamen, weisen Mann, und drückte ihm die Augen zu. —

Wer ihn gekannt hatte, selbst die holländischen Bauern, preisen seine Sanftmuth und Trefflichkeit. Er war eine jener jüdischen Naturen, die wirklich von Gott auszeichnend begabt sind, und die auf den poetischen Gedanken der Welt einen vorherrschenden Einfluß errungen haben; Spinoza war eine dieser Naturen, wo sich das starke Naturel zur beherrschenden Leutseligkeit gesänftigt und durchgeistet hatte. Es ist sehr erklärlich, daß er die streng rationalistischen Naturen so oft an Christus erinnert. Sicherlich wäre ihm auch ein gewaltsamer Tod wiederfahren,

wenn er in einem eigen jüdischen Reiche aufgetreten wäre. In Holland konnte ihn die Synagoge nur martern und verfluchen, und der einzelne, zur Wuth erzürnte Rabbi konnte nur den Dolch gegen ihn zücken, daß er, ein so begabter Auserwählter Gottes, die Bundeslade in der Gefangenschaft verließe. Er lebte von Verfertigung optischer Gläser, das Licht beschäftigte ihn, sagt Hegel.

Alle Nachrede stimmt jetzt darin überein, daß er der wahrhaftigste Mann seines Jahrhunderts gewesen, daß nie eine Lüge über seine Lippen gegangen sei.

Seine Philosophie selbst wird auch jetzt richtiger eine Theosophie, eine Kenntniß von Gott genannt. Dahin richtete sich all' sein Sinnen. Das Orientalische: Alles ist in Einem, Eins ist in Allem, dieser monarchische Pantheismus liegt auf dem Grunde.

Und in diesem Stoffe fügt, ordnet und richtet die mathematische Philosophie des Cartesius als Methode.

Jener cartesische Dualismus des Seins und Denkens ward in eine Einheit verdichtet — ein großartig Vorspiel der später in Deutschland ausgebildeten Identität — in das einfache Sein, in die Substanz. Die Substanz ist das Unendliche, was in sich selbst ist, was sich durch sich selbst denken läßt, was also keines andern Begriffes bedarf, als seines eigenen, was unabhängig, absolut ist. Dies ist Gott. Er nennt ihn auch die naturirende Natur, diejenige, welche Natur erzeugt, und woneben der Mensch die naturirte, die erzeugte ist.

Spinoza's Philosophie, eine Objectivirung der Cartesischen ist kurz folgende: Was wahr ist, ist schlechthin nur die eine Substanz, deren Attribute Denken und Ausdehnung (Natur) sind. Nur die absolute Einheit ist wirklich — ist Gott.

Alle Philosophie wurde ihm Tugendkunst, Erkenntniß und Liebe Gottes, das heißt: ein bewußtes und thätiges Leben in und mit Gott ist ihm Alles. Ueber sein System schrieb er deshalb auch „Ethik."

Gott ist in jeder Bewegung, in jeder That, er ist überall Ursache, Zufälligkeit giebt es nicht.

Gott handelt nicht nach moralischem Zwecke, er ist sich Selbstgesetz, er ist Alles.

Da Denken und Wollen Eins ist, so ist auch die Erkenntniß

des Guten und Bösen nichts anders als der Affekt der Freude und Traurigkeit. —

Auf Gott bezogen ist jede Idee wahr, denn in Gott entspricht jede Idee ihrem Gegenstande vollkommen; bei uns aber ist es anders, weil wir willkürlich, zufällig, einzeln betrachten, und die Idee in uns nicht Alles umgreifende Nothwendigkeit ist.

Je genauer man die Wesenheit eines einzelnen Dinges erkennt, desto mehr nähert man sich Gott.

Diesem Satze begegnen wir in moderner Kultur als einem Hauptsatze noch öfter, und namentlich ist Goethe's Grundansicht dieselbe.

Es ist unnütz, wo es nur um eine Andeutung des Moments, nicht um eine eigentliche Geschichte der Philosophie zu thun ist, alle die einzelnen Sätze weiter aufzuführen. Denn da er stracks in mathematischer Methode von seinem Mittelpunkte ausgeht, wo Welt und Gott zusammenfallen, so giebt es der Folgerungen auf gleiche Weise in seinen Schriften sehr viele, und in Wahrheit so viele, als Dinge und Beziehungen in der Welt sind.

Man erkennt leicht, wie sich hier zum ersten Male wieder, abgelös't vom alten poetischen Dogma, eine positive Welt, eine umfaßte Poesie darbietet, eine solche, wie sie in jenen Jahrhunderten fehlte, und auch nach solcher Beihilfe nicht ergriffen ward. Spinoza blieb in seinem Latein vergraben, und die Zeit schwatzte in ihren Einzelnheiten weiter.

Die neueste deutsche Philosophie findet fast nichts an ihm auszusetzen, als die mathematische Methode, wodurch Alles ungegliedert in Eins zusammengezeichnet werde. Des eben herrschenden Stils halber bedauert sie wohl auch, daß er die Dreieinigkeit nicht in sein System verarbeitet habe. Dieses Bedauern ist indessen deshalb nicht so schwer zu nehmen, da selbst die neueste Philosophie sich nicht aus dem Herzen einer historischen Religion, sondern aus einer souverainen Vernunftthätigkeit erzeugt, und nur accessorisch in sich hineingezeichnet hat, was eben dem Stile wünschenswerth erschien. Von charakteristischer Wichtigkeit sind noch folgende Sätze:

Der Wille des Menschen ist keineswegs absolut frei, stets bestimmt ihn eine Ursache; denn wir sind naturirte Wesen, uns wirkt eine Kette von Ursachen durch die Welt; — bei der Vernunft

heißt nur Entschluß, was in der Natur Trieb oder Bestimmung ist. — Wir verlangen, weil wir das für gut halten, was wir verlangen. Zuerst hat man die Idee von seinem wirklich existirenden Körper; der erste und hauptsächlichste Versuch ist also auch, diese Existenz zu befestigen, zu bestätigen und zu erhalten. — Gott erkennen ist das Höchste, — was wir um solcher Kenntniß willen thun ist religios — ad religionem refero sagt dem Worte nach Spinoza. — Eine aus Erkenntniß entspringende Liebe Gottes ist ewig, ist die Liebe Gottes selbst, womit er sich selbst liebt, insoweit es uns zugänglich. — Als Schöpfung des Menschen ist dem Spinoza der Staat die Hauptsache. Die Art sei gleichgültig, Freiheit und Tüchtigkeit sei Privattugend, Tugend der öffentlichen Herrschaft sei Sicherheit. — Der Vorzug des Weisen ist innere Selbstständigkeit und Ruhe, indem er innerlichst nur seinem eig'nen Gesetze gehorcht.

Man konnte Spinoza vorwerfen, daß der sittliche Unterschied bei Seite gelassen sei, weil er in die Theosophie dieses Systems in Wahrheit nicht gehört, wo alle Bezügnisse an das Höchste, nicht an das Nebenstehende gewendet sind. Dies hat man mit Gottbeziehung verwechselt, und über ein Jahrhundert lang die grundfalsche Ansicht fortgetragen, Spinoza sei Gottesläugner gewesen, während sich just Alles auf Gott bei ihm richtete.

Locke.

Das viel unbedeutendere System Locke's, eine Ausführung Baco's, erhielt viel mehr Zulauf. Und das war natürlich: die Menge war losgerissen von einer tiefern poetischen Vermittelung mit Gott, und der ganzen Seele dessen, was geschehen war in Gedanken der Welt; die nächste, die bequemste Ergänzung war ihr die willkommenste. Um in Spinoza's größere Schwingungen einzutreten, mußte man eine ganz neue poetische Schöpfung des Gedankens versuchen; dazu war die Armuth noch zu neu. Was er vorausgreift, muß sich erst in alle verborgenen Winkel durchgewickelt haben, ehe es Bewußtsein von Nationen wird. Der materielle Weg, früher von dem poetischen Dogma der Welt so wenig aufgenommen, also im Antheile vernachlässigt, bot zunächst

größere Reize, er war auch vielleicht im höheren Geschichtszwecke noch bis in alle Extreme durchzumachen, damit die Welt aller dahin gehörigen Einflüsse theilhaftig und der Einsicht darüber fähig werde. Ihm strömte die Welt zu. Vergebens werden wir später bei Leibnitz noch einen großartigen Versuch zu höherem Standpunkte sehen, Alles ist umsonst, Spinoza ist wie nicht dagewesen, und die kurze Verstandesweisheit erfüllt noch vorherrschend das ganze achtzehnte Jahrhundert.

Locke, der von 1632 — 1704 lebt, erzählt von sich selbst, daß er zu den trägen Naturen gehöre, denen ein stetes Denken unbequem sei. Er war Sekretair des Großkanzlers Ashley, nachmaligen Grafen von Shaftesbury, fiel mit diesem in Ungnade, und ging mit ihm auf lange Zeit nach Holland. In der Politik, die ihm so nahe lag, sagt er: sie habe ihren Grund nur im Gesammtwillen Aller, gesetzgebende und vollziehende Gewalt müßten getrennt sein. Kurz, er gehörte zur Partei der eingeschränkten Monarchie. Praktisch entwarf er die Konstitution für Carolina in Amerika, die damals eingerichtet wurde.

In aller philosophischen Spekulation sah er eine Spielerei, da man das Erkenntnißvermögen selbst nicht genau kenne. Er gab kein Angebornes zu, die menschliche Seele sei vielmehr eine unbeschriebene Tafel, die nur Eindrücke von der Außenwelt erhalte. Da sie eben nur ein solches Vermögen sei, so komme Alles auf die Außenwelt an. Der Sinn bringe es, der Verstand bearbeite es, und so komme die Weisheit hervor, deren wir fähig. Die Vernunft, ein drittes, könne allerdings die gewonnenen Vorstellungen verbinden, und ein Resultat suchen, das sei aber eine sehr unzuverläßige Sache. Die Wahrheit an sich bleibt aus der Frage.

Dahin geht sein berühmtestes Werk „Versuch über den menschlichen Verstand;" folgerecht schrieb er unter Anderem auch über „die Erziehung der Kinder," da ihm der Anfang der Geistesthätigkeit so wichtig war.

Es ist ihm eingewendet worden, daß alles Erkennen und Denken just mit dem Allgemeinsten und Einfachsten anfange, was kein Gegenstand unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung sei. Leibnitz entgegnete ihm: die Sinne wüßten nur, was geschähe, nicht aber, was nothwendig geschähe.

Dahin verlor sich unter den Engländer Baco's großer Weg. Es fanden sich in England selbst viel Gegner, aber doch keine positiven Sieger dieses Materialismus und man löste sich später größtentheils in den Skepticismus Hume's auf. Dagegen nahm Frankreich Locke's Lehre mit dem größten Beifalle auf, und dort bildete sie sich zu den größten Erfolgen.

Als eine Hauptfolgerung hiervon, welche im achtzehnten Jahrhunderte die außerordentlichste Einwirkung auf Deutschland erzeugt, und sich hier bei den tüchtigsten Männern lebendig weis't, muß unter Vielen Pierre Bayle genannt werden, der von 1674 — 1706 meistens in Holland lebt, und als Polyhistor und Kritiker und Verfasser eines historisch-kritischen Wörterbuches die encyklopädische Bildung am Nachdrücklichsten aushebt. Er sagt, die Vernunft könne nur Irrthümer, aber nichts positiv Wahres erkennen, und Jean Paul nennt ihn deshalb ein dekomponirendes Genie. Den Manichäismus mit einem guten und bösen Urwesen hielt er für das noch Annehmlichste, und dagegen schrieb Leibnitz seine Theodicée. Aberglaube sei verderblicher als Unglaube. Es sei ein Staat möglich, worin man weder an Gott, noch an Unsterblichkeit glaube. Die Mathematik habe keine absolute und reale Gewißheit in ihren Principien. Spinoza verstoße mit seiner Abstraktion gegen allen Popularverstand, und berücksichtige die Wirklichkeit zu wenig. — In Folge davon sahen wir in Deutschland die Popularphilosophie allmächtig werden, und nur die begabtesten Geister schwingen sich darüber hinaus, Leibnitz in einem bewußt ausgebildeten Systeme, Lessing in einem höheren wissenschaftlichen Takte, welchen er nicht verlor, obwohl er rings mit Popularphilosophie umgeben und befreundet, und obwohl er nicht geeignet war, dies in einer streng systematischen Form auszusprechen.

Leibnitz.

1646 — 1716.

Locke und Bayle bilden uns aber auch den Uebergang zu Deutschland, was bisher beinahe ganz unbetheiligt an dieser großen Wendung geblieben war, von einer Wendung, die später

ein unermeßlicher Einfluß für dasselbe werden sollte. Denn jene Wendung ward ein Jahrhundert später in Deutschland allein weiter gerückt, und wie der heutige Philosoph sagt, zu Ende gerückt. Locke zunächst regte Leibnitz zur entschlossensten Opposition auf.

Leibnitz, aus Leipzig gebürtig, erwarb sich eine großartige Stellung in der Welt, eine Stellung, wie sie vor und nach ihm kaum ein deutscher Gelehrter eingenommen hat. Er war ein allseitig und fein gebildeter Mann, der in jeder Form seine Ueberlegenheit geltend zu machen wußte. In aller gelehrten Welt war er zu Hause, gesucht und geachtet, große Reisen hatten ihm weite Verbindungen geöffnet, ein außerordentlicher Briefwechsel hielt ihn mit aller geistigen Thätigkeit der Welt in Verkehr; an den Höfen zu Mainz, zu Hannover, zu Berlin und Wien waren seine Rathschläge gesucht und verehrt, Prinz Eugen von Savoyen, die Kurfürstin von Hannover, die erste Königin von Preußen, Sophie Charlotte, suchten und pflegten seine vertraulichste Freundschaft; — einem solchen Manne mußte ein Ueberblick, eine Einsicht erleichtert sein, wie sie nur dem Berufensten möglich wird. Fichte schildert ihn in seiner zweiten Einleitung zur Wissenschaftslehre mit der größten Hingebung, und nach alle dem steht man hier demjenigen Manne gegenüber, welcher den reifsten Ausdruck des damaligen europäischen Bewußtseins finden und geben konnte.

Das System, was unter solchen Umständen meist nur in Gelegenheitsaufsätzen entsprang, war folgendes:

Er ging von Descartes Philosophie aus, sich indessen mehr an das Sein, als an das Denken des Cartesius schließend, bestrebt, jenen Dualismus des Seins und des Gedankens zu überwinden. Sein Grundprincip ist das Individuelle. In Leibnitz faßt sich die idealistische und realistische Philosophie zusammen, und davon nennt man dies System oft kurzweg den Harmonismus, oder auch, weil der Verstand noch das vorherrschende und vermittelnde Princip ist, die vereinigende Verstandesweisheit.

Die Grundlage war ein reines Ideal, nämlich seine Monadenlehre. Die bloße Abstraktion Descartes eroberte eine Gestalt, und die allgemeine Substanz Spinoza's, entwickelte sich in die millionenfache Einheit der Monaden, ein Anfang alles Individualisirens und aller Charakteristik. Er sagt:

Aus dem Dasein zusammengesetzter Dinge oder Erscheinungen folgt nothwendig die Existenz einfacher, für sich selbst bestehender Substanzen, denn das Zusammengesetzte muß aus Einheiten zusammengesetzt sein. Solche Einheit heißt Monas, Monade.

Gäbe es keine solche Monaden, so behielte Spinoza Recht, es wäre dann überall nur ein einziges, unendliches Sein, und gar kein von ihm verschiedenes endliches Leben.

Die Materie ist also nichts, als die Anhäufung einer unendlichen Zahl von solchen Atomen, deren jeder materiell und immateriell zugleich ist.

Sie können nur geschaffen oder vernichtet, es kann nicht von außen auf sie eingewirkt werden.

Dennoch haben sie Eigenschaften, und jede ist von der andern verschieden.

Die Monas aller Monaden ist Gott.

Die Monaden sind alle empfänglich, aber nur der menschlichen Seele wird die Empfängniß zum Bewußtsein.

Die vernünftige Anschauung, die Idee ist ihr also angeboren — und hier ist ein direkter Gegensatz des Locke'schen Empirismus und alles ähnlichen, welcher alle angebor'ne Idee läugnet.

Diese Welt der Seele, die höhere, beruht auf drei Verhältnissen: 1) auf dem der Gleichheit, 2) auf dem des Widerspruchs und 3) auf dem des zureichenden Grundes. Wir finden die Sachen entweder gleich oder nicht gleich, und für die Erklärung brauchen wir einen hinreichenden Grund.

Der letzte Grund liegt in Verkettung des Weltalls; diese Verkettung hält denn auch die niedrigere Welt der bloß materiellen Monaden mit jener höheren Seelenwelt in Harmonie, in voraus bestimmter Harmonie, so daß aus dieser Mannigfaltigkeit ein Weltganzes wird, und der Dualismus aufgelös't ist. Besonders der Mensch ist ein treues Abbild davon.

In Gott, der Hauptmonas ist alle Potenz, alle Kenntniß, worin das Schema aller Ideen liegt, endlich aller Wille, welcher Veränderungen, nach dem Besseren hin bewirkt, kurz das Hauptagens im Universum. — Die erschaffenen Monaden sind wirkende Kräfte zweiter Art, Arten der Hauptkraft. -- So weit sie sich bewußt sind, wirken sie, so weit dies Bewußtsein fehlt, leiden sie. — Der gegenseitige Einfluß ist ideal, und wird nur wirklich

durch die verhältnißmäßige und vorausbestimmte Eigenschaft jeder einzelnen. Denn da sie selbst untheilbar sind, so kann nur solch Verhältniß eine Wirkung geben. Dies geht auf die „vorausbestimmte Harmonie" hinaus. — Das Beseelte wird umgestaltet, aber es giebt keine Seelenwanderung, und wörtlich genommen, doch auch keine Erzeugung, keinen Tod, sondern nur Aufwälzung (evolutio) und Zuwachs, und auf der andern Seite Einhüllung (involutio) und Abnahme. Deshalb ist auch das ganze Wesen, nicht bloß die Seele, unzerstörbar; wie das Samenkorn vorherbestanden habe, so sei auch der Seelentheil schon da gewesen, und wenn auch theilweis der Körper vergehe, zerstört werde er nicht. Leib und Seele gehörten zusammen zu Folge der vorausbestimmten Uebereinstimmung in den Substanzen, weil beide Darstellungen desselben Universums seien. Warum diese oder jede Monas der vollkommenen näher sei, das wäre die Vollkommenheit des Ganzen; unter allem Möglichen werde nur das Bessere geschaffen; für die Bewohner der Erde sei diese Welt eben die Beste von allen. Dies ist sein sogenannter Optimismus. — Jeder Geist ist eine kleine Gottheit in seiner Art, er hat architektonische Fünkchen von Gott. — Diese Gemeinschaft giebt den Gottesstaat. Dies bildet die sittliche Welt in der natürlichen; Größe und Güte Gottes wird von den Geistern erkannt, und dient ihnen selbst zur Bewunderung. — Wie zwischen der körperlichen und geistigen Natur Harmonie besteht, so auch zwischen dem Reiche der Natur und dem sittlichen Reiche; deshalb bringt die Natur selbst die Erscheinungen und Begebenheiten, welche für die sittliche Entwickelung nöthig sind, z. B. eine gelegentliche Zerstörung oder Erneuerung der Erde. Lohn und Strafe folgt also in organischer Folge und Nothwendigkeit. Die höchste Seligkeit des Menschen ist Vereinigung mit Gott, das heißt vereinte Wirksamkeit mit Gott. — Der Wille ist frei, sagt er zwar in einem Schreiben, aber dies wird dem Systeme nach so beschränkt, daß er im Grunde nur frei bleibt, wenn er absolut zweckmäßig handelt. — Das Böse ist nur Folge irdischer Beschränktheit, — privatio entis — ein Mangel des Einzelnen, und Gott bedarf dafür keiner Entschuldigung. Er hat nur das Gute geschaffen, die Geschöpfe aber mußten beschränkt sein in Nothwendigkeiten, und daraus für Böses fähig werden, damit eine Bedingung entstehe

für das beste Ende, worauf es abgesehen. — Ueber Offenbarung und Wunder drückt er sich höchst vorsichtig und dunkel, oder vieldeutig aus.

Die Leibnitz'sche Ansicht hat die mannigfachste und gröbste Mißdeutung erfahren, da er von seinem hohen vermittelnden Standpunkte Vieles sagen konnte, was dem unten im bloßen Popularverständnisse Schließenden ein Frevel, oder eine Lüge scheinen mußte. Es war eine großartige poetische Vereinigung Alles dessen, was jemals geistig erstrebt worden war in der gedichteten Ansicht dieses Mannes; die entgegengesetzten Denker und Systeme wurden in eine Dichtung des Verstandes geeinigt, und das ganze war durchaus eine poetische That.

Aber Leibnitz war so über seine Umgebung hinausgehoben, daß er in dieser That selbst vollkommen einsam blieb. Sie ward unter den Füßen eines stampfenden Jahrhunderts zertreten, vergessen; erst die neuere Philosophie hat Leibnitz wieder hoch gestellt. Daher mag es wohl auch gekommen sein, daß all seine übrige Bestrebung von der Welt des achtzehnten Jahrhunderts so gar nicht in rechtes Licht gestellt, daß manches Hochwichtige von ihm ganz übersehen worden ist, und bis zum Jahre 1836 unbekannt auf der Hannover'schen Bibliothek liegen konnte. Dort nämlich entdeckte Dr. Guhrauer Schätze der Leibnitz'schen Kulturbestrebung besonders für unsere speciell deutschen Literarinteressen, Zeugnisse eines vaterländisch ausgebildeten und theilnehmenden Mannes, wie man sie ihm nirgends zugetraut hatte. Guhrauer ist im Begriffe, Leibnitzens deutsche Schriften herauszugeben, die sich jetzt gegen allen herkömmlichen Glauben sehr reichhaltig erweisen, und welche darthun, daß er nicht der Sprache selbst halber, sondern um europäisch einzuwirken, das Lateinische und Französische für seine Hauptwerke, für seine „nouveaux essais" gegen Locke, seine Theodicee gegen den berühmten Niederländischen Kritiker Bayle, und für so vieles Andere gewählt habe.

Leibnitz hat sogar die deutsche Sprache für die angemessenste gehalten, um Philosophie auszudrücken, „weil sie keine Ausdrücke für leere Begriffe habe, und sich schlechthin gegen den Ausdruck des Unsinns sträube." Der Vorwurf, den er ihr eben da, in den „Unvorgreiflichen Gedanken" macht, daß sie für die metaphysische Bezeichnung nicht Hilfsmittel genug reiche, ist schwerlich

so ernsthaft gemeint, und kam wohl nur augenblicklich aus der quälenden Einsicht, daß unsere Sprache in ihrem Detail weder vom Auslande verstanden, noch von der höheren Welt gesucht und gepflegt sei. War er doch genöthigt, seine interessanten Briefwechsel in Deutschland selbst französisch zu führen, wie aus Varnhagens kunstreicher Biographie der Königin Sophie Charlotte zu ersehen ist.

Es findet sich just in Leibnitz so viel Antheil an unserer eigenliterarischen Existenz und Bedeutung, daß just er einen direkten Uebergang in den Literaturweg bildet, welcher in dem Vorliegenden auf einen Augenblick verlassen worden ist, um tiefer glühende Lichter dafür zu gewinnen. Er sammelte jene philosophische Wendung, die im Auslande vorgegangen war, zu einer neuen Verbindung, er war der letzte große Philosoph jener Krisis, und der erste moderne Philosoph Deutschlands. Unsere neueste Philosophie vermißt allerdings noch die höhere dialektische Wissenschaft an ihm, und tadelt, daß er nicht über die bloße Verstands- und Weltweisheit hinaus gekommen sei, aber sie hält ihn doch jetzt hoch in Ehren, und sie rühmt besonders seinen außerordentlichen Bildungseinfluß, den er als Staatsmann, Gelehrter und Weltweiser in einer Prosa ausgeübt habe.

Da es nun auch ihm so wenig wie Spinoza gelang, der zersplitterten, ungläubig gewordenen Welt durch die große poetische That seines Systems einen Halt zu geben, da diese That in unserer Nation keine eigentliche Existenz errang, so ist uns seine sonstige Thätigkeit für literarisches Interesse doppelt willkommen. Jene philosophische Krisis bricht erst später in das ganze Leben Deutschlands heraus, um so erwünschter ist der unmittelbare Uebergang, wenigstens vermittelst einer Person derselben.

Leibnitz beschwert sich bitter in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" über die Vernachlässigung und Entstellung der deutschen Sprache durch kindische Annahme alles Fremden. Man sieht, daß er vollkommen bewußt nur zu speciellen Zwecken fremde Sprachen gebraucht sehen und sie dann rein gebraucht sehen wollte. Er sagt geradezu, man habe in der Reformationszeit reiner Deutsch gesprochen.

In diesem Gange muß denn auch zur Seite bleiben, was noch von einzeln philosophischer Ausbildung in Deutschland ein-

ausnahmsweise interessante Farbe erhielt, wie dies zum Beispiele bei Walther von Tschirnhausen der Fall war, der in Leiden studirt und sich nach Des Cartes und Spinoza, vorzüglich nach Letzterem ausgebildet hatte. Seine „Medizin des Verstandes“ war ein ächt Spinozistischer Sprößling. Alle übrigen, wie Thomas, Franz Buddeus, Gundling blieben im Gange mehr oder minder von Leibnitz abhängig, ohne sich des Umfanges und der Konsequenz desselben zu bemächtigen. Ihr Verdienst gestaltete sich anderswie. Buddeus wandte einen starken Fleiß auf die Geschichte der Philosophie, und Thomasius erhält dadurch einen vorzüglichen Einfluß, daß er die deutsche Sprache auf den philosophischen Katheder hebt, er war der erste, welcher über Philosophie deutsche Vorlesungen hielt, und die Muttersprache angewandt sehen will für Ausdrücke der Wissenschaft und Kunst. Er schrieb nun zwar seine Hauptbücher selbst lateinisch, und redete ein sehr buntgefiedertes Deutsch. Aber jener Anlaß gab doch außerordentliche Folgen. Sein Kollege auf der Universität Halle, der Freiherr Christian v. Wolf stimmte in diesem Punkte mit ihm überein, und gab sogar seine philosophischen Lehrbücher deutsch heraus, gewann großen Anhang und erzeugte für die Sprache ein mannigfaches Leben. Ewig zu beklagen bleibt, daß dieses neue Erwachen unserer Sprache für die geistigsten Beziehungen des Menschen nicht in eine reichere Hand und Anregung fiel. Wolf nämlich, der zu Tschirnhausens Füßen in Leipzig gesessen, Leibnitzens persönliche Bekanntschaft noch gemacht hatte, vermochte nur sehr einseitig, der großen Geistesregung Herr zu werden. Er bildete einige Stücke der vorangehenden, großen Philosopheme zu einem trockenen Dogmatismus des Verstandes aus, brachte, wie dies dem Verstande leicht wird, auffallende Schärfe und Energie hinein, und unterjochte mit dieser geringen Rüstung alles nächste deutsche Leben.

Natürlich war dies auch entscheidend für die deutsche Sprache des höheren Ausdrucks. Sie ward auf dürre Verstandesformeln gesetzt, und bewegte sich in einem sehr trockenen Register.

20.

Die zweite schlesische Schule.

Es ist hier wieder ein wenig rückwärts zu sehn. Lohenstein, das Haupttalent dieser Schule, stirbt 1683. Wollte man genau nachweisen, bis wie weit die Dichtungsansicht dieser Leute von der allgemeinen Krisis des Gedankens und Glaubens betheiligt worden sei, so geriethe man in eine mißliche Schwierigkeit. Und sicherlich waren sie betheiligt. Auch der Philosoph erzeugt, ergänzt und ernährt sich ja aus der allgemeinen Atmosphäre, die ein Zeitalter umgiebt und durchdringt; er ist nichts Einzelnes, er wird eben so von der Welt gemacht, wie er sie später von sich selbst aus gestaltet, die Welt ist mehr denn Alles, woraus sie besteht und gebildet wird.

Allerdings war in Deutschland die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wohinein die Hauptthätigkeit dieser Schule gehört, eine träge Zeit, den Nachbarn überließ man noch zunächst die große Wendung, Leibnitz arbeitete noch an seiner Jugend. Aber man blieb doch auch da nicht ohne Einwirkung, und gewann man auch nicht die großen philosophischen Wege und Resultate, man fühlte sich doch in demselben Zustande. Die religiose Entwickelung war zurückgedrängt, schon in der Opitz'schen Schule gab sich's zu erkennen, daß man auf eigne Hand etwas Würdiges suchen wolle, daß man sich zum Selbstgesetz zu machen strebe; — in dieser zweiten schlesischen Schule brach plötzlich auffallend eine Rache aus gegen das vorherrschend gedankliche Leben

er abstrakten Geistigkeit, ein sinnlicher Drang schrie auch auf
n der Literatur.

Ein Land, was dreißig Jahre lang durch alle sinnlichen
lusbrüche eines Kriegs geschleudert worden war, trug gewiß das
Seinige dazu bei; — im Kriege selbst gilt der Leib nichts und
lles, nach ihm empfindet er zuerst seine Sicherheit und sein
Bohlbehagen wieder, wird sich seiner Rechte bewußt, und sucht
e auszuprägen.

Ferner findet sich just bei christlichen Völkern von Zeit zu
eit ein Extrem des sinnlichen Principes, was sich bei Gelegen-
eit unmäßig des rein unirdischen Princips vom Christenthume
berhebt. Der Islam zum Beispiele hat so viel Sinnenwelt in
ich aufgenommen, daß solche Erscheinung bei ihm eine Unmög-
ichkeit wird. Natürlich tritt eine solche Auflehnung gegen das
Princip da zunächst auf, wo eine Zeit am Konsequentesten in die
lusbildung der unsinnlichen Bezugnisse eingegangen ist, wie
Gottfried von Straßburg am Höhepunkte des Mittelalters mit
der sinnlichen Isold sich neben Wolfram und dessen Parcival
stellte, und da, wo man sich im allgemeinen Heereszuge von
dem positiven Glauben entfernt, wo Jeder auf eigene Hand sich
ein Genüge suchen mag. Die schöne Kunst der Literatur beson-
ders wendet sich dann gern an die rein sinnliche Lust, welche ihr
so lange verschlossen gewesen ist, und welche der suchenden Ge-
dankenoperation gegenüber einen schnellen Gewinn verspricht.
Es ist ein nächster Versuch, die von Einigkeit und beglückender
Ueberzeugung verlassene Welt in einen Bereich des Wohlthuenden
zu bringen. So stellte sich früher Boccaccio dar: die Pest wü-
thete, die Heiligenbilder halfen nicht, der Glaube an Kirche und
Geistlichkeit war erschüttert, er schrieb seine sinnlich dreisten No-
velletti, und merkwürdigerweise macht ihm das unsere keusche
Kritik nicht eben nachdrücklich zum Vorwurfe. Weil er eine
italienische Prosa bilden half, und ein naives Mäntelchen wie
eine spanische Wand um seine Sinnlichkeiten schlug, läßt man
ihn für einen fraglosen Klassiker passiren. Aber mit Deutschen
ist diese Kritik mädchenhaft keusch, und es ist allerdings wahr,
daß bei uns Klima und Gewohnheiten eine andere Stellung geben.

So ist diese zweite schlesische Schule, welche der Sinnlichkeit
großen Raum giebt, stets zum Feindseligsten behandelt worden.

Unter Sinnlichkeit versteht man nämlich in Deutschland durchweg nur die sinnliche Liebe, das, was man in der Bibel, in der Reformzeit und in jetzigen Tagen, das Fleisch nennt, das, was den alten Völkern uneingeschränkter Gegenstand bildender Kunst war, wofür die humanistische Bildung Geschmack und Theilnahme verbreiten hilft, was sie aber in der eignen Literatur abscheulich findet. Trunk und sonstige grobe Ausschweifung erregt keinen Anstoß, und darf mit bestem Behagen rein sinnlicher Lust gefeiert werden. Das scheint dem Klima angemessener, der Nationalität verwandter zu sein, und somit die nationale Keuschheit weniger unsanft zu berühren. Man muß aber doch aufmerksam machen, daß es sich dabei nur um eine Auswahl des sinnlichen Stoffes handelt, das sinnliche Princip selbst also nicht so ohne Weiteres vorgeschoben werden kann, wenn die zweite schlesische Schule geschmäht und verurtheilt wird. Glücklicherweise aber haben sich diese Hofmannswaldau, Lohenstein und Ziegler auch in der Fassung und dem Ausdrucke zu geschmacklosem Schwulste, zu störender Uebertreibung verirrt, und ihre Verdammung dadurch erleichtert. Von ihrem Landsmanne Opitz hatten sie den literarischen Zustand dergestalt überkommen, daß Alles dem persönlichen Geschmacke überlassen blieb: die Stoffe, welche bisher noch sehr dürftig geblieben waren, konnte Jeder in allen Elementen der Existenz aufsuchen, die Form hing von einem Jeden ab, es waren nur einige Fingerzeige von Opitz da und die wurden denn auch von ihnen geehrt. Aber sie waren dreiste, unternehmende Leute, sie wollten sehr Starkes und Lebendiges schaffen, und da wiederfuhr es ihnen denn, daß zu viel gehäuft und das noch kleine Schifflein überladen wurde.

Diese Verirrung vom einfacheren Stile soll ihnen zur Last gelegt bleiben, aber man verkenne doch auch nicht blindlings, daß ein stürmischer, reicher Lebensdrang in ihnen war, und sich auf den literarischen Ausdruck warf, daß namentlich Lohenstein bei allem Geschmacksirrthume, dem er verfiel, die genialste Schöpferkraft besaß, die damals im deutschen Reiche zu finden war. Seine geschmähtesten Trauerspiele, deren Ungebührlichkeit und Gräuel so freigebig von der Kritik auf all sein Uebriges vertheilt worden sind, den Ibrahim Pascha, die Agrippina, die Epicharis hat er als Gymnasiast gedichtet. Sein Roman Arminius

und Thusnelda enthält aber in seiner verirrten Breite so viel Kräftiges und Schönes, daß er noch hundert Jahre später von Haller und Wieland benutzt worden ist. —

— Sucht man eine unmittelbare Einwirkung der philosophischen Krisis auf diese Schule, so ist auch dafür das Nöthige geboten. Hofmann und Lohenstein setzen die schlesische Art darin fort, daß sie Reisen machen. Jener hat England, die Niederlande, Frankreich, Italien durchreis't, Lohenstein wenigstens Deutschland, die Schweiz und die Niederlande ebenfalls. Wir wissen, welch ein Zusammenfluß damaliger Bildung die Niederlande waren, Hofmann hat sogar in Leyden studirt, und wenn auch Locke's materielle Philosophie eine spätere Geburtsstunde hat, Bacon's rückweisende Hand auf das, was auch in der Sinnenwelt umher lag, war dagewesen, wurde mit großer Aufmerksamkeit in den Niederlanden betrachtet, Hobbes trat schon auf. Die Seele des lebhaften Schlesiers ward sicherlich von diesen Richtungen erfüllt, und der siebzehn Jahr jüngere Lohenstein erlebte noch gestaltetere Ausbreitung des philosophischen Sensualismus.

Christian Hofmann von Hofmannswaldau ward 1618 in Breslau geboren und stirbt dort als kaiserlicher Rath und Präses des Rathskollegiums 1679. Eine Ausgabe seiner Sachen hat Neukirch veranstaltet, worin Hofmann's und anderer Deutschen auserlesene Gedichte, Leipzig 1695 — 1727. Vermischte Gedichte, galante Gelegenheitsgedichte, Epigramme, Oden hat er gedichtet; die Liebe zwischen Karl V. und Barbara von Blomberg, aus welcher Juan d'Austria der berühmte Seeheld entsprang, hat er in Heldenbriefen das Vorbild der Heroiden abgefaßt, welche von da an häufig wurden. Auch poetische Geschichtreden sind von ihm geschrieben. Die Italiener Guarini und Marino verehrte er sehr, er hat den pastor fido übersetzt, den sterbenden Sokrates, und sich wohl oft diesem nicht sonderlichen Einflusse hingegeben. Deshalb sind auch seine früheren Sachen, wo er noch strenger an Opitz hing, in der Einfachheit glücklicher, wenn auch die aus der unabhängigeren Zeit frischer und kräftiger zu nennen sind. In dem Bestreben, ganz Ungewöhnliches zu leisten, hat er seine mäßige Kraft überboten, und viel hohl Gespreiztes zum Vorscheine gebracht.

Dies ist nicht in Abrede zu stellen, wenn auch die neuste Kritik darin unangetastet bleiben darf, daß der zum Sprichwort gewordene Hofmannswaldau'sche Bombast sich bei ihm gar nicht findet, im Gegentheile das Bestreben, glatt und zierlich auszudrücken.

Die „galanten Gedichte," „verliebten Arien" und jene „Heroiden" sind am Reichsten mit Sinnlichkeit versehn, und haben ihm die schlimmste Nachrede bereitet. Bei seiner Zeit indessen galt er für einen außerordentlichen Dichter.

Ein bei Weitem größeres Talent war Caspar Daniel von Lohenstein, 1635 zu Nimptsch geboren, 1683 als kaiserlicher Rath und Syndikus in Breslau gestorben. Das auf Reiz artiger zusammengedrängte musikalische Talent Hofmann's hat über Lohenstein's Vorzug oft getäuscht. Lohenstein's Absichten sind durchweg größer und gewaltiger, der Eindruck wird nur gestört durch das Mißverhältniß mit den Geschmackskräften. Er studirte in Leipzig und Tübingen, war von Reichthum und Kenntniß neuer Sprachen unterstützt, zum Beispiele auch der spanischen, in welcher das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch die Literatur durch Cervantes, Lopez de Vega und Calderon eine so lebhafte Bewegung erfuhr, war sehr belesen, von ergiebiger Phantasie und einem starken Gefühlsvermögen. Statt der bloßen Schmähung ist bei ihm vor Allen ein Bedauern am Orte, daß der Geschmack noch so wenig Anhalt fand, und das Erzeugniß deshalb größtentheils in Verschrobenheit artete.

Seine ersten Trauerspiele sind schon erwähnt; dafür war ihm zuerst Gryphius Vorbild, den er später durch Ungewöhnliches zu überbieten trachtete. Cleopatra, Sophonisbe sind noch von den Trauerspielen zu nennen. In den Chören, die er noch einschaltet, und wo er seinen überwiegenden Hang zur bloßen Rede am Besten ausströmen konnte, findet sich manche schöne Partie. Eben so befreit sich das schwer beladene Talent oft in einem klaren, kräftigen Gespräche von dem verhüllenden Bombast. Das waren aber doch alles ungenügende Hilfsmittel, das Drama durchdringend zu machen, und der bald folgende Opernschmuck entriß ihm denn auch frühzeitig einen Vorrang, den bis heute die dichterische Opposition nicht bezwungen hat. Eine Sammlung seiner „Trauer- und Lustgedichte" ist zweimal in Breslau,

und noch 1733 in Leipzig einmal aufgelegt worden. Von lyrischen Gedichten hat er die geistlichen als „Himmelsschlüssel," die andern als „Rosen oder Liebes- und Hochzeitgedichte" und „Hyacinthen oder Begräbnißgedichte" herausgegeben.

Sein wichtigstes Buch ist der Roman „Arminius und Thusnelda," über welchem er starb. Es fehlt auch darin nicht an Uebertreibung, gespreizter Gelehrsamkeit und Breite, aber ein Hauptvorzug dieser Schule stellt sich darin zu Tage: dies ist der freilich unklar verbliebene Gedanke, daß in einer dogmenlosen Zeit der Reiz des Poetischen auch in den Ausdruck der Prosa zu tragen, und darin zu suchen sei, daß ferner die Sprache rein und doch reichlich erhalten und geschmückt werden müsse. Besonders das Letztere ist eine unverkennbare Bestrebung Lohensteins, die ihm auch vielfach gelingt.

Das Uebertreibende im Ausdrucke und in der sinnlichen Absicht hat Ziegler von Klipphausen, ein reicher Gutsherr in der Oberlausitz, stirbt 1697, nach diesen Vorbildern am Frazzenhaftesten fortgeführt. Er ist der eigentliche Repräsentant für die schlesischen Edelleute und norddeutschen Dilettanten, welche sich an die Auswüchse Lohenstein's anschlossen, und durch deren geist- und geschmacklose Aeußerlichkeit diese Schule ein schlechter Wortplunder wurde. Ziegler's „Asiatische Banise" ein Roman, der bis 1764 neu aufgelegt wurde, trieb den Versuch, etwas nie Dagewesenes, Außerordentliches zu erfinden, bis zur völligen Karrikatur. Jene saftreiche, farbige Tendenz Lohensteins, einen Weg zu finden in warmes und schönes Leben, fand gar keine fruchtbare Dichterstätte, wenn auch Leserstätte genug. Ein starkes Talent erhob sich allerdings in dem Schlesier Christian Günther, der 28 Jahre alt 1723 stirbt, aber das kleine Unglück zerstörte ihn, ließ ihn zu keiner Sammlung gedeihn, zu keinem sichern Lebenspunkte kommen. Ganz ohne Vermögen, leichtsinnig und ohne Glück rang sich sein prächtiges Talent nicht aus dem Studententreiben heraus, und ein alter Student, aber ein junger Mann, stirbt er in Jena dahin. Ganz der bloßen Pragmatik gemäß, welche, staunenswerthen Fleißes, hundert höchst gleichgültige Namen aufstöbert und erklärt, hält Gervinus dieses voll-poetische Talent für nichts Besonderes, und Lohenstein für einen Juristen. Aus Günthers sinnigen oder satirischen Leiden

pulsirt ein volles, lebenskräftiges Herz, es liegt ein Schmelz sinnlicher Frische auf seinen Sachen, ein heißer, ächter Lebensdrang klopft begehrlich; er hätte die verhängte, überbaute und verunglückte Idee Lohensteinischer Lebenskraft, die in die dürftige literarische Idee einströmen wollte, zu gelungener Schönheit bringen können.

Jetzt wird er meist einzeln genannt, und die zweite schlesische Schule besteht officiell nur aus Hoffmann und Lohenstein, zu denen sich Ziegler von Klipphausen drängt. Die übrige oder nachfolgende Schriftwelt drängt sich entweder in unkräftiger Nachahmung dazu, wie die Mühlpfort und Hallmann, die Assig, Abschatz, Christian Gryphius, Neukirch, Hanke, die Postel und Hunold in Hamburg, die Wenzel und Amthor, in unkräftiger Weiterbildung wie Christian Weise, oder bildet Opposition wie die Wernicke und Canitz in der weltlichen Literatur, die Spener und Franke in der geistlichen. Lebhaften Bezug hat die Schule jedenfalls geweckt.

Immer lebhafter wird man inne, wie hilflos man in einer auseinander geblätterten Welt, in einer Welt der Prosa, sich herumbewegt. Auch die letzten Anknüpfungen an irgend eine poetische Einheit schwinden, das Kirchenlied wird dürftig, oder verfällt in den Händen der Mystiker zu eben solcher Ueberreizung des Gemüthlichen, wie in Hofmannswaldau das Sinnliche überreizt wurde. Es existirt eine Sammlung „Anmuthiger Blumenkranz, aus dem Garten der Gemeinde Gottes rc. zum Dienste der Liebhaber Gottes gesammelt," 1712, und ein ähnliches zu Cöthen 1733, woraus man sich hievon überzeugen mag. Nur Benjamin Schmolke machte eine schätzbare Ausnahme. In den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fällt auch Zinsendorf's Existenz, der 1724 Herrnhut stiftete, und in dieser reinlichen Absonderung eine ungetrübte Welt suchte. Mystisch spielende Kirchenlieder, in denen die Verbindung mit dem Seelenbräutigam naiv fromm, heilig sinnlich gereimt wurde, konnten auf eine Welt nicht breit einwirken, die sich keineswegs auf solche Naivetät

stellen wollte, sondern spöttisch das Aergerniß solches spielerischen Mysteriums hervorzog.

Der Versuch, die entgleitende Poesie wenigstens an einer reizenden Sinnenwelt mit dem Zipfel festzuhalten, mißglückte bei den weltlichen, und das Heilmittel von Seiten der Pietisten und der Epigrammatisten erwies sich eben so unfruchtbar. Es war der Entwickelung eben ein breiterer Raum gesteckt.

Die Opposition mit Epigrammen that sich besonders in Hamburg auf, wo in den Hunold, Postel und den Romanschreibern ein letzter Hauptrest der Lohensteiner lebte, überhaupt aber viel literarischer Antheil war. Dort lebte eine Zeitlang Christian Wernicke, Wernigk oder Warneck, von dessen Lebensumständen nur so viel bekannt ist, daß er aus Preußen stammte, in Kiel studirt und von dem Vielwisser Morhof, einem verständigen Verehrer Weise's, viel gelernt, große Reisen gemacht hatte, und als dänischer Staatsrath in Paris verstorben ist. In Hamburg lebte ferner damals der gewandte Lohensteinsche Bekenner Postel, ein federflinker Advokat, der den „großen Wittekind" und vielerlei schimmernde Sächelchen, Singspiele, Opern und dergleichen geschrieben hatte. An ihn schloß sich der vagabondirende Student Hunold aus Thüringen, der einen guten Kopf, aber nichts zu leben hatte. Er gab den Hamburgern Stunden in der Dichtkunst, und trieb sein Wesen etwas bunt. Näher oder ferner reihten sich daran die Schreiber galanter Romane in süßsinnlichem Uebertreibungsgeschmacke, wie Happel, Bohse, Leonhard Rost.

Diesen Leuten und Allem, was drum und dran hing, erklärte Wernicke den Krieg und gewiß mit dem besten Rechte. Das ganze Bischen Dichtkunst kam auf eine bunte Lappenwirthschaft hinaus, der dichterische Drang Lohensteins fehlte, man raffte allerlei äußeren Putz, besonders von den Italienern, zusammen, und erklärte die Puppe für lebendig und sehr schön.

An Wiederholungen der Art fehlt's auch in der Folgezeit nicht, wo man sich außerordentlich überlegen dünkte, weil der Putz von einer reiferen Nation, etwa von der griechischen, genommen war, und wo man eben so wenig ein wirklich poetisches Bewußtsein oder nur ein poetisches Verhältniß gewonnen hatte, das heißt, ein Verhältniß, was nicht mit äußerem Krame, mit

mythologischer Benennung, rhetorischer Vergleichung oder fremden Gewändern begnügt war.

Wernicke trat mit heftigen Epigrammen auf, schalt die Lohensteinschen Narren, „schlesische Zuckerbäcker," drang auf Ernst und Einfachheit. Sie sind unter dem Titel „Ueberschriften" zu manchem Uebrigen, was er abgefaßt, gesammelt und später noch von Bodmer, ja von Ramler, herausgegeben. Die Hauptschlacht war ein komisches Heldengedicht „Hans Sachs," worin Postel als Stelpo figurirte. Hans Sachs nämlich war damals tief verachtet. Natürlich wehrten sich die Angegriffenen so witzig, als es ihnen gegeben war, und wo der Witz nicht ausreichte, mit Grobheit. Besonders that sich Hunold darin hervor, er schrieb den „thörichten Pritschmeister oder schwärmenden Poeten," worin Wernike als Narrweck die Rolle eines wahnsinnigen Possenreißers spielte.

Die Wahrheit ist, daß sich die Literatur in kläglicher Kleinlichkeit herumbewegte, denn Wernicke hat außer ein Paar gelungenen Epigrammen auch nichts Positives zu Wege gebracht; seine Schäferspiele sind eben so schlecht wie die seiner Zeitgenossen, und wir müssen uns mit ihm als einem Symptome begnügen, daß noch Geschmack genug da war, die „Zuckerbäckereien" nicht gut zu heißen. Aber man darf diese Kleinigkeiten nicht übergehn. Unsere Literatur nämlich hat das Schicksal, sich just in ihnen allmählig aufzubaun, daß endlich doch ein verhältnißmäßig schöner Standpunkt gewonnen wird, dem endlich auch Talente kommen. Die Entwickelung der Geschichte im Großen selbst breitet sich immer weiter im aufsuchenden, ordnenden, spekulirenden Gange der Prosa, sie selbst schiebt einen poetischen Abschluß immer weiter hinaus, so daß den Späteren stets bänger wird, wie der so ausgebreitete Reichthum zu bewältigen sei in ein poetisches Dogma. Was bleibt also übrig für diejenigen, denen eine solche Zeit begegnet, als sich im Persönlichen oder partieenweise einen schönen Glauben zu erobern? Dies ist alle nächste Literaturgeschichte. Was noch massenhaft beisammen war, und sich leidlich aus der Reform zu retten suchte, das hatte ebenfalls den Tod im Herzen, wie wir gesehn haben mit Staat, mit biblischer Tradition des Protestantismus, mit kirchlicher des Katholizismus; die souverain auftretende Philosophie, welche die Geisteswelt aus sich selbst

neu gebären will, spottet der noch scheinbar zusammenhaltenden Massen, bläs't sie wie Spreu auseinander.

Das Bischen poetische Literatur wird also ein klein gesammelt Häufchen in einem großen, neuen Kreuzzuge der Welt, wo Jeder auf seine Weise fortzukommen sucht, und niemand pünktlich gehorchen mag, weil eben die allgemein anerkannte Auktorität gebricht. Da ist natürlich das Häufchen bald groß, bald klein, ja manchmal zerstiebt es bis auf zwei zankende Leute wie Wernicke und Postel.

Mancherlei andere schwache Stimme, die Poesie aussprechen wollte, erhob sich noch da in Norden; da wird der Rathsherr Brockes in Hamburg genannt, der mit vielen Späteren in Verbindung steht, und großen Einfluß übt, ein Dichter, der neben dem beliebten Marino die Engländer empfahl, der das Weben und Leben der Natur erst mit vieler Sinnigkeit, später mit großer Genauigkeit besang, der nach der Schweiz hin große Wirkung äußerte, und für eine Vollendung der Opitzschen Art gelten kann. Ferner Amthor, der Schulherr Michael Richey, der Licentiat Barthold Feind, auch Hagedorn versucht schon die junge Kehle, und der Braunschweiger Pastor Weichmann hat die Stimmchen alle sorfältig eingewickelt in sechs Theile „Poesieen der Niedersachsen,“ die denn auch eingewickelt bleiben mögen.

Eine andere Opposition erhebt sich mit leisen Worten in Berlin. Dieser Staat hatte unter dem großen Kurfürsten das Reformleben, was von Sachsen ausgegangen war, und was die sächsische Regierung zu ihrem später großen Nachtheile fallen ließ, gewandt und fein aufgenommen. Die aus Frankreich und Salzburg vertriebenen Reformirten fanden dort eine bereitwillige Aufnahme, die Universität Halle ward 1694 gegründet, und die dortige Wirksamkeit von Thomasius und Wolf fordert bald noch genauere Aufmerksamkeit, Leibnitz hatte einen Anhalt und Einfluß in Berlin. Es war in Allem kein klarer Gedanke ausgeprägt, aber ein gesunder Trieb leitete glücklich; Leibnitz gewann nicht den ihm gebührenden Raum und die ihm nothwendige Folge, aber es fiel doch hie und da etwas ab, barg sich in der offenen Furche des jungen Staates, und erschien später in mancher Bestrebung. Eilte doch auch Lessing nach Berlin, von dieser Farbe gelockt. Um den Hofglanz sammelte sich zwar auch einige Dich-

terei in Dresden, wo das polnische Königthum den kurfürstlichen Glanz erhöhte, um Karl VI. in Wien, der im Schimmer von Eugen's Siegen stand, aber es war diese moderne Existenz äußerlicher als in Berlin. Um die Zeit der zweiten schlesischen Schule lebte dort in höherem Staatsdienste der Freiherr Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz, ein liebenswürdiger Hofmann, der in Staatsgeschäften viel umhergekommen, auch in Paris gewesen war, und sich daneben einfachen Sinn bewahrt hatte, ein Mann, der ohne besondere Kraft, ohne besonderes Talent bloß durch einen leidlichen Takt und Geschmack einen großen Einfluß errang. Dies ist einer jener merkwürdigen Fälle, wo die Welt für einen Wechsel reif, von vielen Seiten vorbereitet ist, und wo ein mittelmäßiges Talent und ein mittelmäßiger Geist bloß durch die Darbietung einer artig geordneten runden Erscheinung, durch das, was der Franzose Ensemble nennt, auffallende Folgen einleitet. Canitz war wohl erzogen, hatte sich viel in feiner Gesellschaft bewegt, davon und von der Lektüre Boileau's gewann er auch einen geschmackvollen Takt für den Schriftausdruck und entledigte sich diesem Schicklichkeitssinne gemäß der Lohensteinschen Uebertreibung. Als ein Jahr nach seinem Tode Joachim lange eine Sammlung seiner Sachen unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" herausgab — Canitz hatte nichts drucken lassen, wie es seit Hofmann vornehmen Stils war, nur nebenher zu dichten, — fand diese geläuterte Art einen so auffallenden Erfolg, daß dreizehn Ausgaben auf einander folgen mußten, obgleich in Wahrheit bloß eine formelle Rettung vom alten Schwulste, leichte Satire gegen die kraftübertreibenden Romanschreiber, eine reinliche, richtige Sprache, aber nicht das Mindeste von höherer Dichterkraft darin zu finden war. Die beste Ausgabe ist die, welche Ulrich von König 1727 besorgt hat. Dieser König, Johann von Besser und Benjamin Neukirch bilden einen Hofdichterkreis. König und Besser waren Ceremonienmeister in Dresden und wollten es nebenher in der Literatur sein. — Besser war es früher auch in Berlin gewesen. — Neukirch, früher zu den Schlesiern gehörig, erzog Anspachische Prinzen. Diese Herrn waren die nächsten Canitz'schen Früchte, die allerdings nur sehr unbedeutend sein konnten, da der Stamm selbst äußerst schmächtig, und nur

durch artige Gruppirung seines Laubes beliebt gewesen war. Zierliche, wässerige Verse waren das nächste Ergebniß, und Neukirch besonders verlor durch seine höfliche Reform, denn früher in Hofmannswaldauscher Manier hatte sich doch mitunter ein kräftiges Gefühl durchgebrochen. Heräus, am Hofe zu Wien, ging gleichen Schrittes, Pietsch, Professor in Königsberg, machte schon unerwartete Bewegungen. Er war Gottsched's Lehrer.

Aber diese Geschmacksläuterung ohne Inhalt, die man beinahe eine Rückkehr zu Opitz nennen möchte, griff doch weit, und manche Literaturgeschichte fängt die moderne Literatur bei Canitz an.

Canitzens Leben ist neuerdings von Varnhagen im vierten Bande der biographischen Denkmäler erschienen.

Hier also zum ersten Male sehen wir einen Einfluß der modern-französischen Welt, welche sich unter Ludwig XIV. zu einer so glänzenden Prosa ausgebildet hatte, und von wo immer mehr und mehr alle Staaten Europa's, besonders Deutschland, moderne Sitte und Form annahmen. Das für alle Erscheinung stets so begünstigte Frankreich faßte zuerst eine Welt wieder äußerlich und formell zusammen, welche in der mannigfaltigen Prosabestrebung auseinander ging. Diese Fassung geschah nicht dadurch, wie es besonders später der deutsche Geist versuchte, daß eine Vertiefung gesucht worden wäre, ein Eindringen in alle die tausend kleinen Herzkammern, in welche sich das alte katholische Herz zersplittert hatte, nein, sie begnügte sich mit Geringerem. Die kleinen Leidenschaften des mannigfach neuen Herzens wurden zierlich in einander verschränkt zu einem geschmückten Tanze, alle die hundert neuen Partieen des Interesses mußten sich die Hände reichen und sich anlächeln; in Ermangelung der poetischen Nothwendigkeit gebot ein äußerer politischer Wille, der Staat und als Staat der Souverain. Die christliche Idee, welche sonst die Welt vereinigt hatte, wich dem französischen Könige, er knüpfte die Welt an sich. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit ward das Detail dieser neuen Welt zusammengesetzt, die Gewandung aus Rom und Griechenland genommen, das Ganze ward eine wohlklingende und wohl schimmernde Rhetorik, die leicht für Poesie gelten konnte.

Es muß zugestanden werden, das Ganze war eine außerordentliche That. Richelieu hatte sie begonnen, Ludwig XIV sie vollendet, die philosophische Bestrebung aller Art, dichterische Talente wie Corneille, Racine, Moliere, hatten beigewirkt. Die Politik, die weltliche Macht, von Pabst Urban und den Jesuiten für einen nächsten Zweck begünstigt, hatte sich zu einer runden, selbstständigen Existenz erhoben, man fragte nicht mehr nach einer höheren Einigung, der Staat ward ein Alles erfüllendes Moment, und er ist es für die meiste heutige Bildung geblieben.

Das Ganze erinnert an das alte Sonnensystem, wo die Sonne sich um die Erde bewegt.

Es war ein genialer Versuch, die Prosa einer historischen Epoche auf den poetischen Thron zu erheben, es ist Außerordentliches dafür geleistet worden in einer graciösen französischen Literatur lebhafter Dichter, in einer Formen- und Gesellschaftswelt, die noch in dieser Stunde durch ganz Europa gilt, in einer Staatswelt, welche die größten Stürme überdauert hat, in den Thaten und Gedanken eines Friedrich des Zweiten, eines Napoleon Bonaparte, und eines Friedrich Schiller.

Wie unbedeutend trat dieser Gestaltendrang einer mächtigen Prosa bei uns auf in einem feinen Hofmanne, der so wenig dichterisches Zeug hatte. Aber war es Canitz allein? Keinesweges, die Luft dieses neuen Verhältnisses war schon über den Rhein gekommen, man fing an, so zu bauen, wie in Frankreich, die gesellige Sitte Frankreichs siedelte sich an in der höheren Gesellschaft, man ahnte das Geheimniß einer zusammen gedichteten Macht dahinter. Deshalb erhielt bald darauf Gottsched, der mit so geringer eig'ner Fähigkeit Ausgerüstete, einen so großen Zulauf und Einfluß, als er sich dieser französischen Schule anschloß.

Die ersten Spuren eines Antheils findet man ziemlich früh. Georg Greflinger, der schon gegen 1677 in Hamburg stirbt, hatte den Corneilleschen Cid übersetzt als „die sinnreiche Tragi-Comödia," genannt.

Der bei Gelegenheit des Gryphius erwähnte Schauspieldirektor Veltheim hatte Stücke von Moliere übertragen. Eine stärkere Einwirkung trat aber erst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Um und um bleibt Gottsched die Spitze davon, und man darf nicht verkennen, daß sich diese

Einfluß in der Literatur nie allein geltend machen, und den ei-
entlich allgemeinen literarischen Sinn nie gewinnen konnte.
)bwohl man sich von der eignen Geschichte nach Kräften abge-
errt hatte, so behielt man doch im Grunde stets einen eigen-
ümlich poetischen Drang. Ja, als die Richtung unter Friedrich
m Großen auf den Thron kam, als dieser Repräsentant der-
lben durch seine sonstigen Thaten ganz Deutschland begeisterte,
ieb er doch mit dem ausschließend französischen Geschmacke
illig einsam. Der französische Geschmack drängte sich von den
heren Ständen in's ganze übrige Leben herein, aber in der
teratur gewann er kaum eine augenblickliche, nie eine nach-
iltende Macht. Ein feiner, philosophischer Instinkt hielt unsere
ation von dem Glauben ab, daß in dieser französischen Dich-
rei die neue Welt zu einer wirklichen Poesie bewältigt sei, er
itterte die graziös aufgeschürzte Prosa dahinter, und schätzte
amentlich die Literatur richtig. Denn die französische Literatur
ar offenbar am Dürftigsten betheiligt worden von dieser mo-
ernen Sammlung, welche sich wirklich zu einer formell-poetischen
ristenz gestaltet hatte. Der Umgang, die Sitte, das Leben, der
Staat waren viel reicher versehn, als der Vers. Wie viel
Grazie, Talent und zusammengetrag'nen Flitter mußten die Dich-
r verschwenden, um ein klassisches Produkt aufzubringen. Die
Prosa selbst in der Schrift, die Komödie, der Brief, sie bildeten
ch bis zu einer wirklichen Klassicität, und darin bekundete sich's
em Aufmerksamen, welches Geistes Kind der ganze Aufschwung
var: eine Prosa, welche mit Genie der Poesie ähnlich gemacht
vorden war, ein Bild der Poesie, eine Repräsentation derselben,
ber sie selber nicht.

Am deutschen Norden scheiterte der Glaube daran, obwohl
Friedrich, obwohl Gottsched in den Norden gehörten, obwohl die
Opposition gegen Gottsched besonders von der Schweiz aus ge-
führt wurde. Im Norden war jener angeführte Instinkt zur
damaligen Zeit der mächtigste.

Als ob das Land erfüllt werden sollte, sehen wir in der
neuen Geschichtshälfte unsers Vaterlands die Ursprünge der Tha-
ten und die Thaten selbst sich von Süden hinweg ziehen, welcher
früher alleinherrschend gewesen war. Luther, die schlesischen
Schulen, Leibnitz, die nächste Vorbereitung zu einer klassischen

Literatur, finden wir im Norden. Alles kritisch Vorbereitende hat dort seine Macht. Die aus diesem Boden entspringende Schöpfung kommt dann wieder aus dem südlichen Theile, und als ob das Land nun ganz durchdrungen wäre, schlagen die Unterscheidungen in neuster Zeit zusammen, und es wird mißlich und unnütz, die Parallele fortzusetzen.

Aus dem nördlichen Bereiche ist aber noch einmal mit größerem Nachdrucke eine Figur hervorzuheben, die oben erwähnt ist, und um welche sich Vielerlei gruppirt. Dies ist Thomasius, der in Leipzig die deutschen Vorlesungen begann, und der mit praktischem Takte den Punkt traf, worin man sich die Franzosen zum Muster nehmen sollte. Die Ankündigung seines ersten Kollegiums in deutscher Sprache 1687 hieß: „Diskurs, welcher Gestalt man den Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll." Die Ausbildung der Muttersprache sollte man von Frankreich lernen. Er stiftete die erste deutsche Zeitschrift, dies unberechenbare Mittel, welches am Ende die ganze moderne Zeit beherrschte, und worin die volle Rüstkammer liegt, eine zersplitterte Zeit rasch zu verbinden. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts beginnt diese gleichzeitig zusammenfassende und zersplitternde Macht. Die erste Zeitschrift war in Paris entstanden, wo man eben in Ludwigs Zeit das Bedürfniß fühlte, eine rasche Sammlung zu versuchen, es war das Journal des Savans, Paris 1665, welches sich bis mitten in die Revolution hinein, bis 1792 erhalten hat. Leipzig folgte zunächst mit den „Acta Eruditorum" 1682, und England mit „Weekly Memorials," zwei Jahre später Bayle in den Niederlanden mit seinen „Nouvelles."

Ein lateinisches Blatt hilft Euch nichts, sagte Thomasius, und so begann er seine „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand Bücher und Fragen." Halle und Leipzig 1688. Es war eine Monatsschrift, die schnell Nachahmung weckte.

Dieser Mann hat mit einem gesunden Verstande, mit einer unbeschreiblichen Rastlosigkeit und Thätigkeit, mit einem durchaus praktischen Verfahren die größte Wirkung hervorgebracht. Er erscheint oft wie ein kleiner Luther, nur ohne Luthers Poesie. Nicht so begabt wie die spekulativen Philosophen, denen er eigentlich entgegenarbeitete, weil er die Philosophie populär haben

wollte, erbaute er sich doch ein System, was besonders auf Sitten- und Rechtslehre ausgeht, und worin Manches der späteren Kant'schen Lehre begegnet. Er verwarf die mathematische Beweisform in der Philosophie, welche sein College in Halle, Wolf, bis zur Spitze ausbildete. Alles, Gelehrsamkeit, Religion, Weisheit mußte einen praktischen Zweck haben. Gut ist ihm, was erhält und vermehrt, böse, was zerstört und vermindert.

Seine Ansicht über die Mystik charakterisirt ihn am Besten, sie ist ihm sehr lobenswerth, in wiefern sie über der Grenzscheidung der Offenbarung und der Vernunft festhält, aber sehr verwerflich, wenn sie eine gänzliche Vernichtung der Vernunft bezweckt, und durch eine dunkle unverständliche Terminologie weiter nichts als nur die Wissenschaft an ihren Fortschritten hindern will.

Das völlige Vorbild eines genügend aufgeklärten Mannes, wie ihn Deutschland noch heutiges Tages aufweis't, ist Thomasius. Mehr rechtlich als gläubig, und doch nicht eben ungläubig, schonungsloser Verfolger des Aberglaubens, sinnig, so weit es nicht gar zu nahe an die Faselei tritt — er empfahl zum Beispiele für praktische Philosophie die Physiognomik, und hätte wahrscheinlich donnernd gegen Lavater geschrieben, — mußte er einen außerordentlichen Eindruck machen, den theologischen und gelehrten Stand oft in Wuth setzen, die unbefangene Mehrzahl meist gewinnen. In seinen vielen Gelegenheitsschriften war er spöttisch, muthwillig, immer verletzend. Daß sein Deutsch noch eine unsaubere Mischung war, ist schon gesagt. Trotz dem gab sein Anstoß die größten Folgen, die Position, welche er, nach Halle übersiedelnd, als Direktor dortiger Universität, Wolf neben sich habend, einnahm, war ein letzter Wendepunkt für alte Zeitreste. Was noch von alter Tradition des Volksglaubens übrig war, das vernichtete er schonungslos, und es ist ein Glück zu nennen, daß er mit seinem schonungslosen praktischen Sinne meist nur wirklich Gefährliches und Bedenkliches traf. So erlag der Herenproceß und der Teufelsglaube seinen Streichen.

Daß neben ihm in demselben Falle die Wolf'sche nüchterne Beweisphilosophie herrschend wurde, gab in Verbindung mit des Thomasius Anstoß der Zeit eine immer schreiendere Farbe von Prosa.

H. Luden hat 1805 eine Lebensbeschreibung des Thomasius herausgegeben.

Eine entschiedene Opposition gegen das Fleisch der schlesischen Schule bildeten die Pietisten, die sich in der protestantischen Kirche absonderten. Spener gilt für den Vater derselben, er stiftete in Frankfurt a. M. die Collegia pietatis, wovon wahrscheinlich der Name entnommen ward. Es handelte sich dabei nicht um eine eig'ne poetische Schöpfung, wie das oft bei begabten Mystikern der Fall ist, sondern nur um einen strengen Anschluß an die biblische Theologie, zu der sich ein streng sittlicher Sinn flüchtete, der einen lebhaften Drang zur Aeußerung empfand. Diese Richtung erweckt in einer zum Höchsten reichlich bewegten Welt des Innern leicht Anstoß, weil sie die menschliche Thätigkeit in einer lähmenden Weise beschränkt, hier aber darf man sie im historischen Zusammenhange günstiger ansehn. Sie bezeigt das Verlangen nach einer positiven Poesie neben der allgemeinen Auflösung, vorzüglich aber neben einem überhand nehmenden Bestreben der Nüchternheit, welche den Menschen von aller höheren Verknüpfung trennen will. Daß sie schöpferisch unmächtig, daß sie auf eine sittliche Existenz beschränkt bleibt, daß sie später ausschließend wird, und in einer poetisch bereicherten Welt immer derselben Litanei Geltung und einzige Geltung verschaffen will, darf ihren Urhebern nicht zugerechnet werden.

Im formell literarischen Kreise darf sie auch auf Beachtung Anspruch machen, weil sie auf die deutsche Prosa angewiesen ist, und in dieser, welche seit Luther im Ganzen vernachlässigt worden, sich ausdrückt. Leider ist von ihrem Gelingen darin nicht viel zu rühmen, Spener, der 1705 als Probst in Berlin stirbt, verräth in seinem schleppenden Stile weder besondere Kraft noch besonderes Talent. Frischer und lebendiger ist schon August Herrmann Franke, der bekannte Stifter — 1698 — des Halleschen Waisenhauses. In seinen Predigten ist mehr dringende Wärme. Guerike in Halle hat 1827, just 100 Jahre nach Franke's Tode, das Leben desselben herausgegeben. Das Leben Spener's erschien 1828 von Hoßbach, und als Bedeutendstes wird

neben seinen Predigten ausgezeichnet: „Evangelische Lebenspflichten bei den sonn- und festtäglichen Evangelien."

Frisch, mannigfach und in der Lebendigkeit zuweilen schöpferisch ist der aus Schwaben stammende Mönch Ulrich Megerle, der 1709 als Hofprediger in Wien stirbt, und allgemein bekannt ist unter seinem Ordensnamen Abraham a Sa. Clara. Sein „Merk's Wien!" was er 1680 herausgab, und was sich auf den Pestzustand bezog, der ein Jahr vorher da gewesen war, sein „Judas der Erzschelm," eine Art satirischen Romans, der erst 1828 wieder herausgegeben ist, „Ganz neu ausgehecktes Narrennest," „Etwas für Alle" sind das Wichtigste seiner Hinterlassenschaft. All diese Sachen sind als seine sämmtlichen Werke 1835 in 4 Bänden zu Passau erschienen. Seine Hauptwerkstatt war aber die Kanzel, von welcher herab er seine Strafpredigten in der kernigsten, derbsten, ungewähltesten, aber reichsten Sprache hielt. Man hätte frühzeitig an diesen sprachlichen Punkt bei ihm gehen sollen, welcher der wesentliche und ergiebige für die Literatur ist, und aus welchem der Sprachschatz reichlichen Zufluß gewinnen konnte.

Was für die Sprache übrigens gethan wurde in „Grundsätzen," „Wörterbüchern" und dergleichen, ist bei der ersten schlesischen Schule schon vorgreifend erwähnt, und es wäre zu den Harsdörfer, Zesen, Gueinzen, oder Gueinz, den Schottel und Stieler etwa noch Weise zu nennen, der „cürieuse Gedanken von deutschen Briefen" hat, Bohse, genannt Talander, Herrn Hunolds Lehrmeister, der „Musterbriefe" schreibt, wie einer zum Beispiel um Verzeihung bittet, der sich in Gesellschaft eines zarten Frauenzimmers betrunken, was der Talander-Hunold'schen Partie wohl öfter begegnen mochte; Bödiker, ein Rektor in Berlin, und Steinbach, ein Doktor der Medizin, von denen jener eine Grammatik, dieser ein Wörterbuch herausgab. Die oben bei Opitz genannten sind aber werthvoller.

Den Romanen kommt der englische Robinson von Daniel de Foe zu Hilfe, welcher 1721 verdeutscht wird, und außerordentliche Theilnahme gewinnt. Die Robinsonaden aller Art, eine preiswerthe Stilübung und Jugendlektüre, wurden dadurch geweckt und in diesem Gefolge erschien auch die bekannte „Insel

Felsenburg," welche der Stolberger Kammersekretair Schnabel 1731 zu Nordhausen drucken ließ.

Die eigentliche Geschichtsschreibung kommt nicht über ein fleißiges Auffassen des Aeußerlichen und chronikartiges Darstellen desselben hinaus, wie aus Hiob Ludolf's „Schaubühne der Welt" und Abelin's Theatrum europaeum zu ersehen ist. Eigentlich historischer Stil findet sich noch am Besten bei dem oben erwähnten Siegmund von Birken. Christoph Lehmann, Verfasser der Speierschen Chronik, Zacharias Theobald, der eine Geschichte des Hussittenkriegs schrieb, und die in die Zeit Opitzens gehören, und zum Theil da genannt sind, Bogislav Philipp von Chemnitz, von dem ein „schwedischer Krieg," — stirbt 1678 — Friedrich Frisius, der über die Eroberung Magdeburgs schmucklos berichtet, werden alle nur der Vollständigkeit wegen angeführt; ein redenswerthes Moment stellt sich weder in Auffassung noch in Darstellung bei Historikern heraus. Nur Gottfried Arnold, der bereits beim Kirchenliede der ersten schlesischen Schule erwähnt ist, macht mit seiner „Unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" in drei Bänden eine rühmliche Ausnahme. Er gehörte zur Partie der Pietisten, legte aus theologischem Bedenken seine Professur in Gießen nieder, und starb 1714 als Prediger in Perleberg.

Die Maskow und Bünau, welche deutsche Geschichte schreiben, und die schon als eigentliche Geschichtsforscher auftreten, gehören der Zeit nach in den zunächst folgenden Raum, da Maskow, Professor in Leipzig, 1761, und Bünau, Minister in Weimar, 1762 stirbt.

Im Drama wurde außer durch Lohenstein nichts gewonnen, denn Dedekind wärmte nur die Mysterien auf, und die Hallmann, die Christian Weise, und Henrici, von denen der erste à la Gryphius Trauerspiele und Schäferspiele, Weise Schulkomödien, Henrici satirische Stücke schrieb, sind nicht bedeutender Rede werth, obwohl Weise nicht ohne Laune und natürlichen Takt, Henrici nicht ohne Witz war. Jener erhob sich nicht über das Unbedeutende und das galante Geschwätz, dieser nicht über die Rohheit seiner Zeit. Den Stoff anbetreffend waren die Haupt- und Staatsaktionen aufgekommen, wo man die Großen schildert. Singspiele wurden immer beliebter, der italienische

Text siegte bei den Opern, und auch das Ballet kam auf. Diese Neigung zu Italien und zu Sinnenlockung hing entfernt ebenfalls mit Vorliebe und Tendenz der zweiten schlesischen Schule zusammen.

Die Literarhistoriker pflegen sehr zu bedauern, daß in diesem Zeitraume gar keine Fabeln gemacht wurden. Denn Hagedorn gehört in den folgenden.



Geschichte

der

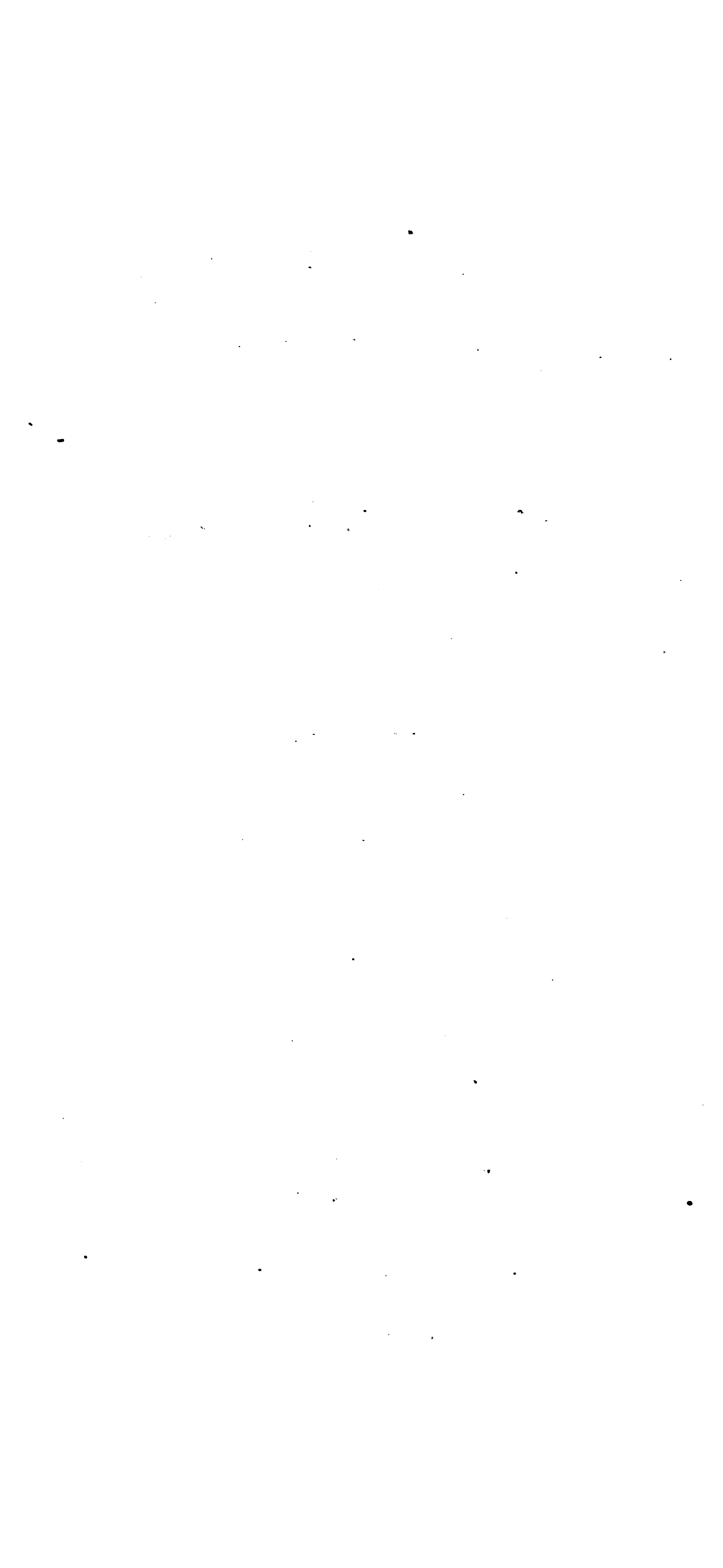
deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1839.



21.

Uebergang zur Klassik.

1.

Die Leipziger und die Schweizer.

Herkömmlich und wohlklingend wird dieser Abschnitt die
orgenröthe der deutschen Literatur genannt. Er umschließt von
:gedorn bis Klopstock alle die lebhaft, ja enthusiastisch auftre-
den Versuche, auf alle Weise und um jeden Preis eine deutsche
:ratur in Poesie zum Druck und in's Leben zu bringen. Der
)liche Vers wird mehr und mehr wieder eine National-, eine
wissenssache.

Es gelang nirgends, ein großes nachhaltiges Gesetz dafür
zufinden, die Talente gehörten mehr redlichen als genialen
ten, der Abschnitt ist ein kritischer Versuch, ein Uebergang;
rlei Themata in allerlei Tonweisen wurden angestimmt, und
Theilnahme war so groß, daß sich bis in die zwanziger
)re des neunzehnten Jahrhunderts ein klassisches Lob dafür
alten hat. Die redliche Absicht, klassisch zu sein, galt den
tlebenden für die klassische That, so überlieferten sie's den
hnen und Enkeln, und Haller und Cramer, Zachariä und
ert galten für Namen, des besten Marmors würdig.

Es hat etwas wirklich Rührendes, bei jeder neuen Ausgabe eines Haller in Noten dargelegt zu sehen, was in einem Worte, einem Verse oder Reime der Klassicität halber geändert worden sei.

Dieser Uebergang entwickelt sich also in breitem, langsam und sorgsam weiter gefördertem Detail.

Wie im Reforminteresse Wittenberg, später Jena und Helmstädt, so wird jetzt Halle Mittelpunkt des Ueberganges, und von Halle übernimmt zunächst Göttingen die Aufgabe.

Wenn man sich nach einem Mittelpunkte des damaligen geistigen Lebens umsieht, auf den sich dieser klassische Dilettantismus stützt, so erblickt man den Freiherrn Christian von **Wolf** der 1679 in Breslau geboren wird, und 1764 in Halle stirbt. Auffallenderweise also noch einmal ein geborner Schlesier. Er blieb in Deutschland siegreicher Haupterbe jener philosophischen Wendung, welche nach Reform der Kirche sich über alle positive Kirche hinausgesetzte, sie entweder ganz übersah, oder einem großen Herrn gleich Dies oder Jenes als Koncession gewährte. Diese philosophische Erbschaft war nun in Wolf zu einer magern Verstandesfigur zusammengetrocknet, von der geistigen Oberherrschaft kam also den dichterischen Versuchen kein füllendes, schwellendes Leben zu Hilfe. Man glaubte von Wolf, er entwickele die Leibnitz'sche Philosophie. Wäre dies in wahrem Umfange der Fall gewesen, so hätte der poetische Versuch einen vollen Zufluß erlangt, denn nach Spinoza war doch in Leibnitzens innerer Welt die reichhaltigste Bewegung, eine individuelle Gliederung, ein weiter und interessant bevölkerter Raum. Aber Wolf, mit scharfer Verstandeskraft begabt, der Tiefe indessen ermangelnd, faßte die Nachfolge Leibnitzens nur in der Form, der Inhalt ward ein ganz ordinaires Verstandesbewußtsein, was aus der gewöhnlichen Erfahrung auswählend den nöthigen Stoff verschaffte.

So kam's, daß sich der edle Drang dieser Zeit nirgends über den Umkreis einer gewöhnlichen Welt erheben konnte, denn der herrschende philosophische Gedanke ist der Umkreis, aus welchem nur das Genie hinausreicht, und solche Genies besaß die Epoche nicht. Dieser Umkreis war ein durchaus prosaischer, ein verständiger, und so gab jener Drang den Anblick, als wenn ein gewöhnlicher Mensch mit gewöhnlichen Armen fliegen will, und sich doch nicht von der Erdfläche erheben kann.

So sehen wir allerdings die philosophische Wendung noch fortwirken, aber wir müssen uns mit einer formellen Anregung begnügen. Zu gutem Glücke bediente sich dies mathematische Verstandesprincip Wolfs der deutschen Sprache, und in seiner Deutlichkeit, Klarheit und Schärfe bildete es eine kritische Gewalt, welche unberechenbar auf eine Zeit einwirkte, die sich aus dem Neuen und Groben eine neue Literatur wiederzugebären trachtete. Durch Wolf wird alles formell Logische nach allen Seiten deutsch festgestellt, und der Literatur ein fertig geschnitztes Begriffsmodell an die Hand gegeben, dessen sie sich als brauchbaren Instrumentes bedienen konnte. Er gab das Handwerkszeug zu jenem Schiffe, was auslaufen sollte, um eine neue poetische Welt zu finden.

Einen tieferen, einen poetischen Inhalt fand aber die strebsame Literatur nicht vor, wie alles Vorausgehende deutlich genug darlegt. Der Religionsglaube war dahin, und man bewegte sich nur in den kleinen Verschiedenheiten, ob nicht Einiges von der Tradition, wohl zugeschnitten, aufgefaßt werden könnte, oder ob Alles wie ein alter Kram hinzugeben sei.

In Wolfs Leben stellt es sich dar, wie trostlos es in diesem Punkte aussah: protestantischen Eiferern, Joachim Lange an der Spitze, galt er für den Erbfeind der Religion, und sie brachten es 1723 dahin, daß er unter Bedrohung des Stranges binnen 24 Stunden Halle und das Land verlassen mußte. Siebzehn Jahre darauf ward er, derselbe unreligiose Philosoph, mit Ehren zurückberufen, ward drei Jahre später Kanzler der Universität und 1745 Reichsfreiherr. So schwankend und haltlos stand es mit der kirchlichen Forderung. Die Pietisten blieben schwach, und bewiesen keine Schöpfungsfähigkeit. Was sich aus der formell protestantischen Kirche gegen die glaubensfeindliche Verstandesphilosophie erhob, wie Joachim Lange, das handthierte eben auch nur mit ein Paar Konfessionsformeln, wie sie sich aus den Religionsstreitigkeiten in die außen bestehende Kirche geordnet hatten, und denen nichts tiefer Lebendiges inne wohnte.

Von daher also konnte die Literatur nichts gewinnen. Und der Staat? Der Staat schwamm als ein herkömmliches Institut, was lose zusammenhängt, hin und her, wie es eben die Strömung von außen mit sich brachte. Die Kriege Ludwigs XIV.,

rein politische, hatten allgemeine höhere Haltpunkte verwischt, man sicherte nur eben das Nächste. Das Reichsbewußtsein, die Erbschaft des Mittelalters, war längst eben so verloren, wie die Poesie des Mittelalters. Die Kaiser waren österreichische, sicherten ihre Erbländer, und so that jeder andere einzelne Fürst. Schöne Provinzen des Reichs gingen an Frankreich verloren; wenn man sich zu einem allgemeinen Kriege vereinigte, so war's das Interesse einer Erbschaft oder sonst eines lediglich äußeren Vortheils, von der poetischen Idee eines nationalen Verbandes war keine Faser mehr übrig. Und so war es nichts Befremdliches, daß im spanischen Erbfolgekriege deutsche Fürsten für Ludwig fochten. Wie die alte Kirche aufgelös't hatte, und in den neuen Kirchen jede einzelne Ansicht geltend gemacht wurde, so ging auch der alte Staat in die Reform des einzelnen Vortheils über, jeglicher nächste Gewinn ward erstrebt, und die Einigung zu einem Staatssysteme blieb dahin gestellt. Augenblickliche Klugheit statt des Staates, augenblicklicher Verstand statt der Kirche regierte in tausendfacher Aeußerung, — wie hätte da die Literatur eine Einigung zur Poesie gefunden? Sie sah sich also darauf angewiesen, allerlei neue, eigene Wege poetischen Schwungs aufzusuchen, sich an das nächste herrschende Bewußtsein des philosophischen Gedankens anzuschließen. Was konnte unter solchen Umständen der Wolf'schen Macht Eintrag thun?

Daß die französische Welt nicht noch verführerischer einwirkte, ist sehr zu verwundern. War diese neufranzösische Ludwigsexistenz auch innen hohl, in den höchsten Anknüpfungen hin und her schwankend wie ein Schiff ohne Steuer, bald ohne Religion, bald von Verstandesreligion, bald von Maintenon-katholischer bewegt, sie war doch geschickt in ein lockend Haus zusammengezimmert, sie bot doch ein fertiges Ansehen, sie war doch ein schimmernder Glanz der Prosazeit, und sie ward an unsern Höfen in Einzelnheiten beliebt, in lockenden Punkten nachgeahmt, sie ward von geschickten Parteien auch auf die deutsche Literatur angewandt.

Aber unserem ganzen Volke fehlte doch die Leichtigkeit und Leichtsinnigkeit, sie als ein erfülltes neues Weltwerk im Ganzen aufzunehmen. Just in dieser suchenden Epoche versäumten es gesunde Talente nicht, sich dagegen zu stemmen, weil sie einsahen

oder doch ahneten, wie wenig sich diese bloß zierlich-fertige Welt mit dem tieferen Nationalwesen und Bedürfnisse der Deutschen vertrüge.

Was war nach alle dem in Wahrheit für unsere Literatur geboten, als daß man sich eines geschulten Verstandes bediente, um irgend was Leidliches hervorzubringen? Dies war der glücklichst gewählte Inbegriff dieser Epoche. Genug, daß diese kritische Bestrebung doch ziemlich allgemein, ja mehr und mehr mit einem völligen Feuer betrieben wurde. Daß man glaubte, in dieser versuchenden Bestrebung zunächst schon eine neue Poesie gefunden zu haben; der Irrthum war verzeihlich, und die nächste Folgezeit war stark genug, in ihm nicht zu ruhen.

Die stets Viel fordernde und Viel versprechende Humanistik, die sich in wirklicher Schöpfung stets machtlos erwiesen, trat wieder mit in die Reihe und brachte von Neuem jene philologische Literatur auf's Tapet, welche man täuschend so gerne die klassische Richtung nennt. Sie wies auf Griechen und Römer und jetzt, wo man wirklich allerlei Gutes brauchen konnte, sei's woher es sei, um daraus für einstig eigene Schöpfung irgend ein Splitterlein zu gewinnen, jetzt hatte sie doch mehr denn je ihr Förderliches. Glücklicherweise gerathen einige ihrer Anhänger auch zur Abwechselung auf englische Muster, wie Bodmer und Breitinger, und brachten auch hiermit einen brauchbaren Beisatz zu der kritischen Gährung, wenn auch manches Leere, wie Pope und Aehnliches mit eingeschmolzen wurde.

Auf der diesmaligen Wetterscheide der Literatur fruchteten die humanistischen Ansichten besser denn je, weil sie später in die Hände wirklicher Talente übergingen, welche in eigen schaffender Kraft nur das wahrhaft Ewige aus den alten Klassikern empfinden, nicht allerlei frühere Schale und Leibeszuthat für das Nachnahmende ansahen. Die jetzt auftretenden Humanisten haben auch wirklich einen gesünderen Takt, als die leeren Franzosenempfehler, eben weil diese leer waren. Denn das Zeitgemäße und darum Aechtere lag diesen, den letzteren, im Grunde näher, wenn ihnen der poetische Hauch dienstbar gewesen wäre, diese geformte neue Ludwigswelt eigenthümlich und hinlänglich zu beseelen. Das fehlte ihnen, und so ward jenes humanistische fernere Hilfsmittel bedeutender. Denn die Gottsched und Genossen

erkannten nicht einmal das wirklich Abgerundete der neuen französischen Welt, und das Konsequente darin, wenn denn einmal aus bloß politischem Belieben ein neuer Lebenskreis gefaßt werden sollte, sie ergriffen nicht die positive Größe der modernen Gestaltung, dazu selbst waren sie zu arm, sondern sie wollten nur von jener Außenwelt das Aeußerliche einführen, obendrein mit Uebergehung alles ursprünglich Deutschen in Anschauung und poetischer Farbe. Der deutsche Ausdruck war Alles, was ihnen vom Vaterlande brauchbar schien.

So viel Nationalbewußtsein war aber im innersten Kerne, der nur etwa von Volksliedern und Volksgeschichten ernährt wurde, übrig geblieben, daß dieser Versuch scheiterte, uns als poetische Nation zu schleifen. Der endlich siegende Gang aus dieser Epoche heraus ward also der: nach guten Mustern der Griechen und Engländer sich an den heimathlichen Sinn anzuschließen, und solchergestalt wenigstens eine poetische That im Einzelnen zu wecken.

Wie war es gekommen, daß dieser nationale Zusatz noch einmal mächtig werden konnte, der so lange ganz und gar verschwunden zu sein schien? Mit stets wiederkehrendem, stets betontem Nachdrucke ist er oben im Anfange unsers literarischen Lebens hervorgehoben und gefordert worden. Warum verschwand er denn? Die Hauptstaaten Europa's gaben sich einer gleichmäßigen Ueberlieferung des römischen Christenthums hin, bei aller höheren Lebensfrage schwand der nationale Unterschied, und in jenes allgemeine Bewußtsein tief hinein bildete sich die katholische Poesie des Mittelalters; nur Nüancen blieben übrig. Man mußte abstehen von der streng nationalen Forderung, sie wurde eine Ungerechtigkeit, sobald einmal der Eingang überschritten, und die Konsequenz geweckt, und auf diesem Wege eine geschlossene, poetische Existenz gewonnen war. Als sie in der Reform gesprengt wurde, und sich das Leben wieder einzeln von vorne aushob, da eigentlich trat erst die nationale Frage und Folgerung gerecht wieder auf. Nun bedurfte man zunächst eines umgrenzten Volksumkreises, um in solcher bereits gegebenen Form und Gesinnung sicher und leicht eine neue Glaubenseinigkeit auszubilden. An die Stelle der europäischen Allgemeinheit, an die Stelle des eigentlichen Katholicismus sollte die Nationalität im

ihrer runden Fertigkeit treten. Aber die Geschichte holte weiter aus, die Nationalumkreise sonderten sich nicht einig ab, Katholicismus und Protestantismus rang durcheinander, und in Deutschland ward er zu keiner Einheit irgend einer Art unterjocht. In Frankreich und England geschah das, und deshalb sind diese Nationalitäten in der modernen Zeit so kompakt geworden, und bei ihnen ist es ein auf der Hand liegender, klarer Begriff, wenn von Nationalität gesprochen wird. Bei uns ist er das nicht. Er ist feiner schattirt, geht mehr in eine verborgenere Innerlichkeit, weil er sich nur in der höheren Bildung und im Sprachverbande fortpflanzen konnte. Deshalb wird in Deutschland so viel Unwesen mit dieser Forderung getrieben, die in plumpen Händen leicht das Thörichte, uns nicht Nationale wird. Deshalb, eben weil diese Nationalität nicht so zur fraglosen Einheit gedieh, wird sie von den besten Geistern unserer Nation nicht so als ein abgemachter, stets gleichmäßig zu verstehender Begriff häufig angewendet, wie es der Franzose und Engländer füglich thun kann, und wie es bei uns die Mittelmäßigkeit thut. Er ist vielmehr wie ein Heiligthum nur den wichtigsten Momenten vorbehalten, wo aller Eindruck koncentrirt und gesteigert ist, und wo es mit Leichtigkeit von den Gebildeten und Ungebildeten verstanden wird, daß mit dem Worte Deutschland dennoch eine tiefere, innerlichste Gemeinschaft ausgesprochen sei.

Unsere Literatur wäre besonders in neuester Zeit von vielem Gepolter befreit geblieben, wenn nach der Reform eine nationale Einheit durchgedrungen wäre; in England mähte sich der Protestantismus zu einer solchen durch, in Frankreich erzwang sie Ludwig XIV. durch Dragonaden im wenigstens äußerlichen Interesse der katholischen Kirche. Bei uns schleppte es sich, und blieb schleppend, nachdem der dreißigjährige Krieg keinen entscheidenden Sieg gegeben hatte. Aus dem Gröbsten heraus erholte sich unser poetisches Interesse in den schlesischen Schulen von der Kriegsverwüstung, und jetzt in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam das nationale Moment in der Literatur wieder in so weit zur Frage, als es Richtscheit für eine Literatur sein konnte, die sich neu aufbaute.

Unabhängig herrschend konnte es nicht mehr werden, und es mag den Männern jenes Uebergänges ja nicht zum Vorwurfe

gemacht sein, daß sie nicht eine Deutschthümelei angeregt haben. Durch Reform, durch Politik, durch die moderne Philosophie war Frankreich, England und Deutschland von Neuem so in einander verschwistert und verschlungen, daß eine leidenschaftliche Absonderung schon damals beinahe eben so thöricht gewesen wäre, wie sie es heute ist. Die Aufgabe stellte sich schon eben so, wie sie heute steht: den Fortschritt aufnehmen, aber nur so, wie er nationalcharakteristisch verarbeitet werden kann, von Fremden gewinnen, aber nur die Eigenthümlichkeit mitten hinein, auf der Eigenthümlichkeit für und für beruhen, aber keinen Popanz daraus machen.

Es begegneten sich sogar beide Parteien damals in dem einen Punkte, die Leipziger und die Schweizer Partie, die alte Nationaldichtung aufzusuchen und in Ehren zu halten, ja Gottsched that darin fast noch mehr als sein schweizerischer Gegner.

In dem Vorstehenden ist das Rüstzeug enthalten, dessen man sich zur Vorbereitung einer klassischen Literatur bediente. Dem aufmerksamen Auge mag klar sein, daß für eine allgemeine Verdichtung zu einer neuen Poesie im Ganzen und Großen die Hilfsmittel keinesweges ausreichten. Man ist im eigentlichen Grundsatze um kein Haar weiter als Opitz: man hält sich an den Geschmack, man sucht sich ihn leidlich auszubilden, und mit ihm dann weiter zu helfen. Die dazwischen liegende philosophische Zeit trug das ihrige bei, man war geschulter denn früher, aber im eigentlichen Inhalte war noch nichts weiter gewonnen.

So kam es, daß auch diese Epoche noch nichts dauernd Musterhaftes, was man Klassisches mit einem Worte nennt, hervorbringen konnte. Ja, die nächste war genöthigt, immer wieder über das Princip von Neuem anzuheben, sich immer wieder eigene Kreise der ästhetischen Existenz zu sichern, und mit dem persönlichen Genie sich einen klassischen Umkreis zu bilden. Darauf hindeutend ist schon im Früheren einmal gesagt, daß wir auch in unserer besten modernen Zeit nur partienweise der eigentlichen Poesie habhaft werden.

Tritt man zu den Personen dieses Uebergangs, der sich schon in Christian Weise und Morhof aushob, so erscheinen gleichzeitig

im Norden und Süden zwei Männer, an welchen überaus deutlich erkannt werden mag, in welcher weit verschiedenen Art poetisches Genüge aufgesucht wurde. Das ist Hagedorn und Haller. Beide horchen auf Lohenstein, Beide wollen weiter, und versuchen es auf weit auseinander gehenden Wegen.

Friedrich v. Hagedorn 1708 zu Hamburg geboren, sieht sich aufmerksam in französischer und englischer Literatur um, lebt als Geschäftsmann lange in London, neigt weniger zu Principienprüfung, genießt heiter, und verarbeitet leicht, was ihm die Außenwelt, was ihm die Natur bietet. Er ist fast unberührt von dem schweren Streite der Leipziger und Schweizer, welcher noch in seine kräftigste Lebenszeit hineinfällt, feilt und säubert an seinen leichten Liedern, poetischen Erzählungen und Fabeln, und gewinnt eine größere Bedeutung dadurch, daß er fortwährend producirt, während man über das Wie? streitet und Wenig zum Vorschein bringt, daß er ferner mit der glücklichsten Sorgfalt Sprache und Reim immer glatter und reiner bildet. Eine Neigung zu heiterer Sinnlichkeit ist ihm von Lohenstein her stets verblieben, wie wir denn jenes Schlesiers Einfluß noch vielfach fortwuchern, und besonders seinen inneren Schwung nach mancher Seite hin anregen sehen.

Eine auffallende Familienähnlichkeit mit dem späteren Wieland, hat Hagedorn, sowohl in leichter, naturalistischer Fassung der Welt, als auch in gewandter Sprache, in geschickter Aneignung des Fremden, in graziöser, wenn auch nirgends großer Manier, zu denken, zu wenden und anzuschauen. Man nennt ihn schon beim ersten Nachwuchse der Lohenstein'schen Schule, und er erlebt noch den Klopstock'schen Messias, obwohl er nur 46 Jahre alt wird, und 1754 stirbt. So ist er die eigentliche Prosa des Uebergangs, welche weder von der Schwäche, noch von der Stärke dieses Zeitraums recht überwältigt wird. Eschenburg hat sein Leben beschrieben.

In gleichem Jahre mit ihm zur Welt kommend, ihn aber weit überlebend und ganz und gar anders artend ist Albrecht Haller, den der Kaiser 1749 zum Herrn von Haller macht. Er stammt aus Bern, ist ein Frühpoet, der schon als Knabe nach Lohenstein'schen Mustern dichtet, in allen Reichen des Wissens sich später herumbewegt, für Göttingen als Gründer und Förderer medicinischer Anstalten, der „Götting'schen

gelehrten Anzeigen," der „Gesellschaft der Wissenschaften" äußerst wichtig wird, und in seinem Vaterlande, der Schweiz, ein hohes Alter als ernster Geschäftsmann erreicht. Er ist mannigfacher von der Geistesstrebung seiner Zeit gepackt, und auf trübe, düstre Lebensansicht geleitet. Nirgends gelingt es ihm, sich aus reichem Stoffe zu einer geläuterten, wohlthuenden Fassung durchzuarbeiten; das haltlose einer ungeeinigten Welt herbe empfindend sucht er Trost in einzelnen Lehrpunkten, die sich starr um ihn her einrammen, und sein sehr mäßig dichterisches Talent verleiden. So ist denn vom eigentlichen Siege der Schönheit, dem Ziele poetischer Kunst, fast nirgend etwas in ihm zu finden. Einzelne Naturschilderungen aus seinem beschreibenden Gedichte „die Alpen" nähern sich ihm noch am Ersten, aber auch dies Gedicht, was aus einer botanisirenden Alpenreise entsprungen ist, bleibt von den nützlichen Zwecken solcher Reise, von den herb lehrreichen Betrachtungen niedergehalten.

Haller ist als strebender, ernster, sich zusammenschnürender Mensch interessanter, als seine Dichtung, die sich nirgends von der groben, unpoetischen Lehre befreit, nirgends jenen erschütternden oder reizenden Zauber gewinnt, ohne den keine Dichtung bestehen kann.

Sein ernster, feierlicher Ton für das oft nur trivial Lehrreiche machte einer losen, suchenden Zeit ungebührlichen Eindruck und ist als Erbschaft lange durch die Literatur gewandert. Er hat Oden, Elegien, philosophische Lehrgedichte, z. B. „über den Ursprung des Uebels," und im Alter auch Romane geschrieben, die streng politisch sind. Der eine „Usong" lehrt, wie Despotismus durch Gemüthsadel gemildert wird, der andere „Alfred" vertheidigt die beschränkte Monarchie, und der dritte „Fabius und Cato" die Aristokratie. Um den großen Streit in der Literatur kümmerte auch er sich wenig, obwohl seine dichterische Bildung aus den Bestandtheilen erwachsen war, welche als Hauptmuster von der Schweizerpartei verlangt wurden, nämlich aus den alten Klassikern und Engländern. Freilich wurde ihm bei reiferer Einsicht der schwatzhafte Virgil lieber als der Homer, welcher den unbefangenen Knaben gelockt hatte, und bei einer streng protestantischen Moralansicht blieb es doch stets mehr das Aeußerliche als die Seele, welches ihm an den Alten gefiel. Ein reizbarer

lervenbau überschlich ihn oft mit düsterer Hypochondrie, mit pieti-
ischer Furcht, und im Alter ergab er sich ganz dem orthodoxen
'rotestantismus. Seine Stellung in Deutschland ist eigentlich
iel größer durch die rastlose Gelehrsamkeit, von welcher er die
irksamsten Proben ablegte. So war er es, welcher zuerst die
Boerhave'schen Vorlesungen drucken ließ, die er als Student in
eyden nachgeschrieben, er war's, der in der Medicin Anatomie
nd Botanik zu Ehren brachte, auch gestand er selbst, daß er sich
ie für einen Dichter ausgeben möchte.

Dies Geständniß ist indessen nicht so wörtlich zu nehmen,
ie sogenannte poetische Täuschung war ihm leicht, sich für ir-
end einen jugendlichen abstrakten Gedanken in Verse zu setzen,
en Ruhm, die Ehre als Nichtiges zu deklamiren, während er
ald darauf das Gegentheil anerkannte. Jedenfalls war er eine
hr reichhaltige Erscheinung, eine außerordentliche Figur des da-
ialigen Deutschlands, welche einen großartigen Gewinn bieten
onnte, wenn dieser Reichthum in die Hände eines wirklich dichte-
ischen Talentes gerieth. Wie verschiedenartig er in seiner ersten
Wirkungszeit angesehen wurde, ehe sein protestantischer Dogma-
ismus alle sonstige Regung unterjochte, beweis't die Widmung
a Mettrie's. Dieser materialistische, geistreiche Philosoph wid-
nete ihm, ohne anzufragen, sein berüchtigtes, scharfsinniges Buch
„L'homme machine," und Haller mußte sehr nachdrücklich auf-
reten, um dieser Gemeinschaft zu entgehen.

Seine Gedichte, die eilf Auflagen erlebten, gab er zuletzt
inter dem Titel heraus „Herrn v. Haller's — nun folgen acht
Zeilen Titel — „Versuch Schweizerischer Gedichte." Schweize-
ische, weil er sich nie ganz und gar von seinem unbehilflichen
Vaterlandsdialekte freimachen konnte. Die Sprache all seiner
Dichtung ringt mit einer rauhen Härte, und auch der Ausdruck
rreicht, wie sein ganzes Wesen, nirgends den eigentlichen Wohl-
aut. Der kräftige Lehrgedanke imponirte aber dem Publikum.
.828 ist in Bern noch die zwölfte Ausgabe seiner Gedichte er-
chienen, und die Lebensbeschreibung, welche Zimmermann 1755
on ihm anfertigte, gilt noch jetzt.

Weil er und seine Sachen aus der Schweiz stammten, griff
ie die Leipziger Schule heftig an. Noch in später Zeit wurde
n dem „Journal von und für Deutschland" eine ganze Abhand-

lung über einen Haller'schen Vers „Unselig Mittelding von Engel und von Vieh" gedruckt. Breitinger schrieb eine Vertheidigung der „schweizerischen Muse."

Neben ihm wird noch der Durlacher Drollinger genannt, dessen Oden oft mit Haller's verglichen sind.

Es ist hier der Punkt, sich an die Personen selbst zu wenden, welche das kritische Centrum bilden, und um welche sich der Geschmacksstreit bewegt, an die Leipziger, welche Gottsched vertritt, und die sich an die neufranzösische Schule halten, und an die Schweizer, deren Vertreter Bodmer und Breitinger sind, deren Muster die Alten und die Engländer.

Gottsched.

Er wurde 1700 zu Juditenkirch in der Nähe von Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater war Prediger, und schickte ihn nach Königsberg auf die Universität, damit er dor Theologie studire. Schon mit 14 Jahren kam er dahin, und e interessirte ihn bald Sprachkunde, Philosophie und schöne Wissenschaft mehr als Theologie. Er trat früh mit philosophischen Abhandlungen und Gedichten auf, und wurde 1723 Magister. Ei stattlich gewachsener junger Mann fürchtete er die Vorliebe de damaligen Königs für großes Militair, und entwich 1724 nac Leipzig. Dort gewann er die Theilnahme des gelehrten Burkar Menke, und erzog dessen Kinder; auch begann er bereits Vorlesungen über schöne Wissenschaften, die in der damals so strebsamen Zeit lebhaften Anklang fanden. Er griff darin die übertreibende Manier der zweiten schlesischen Schule an, was ma von jener Zeit her Hofmannswaldau'schen und Lohenstein'sche Schwulst nannte, empfahl einen einfacheren Ausdruck, berief si auf die Alten und auf die Franzosen, als die geschmackvollste Nachahmer derselben. 1726 ward er Senior der in Leipzig bestehenden poetischen Gesellschaft, aus welcher er schon das Jah darauf die „Leipziger deutsche Gesellschaft" bildete, die in de vorliegenden kritischen Uebergange eine so große Rolle spiel Sie weckte immer mehr den kritischen Antheil an der deutsche Sprache, und förderte die Bestrebung, selbige rein und zierli

zu schreiben. Eine dünn dogmatische, aber klar sichtende Begriffsphilosophie, wie sie von Wolf eingeführt, und größtentheils von Gottsched angenommen und dem literarischen Läuterungsprozesse zugeschnitten wurde, erwies sich hierbei äußerst hilfreich. Das Interesse des Publikums, dem diese neue Manier verständlich und einleuchtend war, wurde in einem bis dahin unerhörten Maaße gewonnen. Die Gesellschaft suchte auch eine nationale Begründung darin, daß man die alten deutschen Dichtwerke aufzufinden, die Sprache historisch zu entwickeln trachtete, daß man sich aber nur an die Sprache, nicht auch an ihren poetischen Inhalt wendete, gab später den Unterschied, auf welchen die andere Partie verwies. Es findet sich aber doch in diesem Gange viel Würdigeres, als die schreiende Stimme später dem Gottsched zugestehen mochte. Man sieht diesen Mann meist in sehr lobenswerther Thätigkeit, so lange er sich in kritischer Anregung erhält; seine Schwäche beginnt da, wo er darüber hinaus will und auch für seine positiven Versuche den besten und einzigen Lorbeer heischt. Das Eine gelang allerdings dieser Leipziger Schule nicht, Dichter zu erzeugen, und sie erinnert darin an den alten Naturphilosophen Paracelsus, der als Hauptthat von sich rühmte, daß er einen Homunkulus zu fertigen im Stande sei.

Gottsched entsagte später der „deutschen Gesellschaft" und stiftete eine neue, „die Gesellschaft der freien Künste." Er gab nun seinen Entwurf der Redekunst, und seine „kritische Dichtkunst" heraus. Dies war in den Jahren 1728 und 29, und von da begann sein allgemeiner Ruf, denn so klar, bestimmt und einfach war die Rede- und Dichtlehre dem Publikum noch nicht zu Handen gekommen. Es muß dies betont werden, da man bei der gewöhnlichen Anklage und bei der bloßen Anklage Gottscheds niemals begreift, wie der Mann doch eine solche Bedeutung gewinnen konnte, um eine ganze Epoche, sei es auch großentheils in Entgegnung zu bewegen. Er war ein praktisch klarer, im Leben gewandter Mann, der aus einer sicheren, kräftigen Persönlichkeit heraus das nüchtern Verständliche kräftig darzulegen wußte, dem der allgemeine Drang nach nüchterner Verständigkeit, wie er in der Wolf'schen Philosophie begrüßt wurde, zu Hilfe kam, der endlich in dem national Sprachlichen, so weit es auf den Verstandesausdruck hinausging, einen richtigen Takt hatte.

Im Jahre 1729 machte er eine Reise durch den Norden, erwarb sich durch seine stattliche Persönlichkeit Anhang, und gewann zu Danzig die talentvolle Luise Adelgunde Victorie Kulmus, welche bald darauf seine Frau wurde, und das literarische Geschäft durch Uebersetzung und eignes Erzeugniß mit noch besserem Erfolge führte als Gottsched selber. Der Spott über sie ist nicht so wohlfeil, wie gemeinhin angenommen wird, sie besaß in Wahrheit dichterisches Talent, jedenfalls mehr als Gottsched selber, war eine sehr gebildete, starke Frau, und vernachlässigte über Reform der Literatur ihr Hauswesen keinesweges. Besonders ihre „Briefe" gewähren manchen interessanten Einblick. Dieser Beitrag, das Haus, was Gottsched nun in Leipzig machte, und wo durch starke Persönlichkeit fortwährend ein starker nächster Einfluß gesucht und gefunden ward, die ununterbrochene Thätigkeit selbst, — dies Alles hilft ebenfalls erklären, daß der Name Gottsched ein so viel bedeutender und so viel vermögender werden konnte.

Die Bezeichnung des Geschmackes dieser Partie mit dem Ausdrucke französisch und die Bezeichnung der Schweizer mit dem Ausdrucke klassisch und englisch hat übrigens für den oberflächlichen Verstand ihr sehr Mißliches. Man findet schon oben eine Andeutung, daß auch Gottsched die Alten kannte, und sogar empfahl, es ist ferner bei seiner Frau zu erwähnen, daß sie eben auch aus dem Englischen übersetzte und derartige Muster empfahl, wenn diese Muster auch Addison's Cato und Pope's Lockenraub waren. Man muß also dabei stets auf einen tiefer liegenden Geschmacksinstinkt hinweisen: Gottsched kam nicht über das äußerlich Formelle hinaus; seine deutschen Studien hielten sich mehr oder minder an das rein Sprachliche, und das Geheimniß des dichterischen Herzens blieb bei der deutschen Literargeschichte verschlossen; seine Theilnahme an den Alten beschränkte sich ebenfalls auf die Außenseite, und er fand in der französischen Verkleidung ein klassisches Genüge. Selbst an den Franzosen traf ihn nicht das gewaltsame Ensemble einer modernen Welt, sondern nur das anspruchsvolle, hochklingende Wort dafür.

In solchem Sinne wendete er sich auch an unser Theater, und meinte, ein Wesentliches dafür gethan zu haben, wenn er eine äußere Form derselben, wenn er den Hanswurst abgeschafft

itte. Es entging ihm völlig, daß die Laune dieser Figur ein
usdruck deutscher Laune sei, und immer wieder zum Vorschein
mmen müsse, sobald die Bühne auf eine allgemeine Theilnahme des
ublikums Anspruch macht. Dies nur konnte ihm vorschweben,
enn mehr untergelegt werden soll, daß die Bildung in feinere
endenz und Wendung komme, als sie vom Hanswurst ausge-
ückt wird, vom Hanswurst, der durch Name und Gestalt dem
dinairsten Sinne angepaßt ist.

In dieser Bedeutung mag selbst diese viel verlachte Scene,
ie der Herr Professor Gottsched auf das Theater wirkt, von
Berth und Wichtigkeit sein. Der Hanswurst hing übrigens auch
it der italienischen Vorliebe zusammen, welche durch die schlesi-
ven Schulen gefördert worden war.

Um dieselbe Zeit, um 1730, gab er „Beiträge zur kritischen
istorie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" heraus,
orin schätzbare Materialien. Von den übrigen Schriften, deren
hr viele, da er rastlos schrieb, ist noch herauszuheben: „Erste
Gründe der Weltweisheit," worin die Wolfische Philosophie ver-
eitet wurde. Später gab er eine eigene „Historische Lobschrift
es vielhoch- und wohlgebornen Herrn, Herrn Christians, des h.
Röm. R. Freiherrn von Wolf. rc." heraus, alsdann mit Ueber-
ehung seiner vielen, die Sprachkunst betreffenden Bücher und
iner zahlreichen Uebersetzungen, Bayle's, Fontenelle's, Corneille's,
Moliere's, Racine's, Voltaire's, den Madame Gottsched beson-
ers gutirte, mit Uebergehung aller der literarischen Akten aus
ener deutschen Gesellschaft und ihrer Nachfolgerin, müssen seine
Vorräthe zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst gewürdigt,
und es muß der Treffer belobt werden, welcher ihn bei altdeut-
chem Studium besonders auf Reinecke Fuchs verweilen ließ.

Es ist ein bekannter Satz, daß Gottsched zu lange lebte für
einen Ruhm. Goethe hat uns in seinem Leben noch eine kleine
Schilderung geschenkt, wie würdevoll der literarische Sultan in
eipzig residirte. Die Opposition, welche in der Schweiz anhub,
erbreitete sich wie ein Rottenfeuer immer mehr, zog sich stets
ger um ihn zusammen, und bestürmte den alten, matt werden-
en Herrn am Ende ganz in der Nähe, so daß er machtlos
ahrelang auf dem goldenen Stuhle starb, welchen er sich mit
lzer Hand selbst gezimmert hatte. Der Anregung, welche er

gegeben, bemächtigten sich stärkere Hände. Schon 1751 beginnt er die vierte Ausgabe seiner kritischen Dichtkunst mit den Worten: „Und meine Dichtkunst lebet noch, sie lebet, sag ich" — ein Zeichen, daß sie bereits in's Herz getroffen war.

Außer den unermüdlichen Schweizern trat Jacob Immanuel Pyra aus Cottbus, der als Conrektor des Cölnischen Gymnasiums in Berlin lebte, 1744 mit der Schrift auf „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe," und seine reimlosen Gedichte wurden von den Schweizern dringend empfohlen. Der Satiriker Liskov, welcher für den besten Prosaiker vor Lessing gilt, und den der Graf Brühl in Eilenburg einkerkerte, verspottete die Leipziger Schule; ja ein eigener Schüler Gottsched's, Johann Christoph Rost, der leichtfertige Schäferspiele geschrieben hatte, geißelte Gottsched's Streit mit der Schauspieldirektrice Neuber in dem „Vorspiele in fünf Gesängen" von Dresden aus, und einer beißend spöttischen Zuschrift „des Teufels an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Schaubühne." Die Neckerei und der Spott wurden nun täglich allgemeiner. 1747 trat ein Philosoph in Halle Georg Friedrich Meier mit einem zwar trocken geschriebenen, aber schwer einschlagenden Urtheile über Gottsched auf, welches besonders das philosophische Ansehen desselben vernichtete. Dommerich griff ebenso 1758 die Gottschedische Dichtkunst an, und Heinze warf sich 1759 auf die Schwächen der Gottschedischen Sprachkunst. Das Hauptunglück für ihn war, daß er sich nicht eines einzigen geistreichen Schülers zu erfreuen gehabt, der die Unterstützung des alten Kritikers übernommen hätte. Herr Schönaich, der sich in letzter Zeit an ihn schloß, war Gegenstand herben Gespöttes, und besonders Lessing war gegen ihn mit schonungsloser Verachtung zur Hand.

Es ist nun nach den Hauptgegnern umzublicken, nach

Bodmer und Breitinger.

Beide waren aus der Schweiz und von früh auf an theologische Studien gewiesen. Zum Theil daher und zum Theil durch den Charakter selbst, der namentlich bei Bodmer vorherrschend prüde war, galt ihnen die bloß schöne Erscheinung an dem

literarischen Werke sehr wenig. Von ihnen stammt eigentlich das deutsche Verlangen, was Anfangs so günstig, später oft so störend eingewirkt hat, der schönen Kunst eine streng moralische Unterlage zu geben. Sinn für Schönheit an sich ging ihnen völlig ab, Bodmer begriff nicht, was man mit der Musik eigentlich wolle, und einen Hauptärger erweckten ihm bei Gottsched die Alexandriner und alle Reime. Er begrüßte also auch, schon der Hexameter wegen, mit dem größten Jubel die Messiade von Klopstock. Indessen lag alle dem ein richtiges, nur unzulänglich erfaßtes Gefühl zum Grunde, daß die Poesie sich mit dem heiligsten, innerlichsten Interesse der menschlichen Seele zu beschäftigen habe, und Miltons verlornes Paradies, das er in Prosa übersetzte, und alle Theilnahme an ernsten, al en Klassikern zeugen dafür. Außerdem reizten ihn von Jugend auf Romane überaus, und ein Antheil dieser Art hielt ihn theilweise von der eigentlich theologischen Laufbahn ab, es war ein mannigfaltiger Drang in ihm, und der Uebelstand lag nur darin, daß er selbst kein besonderes Talent für die Dichtung besaß, daß er an eine Stellung gerieth, wo man geradezu neue Gesetzgeber brauchte, und daß er von jenem düsteren, unerquicklichen Schweizertemperamente durchdrungen war, woraus sich fast noch niemals eine freie, schöne Literaturthat erfunden hat.

Es darf deshalb von dieser Gottschedischen Opposition auch keinesweges eine baare neue Wahrheit, eine geschlossene, wenn auch kleine Welt neuer Poesie erwartet werden. Auch von hier aus gedeiht nur die Anregung, welche dem nächsten Geschlechte zu Statten kommt, wenn man auch dieser Opposition zugestehen muß, daß sie sich näher anschloß an den tief strebenden deutschen Geist, an die Innerlichkeit des poetischen Gedankens. Dort bei Gottsched war mehr Kenntniß und Benutzung der äußeren, lebhaften Lebenskultur, mehr leichter Empfängnißsinn für Reiz und Grazie der äußeren Erscheinung, hier bei den Schweizern mangelte dies ganz, und die deutsche Kritik gewann den herben Beisatz, als sei dies überflüssig, wenn nicht gar verderblich. Aber hier fand sich ein kerniger Drang nach strengem Inhalte, und aus diesem Drange kam die Theilnahme an gehaltvolleren Mustern, selbst der Versuch, die Schönheitskritik tiefer zu begründen, und der endliche Sieg über Gottsched, über die Neufranzosen

und über die oberflächliche Bestrebung, nur eine äußere Form nachzubilden. Wenn auch nicht den Schweizern allein, so doch dieser Oppositionsrichtung ist es zu danken, daß unser nationales Wesen in einen eigenen Weg vertieft wurde, um ein neues poetisches Bewußtsein zu erlangen, daß eine so schwer wiegende Literatur entstand, wo mannigfaltig, immer eigen, und oft tief eine poetische That erstrebt, kurz, daß eine klassisch deutsche Literatur geschaffen wurde, die an Reichthum und Kraft die meisten Nationen überbietet und an eig'nem Geschmack und eig'ner Schönheit von keiner andern übertroffen wird.

Dies ist zu sagen, wenn sich auch in dieser nächsten Opposition selbst noch nicht die geringste positive Probe davon bietet.

Bodmer war 1698 dicht bei Zürich, Breitinger 1701 in Zürich selbst geboren. Zürich ward die schweizerische Festung gegen Leipzig, hier dichteten und trachteten sie, hier erschienen ihre polemischen Zeitschriften, die erst „Discourse der Maler," später „der Maler der Sitten" hießen, und von Hause aus mehr auf eine moralische als auf eine schönwissenschaftliche Thätigkeit abgesehen waren. Der direkte Streit brach erst 1740 aus bei Gelegenheit des Milton'schen Paradieses, was Gottsched nach bornirt-Voltaire'scher Kritik mißhandelte. Die norddeutschen Gegenblätter, welche sich mehr oder minder an Gottsched schloßen, waren „der Leipziger Spectateur" von „Diogenes" herausgegeben, der „Patriot" in Hamburg, „die vernünftigen Tadlerinnen," Gottsched's eignes Blatt, was in Halle gedruckt wurde.

Demnächst war Veranlassung zum Ausbruche Breitinger's „kritische Dichtkunst," worin er Poesie und Malerei verglich, und über die Aeußerlichkeiten jener dergestalt sich verlautbarte, daß die Leipziger sich getroffen fühlten, und alle die kleinen Poeten, die „Triller," die „Schwabe" und „Schwarz" aufsprangen. Bodmer's Feder that sich dabei durch Derbheit hervor, während Breitinger, der sich immer nur auf Kritik beschränkt und das eigene Dichten gar nicht versucht hat, in feinerer Entgegnung sich auszeichnete.

Durch stete und oft sehr ergiebige Untersuchungen über allerlei Principien der literarischen Kunst, durch Herausgabe alter

Nationaldichtungen, wie des Nibelungenliedes, des Manesseschen Koder, durch Uebersetzung, freilich durch eine sehr dürftige, englischer Sachen wie des schon angeführten Milton, der „Dunciade" Pope's, des Hudibras von Buttler, altenglischer Balladen, des englischen Zuschauers, den Bodmer hoch verehrte, ferner durch Uebertragung Homer's, durch Würdigung und Empfehlung Opitzen's, Wernicke's und Aehnlicher wirkten diese beiden Leute, am fleißigsten Bodmer, auf Geschmack und Theilnahme.

Sie waren gründlicher und trafen den deutschen Ton besser, als Gottsched mit seinen Genossen im Stande war. Die eigene Dichtung Bodmer's ist sehr unbedeutend, und man thut dem alten Manne, welcher mit fünfzig Jahren erst noch mit Gedichten auftrat, einen Gefallen, wenn die „Noachide," die „Kalliope" und mancher dramatische Versuch unbetrachtet bleibt. Recht würdige Dinge, jedenfalls ohne Reim, auszudrücken, mochte damals recht wacker sein, zur Poesie konnte sich's nicht erheben. Ein braver Mann war er durch und durch, Bodmer, und ein schöner Halt in dem lobsamen, vielfach tändelhaften Literatentreiben, wie es bei den Leipzigern zu schmarotzen begann. Man erzählt, daß ihm ein Freund über die namenlos erschienene Noachide eine sehr tadelnde Recension zugeschickt habe, ohne zu ahnen, daß sie von Bodmer selbst herrühre. Und Bodmer ließ sie auf der Stelle abdrucken. — Klopstock, der mit der Messiade und mit deutschen Hexametern darin aufgetreten war, ging ihm über Alles, das theologische Thema, die reimlosen Verse thaten es nicht allein, er beschwor den jungen Dichter nach der Schweiz zu kommen, er empfing ihn wie einen Apostel, bewirthete ihn über ein halbes Jahr in seinem Hause, hielt ihn wie ein Kleinod, das schon durch Theilnahme an heiterer Gesellschaft entweiht werde. Eben so freundlich nahm er sich später Wieland's an; denn sein Leben zog sich wie das der Patriarchen, die er vorzugsweise gern zu Helden seiner Gedichte nahm, 84 Jahre hin, bis 1783.

II.

Die Dichterpartieen.

Die kritische Bewegung weckt natürlich auch unter den jungen Leuten lebhafte Theilnahme, und Sachsen mit seiner im Mittelpunkte Deutschlands liegenden Hochschule Leipzig ward derjenige Mittelpunkt, wo sich zunächst die strebende Jünglingswelt zusammenfand. Seit jener Zeit ist Sachsen das Land geblieben, wo jeder Studirthabende seinen Vers machte, er sei wie er wolle. Denn diese nächsten Erben des kritischen Kampfes, welche man oft die sächsischen Dichter nennt, erhoben sich nur mit zwei Ausnahmen über die Mittelmäßigkeit; aber ihr Eifer, ihre Thätigkeit, den Mittelpunkt des Lebens in schöner Literatur zu suchen, ging belobend in die meisten Provinzen des Vaterlandes aus, erhielt die geweckte Theilnahme des Publikums rege, und weckte größeres Talent.

Die Fürstenschulen zu Meißen und Schulpforta waren die Hauptpflanzstätten, die Schüler schwärmten für Literatur, und wenn sie als junge Studenten nach Leipzig kamen, so ging es alsbald an die literarische Thätigkeit. Sie fanden Vereine vor, wo man sie mit Weihe aufnahm, ein kleines Gedicht ward Gegenstand langer Besprechung, und Zeitschriften, welche man sich, Anfangs unter Aufsicht und Beihilfe Gottsched's, gründete, und rastlos unter anderem Namen und anderer Firma erneuerte, gaben Gelegenheit, die Dachstübchenbestrebung gedruckt, und mit größter Aufmerksamkeit in Leipzig selbst, in Hamburg, in der Schweiz besprochen zu sehn.

In diese Kreise gehören Zernitz, Kästner, Mylius, Gärtner, zwei Brüder Schlegel, Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert, J. A. Cramer, Giseke, Schmid, Klopstock; — Lessing, welcher auch in Leipzig herumging, hielt sich ferner, und sein Freund Mylius trat bald aus. Uz steuerte bei, auch später während des siebenjährigen Krieges Ewald v. Kleist.

Anfangs, ehe die Zahl noch so groß geworden war, hielt man sich eng zu Gottsched, dessen leibeigner dichterischer Diener Johann Joachim Schwabe die wiederkehrende Sammlung „Be-

lustigungen des Verstandes und Witzes" Leipzig 1741—54 herausgab. Der als Satiriker bekannte Kästner hat auch nie von seinem verehrten Freunde Gottsched gelassen. Eine natürliche Laune gab ihm manches artige Sinngedicht, manchen heitern Einfall, die ihrer Zeit für witzig galten, und sehr geschätzt wurden. Den alten Bodmer nahm er sehr fleißig vor seinen kleinen Degen, und besonders spottete er darüber, daß Bodmer seine deutschen Verse mit lateinischen Buchstaben, und aus griechischer Vorliebe das ü nie anders, denn als y drucken ließ. Er hat auch Lehrgedichte abgefaßt, die trauriger sind als seine einzelnen Einfälle. Seinen wissenschaftlichen Aufsätzen — er war ein geschätzter Mathematiker — wird eine bündige, leichtfaßliche Prosa nachgerühmt.

Die Späteren sagten sich immer entschiedener von Gottsched los, oder hatten weniger kritischen Drang, um über Principien einen Punkt festzusetzen. Sie sammelten sich um die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," welche 1746—48 in Bremen erschienen, und davon Bremische Beiträge genannt werden. In diesen ward rüstig gedruckt, was der neue Verein, welcher sich Mittwochs versammelte, von Vers und Prosa schuf, und die drei ersten Gesänge des Messias erschienen auch hier zum ersten Male.

Es findet sich nur in diesem, in Klopstock nämlich, der Drang nach einer Poesie, welche an die Sterne des Himmels angeknüpft sein soll, die meisten übrigen kommen nicht weit über jenen sächsischen Versdilettantismus hinaus. Aber sie sind für das Publikum wichtig, welches an dieser sächsischen Schule ein munter beflissenes Interesse zeigt, und für unsere Sprache, die in dieser unablässigen Verswendung dort manche kleine Geschmeidigkeit mehr erworben hat.

Die würdigste und geachtetste Person aus diesen Kreisen war Gellert, Christian Fürchtegott Gellert, im erzgebirgischen Städtchen Hainichen 1715 geboren, der als außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig Vorlesungen hielt über schöne Redekunst und Sittenlehre, der Fabeln und kleine gereimte Erzählungen herausgab, und für ein mäßiges Talent eine Theilnahme durch ganz Deutschland genoß, als ob ihm die größte Dichterweihe über Haupt und Herzen schwebte.

Dies war das Ergebniß eines sanften, liebenswürdigen Charakters, eines leutseligen tugendhaften Wesens, was sich nichts vorzuwerfen hatte als hie und da ein kleines verzeihliches Wohlgefallen, eine sanfte Eitelkeit an Schriftstellerruhme. Der gute Gellert! Dies war sein Beiwort durch das ganze Vaterland. Er erfand nichts Großes, er war von keiner großen Begeisterung, von keinem besonders scharf unterscheidendem Verstande, er war kein Dichter und Denker großen Stiles, er war nur ein bescheidener Lehrer in Leipzig, der leicht, weich und anspruchslos gewöhnliche Wahrheiten in Verse brachte, der einen einfachen, aber freundlichen kleinen Stil schrieb. Aber der milde Schimmer eines klaren, guten Gemüths lag darüber gebreitet, die anspruchslose deutsche Gutherzigkeit trat dem unkundigsten Auge daraus entgegen, der Charakter Gellerts ward in den ästhetischen Werth seiner Schriften hoch eingerechnet. Väter, Mütter, Liebhaber, Verunglückte, Zweifelnde schrieben aus ganz Deutschland an ihn um guten Rath, er war der allgemeine Vormund, ein Wort von ihm stärkte überall.

Nirgends spricht es sich deutlicher aus, wie sehr man einen Anhalt suchte und brauchte; eine Poesie war nicht da, und man streckte die Hand aus nach einer sittlichen Würde, nach dem guten Herzen eines kränklichen Professors in Leipzig. Und dieser treffliche Gellert trug verborgen die schwere, bis auf den Tod ängstigende Hypochondrie seines Leibes, er lächelte aus seinem eignen Weh heraus, vertheilte Almosen, schrieb Trostbriefe, korrigirte den Studenten deutsche Aufsätze, las ihnen eine Kunst- und Sittenlehre, die keine weitere Gewähr und Nothwendigkeit hatte, als den Takt seines Herzens. Die ganze Erscheinung ist nur einmal da gewesen, und nur in schwächerer Weise hat es sich später bei Schiller und Jean Paul ähnlich dargestellt, daß die deutsche Nation all ihr Wohl und Wehe in die Brust eines Schriftstellers gelegt glaubte.

Durch alle Stände ging die Liebe für Gellert, es gingen kleine und große Geldsummen aus Ost und West für ihn ein, daß er sich stärken, und menschliches Leid mildern möge, wo es möglich sei. Friedrich der Große, welcher die deutsche Literatur und das tiefere Ausholen derselben nach einer poetischen Größe nicht kannte, und mit der schmalen Fertigkeit der französischen

begnügt war, sah sich durch die allgemeine Stimme veranlaßt, Notiz von Gellert zu nehmen. Er rief ihn in Leipzig zu sich, und unterredete sich mit ihm — freilich war der dünne Professor, dessen literarische Kraft nur in der Gemüthlichkeit lag, nicht geeignet, einen König für deutsche Literatur zu gewinnen, der nur durch ein gefaßtes Verstandessystem zu überwältigen war. Es lag aber darin das Unglück: Friedrich sah von den deutschen Literaten nur einen französischen Abdruck in Gottsched und einen gemüthlichen aber literarisch unbedeutenden Mann in Gellert; alle literarischen Versuche um ihn her waren Nachahmungen des Auslandes oder unzulängliches Produkt, das kritisch Scharfe, Vorausgreifende, wie es in Lessing ganz in seiner Nähe grub und harkte, erfuhr er nicht, ein Mann der raschen Handlung, wie er, sah sich nicht berufen, mit der Möglichkeit einer deutschen Literatur begnügt zu sein, — was Wunder, daß er eine fertige literarische Welt, die französische, vorzog. Ohnehin hatte ihm seine Jugendrichtung dafür alles Verständniß erleichtert, so wurde er der großen poetischen Bewegung, welche noch bei seinen Lebzeiten mit Schöpfungen zu Tage trat, gar nicht theilhaftig, und die kleinen sächsischen Dichter haben ihm eigentlich die Vorstellung von der deutschen Literatur gegeben.

Friedrich's Bruder, Prinz Heinrich, nahm wärmern Antheil an Gellert, er schenkte ihm das sichere Pferd, was er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, damit der hypochondrische Mann sich Bewegung mache. Und als er dies Thier verlor, ließ der Kurfürst von Sachsen ein gezäumtes frommes Roß von Dresden nach Leipzig führen für den kranken, braven Professor; ja als dieser an einer unbesiegbaren Verstopfung zum Aeußersten erkrankte, schickte er ihm seinen Leibarzt, und ließ sich durch tägliche Stafetten Nachricht geben von Gellerts Zustande.

So sorgten sich die Reichsten um ihn, und den Aermsten war er der Augapfel. Als er wirklich an jener Krankheit, 54 Jahre alt den 13ten December 1769 starb, brach eine allgemeine Wehklage aus. Der Leipziger Magistrat mußte das Wallfahrten nach Gellerts Grabe auf dem Johanniskirchhofe verbieten, so störend nahm es überhand.

Bei diesem Manne und bei Klopstock spricht sich's mit einer rührenden Leidenschaft aus, wie sehr man nach einem poetischen

Halt verlangt habe: dort schloß man sich an eine sittlich schöne Persönlichkeit, hier an den gewaltsamen Versuch, die apostolische Geschichte und die früheste Nationalmythe für ein poetisches Bewußtsein auszugeben.

Von der rein literarischen Thätigkeit Gellerts sind außer den Fabeln und Erzählungen und Liedern, noch seine Prosabücher zu nennen. Da findet sich der unschuldige Versuch zu einem Romane in dem „Leben der schwedischen Gräfin v. H.," wofür natürlich die dürftige Phantasie und die schüchterne Ansicht vom Leben selbst nicht Spielraum genug gaben; ferner „Trostgründe wider ein sieches Leben," die „Moralischen Vorlesungen," welche nach seinem Tode erschienen, und die „Briefe."

Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist in Leipzig von 1775—84 in zehn Theilen veranstaltet; J. A. Cramer hat Gellert's Leben verfaßt.

Im Anfange seiner literarischen Laufbahn schloß sich Gellert an Gottsched, arbeitete sogar mit an der Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuches, welches dieser herausgab. Bald aber brachte ihn die Lektüre des englischen Zuschauers und die Bekanntschaft mit den jungen Dichtern, welche die „Bremischen Beiträge" schrieben, auf eine andere Bahn. „Es war eine Zeit" — sagt er später — „wo ich Alles darum gegeben hätte, von Gottsched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich Alles darum gegeben, seines Lobes überhoben zu sein."

Seine theatralischen Versuche, Lust- und Schäferspiele, sind das Schwächste, was er hervorgebracht, für das Drama fehlte ihm der dreiste Zugang und die dreiste Kenntniß des Lebens. Seine Fabeln und Erzählungen dagegen fanden eine solche Anerkennung, daß sie selbst in fremde Sprachen übersetzt wurden. Das Neckende, Liebenswürdige darin verfehlt auch in späterer Zeit seine Wirkung nicht. Für die Tendenz der vorliegenden Darstellung ist seine Prosa die wichtigste. Sie wußte sich aus höherem und niederem Kreise den freundlichen Ausdruck anzueignen, und ihn mit einer leichten und geschickten Art zu gruppiren. Die Anschauungsweise ging nirgends über den populären Begriff hinaus, fand aber dafür die ansprechendste, anspruchloseste und gefälligste Form.

Neben ihm lebte der Satiriker Rabener, Gottlieb Wilhelm

Rabener, in Wachau bei Leipzig geboren 1714, Steuern einnehmend und die gewöhnlichste Thorheit der Menschen verspottend in „satirischen Briefen.“ Man wirft ihm vor, daß seine Ironie nur eine einzige, etwas grobe Wendung gehabt, und immer das Gegentheil seiner Meinung gelobt oder getadelt habe. Goethe sagt, dies fiele auf die Länge einsichtigen Menschen verdrüßlich, mache die Schwachen irre, und behage freilich der großen Mittelklasse, welche ohne besonderen Geistesaufwand sich klüger dünken könne als Andere. Uebrigens ist er ein rechtlicher, heitrer Mann gewesen, und in Folge solcher sittlichen Vorzüge habe er den unbegrenzten Beifall seiner Zeit gefunden. Liscov wird ihm jetzt bei Weitem vorgezogen.

Zwei Brüder Schlegel, Johann Elias und Johann Adolph, werden ebenfalls ausgezeichnet unter den sächsischen Dichtern. Besonders Elias hatte einen berühmten Namen als dramatischer Dichter, es sind sieben Trauerspiele, darunter „die Trojanerinnen,“ „Orest und Pylades,“ „Dido,“ nach griechisch französischen Mustern, „Hermann,“ „Canut“ in freierem Stile von ihm da, und Lustspiele nach dem Vorbilde Molieres. Seine Entwickelung, die sich Anfangs streng an Gottsched schloß, versprach interessant zu werden, als er in dänische Dienste trat, sich vom engen französisch-griechischen Joche befreite, in „Hermann,“ „Canut“ und Aehnlichem Eigeneres zu geben suchte, und sogar an Shakespeare gerieth, dessen Größe ahnte und empfahl. Aber er starb schon mit ein und dreißig Jahren, ohne eine gereifte Hervorbringung erlebt zu haben, und man muß sich mit der Notiz begnügen, daß ein Schlegel, der Oheim, den Shakespeare zuerst empfehlen mochte, den der Enkel so wirksam später verbreitete.

Sein Bruder, auch aus dem Kreise von Schulpforta und Leipzig, Johann Adolph, später Superintendent in Hannover und Vater der Gebrüder Schlegel, August Wilhelm und Friedrich, hat sich nur durch einige Kirchenlieder mäßig hervorgethan, seine übrige Dichtbeflissenheit wurde selbst von der damals so genügsamen Forderung nicht gelobt. Aber er war ein sehr thätiges Mitglied im Leipziger Vereine gewesen; auch hat er von Batteux übersetzt unter dem Titel „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz“ und nach seinem Geschmack berichtigende Anmerkungen hinzugesetzt.

In dieser Weise, wo eine redliche Bestrebung mit mäßigen Mitteln auftritt, sind dieser sächsischen Dichter noch viele zu nennen, sie behandeln Alle die Literatur, wie eine Gewissenssache, sind durchweg brave, redliche Leute, und haben nur Alle den gleichen Fehler, daß sie die Poesie in einzelner Virtuosität eines Gedichtes, nicht aber in einer zusammengefaßten Dichtung des mannigfaltigen Lebens suchen. Denn dies Letztere wäre doch da in einer sammelnden Prosazeit die einzige Rettung gewesen, wo ein gemeinschaftlich höheres Gesetz der Welteinigung nicht gefunden wurde.

Als Beiträge für den strebsamen Eifer, als Förderer im persönlichen Kreise haben sie sich ein Recht der Namensnennung erworben, und so muß denn noch genannt sein:

Karl Christian Gärtner, ein Hauptstifter der Bremischen Beiträge.

Johann Arnold Ebert, als Uebersetzer aus dem Englischen genannt.

Konrad Arnold Schmid, als Sänger geistlicher Stoffe angeführt. Die beiden Letztern werden von Klopstock als dessen persönliche Freunde ausgezeichnet. Alle drei, und mit ihnen der nächstfolgende Zachariä fanden sich am Carolinum in Braunschweig wieder zusammen, um die Hoffnungen für die deutsche Literatur gemeinschaftlich weiter zu nähren, und Verwirklichungen zu sehn, die ihnen nicht für ganz preiswürdige Erfolge gelten mochten. Denn sie erlebten Lessings Treiben, Goethes und sogar Schillers Anfang, und sahen da eine ganz andere Regung, als sie ihnen für das Gedeihen der Literatur nöthig dünkte. Im Gegensatze zu alten Literaturherren verhielten sie sich aber Alle ruhig und betrachtsam, als ihnen eine kühn aufstrebende andere Dichterwelt über den Kopf sprang. Diese ganz sächsische Schule hat sich ihrer bloßen Uebergangs- und Anregungsstellung nirgends überhoben.

Justus Friedrich Wilhelm Zacharias, der vierte Carolinumprofessor, war ein rascheres, zeugsameres Blut. Von ihm sind die komischen Epopöen der „Renomist,“ „der Phaeton,“ „das Schnupftuch,“ „Murnes in der Hölle,“ manch anderes beschreibendes Gedicht, wie die Tageszeiten, die vier Stufen des weiblichen Alters, eine Uebersetzung Miltons und des spanischen

Theaters, Fabeln nach Burkard Waldis und eine poetische Chrestomathie, von denen besonders die komischen Heldengedichte noch in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von Studenten geschätzt wurden. Ein fleischiges, nicht eben gewähltes, aber muntres Leben machte seine Alexandriner sehr beliebt, und er war bescheiden genug, sich durch „die Literaturbriefe" zurechtweisen zu lassen, und mancher Andeutung nach Kräften zu folgen.

Einer der thätigsten sächsischen Dichter war Johann Andreas Cramer, welcher, in Leipzig Hausgenosse Klopstocks, diesen bei dem Dichtervereine einführte, und sich ebenfalls in allerlei geistlicher Poesie hervorthat.

Nicol. Dietrich Giseke, eigentlich Köszeghi, ein Ungar, der in Leipzig zur deutschen Literatur tritt, und im Lyrischen und Didaktischen moralisch und geistlich zur Zufriedenheit seiner Zeitgenossen dichtet.

Joh. Friedr. Freiherr von Cronegk, ein Franke, der 1750 ebenfalls in Leipzig ist. Er wendet sich der tragischen Dichtkunst vorzugsweise zu, und sein „Kodrus" erhält den von Nicolai ausgesetzten Preis. Er stirbt sehr jung, und man hoffte das Beste von ihm. Jenen Preis anbetreffend war Lessing mehr für das bürgerliche Trauerspiel „der Freigeist" des achtzehnjährigen Joachim Wilhelm von Brawe, obwohl es noch an groben Fehlern litte. Brawe schrieb bald darauf noch einen Brutus, und Lessing hielt die beiden Sachen noch zehn Jahre nachher der besondern Herausgabe werth. Cronegk erlebte die Preiszuertheilung nicht, und Brawe starb auch bald darauf, als man ihm das Accessit bewilligt und er eben den Brutus vollendet hatte. Er ward nur 20 Jahre alt.

Somit wäre nur derjenige noch übrig, welcher sich nur kurze Zeit diesen sächsischen Dichtern in der Nähe anschloß, übrigens aber selbstständig einen Weg suchte.

Friedrich Gottlieb Klopstock, den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren und bis zum 14. März 1803 lebend, ein

Dichtergreis, der bis an seinen späten Tod pietätsvoll von der Nation gleich einem Patriarchen verehrt wurde, obwohl sein edler Dichterdrang mit aller Frische und Kraft ein halbes Jahrhundert früher aufstand, und dann vor einer bewegten Dichtungswelt mehr und mehr in den Hintergrund trat.

Neben all diesen betriebsamen Dichtern ging er einher, sah, hörte, lächelte, schonte, ja liebte, und verlor mitten in Mittelmäßigkeit seine eigene, höhere Absicht. Ja ihm war von Hause aus der ächte Poetentrieb, es klopfte schon in der Brust des Schülers zu Pforta das ungestüme Verlangen, sich in einer Einheit mit dem Himmel zu empfinden, den Gedanken unseres Planeten festzuschlingen um eine positive Ewigkeit. Und eben so pochte der nationale Drang in ihm, sich auch zunächst irdisch und leiblich in einer Sammlung und Einheit treu und stark zu fühlen, und alles Uebrige als unwesentlich bei Seite lassend begann er den Gesang nach diesem großen Ziele.

Diese ächte Seele der Poesie fühlte auch die Nation sehr richtig heraus, und sie begrüßte ihn wie einen Propheten, wohl ahnend, daß eigentlich immer die Propheten des Landes eigentliche Dichter gewesen. Aber die rechten Propheten wußten nicht allein vom Himmel, sondern auch von der Erde, wie das Ziel ringsum beschaffen wäre. Darin lag die Täuschung bei Klopstock und das Unglück für uns: er kannte bloß den Gedanken eines solchen Zieles, und wußte bloß ihm zuzusingen; so gab's eine poetische Aufregung, aber die Poesie ward nicht errungen. Er ward ein Wegweiser, aber die Geheimnisse, Reize, Schönheiten und Abwechselungen des Wegs selber erfuhr er nicht, und konnte er nicht verkünden, und deshalb wohnte stets dicht neben der Begeisterung für ihn die Langeweile. Seine Sachen wurden besten Rechtes um der Absicht willen, die in ihnen webte, gepriesen, um deßwillen, was man die Intention nennt; aber für die Intention findet man sich ab mit einer Notiznahme. Der begeist'rungsvollen Aufnahme des Klopstockschen Messias saß das Unglück auf der Ferse, daß man die Messiade pries, sich aber das Lesen derselben schenkte.

Klopstocks Erscheinung und wie sie aufgenommen wurde, gab in Wahrheit ein gefüllteres Gedicht als das, was er schreiben

mochte: man dichtete in der persönlichen Mannigfaltigkeit hinzu, was dem abstrakten Poeten abging.

Dies Leben Klopstock's ist folgendes: Seine Jugend am einfachen, artigen Saalufer sprang rüstig und tüchtig in mancherlei körperlicher Uebung umher. Was massenhaft später versucht wurde zur Zeit eines nationalen Aufschwunges, das Turnen des Körpers, auch dazu gab der Knabe Klopstock ein Vorbild. Dann kam er auf die Schulpforte, und studirte dort sechs Jahre von 1739 — 1745 die alten Sprachen, besonders unter Stübel und Freytag, und dachte über die Möglichkeit nach, Großes zu dichten. Oden und Schäferspiele genügten ihm nicht, er suchte und wählte unter großen Stoffen, und entschied sich endlich für den Messias. Die Biographen haben sich den Beweis zu einer Nationalaufgabe gemacht, daß er den Plan eher gefaßt habe, als ihm Milton's verlor'nes Paradies in die Hände gekommen sei. Sicher ist, daß Beides, Lektüre und Plan seines Gedichts auf jener stillen Schule statt gefunden habe, daß er Milton eifrigst gelesen, und daß er manches einsame Plätzchen in den Büschen der dortigen Berglehnen gesucht habe, wo ein schmaler, einst von Mönchen abgeleiteter Arm der Saale ruhig vorüberzieht.

Das Ziel seines Lebens ward jener unendliche Begriff der Poesie, den jedes Zeitalter in seinen Kreis bannt. Er schied mit einer Rede von Pforta „über den hohen Endzweck der Poesie."

Zuerst ging er nach Jena, und studirte Theologie. Hier ward er jene gute Regel der lateinischen Klassiker los, spät und langsam, der Begeisterung baar, aber des Urtheiles reif an die Dichtung zu gehen, er verwarf den früheren Vorsatz, erst mit dreißig Jahren an die Messiade zu treten, und begann sie. Merkwürdig zusammenstimmend damit, daß er in verständig bewußter Absicht an's Dichten ging, begann er die Messiade in Prosa. Der einförmige Alexandriner, der kecke Trochäus, der noch so unkultivirte Jambus genügten ihm nicht, jene waren trivialisirt durch allerlei Geklimper, dieser schien ihm auch nicht feierlich und reif genug. Er beneidete die Alten schmerzlich um den hohen Hexameter ihrer Sprache. Dies Versmaaß war allerdings schon einzeln gebraucht worden lange vor Gottsched, und dieser hatte es einige Male anmuthig gebraucht, aber Niemand

traute ihm und der deutschen Sprache dies gemeinschaftliche Leben zu, wie es, bei vielen Mängeln, in Klopstock bereits geboten ward. Von Jena nach Leipzig gehend, und stets darüber sinnend kam ihm an einem Sommernachmittage der Gedanke, die Hexameter zu versuchen. Es geschah, es gelang, drei Gesänge wurden hinein versetzt, nur sein Stubengenosse Schmid wußte darum. Da kam eines Tages Cramer auf ihr Zimmer, man sprach über Poesie, über Engländer, und deren Vorzug, man vereinigte sich nicht, Klopstock und Schmid vertheidigten die deutsche Fähigkeit, im Feuer des Beweissuchens sprang Schmid nach Klopstock's Koffer, suchte das verborgen gehaltene Manuscript hervor, begann, trotz Klopstocks Verneinung, es vorzulesen, besiegte damit Cramer, und so kam es zur Kenntniß des Dichtervereins und in die Bremischen Beiträge.

Die Intention dieses Gedichtes traf wie mit einem elektrischen Schlage, von diesem Momente an war Klopstock unauslöschlich berühmt. Wie unendlich stach sie auch von den kleinen Sächelchen der Leipziger ab.

Auch der allgemeine Ton des Vereins, zu welchem Klopstock hiermit getreten war, paßte nicht zu seinen großen, wenn auch dunkeln Vorstellungen von Poesie, es findet sich kein Zeichen von seiner lebhafteren Theilnahme. 1748 verläßt er Leipzig und wird in Langensalza Hauslehrer. Dort erfüllt ihn eine lebhafte Neigung für Fanny Schmid — der Name findet sich Schmid und Schmidt geschrieben — die in seinen Oden so gepriesene Fanny, die Schwester seines Freundes. Diese Liebe fand keine Erwiederung. Dort begann seine Zeit tiefer Schwermuth — die Liebe brachte kein Glück, der Körper war durch stete geistige Aufregung angegriffen, vielleicht empfand Klopstock, damals noch in jünglingswahrer Unbefangenheit, daß er die vorschwebende Idee der Poesie nirgends fest und ganz ergreifen könne. Reisen und der immer mehr sich ausbreitende Ruhm stärkten ihn wieder — der Ruhm! wie mancher Poet ist im Keim ertödtet worden, weil ihn kein Ruhm befeuerte, wie manchen Anderen hat er auf halbem Wege gefesselt, und ihm das für Erfüllung vorgespiegelt, was ein Anfang war.

Damals ging Klopstock Bodmer's Einladung nach und erholte sich in Zürich. Sulzer begleitete ihn dahin. Von dort

wollte er auch eine Lehrerstelle am Carolinum in Braunschweig unter seinen Freunden suchen, da kam ihm Dänemarks schöner Vorschlag, zu kommen, zu singen, wenn ihm die Muse günstig sei, und für einen Gehalt keine weitere Verpflichtung zu übernehmen, als daß er seiner poetischen Thätigkeit treu bleiben möge. Ehre diesem meergrünen Lande, was so oft seinen dänischen und den Talenten Deutschlands eine so edle Hand geboten hat! Bernstorf und durch ihn veranlaßt Molke gingen den König Friedrich V. darum an. Später — 1775 — that Friedrich von Baden ein Aehnliches für Klopstock.

Damals auf der Reise nach Kopenhagen fand er in Hamburg Margaretha Moller, niederdeutsch abgekürzt Meta, die vielbesungene Cidli, seine neue Liebe und spätere Frau, an welche Briefe und Oden von Copenhagen reichlich abgingen.

Schon 1758 nahm sie ihm der Tod. Er begrub sie zu Ottensen bei Altona, und bestimmte daneben sein eigenes Grab. In hohem Alter heirathete er 1791 noch einmal. Diese Verbindung fiel in die stürmische Zeit der französischen Revolution, an deren Ausbruche Klopstock ein so begeistertes Interesse nahm, daß er dem Civismus Hymnen sang, und von den Franzosen das Bürgerrecht erhielt, auch zum Mitgliede des Institutes erwählt wurde. Großen Schmerz brachte ihm die immer ärger werdende Wildheit jenes Kampfes.

Es ist nirgends genügend beachtet worden, daß Klopstocks Leben ein so außerordentlich langes wurde, daß sein hoch auffliegender poetischer Anfang keine entsprechende Folge fand, daß seine grammatische und für schriftstellerische Verwaltung eifrige Bemühung so wenig Erfolg gewann, und daß bei seinem Tode 1803 im Frühjahre dennoch eine so großartige Theilnahme an seinem Begräbnisse bewiesen wurde, wie sie noch keinem deutschen Schriftsteller geworden ist. Er starb den 14. März zu Hamburg; alle Gesandte Europa's begleiteten ihn zu Grabe, alle Glocken in Hamburg und Altona läuteten, die ganze Bevölkerung strömte hinzu, Militairmassen waren beordert und salutirten, alle Schiffe zogen Trauerflaggen auf, die meisten Frauen des gebildeten Standes erschienen schwarz, über hundert Trauerkutschen folgten dem Sarge, der Geistliche, Domherr Meyer, las am Grabe die Schilderung des Todes aus dem zwölften Gesange der Messiade,

das Buch selbst ward auf den Deckel gelegt, die Jugend streute die ersten Blumen darüber, und nun ward er unter die Linde versenkt, neben welcher seine Geliebte schlief.

Es war ein feierlicher Zoll der Pietät. Beinahe 79 Jahre hatte er gelebt, man gestand sich's nicht, daß der große Aufschwung nicht gelungen, daß Klopstock mit Anschluß an die apostolische Geschichte keine Poesie erschaffen, daß eine farbigere, innigere Welt aus den Herzen der Goethe und Schiller darüber aufgewachsen, daß das lange Leben Klopstocks nur ein matter Nachhall seines Jünglingsbeginns geworden war. Man ehrte den Beginn, man ehrte die Anregung, welche jeder Sinnende durch Klopstock an sich selbst erlebt hatte, die letzte Anregung unsrer Literatur in Gemeinschaft mit der kirchlichen Tradition eine Poesie gesucht zu haben. Klopstock hat in Deutschland dadurch stets die feierliche Würde eines von der Kirche Geweihten behalten, die Väter empfahlen ihren Kindern die Messiade wie eine neue Bibel, in Familien erbaute man sich davon, und las sie wie das heilige Buch in Perikopen, alle Geistliche Hamburgs und Altona's gingen freiwillig mit zu Grabe. An Klopstocks Namen kommend senkte die schärfste Kritik die Feder, und ging ehrfurchtsvoll grüßend vorüber, dieser Name lag außer den ästhetischen Gesetzen.

So blieb er denn auch sein langes Leben hindurch unangetastet, während sich ringsum auf neuen kritischen Grundsätzen eine neue Dichtungswelt gestaltete, während ihm selbst für die Tendenz seines lyrischen Epos, für die zweite Hälfte des aus zwanzig Gesängen bestehenden Messias die Kraft ausging, und seine abstrakt aufgefaßte Dichtung immer kälter, dürrer, härter, dunkler, gewaltsamer, ungenießbarer wurde. So lange die Jugend ihren Hauch einmischte, wenn auch unberufen einmischte, hatte dies bekannte Thema, was den Messias und dessen Kreis von Anfang der Verfolgung bis zur Himmelfahrt schilderte, eine doch belebte Theilnahme der Poesie in sich getragen, so lange hatten auch die Oden, worin er mannigfach die alten Versmaaße nachahmte, einzelne, kräftig rhetorische, innig empfundene Partieen gebracht — mit der Jugend hörte dies Leben auf, was niemals streng in die Tendenz abstrakter Poesie gehörte. Die Poesie Klopstocks zeigte sich als ein Lattengerüst, was seinem Herzen Ehre

machte, aber das große Talent vermissen ließ, an welches man bei der Ankündigung des Worts geglaubt hatte, Religion und Vaterland! Allerdings liegt die große und kleine Seele aller Poesie darin; aber es bedarf nun eben des Talentes, diese Seele zu bekleiden, charakteristisch, den Bedürfnissen und Anforderungen seiner Zeit gemäß zu bekleiden. Ja, er schrieb vaterländische Dramata, die „Hermannschlacht," „Hermann und die Fürsten," „Hermanns Tod," und darin gab's Bardiete, wie man sie nach Tacitus den alten Deutschen zutraute, und eine Prosa, welche ein sehr junges Volk nicht füglich steinhärter und uninteressanter gesprochen haben möchte; ja, er verbannte die südliche Mythologie der Römer und Griechen, und führte die eiskalte skandinavische ein als urverwandt mit der germanischen. Aber in dem Allen war eine fleischlose Absicht, die Sachen wurden deutscher, aber ungenießbar. Das Vaterland ist ein Begriff, so reich wie die Jahrtausend-alte Geschichte des Vaterlandes, so mannigfaltig wie diese, und es hat zu jeder Zeit seinen Lebenspunkt darin, wo sich der Kern des Bewußtseins einer solchen Geschichte für die jedesmalige Zeit in Wahrheit und lebendig ausdrückt, der Cherusker Hermann ist im neunzehnten Jahrhunderte nicht mehr das deutsche Vaterland, nicht einmal ein Repräsentant desselben, nur eine Erinnerung an einzelne Eigenschaft. Das Vaterland wird in Poesie nur ausgedrückt, wenn der Herzenspunkt des Vaterlandes zeitgemäß und interessant, das heißt wirklich berührend ausgedrückt wird. In diesem Herzenspunkte ruht alle Geschichte des Vaterlandes. Eben so bedarf das religiose Moment eines solchen Herzenspunktes der jedesmaligen Zeit — die Wahrheit mag ewig sein, aber sie ist nur lebendig, wie sie sich im jedesmaligen Bildungsbewußtsein ausspricht. Das Mittelalter glaubte an seine Tradition, das achtzehnte Jahrhundert aber glaubte nicht daran, und der Dichter konnte damit nur eine Poesie erwecken, wenn er eben den Glauben zu erwecken wußte, die innige, hingebende Theilnahme dafür.

Das vermochte aber Klopstock nicht; man fühlte theoretisch das Bedürfniß nach religiosem und nationalem Anhalte, um eine Poesie zu gewinnen, aber es war des Dichters Aufgabe, die große Poesie solches Interesses selbst zu gebären mit Leib und Seele, eine in sich fertige, nothwendige und nach außen über-

wältigende Welt zu gebären. Es reichte nicht aus, für eine Zeit auf den historischen Theil einer Kirche zu verweisen und darüber ein rhetorisch Gebäude zu formen, wo diese Kirche selbst nicht zweifellos geglaubt wurde. Für solche Zeit muß der Dichter selbst die neue Kirche werden, und dazu gehört eben wunderbares Talent, nicht bloß die Erkenntniß des Bedürfnisses, und ein gelegentliches Feiern desselben. In diesem Sinne war des alten Bodmers Vorstellung eine ganz richtige, welcher Klopstock, wie er sich in den ersten Gesängen angekündigt hatte, von aller vertraulichen Berührung mit der trivialen Welt abhalten und entfernen, ihn wie einen wirklichen Apostel im geheimnißvollen Heiligthume aufbewahren wollte.

Aber diese Kraft der eigenen Schöpfung war durchaus nicht in Klopstock, er vermochte nicht mehr, als hinzuweisen, anzuregen. Und dieß nur äußerlich — der schaffende Sinn blieb unberührt, Klopstock bleibt allein mit dem Gesange einer heiligen Geschichte. In ganz andere Kreise wirft sich die dichterische Thätigkeit; der Versuch, sich in einer religiosen Sammlung zur Poesie zu fassen, versinkt ganz und gar wieder, man bereichert sich in der nächsten Folge unermeßlich nach andern Seiten, und entweder die Zeit jener religios poetischen Reife ist noch nicht da und bedarf noch großen und breiten Zusatzes für Kenntniß und Gefühl, oder die Poesie drängt nach einer Einheit, die noch gar nicht dagewesen, und nicht befriedigt ist mit Anknüpfung an einen historischen Bereich des Religiosen.

So ist das Meiste seiner Dichtungen der jetzigen Generation unbekannt, nur der Literat weiß von den biblischen Trauerspielen, vom „Tode Adam's," von „David," „Salomo," von den „Elegieen" nach klassischem Versmaaße, von Klopstocks grammatischen Thaten. In den Volksschatz ist Alles nicht gelangt, kaum sind einzelne Kirchenlieder, wo er sein hartes Princip gegen allen Reim aufgab, noch in wirklich lebendem Gedächtnisse der Nation, zum Beispiele „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferstehe." —

Am tiefsten tragisch erscheint seine Bestrebung, als er in den siebziger Jahren eine mächtige Reform des Schriftstellerzustandes ankündigte, als durch Subscription und sonstige Beschlagnahme Alles gespannt wurde, und nun 1774 der erste Theil erschien in

folgender Weise: „Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Altermänner Salogast und Wlemar. Herausgegeben von Klopstock."

Ganz Deutschland war betheiligt und gespannt. Klopstock hatte einen reformatorischen Drang, aus welchem später seine leidenschaftliche Theilnahme für die französische Revolution sich ergab, man erwartete Außerordentliches.

Und eine Todtenstille fiel über das Produkt, man fand sich nicht darein, man gestand sich's nicht unumwunden, daß kein wirkliches Leben, nur eine todte, unbrauchbare Abstraktion darin sei. — Unter dem Bilde eines Freistaats kamen Urtheile, Wünsche, Vorschläge für Literatur und Literaten, aber Niemand ward getroffen, das Leben ward verfehlt.

Eben so wenig fand er Anklang mit seiner Reform der „deutschen Rechtschreibung," wo nach dem Principe der Sparsamkeit nur das in der Schrift bezeichnet werden sollte, was die Aussprache hören ließ. So theilnahmsvoll man seiner Reform harrte, das fand man kleinlich, unnütz, ja schädlich. Eben so eindruckslos blieben seine „grammatischen Gespräche," worin sich grammatische Wesen, der Buchstabe, der Wohlklang, die Empfindung, der Sprachgebrauch, die Hellänis, Galliette, Inglaß, Teutone mit einander unterhielten.

Diese eben so todt bleibende Arbeit erschien 1794 — seine Wirkung war dahin, blieb beschränkt auf die erste Anregung seines Messias; eine Poesie gewann er nicht und seiner Prosa stand der unklare, unpraktische Versuch entgegen, Sprache und Begriff in eine steinerne Einheit zu bringen. In seiner Prosa liegt seine ganze Geschichte: einer einzelnen Regung, einer wackern Einseitigkeit wird alle Geschichte, alle Schönheit, aller Reiz geopfert, und es ergiebt sich ein ungenießbar starres Wesen.

Seine häusliche Persönlichkeit, welche erst am Schreibtische verschwand und dem Begriffe geopfert wurde, schildert Sturz, einer der feinsten Prosaiker jener Zeit folgendermaaßen: „Klopstock ist munter in jeder Gesellschaft, er fließt über von treffendem Scherze, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthume seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist

er darum nicht. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmeren zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalte, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden könnten, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach Verhältniß des Ranges immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft der feinen abgeschliffenen Leute ohne alles Gepräge. Dafür zieht er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgen und freuen sich mit. Immer ist er mit Jugend umringt. Wenn er so mit seiner Reihe Knaben daherzog, hab ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. — Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen, und schwelgt beim Mahle der Natur. In der Malerei liebt er nur das, was Leben, tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck hat; in der Musik, was das Herz bewegt, sie muß aber die Singstimme nicht betäuben. — Die freudigste Jahreszeit für Klopstock war die Zeit der Schrittschuhe. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab, und eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm ein Fest der Götter. Doch kam er einmal in Lebensgefahr, aus der ihn nur mit Mühe sein Freund Beindorf rettete. Als Freund ist Klopstock „„Eiche, die dem Orkane steht.““ Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuschenden Schatten, er verkennt seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auch sein Urtheil Wahrscheinlichkeiten und künstlich erlogene Thatsachen stürmen.“

Dieser Brief ist im Jahre 1777 geschrieben. Die neuste Ausgabe von Klopstocks Werken ist Leipzig bei Göschen 1823 und 1829 in 18 Bänden erschienen, von Spindler und Bach besorgt. Der allgemeine Biograph Döring hat 1825 in Weimar auch Klopstocks Leben zusammengefaßt.

Außer diesem in Leipzig vereinten Kreise ist nun noch eine Anzahl Dichter zu nennen, welche sich entweder näher oder ferner in eine Partie vereinigen, oder in denen der poetische Dilettantentrieb jener Epoche einzeln hervortritt.

Eine Hauptpartie ist noch diejenige der preußischen und Hallischen Dichter, denen die preußische Kriegszeit, oder die Universitätszeit in Halle eine Vereinigung bietet. Dahin gehört Ewald von Kleist, geboren 1715, der 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf fällt. Sein Hauptwerk ist das beschreibende Gedicht „Der Frühling," welches ihm große Theilnahme verschafft hat. Lieder, Oden, Elegieen sind nach dem Geschmacke jener Zeit ebenfalls von ihm da, auch ein größerer Versuch im Epischen „Cissides und Paches" in drei Gesängen, der über das Lyrische nicht recht hinaus will. Seine Sachen, durch eine sanfte Innigkeit ausgezeichnet, sind lange beliebt geblieben. Als Soldat Friedrichs kam er eine Zeitlang nach Leipzig in's Standquartier, und verkehrte dort mit Lessing und Weiße oft.

Joh. Wilhelm Ludwig Gleim, ein sehr bekannter und geschätzter Name, ein Freund Klopstocks und fast aller derer, die Verse machten und somit ein persönlicher Mittelpunkt alles Dilettantismus dieser Kreise. Brav, gutmüthig, edel, aller Aufopferung fähig, hat er manchem armen Dichter aus der Noth geholfen, welcher im ausschließlichen Antheil für seinen Vers die nöthigen Bedürfnisse der Welt verabsäumte, oder nicht zu gewinnen wußte. Ein langes, mit äußerem Vortheile leidlich ausgerüstetes Leben machte ihn zum förmlichen Papa all dieser Poeten; ihm wurde alle Noth geklagt und aller Plan mitgetheilt, er half, wo er nur irgend konnte, er war einer der liebenswürdigsten Menschen. 1719 wurde er bei Halberstadt geboren und lebte bis zum 18. Februar 1803, in der letzten Zeit erblindet, aber stets sanft und heiter. Im vierundachtzigsten Jahre, also wenige Wochen vor Klopstock, starb er, schrieb noch dicht vor dem Tode an den alten Freund den letzten Brief, worin die Worte „Klopstock, ich sterbe!" Weil auch Klopstock schon darniederlag, verbarg man ihm den Brief, aber ihr Herzensbezug war so eng und fein, daß dieser ahnte, Gleim gehe mit ihm hinüber.

Gleim studirte von 1746 in Halle, und wie die nahen Leipziger sich für Poesie vereinigten, so bildete er auch dort einen

Kreis, zu dem Uz und Götz gehörten. Schon in Potsdam hatte er den damals verwundeten Kleist kennen gelernt. Lessing, Herder, Johannes Müller, Voß, Stolberg liebten ihn, er hieß allgemein der deutsche Anakreon, weil er nach Art des Griechen die kleine Auffassung der Freudendinge in leichte Verse brachte, und zumeist von Rosen, Mädchen und Wein sang. Das war so leichter Dichtungsstil, obwohl ihm kein Liebesglück blühte, und der Wein nicht just seine leidenschaftliche Sache war. Sein preußisches Kriegsinteresse, hier also doch ein wahrhaftes und starkes Interesse, schuf seine „Lieder eines Grenadiers," die freilich nicht ohne fremde Gelehrsamkeit und dem eigentlichen Grenadier so wie dem Volke unbekannt blieben, in der gebildeten Welt aber große Theilnahme fanden. Es war nun einmal in all dem Dichtungstreiben keine tiefe, ächte Nothwendigkeit, es ward eine Sitte, und Vater Gleim mußte bis in die späteste Zeit seinen Vers machen, so übel ihm auch schon die gründlicher geformte Kritik mitspielte, so wenig auch lebendiger Drang wirklich pochte. Es war einmal Lebensgewohnheit, es handelte sich um eine leibliche Fertigkeit für mäßige Anforderung. Auch ein didaktisch=religioses Gedicht „Halladat" oder das rothe Buch, worin ein morgenländischer Weiser lehrt, hat der alte Herr abgefaßt. Aus gutem Protestantismus heraus hat er doch auch sein größeres Werk zu Stand bringen wollen.

Gleim's Sachen wurden vielfach unrechtmäßig, nachlässig und schlecht gedruckt, Körte hat von 1811—13 eine Ausgabe in 7 Theilen veranstaltet, und eine Biographie Gleim's dazu gegeben. Ein Gleiches hatte er 1803 mit Kleist's Sachen gethan.

Johann Peter Uz, 1720 in Anspach geboren, stirbt dort als Geheimer Rath 1796. Brav wie Gleim, von tieferem Ernste, schrieb er ebenfalls im damaligen Stile Oden und Lieder, die sehr geschätzt wurden. Es ist bemerkenswerth, daß Schiller stärkere Eindrücke von ihm empfing, als von Klopstock. Wie üblich fehlen auch Lehrgedichte nicht, wobei der lockende Titel „Kunst, stets fröhlich zu sein." „Der Sieg des Liebesgottes" ist Pope nachgeahmt. Weisse hat 1804 in Wien Uzen's Werke in zwei Bänden herausgegeben.

Johann Nicolaus Götz aus Worms 1721—1781, war lange Feldprediger bei einem französischen Regimente, und gerieth da-

durch mehr in französische Form. Er ist als Badenscher Superintendent gestorben. Ramler hat seine artigen leichten Gedichte in drei Bänden, 1785 Mannheim, herausgegeben, leider auch dabei, seiner sehr üblen Manier folgend, sie in seinem Geschmacke zu feilen. In Berlin ist 1809 eine neue Ausgabe erschienen.

Karl Wilhelm Ramler aus Colberg, 1725—1798, ist Repräsentant der äußerlich formellen Poesie. Nach Horaz und Martial für einige Versmaaße begeistert, fand er Genüge und Erfüllung in abgewogenen und abgezählten stolzen Worten. Glücklicherweise sah er doch an Friedrich einen lebendigen, großen Stoff. Dieser nahm keine Notiz vom römisch-deutschen Dichter. Auch an die Stadt Berlin richtete Ramler eine Ode, er lebte als Professor des Kadettenkorps dort, und eine Zeitlang als Direktor des Theaters mit Engel, schrieb mehrere Theaterreden, Cantaten und Oratorien, übersetzte Batteux und seines Ideals, des Horatii Oden, Martials Sinngedichte, Catull's Gedichte, und genoß das Ansehn eines großen Dichters. Sein Verdienst ist vielmehr die große Regsamkeit und der unversiegbare Enthusiasmus, mit dem er aus einer kümmerlichen Welt des Innern die Poesie fördern wollte. Heinsius hat sein Leben verfaßt, 1800 und 1801 ist in Berlin eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet worden.

Auch eine Dichterin, eine Naturdichterin, Anna Luise Karsch, in früherer Sprachweise bekannt als Karschin, kommt 1761 nach Berlin. Sie lebt von 1722—1791. Auf dem Hammer bei Schwiebus an der Grenze Schlesiens geboren, erst an einen geizigen Tuchmacher Hirsekorn, dann an einen trunknen Schneider Karsch verheirathet, läßt sie sich doch ein schnelles Talent, Verse zu reimen, nicht verkümmern. Diese seltne Gabe des Improvisirens, welche in dem schwerer zu fügenden Deutsch doppelte Aufmerksamkeit verdient, erregte große Theilnahme, man nimmt sie sogar mit nach Berlin; Sulzer und Mendelssohn unterhalten sich mit ihr, Ramler will umsonst die wilde Dichtung durch Prosodie zähmen, auch Gleim, der sie besucht und liebt, vermag es nicht. So bleibt das Talent eine Versschnelligkeit, die in ihrer seltenen Art des Andenkens werth ist. Aus der kläglichsten Hungerwelt, in einer noch so wenig ausgebildeten Zeit, wo alle

mittelmäßige Reimfertigkeit Anspruch auf klassische Beachtung machen durfte, hatte sich die Karsch ohne die geringste Lehre so aufgeschwungen, daß sie für alle Gesellschaft als überraschendes Talent gesucht wurde. Ihre Tochter, L. v. Klenke, hat eine Nachlese ihrer natürlich wie Baumblätter verstreuten Gedichte, Berlin 1792 und 97 herausgegeben. —

An Gleim schloß sich auch Johann Georg Jacobi, der Bruder des spätern Dichterphilosophen Fritz Jacobi, deren Musensitz das Landgut Pempelfort in Westphalen war. 1740—1814. Er dichtet Anfangs leicht in Gleimscher Weise, später indessen ernster und voller. Für das Beste gelten seine Lieder, und einzelne Gedichte und Aufsätze, welche in mehreren Taschenbüchern erschienen, in der „Iris" und dem „überflüssigen Taschenbuche." Für diese moderne Form der Vereinigung warb er die besten Namen zusammen. An der Iris arbeitete Herder, Jean Paul, Klopstock, Voß, Heinse ꝛc. — Ein Briefwechsel zwischen ihm und Gleim ist in Berlin 1768 und 1778 erschienen. Seine Freunde haben mehrmals sein Leben geschrieben und Rotteck hat ihm 1814 eine Gedächtnißrede gehalten. Die Jacobi's zeichnen sich mehr durch literarische Förderung, Theilnahme und Verbindung als durch fertig gestaltete und gelungene Werke aus, ihr Pempelfort war eine kleine Akademie. Die Singspiele und Comödien Jacobi's können daneben unerwähnt bleiben. 1826 ist eine neue Ausgabe seiner Schriften erschienen.

An Ramler schloß sich der Buchhändlerlehrling Salomon Geßner, der in Berlin Landschaften zeichnet, und ohne Versmaaß dichtet. Wie wenig dies nun auch eigentlich im Geschmacke des deutschen Horaz war, er ließ ihn gewähren, und ermunterte zu harmonischer Prosa, da er bemerkte, die Verse würden nicht fehlerlos, und strenge prosodische Kritik bestürze den jungen Mann. Ramler hat nie einen bessern Rath gegeben, und wenn Geßner's Schäfer nicht alle süß und unterscheidungslos sprächen, wenn sie nicht alle Theaterschäfer in weißen Trikots, rothen Bändern und schön gestickten Hosenträgern wären, die Prosa hätte sie vor der Langweiligkeit bewahrt. Aber das splitterbacken-Weichliche, das porzellanhaft Schimmernde daran hat doch eine lange Zeit großes Glück gemacht bei unsrer Nation, und man war sehr dafür, Geßner unter die Klassiker zu reihen. Diese

öfters wiederkehrende Erscheinung in Deutschland erklärt sich nur durch das mannigfaltigste Publikum, was bei uns Theil an der Literatur nimmt, also daß wir's ehrlich vor uns sehen, wie neben dem Reifsten und Ausgebildetsten auch für das Unbedeutendste die Statue verlangt werden kann. Noch in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts wurden Geßner's „Tod Abels," „der erste Schiffer," „Daphnis," „Idyllen und Schäferspiele," als klassische Werke für Schulbibliotheken angeschafft. Zweierlei darf dabei nicht vergessen werden: erstens lebten noch viele gutmüthige Literaturfreunde aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weit in das jetzige herein, sie brachten ihre Jugendtheilnahme unverändert mit, denn es ist bekanntlich schwer, über das Selbsterlebte auf einen unbefangenen Standpunkt zu kommen, und solchergestalt wurden unsrer besondern und klassisch genannten Theilnahme so viel Mittelmäßigkeiten überliefert. Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts war all das kleine Geflügel der zweiten schlesischen Schule auch noch in treuem Gedächtnisse und Ansehn. Ferner übte Geßner, der auch mit Stift und Pinsel Landschaftszeichner war, und einen idealen Landschaftsstil in seine Beschreibungen trug, dadurch einen ganz neuen Reiz.

All der Schäfergeschmack, welcher bei allen Nationen herrschend gewesen, und nur etwa bei den Portugiesen am Natürlichsten ist, weil dies Land bis auf den heutigen Tag zu drei Viertheilen aus Weide und Hirtenleben besteht, hängt genau mit der Unmacht zusammen, sich einer gesunden Poesie zu bemächtigen. Die Mannigfaltigkeit des Lebens kann nur ein starkes Talent poetisch erfassen und verdichten, der schwache Drang rettet sich in einen charakterlosen Unschuldsstand, und weil da nichts Uebles geschieht, meint er dort auch das Beste zu finden. Es vereinigt sich damit eine verschwimmende Beschreibung des Natureindrucks, und so glaubt man, ein Ideal, eine Poesie, gefunden zu haben, ergreift mit einem angekünstelten Enthusiasmus die bloße Staffage und verliert die lebendige Welt. Geßner lebte von 1730—1787. Eine neue Ausgabe seiner Schriften ist 1818 dreibändig erschienen, und Hoffinger hat 1796 Geßners Leben verfaßt.

In Christian Felix Weiße, 1716—1804, ist noch ein regsamer Kopf anzuführen, welcher viele Wandelungen des Geschmacks

mit durchmachte. Er lebte als Obersteuersekretair in Leipzig, hielt sich ziemlich in der Mitte der Parteien, ja verspottete beide in einer Komödie „die Poeten nach der Mode." Eine Zeitlang schloß er sich an die sächsischen Dichter, besonders Gellert, und verkehrte intim mit Lessing, von dem er erst durch die Klotzschen Händel entfernt wurde, in denen unglücklicherweise Klotz unter Anderem als Weiße's Vertheidiger auftrat. Von Gottsched hatte er sich frühzeitig losgesagt. Seine Hauptrichtung war das Theater; ein erfahrungsreiches Leben, ein heitrer, beweglicher Sinn, ein Aufenthalt in Paris, Umgang mit Eckhoff, dem später so berühmt gewordenen Schauspieler, gemeinschaftliches Interesse mit Lessing für die Bühne machte ihn ganz geschickt dazu, und er war einer von denen, welche das junge deutsche Theater am Fleißigsten praktisch versorgten. Praktisch überhaupt war er im Gegensatze zu den übrigen Poeten seiner Zeit, und darin lag auch ein Grund seines näheren Anschlusses an Lessing und Nicolai. Des Letzteren „Bibliothek," eine berühmte Zeitschrift, setzte er eine Zeitlang auf Nicolai's Veranlassung fort. Derselbe praktische Sinn führte ihn später auf seine Thätigkeit in Jugendschriften; unter denen sein „Kinderfreund" den außerordentlichsten Erfolg gewann. Die Bekanntschaft mit Zollikoffer hatte dazu eine Veranlassung gegeben. Bis zum Jahre 92 sind 48 Bände davon gedruckt worden, wenn die letzte Folge „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" eingerechnet wird.

Weiße war nicht mit Schärfe und Nachdruck genug begabt, um eine hervorragende Stellung in der Literargeschichte einzunehmen, aber seine wirksame Fruchtbarkeit sichert ihm stets einen Platz. Verständig und klar umschauend rettete er sich auch in seiner dramatischen Bestrebung bald aus der bloß französischen Manier, und schloß sich in „Romeo und Julie," in „Jean Calas" den Lessingschen Genren an, was bürgerliches Trauerspiel genannt, in Prosa, später in reimlosen Jamben geschrieben wurde, und was einen großen Schritt zur Aechtheit der Auffassung gab. Von seinen übrigen Dramen wird besonders „Richard III." ausgezeichnet, und seine „Matrone von Ephesus;" seine zahlreichen Singspiele waren überaus beliebt. „Lottchen am Hofe," „der Dorfbarbier," „die Jagd" sind heute noch bekannt. Standfuß und Hiller gaben die Musik dazu.

Unter den lyrischen Sachen sind seine „Amazonenlieder" viel genannt und belobt, und man hat viel hin und hergestritten, ob sie Gleims Grenadierliedern nachgebildet seien. Die große Entdeckung, dies sei nicht der Fall, Weiße habe schon vor Gleim einiges gemacht, war ein Ereigniß. Sein Leben hat er selbst dargestellt, und es ist nach seinem Tode 1807 in Leipzig erschienen.

Als Dramatiker zeichnete sich ferner aus, und ist noch jetzt in allen Gymnasialbibliotheken zu finden: Wilhelm v. Gerstenberg aus Tondern in Schleßwig, 1737—1823, lange Zeit dänischer Officier, dann Civilbeamter und Privatmann in Norden, in Lübeck, Eutin, Altona. Er hat all den klassischen Aufschwung in unsrer Literatur noch erlebt, aber von etwa 1785 an still geschwiegen. Am berühmtesten ist sein „Ugolino," dies unselige Thema, wo Vater und Söhne verhungern, und was für so viele Dichter eine unglückliche Anziehungskraft gehabt hat. Sein letztes war die mit Chören versehene „Minona." Außer „Tändeleien" in anakreontischer Manier, wie sie nun einmal damals Jeder drucken ließ, existirt auch eine kleine Sammlung kritischer Aufsätze von ihm, „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," zu denen Klopstock, Sturz und Aehnliche beigesteuert.

Als Gegner Shakespeares, und der auftretenden Lobpreiser desselben macht sich ein Wiener, Kornelius von Ayrenhoff, 1733—1819, bemerklich, dessen Stücke nicht ohne Geschick erfunden, aber sehr mangelhaft ausgeführt waren. Besonders haben manche seiner Komödien belustigt, „der Postzug oder die nobeln Passionen" hat auch Friedrich den Großen ergötzt. Oesterreichische Landjunker, denen ein Gespann Pferde und eine Koppel Jagdhunde über Alles geht, werden darin verspottet. 1817 ist eine neue Ausgabe seiner dramatischen Werke in 6 Bänden erschienen.

Jetzt sind noch die sogenannten Barden zu nennen, welche Ossian und Aehnliches nachahmten, und in den nebelhaften Namen des Nordens und der nebelhaft flatternden Versandeutung ihr Genüge fanden. Dahin gehört Michael Denis, der sich Barde Sined nennt, und dem wir eine Uebersetzung Ossians in Hexametern verdanken. Er war Jesuit, Lehrer in Wien, dann Bibliothekar und Hofrath daselbst, als welcher er mit Johann von Müller in Berührung kommt. Stirbt 1800. Karl Mastalier ist sein Schatten, und wird als solcher immer mitgenannt.

Karl Fried. Kretschmann aus Zittau, geheißen Barde Rhingulf, daneben Gerichtsaktuar. Er hat sich von der Bardenpoesie auch zum Dramatischen, zu Erzählungen, Fabeln, Sinngedichten herabgelassen, was Alles bis 1805 zu Leipzig in sieben Bänden gesammelt ist. Die Compendien klagen, daß er zu früh vergessen sei.

Ein Hauptfabeldichter Magnus Gottfr. Lichtwer 1719 — 1783 ist es nicht, seine schlichten Fabeln werden noch deklamirt. Vier Bücher äsopischer Fabeln sind von ihm da. Noch 1828 ist von Pott eine Ausgabe und von F. Cramer eine Biographie des sächsischen Juristen veranstaltet worden.

Weniger populär war der preussische Dithyramben- und Fabeldichter Willamov 1736 — 1777, von dem „dialogische Fabeln." Noch weniger zu klassischen Namen sind gelangt Kasimir Freiherr von Kreuz, ein Autodidakt aus Homburg, der als Geheimer Rath in Hamburg 1776 stirbt, und Oden, Aufsätze und ein philosophisches Gedicht „die Gräber" geschrieben hat. Die Sorgfalt, daß kein Name verloren ginge, an dem ein Vers hängt, war bewundernswerth. Das neunzehnte Jahrhundert würde mit Lesen und Schreiben nicht fertig, wenn alle gleich wichtige Namen gemerkt sein sollten.

Auch Lorenz Withof, ein Duisburge, der akademische Gedichte und Reden verfaßt, ist sehr vergessen. Es kann aber mit ihm die betriebsame Dichterader geschlossen sein, und es sind noch einige Prosaiker zu suchen.

Zum Beispiele, was denn außer der unschuldigen „Schwedischen Gräfin" für den Roman und dies Thema geschehen sei? Der Roman ist eine so vortreffliche Form für eine Zeit, die auf dem Kreuzzuge nach Poesie begriffen ist! Er umfaß't so viele Bereiche, daß ihm selbst der im Allgemeinen nicht fertige Standpunkt sehr viel einzelne Richtungen und Partien geben kann, worin die Dichtung ein Genüge findet. Aller Zweifel, alle Frage ferner kann darin Raum haben, denn er ist ein Bild des mannigfachen Lebens, eine reife Kunst der Prosa, wo alle Nüance erscheinen darf, ja erscheinen soll, und wo die rein künstlerische Bildung doch einen harmonischen Abschluß zu erringen im Stande ist.

Man ergriff den Roman nicht in diesem Umfange seiner Bedeutung, aber die Theilnahme, welche man für England bewies, hatte doch auch hierbei ihr Gutes. Die Engländer mit ihrem materiellen Anfluge und ihrer praktischen Tendenz griffen nach dem nächsten Leben, was sich für die Beschreibung bot; damit ergriffen sie viel Einseitigkeiten; Richardson, dessen Clarissa und Grandison, dessen Pamela bei uns so bekannt wurden, sah zu viel Empfindsamkeit, Fielding sah lauter Farce, und die nächste Nachahmung in Deutschland trieb diese Einseitigkeiten noch weiter. Die empfindsamen Romane, welche in Werther ihren Höhepunkt und in Lafontaine ihre Breite fanden, sind ein Schritt zur Aechtheit, wie es das bürgerliche Drama in einem andern Theile war. Wirkliches, von Fleisch und Blut erfülltes Leben war doch jedenfalls reichlicher darin, als in den politischen Gerippen der Haller'schen Romane. Der Familienroman, welcher damals zu gelten anfing, war doch ein organischer Versuch, welcher sich folgerecht dann erweitern, den Entwickelungs-Roman vorbereiten und dichter und höher zu wichtigen Stoffen des Menschen der Gesellschaft führen, die höhere Frage allmählig einschließen, und so zu einem Kunstwerke leiten konnte, was die große poetische Welt in aller Einzelnheit und Mannigfaltigkeit doch harmonisch in Anregung und Bewegung bringt, wenn es sie auch nicht abschließt.

Die lebhafteste Opposition gegen den empfindsamen Roman machte Joh. Karl August Musäus, 1735 — 1787, besonders in seinem „Grandison der zweite," wie er 1760, oder „deutschen Grandison," wie er 1781 in der späteren Ausgabe hieß. Diese Verspottung der Empfindelei, in welche jene Romanart bis zur Karrikatur gerieth, hatte ihr Gutes. Es wird auch in der Literatur das Meiste nur durch den Gegensatz weiter gefördert. Musäus, der als Gymnasiallehrer in Weimar starb, hat durch seinen heiteren Spott so Manches in größere Bedachtsamkeit gewiesen. Auch Lavater's Physiognomik erfuhr durch ihn eine satirische Entgegnung in den „physiognomischen Reisen," die er 1778 herausgab. Daß er darum doch des poetischen Sinnes keineswegs ermangelte, hat er durch seine „Volksmährchen der Deutschen" gezeigt, worin mit heiterer Kindlichkeit die Sagenwelt noch einmal leicht vorübergeführt wurde, und womit er die größte Theilnahme fand. Ein Zeichen, daß der Geschmack am

Wunderbaren immer leicht wieder erregt wird, wenn es nicht auf eine gewaltsame Weise geschieht, und daß man auch in einer vorherrschend rationellen Zeit die Anknüpfung an das Unerklärliche nicht verschmäht, wenn sie unbefangen auftritt. Jacobs hat in Gotha noch 1826 eine Ausgabe davon veranstaltet. Außerdem sind noch von Musäus da: „Freund Hein's Erscheinungen," „Straußfedern" und eine Sammlung nachgelassener Schriften, die Kotzebue 1791 herausgegeben hat. Die „Straußfedern" ein Band Erzählungen sind zunächst von Müller, dem Verfasser des Siegfrieds von Lindenberg, und später von Andern fortgesetzt worden.

Wie sehr sich das höhere Leben allgemach von alter Sage entkleidet hatte, zeigt das Quellenstudium der Volksmährchen, dessen sich Musäus bedienen mußte: Die Kinder von der Straße rief er zu sich, damit sie ihm für einen Dreier die Geschichte erzählten, welche die Amme ihnen vorgesagt; mitten unter die Spinnräder alter Weiber setzte er sich, alte Soldaten nahm er auf sein Zimmer, und nöthigte sie zum Tabakrauchen und Erzählen.

Der Zug war stärker als des Musäus Entgegnung, noch neben ihm stand als ein Hauptförderer des Familien- und Sittenromanes Johann Timotheus Hermes auf, der 1738 — 1821, aus Pommern gebürtig, als Probst in Breslau starb. Schon 1766 war er mit einem Roman aufgetreten „Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut, als aus dem Englischen übersetzt," und um 1770 brachte er die vielberühmte „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen," die 1778 auf sechs Theile vermehrt wurde. Er hat lange Zeit für den ersten Sittenroman gegolten. Daß der Abweg zum Moralischen sehr nahe lag, und daß ein Bestreben, Kinder mit solcher Literatur zu erziehen, sichtbar und wirksam wurde, schob die Gattung bald aus dem Gebiete höherer Literatur. Hermes schrieb auch 1787 noch drei Bände „Für Töchter edler Herkunft," ferner „Manch Hermäon," für Eltern und Eheluſtige rc. rc." Alles halb Roman, halb Sittenlehre. Bei langem Leben verscholl er doch, wie das immer geschieht, da sich die Tendenz ganz und gar in die Schulmeisterei verlor, an welcher zu keiner Zeit Mangel. Noch weniger erwähnenswerth sind

seine Kirchenlieder und Predigten, da sein Ausdruck und Stil überhaupt nirgends rein und musterhaft und ganz ohne Schwulst war. Jean Paul sagt in seiner Vorschule: Hermes's Romane besitzen beinahe alles, was man zu einem poetischen Körper fordert, Weltkenntniß, Wahrheit, Einbildungskraft, Form, Zartsinn, Sprache; aber da ihnen der poetische Geist fehlt, so sind sie die besten Romane gegen Romane und gegen deren zufälliges Gift; man muß sehr viel Geld in Banken und im Hause haben, um die Dürftigkeit, wenn sie in seinen Werken gedruckt vorkommt, lachend auszuhalten.

In ähnlicher Weise that sich J. J. Dusch durch die „Geschichte Karl Ferdiner's" hervor, da es ihm mit Gedichten nicht glücken wollte.

Diese Sittenromantiker spotteten übrigens nicht minder über den empfindsamen Roman, welcher bei den Autoren stets wenig, beim Publikum stets grosses Glück gemacht hat. Es ist eine alte Behauptung, daß die Masse einen Hauptreiz darin findet, gerührt zu werden, wie es denn ein Herkommen bis auf den heutigen Tag bleibt, an Trauerreden und Aehnlichem zahlreich Theil zu nehmen, damit man zu Thränen und zu einer gründlichen Rührung komme.

Hier muß auch die Kanzelbestrebung angeführt sein, den Prosaausdruck zu fördern. Da ist mit dem alten würdigen Mosheim anzufangen, 1684 — 1755 — der als Kanzler in Göttingen eine stattliche Erscheinung ist, und bei Entwickelung der Geschichtsschreibung noch genannt werden muß, da er für einen Hauptreformator der Kirchengeschichte gilt. Leider ist seine Kirchengeschichte lateinisch geschrieben. Hier sind Hauptsache seine „heiligen Reden" drei Bände und seine „Sittenlehre der heiligen Schrift," welche Gellert so eifrig lobt. Ferner ist von den in anderer Beziehung schon Genannten Cramer, Schlegel, Giseke hier anzuführen, dann Rambach in Gießen, Sack in Berlin, der 1786 stirbt, und von dem sechs Theile Predigten gedruckt sind, Jerusalem 1709 — 1789 in Braunschweig, ein vertrauter Genosse der dortigen Dichter, ein gelehrter Denker, von dem ebenfalls Predigten und religiose Betrachtungsschriften, endlich Spalding

1714 — 1804 in Berlin, als einer der besten Prediger berühmt, der eine große Menge Predigten und geistlicher Schriften herausgegeben hat.

Für das rein Sprachliche wirkten: Popowitsch, Fulda, Frisch, Haltaus, Schilter, Scherz, Oberlin, Stosch und Eberhard, der noch in Rede kommt.

Eine ganz andere Romangattung, als jene obige, war der von Wieland versuchte philosophische Roman, wie der Agathon. Wieland gehört mit manchem Anderen schon in starker Wirksamkeit in diesen Bereich, aber er und die Lessing, Winkelmann, Möser ꝛc., deren Lebenszeit hierher fällt, müssen hinter die große Scheide gestellt werden, die aus diesem Uebergange sich bildet, und es konnte die Jahreszahl nicht allein entscheiden. Art, Grundsatz, Folge wiesen ihnen den Platz an, welcher in den letzten Abschnitt gehört.

Um diese reich bevölkerte Uebergangsepoche zu beschließen, sei noch Einzelnes von dem aufgeführt, was Goethe in seiner Lebensbeschreibung gibt, und was im Summarischen die Epoche schildert. Für die Jahre 1750 — 1770 wählt er folgende Beiwörter: Emsig, geist- und herzreich, würdig, beschränkt, fixirt, pedantisch, respektvoll, antik-gallische Kultur, formsuchend.

Ferner sagt er: „von einem höchsten Princip der Kunst hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's kritische Dichtkunst in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben; ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazen's Dichtkunst, wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werkes mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten."

„Die Schweizer traten auf, des Gottsched's Antagonisten; sie mußten doch also etwas Anderes thun, etwas Besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seien. Breitinger's kritische Dichtkunst ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber

nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertigt diese Worte."

„Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger. Engländer und Franzosen hatten schon über bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellten Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das Erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von dem Gleichnisse an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache."

„Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen, als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt über die Wahl? man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?"

„Hierauf zu antworten mögen sich die Schweizer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sei immer das Neue; und nachdem sie dies eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sei immer neuer als Alles Andere."

„Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares oft leer sein könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher nothwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch sein, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleisteten, noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar, uud zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler

Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang, mit höchster Ueberzeugung, der Aesopischen Fabel zugeschrieben."

„So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag; so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden."

„Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, so viel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage: ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager August's des Zweiten wirklich ein Gedicht sei? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise, doch noch auf die Hauptsache stößt, und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buches gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet."

„In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerenkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Produktives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand."

V.

Das Klassisch-Deutsche.



22.

Die neue Kritik.

Lessing.

Mit Lessing wurde es ganz anders: er warf mit einer
ernen Hand Alles beiseite, was ordnungslos auf dem Gedan-
nfelde unserer Literatur umherlag, er grub den Boden nach
len Seiten auf, er grub ihn von Neuem auf, ohne Rücksicht
f das, was geschehen sein sollte, was für bereits bestellt und
gerichtet ausgegeben ward. Mit ihm beginnt diejenige Literatur,
elche man die klassische nennt. Was ist klassisch? Wie vielerlei
über das Wort hin und her geredet worden! Kurz und hof-
tlich gut nehme man es für eine Bezeichnung von musterhaft.
ne Literatur, die auf Principien des Ausdrucks, der Form
d des Inhalts beruht, auf Principien, die in sich eine fertige
sbildung und in ihrem Zeitbereiche eine genügende Anerken-
ng finden, eine solche ist klassisch.

Ursprünglich gehört der volle Begriff einer Poesie hinein.
mlich: wo Sitte, Gedanke und Glaube eine zweifellose Eini-
ng gefunden, wo die Sprache zur Vollkommenheit ausgebildet
, wo sie und in ihr das Kunstwerk voll-gestrichenen Maaßes
s höhere Leben eines Menschenbereiches ausdrückt. In solcher
und um reichenden Erfüllung, in solchem Aufgehen ineinan-
r des Stoffs, der Menschenansicht und des Ausdrucks liegt die
assicität.

Ruft man sich zurück, was in den vorhergehenden Abschnitten dargestellt wurde, so erwartet man hier nicht plötzlich eine so ausgedehnte klassische Erscheinung. Sie müßte vom Himmel gefallen sein. Denn das ungeeinigte Durcheinander des Gedankens und des Glaubens hat durch eine Schaar mäßiger Dichter nicht geeinigt werden können, bei denen nicht viel mehr als ein guter Wille und ein leidlicher Vers anzutreffen ist. Auch Lessing hat kein solches Wunder gethan, er hat es gar nicht einmal versucht, seine Bestrebung geht fast nirgends solchergestalt nach dem Allgemeinen; die Literatur als eine specielle Art, als schöne Literatur hat er vorzugsweise in's Auge gefaßt, und darin aufzuräumen getrachtet mit Herkulischer Kraft, damit doch in einzelnen Theilen ein fester Boden, das heißt ein fester Grundsatz gewonnen werde.

Also der Haupteinschnitt beruht eigentlich darin, daß man sich scharf und nachdrücklich auf Verhältnißgesetze der Kunst, der schönen Literatur stellt, dafür zu Hilfe nimmt von alten und neuen Völkern, was sich nur irgend erlangen und deuten läßt, daß man in dieser Weise eine kleine Gesetzvereinigung erschafft, einen Musteranspruch der Form, und daß man darin zu einer klassischen Fertigkeit dringt. Die große Seele der Welt, in welche Alles gehört im Himmel und auf Erden, dessen der Mensch als einer Frage habhaft werden kann, sie bleibt auf sich beruhen, man begnügt sich mit einem Ausschnitte, jeder Berufene mag von jener großen Seele in seiner Weise erobern, so viel ihm möglich ist; die Grenze ist ein weites, unsicheres Popularbewußtsein. Der Prediger äußert wohl ein Bedenken, der Staatsmann ein anderes, aber sicher steht darüber nichts, und darum ist Alles erlaubt; das hohe Gesetz ist dem einzelnen Genie frei gegeben; dies Genie beschränkte sich nach allenfalsigem Herkommen, nach eigenem Takte.

Deshalb sehen wir in dieser Periode neue Wege, Außerordentliches, Ausschweifendes aller Gattung, denn das Bischen Christenthum, was da ist, schattirt sich tausendfach, da seine dogmatische Kraft so mannigfach erschüttert worden; Staat, Sitte, Herkommen erleiden mit ihm positiv die ärgsten Stöße, und doch hält sich just in diesen ärgsten Krisen der Ausschnitt einer klassischen Welt in der schönen Literatur, als ob darin Anhalt und Rettung bewahrt werden sollte. Dies ist ein wunderbar Eigen-

thümliches der deutschen Literatur, daß sie gerade da ihre glänzendste Zeit erlebt, wo alle Einigung des Weltgedankens in Trümmer zu gehen scheint. Dieser Literatur hat es unser Vaterland zu danken, daß wir durchaus in Formen geblieben sind, und es ward so mit einem heiligen Siegel bekräftigt, daß die schöne Literatur in Deutschland das größte Herzensinteresse der Nation geworden.

Deshalb, um in selbiger Folgerung fortzufahren, kommt von jetzt an bei Darstellung deutscher Literargeschichte Alles darauf an, wie sich das Gesetz der schönen Schreibe- und Bildungskunst gestaltet, wie das einzelne Talent seinen Weg sucht im Verhältnisse zum allgemeinen Chaos. Jeder einzelne große Dichter wird jetzt zu einer wirklich eigenen Welt, worauf die sorgfältigste Aufmerksamkeit gerichtet sein muß.

Solcher Weise ist bei uns die Bezeichnung klassischer Literatur zu fassen: Streng in der schönen Kunst werden gültige Gesetze erzeugt, aus dieser Einigung und konsequenten Fortbildung heraus wird die That des Talentes zu einer allgemeinen Musterhaftigkeit. Der nächste Ausdruck ist eine in den Hauptumrissen für normal angenommene Sprache. Jedes einzelne große Talent wird in seiner eigenen Gesetztheit begriffen und anerkannt.

So entsteht eine romantische Klassik, die allerdings nicht vollendet ist, und deren einst geglaubte Summe erst das werden kann, was man im Vollen und Großen eine klassische Welt nennt.

Der griechische Klassiker unterschied sich von seinem Genossen, daß er einen Mythenkreis ein wenig Anders deutete, im Grunde des Bewußtseins war Alles einig, war Alles geglaubte griechische Welt. Diese geglaubte Welt im Einzelnen musterhaft darzustellen, war klassisch. So leicht ist es uns nicht, so leicht in der Bewältigung sind wir nicht; erreicht das aber irgend ein Enkel, so ist er millionenfach reicher klassisch, denn alle Eroberung seit Euripides ist bewältigt sein. Unsere Klassiker hatten jeder seine eigene Welt in ein Schönheitsverhältniß zu ordnen, während die allgemeine herumtrieb wie eine ungeheure, aber nicht unter gemeinschaftlichen Oberbefehl versammelte Flotte.

Weil so viel auf die einzeln siegende Persönlichkeit ankommt, sind viele Dichter jenseits dieses letzten Abschnittes geblieben, die

gleichzeitig mit Lessing gelebt, ja ihn überlebt haben. Der rein sprachliche Punkt ist allerdings zur Grenzscheide gemacht worden, der Punkt, von wo eine deutsche Schrift gegeben wird, die geltend geblieben ist bis jetzt, klassisch als Ausdruck. Insofern hätte Mancher noch Anspruch, diesseits des Scheidepunktes zu erscheinen, Viele von jenen Dichtern schreiben beinahe ganz so, wie es noch jetzt gültig ist. Aber da eine solche Scheidung an sich sehr schwierig ist, da sich das Gelingen oder Mißlingen in der Literatur nicht wie bei der äußerlichen That so streng auf einen Tag, auf ein Jahr beschränkt; so mußte noch ein genaueres Merkmal gesucht werden. Dies Merkmal ist eine Kenntniß oder Theilnahme, wie sich die Literatur neuer kritischer Gesetze positiv bewußt wird. Bei den sächsischen und preußischen Dichtern des vorigen Kapitels blieb das Bestreben nach dieser Kenntniß und Theilnahme zu sehr Dilettantismus, der so geschäftige Ramler ward doch im Grunde der neuen kritischen Seele ganz und gar nicht habhaft, so sehr er sich kritisch bestrebte; Klopstock, der einen so kühnen Gang nach der ganzen, vollen Weltseele versuchte, eroberte sie nicht, verlor darüber Schärfe, Nachdruck und Klarheit, um im Einzelnen eine gelungene That zu finden; und so wird sich für Jeglichen eine Ursache aufthun, warum die Auswahl nur scheinbar willkürlich geschehen sei.

Freilich wird so Mancher nun auch noch im Folgenden auftreten, der eben auch keinen klassischen Beigeschmack hat; aber ihm hat die Geburtsstunde eine Stellung in späterer Reihe verschafft, es kann Tiedge, Göckingk und mancher Gleiche nicht füglich jenseits Lessing aufgestellt werden, so weit verlangt die nüchterne Zeitfolge Achtung. Und sei's in einer einzigen Wendung, betheiligt vom kritisch Neuen ist jeder Spätere.

Was in der Sprache selbst von jener Zeit an abweicht im Verhältnisse zum jetzigen Ausdrucke, das ist nicht eben der Rede werth. Lessing selbst sagt einmal „fürchte,“ wofür wir jetzt fürchtete sagen, und einiges Aehnliche, was nur den Pedanten stören mag. Farbe, Wendung, Geist im Allgemeinen stellen sich klassisch fest, die Persönlichkeit kann im Stile neuen Reiz entwickeln, der Typus bleibt fest. Lessing's Dramaturgie könnte heutiges Tag's erscheinen, man fände die Sprache rasch, scharf, bürgerlich, und nicht der feinste Kenner möchte an ihr entdecken,

daß sie siebzig Jahre alt sei. Wenigstens an der Sprache selbst würde diese Entdeckung nicht gemacht, wenn auch an Stoff und Beziehung; da natürlich jetzt eine Empfehlung Shakespeare's, eine Bekämpfung des französischen Geschmacks nicht mehr so nothwendig und unerläßlich ist, wie damals.

Hierin lag Lessing's Größe, daß er eine neue Kritik schuf, auf deren Grundlagen sich eine klassische schöne Literatur aufbauen konnte. Möge man sich nicht täuschen, möge man nicht erwarten, Lessing habe ein ästhetisches System aufgestellt, nach allen Seiten fertig und bedacht. Nein, fast alle Lessing'schen Schriften sind Gelegenheitsschriften. Vor seinem Laokoon sagt er: „Die Aufsätze sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lektüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collektanea zu einem Buche, als ein Buch." — Seine Dramaturgie schrieb er, weil er bei'm Hamburger Theater betheiligt ward, und sie entstand in Form von Tagesrecensionen; er besprach die gegebenen Stücke und entfaltete dabei gelegentlich seine Ansichten.

Auch zu dem, was nicht in's Fach der schönen Wissenschaften gehörte, und wovon er dann einen Gewinn für diese zog, ward er durch äußere Veranlassung gebracht. Als Bibliothekar in Wolfenbüttel fand er den Berengarius auf, und machte ihn bekannt, gab er die „Fragmente" heraus, und bei der nun ausbrechenden Polemik mit dem Hamburger Pastor Göze entwickelte er erst sein theologisches Rüstzeug, gewann er erst den Uebergang zu seinem Nathan.

Diesem Gange nach ist in Lessing keine abgeschlossene kritische Welt zu erwarten, die Grundsätze dehnen sich im Laufe der Zeit und der verschiedenen Eindrücke, sie beschränken, sie wenden sich und Lessing ist nirgends peinlich besorgt, daß alles anderswo Gesagte sich folgerecht anschließe an Späteres. Man muß sich mit einzelnen Resultaten begnügen, man beachtet den Gang selbst, die scharfsinnige, siegreiche Manier, man wird geweckt, man hilft hineinschlagen in den Nebel des unklaren Dichtergefühls, wie es damals wogte, und solchergestalt ist und wird Lessing Alles, ohne systematisch, ohne selbst im Breiten darüber aufgeklärt zu sein, was er wolle.

Die Grundlage seines Talentes war ein gesundes, scharfsinniges Naturel, was durch eine geschulte Bildung unterstützt wurde. Derjenige Mann, der oben bei der Leipziger Dichterschule genannt werden mußte, wenn jene Dichter etwas von der kritischen Schärfe desselben gelernt und verrathen hätten, Ernesti, ein höchst schätzenswerther Philologenname jener Zeit und jenes bewegten Leipzig, Ernesti war für Lessing von Wichtigkeit. Der gewöhnliche Schlendrian der Kollegien interessirte ihn nicht, Das Theater der Madame Neuber lockte ihn mehr, aber Ernesti's Vorlesungen besuchte er. So finden wir allerdings das oft zurückgewiesene humanistische Moment auf dem Grunde der Lessing'schen Thätigkeit, und sehen es darin zu so außerordentlichem Einflusse gedeihen. Aber es wird in ihm ein ganz anderes. Fest ruht in seinem Naturell die Nothwendigkeit, das Nächste, das Nationelle, das wahrhaft Lebendige zu fördern, darauf geht er stracks los, die griechische Bildung ist nur seine Waffe, nicht sein Zweck. Daß er mitunter dabei etwas griechischer und lateinischer wird, als wünschenswerth sein mag, ist das in einer Zeit zu verwundern, wo er so allein blieb, in der Nationalliteratur so wenig Unterstützung fand für seinen Geschmack? Ist dies bei einer Umgebung zu verwundern, auf welche nur vermittelst solcher Gelehrsamkeit Eindruck gemacht werden konnte, bei Stoffen, deren Mittelpunkt im Alterthume lag, bei einer überlegenen Kenntniß des Alterthums, wie er, der außerordentlich Belesene, sie zufällig besaß? Allerdings übertrieb er auch zuweilen seinen philologischen Drang, wie sich im Verlaufe zeigen wird, daß der berühmte Streit mit Klotz auf unscheinbaren philologischen Details beruhte, und der schwere Nachdruck nicht nöthig gewesen wäre, den sie erfuhren. Aber bei alle dem, war keine Spur von der unnatürlichen beschränkten Humanistik in ihm, welche gewaltsam und das Nächste, Nothwendige verkennend, eine alte, fremde Welt in die unsrige eindrängen wollte. Waffe, lediglich Waffe war sie ihm, da man einmal so weit gerathen war, nirgends weiter einen zuverlässigen Halt zu besitzen, da er einmal ein Interesse für französische Literatur vorfand und deutlich einsah, diese französische Literatur beriefe sich oberflächlich und falsch auf Griechen und Römer.

Nur in der Jugend ist er manchmal über die Ausdehnung

des humanistischen Geschmackes irre gegangen und hat einmal sogar versucht, die Messiade in's Lateinische zu übersetzen. Sein gesundes Naturel, seine mathematische Denkbildung, die auch ihren Wolf genügend verarbeitet hatte, sein praktischer Sinn hat ihn am Ende stets ganz richtig geleitet. In der Dramaturgie findet sich nur einigemal der Rückfall in die Manier, und es wird dem Hamburger Publikum zugemuthet, mitten in der gesundesten Besprechung einen lateinischen Spaziergang mitzumachen. Aber man bedenke, wie sehr das damals Stil war, wie es bis in die vertraulichste Mittheilung eindrang, wie frei sich im Ganzen Lessing dabei erhielt, sobald nicht das Thema selbst ein antiquarisches war, welche rein nationalen Resultate er zu gewinnen wußte! Hinderte ihn das heroische Drama der Griechen, welches er so genau kannte, bei uns auf ein bürgerliches zu bringen, und darin selbst so vortreffliche Beispiele zu geben? Verkannte er es, daß wir in keiner so dogmatisch-heroischen Welt lebten, und daß unser Lebenspunkt anderswo zu finden und zu treffen sein müsse? Ja, in letzter, wirklicher Wahrheit kommt just Lessing dahin, wo in allem Vorhergehenden dieses Buches die Benutzung fremder Kultur und der Gewinn aus selbiger zulässig und wünschenswerth genannt wird. Nämlich, sich in einer Zeit darnach umzusehen, wo keine starke eigene Entwickelung gestört wird, und in einer Art, welche das Eigene leitet, aber nicht verdirbt oder unterjocht.

Lessing ward den 22sten Januar 1729 zu Camenz in der Oberlausitz geboren. Sein Vater war Prediger und ein gelehrter Mann, welcher den ganzen Tag in der Studirstube verbrachte, und stets große Achtung vor aller Gelehrsamkeit bewies. Man hat darin eine Veranlassung gefunden, daß Lessing ein so eifriger Bücherfreund geworden, wenigstens hat er schon als Knabe zum bloßen Zeitvertreibe über Büchern gelegen, und diese Neigung verblieb ihm bis an den Tod. Den größten Theil seines kleinen Einkommens verwendete er stets auf Anschaffung derselben, in seiner leichtsinnigsten Zeit selbst, als er zu Breslau häufig Faro spielte und seinen genauesten Freunden aus Faulheit keine Nachricht von sich gab, kaufte er Bücher in Massen.

Einem Maler, der ihn als fünfjährigen Knaben portraitiren und ein Vogelbauer mit einem Vogel neben ihn malen wollte,

soll er entschieden erklärt haben, das schicke sich nicht für ihn, und in solcher Begleitung ließe er sich gar nicht zeichnen. Bücher gehörten neben ihn, Bücher müßten es sein. So früh also kündigten sich zwei Eigenschaften an, Hang zu Gelehrsamkeit, Sinn für das Passende. Von diesem Maler hat er auch einigen Zeichnenunterricht erhalten, und seine Aufmerksamkeit auf bildende Kunst, welche ihm später zu einem Hauptwerke, seinem Laokoon veranlaßte, ist so früh in ihm geweckt worden.

Aus den Sitten jenes Predigerhauses wird auch berichtet, daß Morgen- und Abendandachten mit Gebet und Gesang statt gefunden. Davon ist wenig Spur in ihm verblieben. Sein nüchternes, verständiges Wesen hat erst spät einen tiefen, religiosen Bezug gewiesen, diesen späten, aber auch mehr in Folge eines wissenschaftlichen Dranges, dem die leichte Tagesphilosophie nicht zusagte, dem alte Philosophie, Spinoza, Leibnitz um strengerer Wissenschaftlichkeit halber, interessanter waren; das lyrisch religiose Bedürfniß war ihm niemals eigen, und es ist nicht unwichtig, daß ein Hauptbegründer neuer Kritik diesen Sangestheil des inneren Menschen wenig oder gar nicht besaß, daß also auch Verhältniß und Einschluß des religiosen Bestandtheils in seiner kritischen Bestrebung fast ganz unterblieb. Die Literatur, als schöne Kunst selbstständig werdend, ließ von vornherein jenen religiosen Bezug, in dem sie sich sonst zur vollen Poesie verdichtete, aus welchem sie in der Geschichte meist entsprang, völlig beiseite. So oft auch Lessing später bei kritischer Betrachtung auf das Christenthum zu sprechen kam, er verhielt sich ohne Frivolität, schlug sich in dialektischer Deutung sogar oft zu orthodoxen Punkten, aber eben so ohne tiefere Eingehung in das Seelenleben, in den Gesang desselben. Wenn er sich für den ächten Stoff des nahe liegenden Lebensinteresses erklärt hatte, so wendete er alle Aufmerksamkeit auf die Form, wofür ihm die heidnische klassische Welt Vergleichung und Anhalt blieb.

Auf der Fürstenschule zu Meißen erhielt er eine gründliche Schulbildung. Bekanntlich bestand diese damals, wie großentheils heute noch, in genauer Kenntniß der griechischen und römischen Literatur. Auszeichnend wird daneben erzählt, daß ein Lehrer der Mathematik, Namens Klemm, ihm großen Geschmack an dieser Verstandeswissenschaft beigebracht, und ihm unter

Anderem auch einleuchtend dargestellt habe, die Sprachen seien nur Mittel zur Gelehrsamkeit, nicht die Gelehrsamkeit selber. Lessing hat auch dort den Euklid übersetzt und eine Geschichte der Mathematik geschrieben, woraus sich ergeben soll, daß er als Schüler bereits aufmerksam den gelehrten Zeitungen gefolgt sei. Sein behender, kräftiger Geist hatte auch so bald alles auf der Schule Lernbare erfaßt, daß der Rektor Grabner dem alten Lessing erklärte, der junge Mensch könne da nichts mehr lernen, und brauche doppeltes Futter.

Vor der gewöhnlichen Zeit, mit 17 Jahren, 1746 ging er also ab, hielt eine Abschiedsrede von der Mathematik der Barbaren, wie er uns im griechischen Sinne hieß, und ging nach Leipzig. Er sollte Theologe werden, das war aber nicht sein Geschmack und der Vater fügte sich leichter als die Mutter in ein philologisches Studium, hoffend, den Sohn bald als Professor in Göttingen zu sehen. Aber es fehlte das Geld, und Lessing schlug sich weiter, so gut es eben ging, und trieb, was sich eben bot. Der Kathedervortrag lockte ihn nicht, er ging nur etwa zu Ernesti, um römische Alterthümer und griechische Klassiker nach geistreichem Vortrage zu hören, besuchte wohl auch einmal Christ, auf den er sich wenigstens später in der Klotzischen Streitigkeit bezieht, und schlenderte Viel herum. Die Schlegel, Weiße und besonders Mylius, der zum Kummer von Lessing's Eltern als Freigeist berüchtigt war, bildeten den nächsten Umgang. Sein praktischer Sinn zog ihn zum Theater, er verkehrte mit Schauspielern, übersetzte mit Mylius den Hannibal von Marivaux in deutsche Alexandriner; sie gaben ihn der Neuber zur Aufführung, und erhielten das gewünschte Freibillet. Bekannt war er freilich mit den meisten sächsischen Dichtern, aber dies Treiben in's lyrisch Blaue hinaus war seinem Sinne nicht angemessen. Ein solcher poetischer Drang war gar nicht in ihm. Und so wurde auch seine dichterische Thätigkeit nicht einmal aus seiner Kenntniß alter Dichter, sondern ganz praktisch durch das Theater angeregt. Dies ist sein ganzes Leben hindurch durch seine Hervorbringung gegangen; das Drama, was sich in lebendigen Verkehr setzt mit der Welt, ist stets der Hauptpunkt derselben geblieben. Er fing damit an, er nahm es in Berlin wieder auf, er schritt sogar in seiner müßigsten Breslauer

Zeit zu der Minna von Barnhelm, und schloß mitten aus theologischen Händeln heraus mit Nathan dem Weisen. Dieser praktische Zug, welcher selbst seine scheinbar abstrusesten Untersuchungen in der Kritik verursachte und begleitete, gab ihm jenen Stempel der Nothwendigkeit und des Nachdrucks, wodurch er so wirksam und so sehr viel wichtiger wurde als all der unklare Dichtungskreis seiner Umgebungen.

Besonders an den Schauspieler Brückner schloß er sich, wie später an Eckhoff, sprach über Deklamation, über Auffassung der Rollen, über die Forderungen und Grenzen der Schauspielkunst. Für sich selbst hielt er nöthig, Tanzen, Reiten und Fechtkunst zu erlernen, ganz in dem Sinne eines praktischen Mannes, der die nöthigen Handgriffe kennen müsse, und ganz in dem Sinne ward er auch so zeitig Schriftsteller. Den kritischen Zustand hielt er von vornherein für jämmerlich, auf Gottsched gab er nicht einen Augenblick das Mindeste; da mitzusprechen schien ihm leicht, und etwas verdienen wollte er nebenher auch. So begann er mit kleinen Gedichten, die er dem Mylius zu dessen Wochenschrift „der Naturforscher" gab, und mit einem kleinen Stücke „der junge Gelehrte."

Die Eltern bekümmerten sich schwer über diese Schauspielerwirthschaft, über den Umgang mit Mylius, und noch mehr, als er gar diesem nach Berlin folgte, nach Berlin, dieser ungläubigen Stadt des freigeistigen Königs. Dort begann er mit Mylius die Quartalschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters," und gab unter dem Titel „Kleinigkeiten" seine Gedichte heraus. Der Vater schrieb ihm bedenkliche, vorwurfsvolle Briefe über die Theatertheilnahme und den Umgang mit Mylius. „Ein Komödienschreiber," antwortete er darauf, „ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ nicht über Laster lachen? verdienen Laster Hochachtung? — die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Religion im Gedächtnisse, und oft, ohne sie zu verstehn, im Munde hat, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll."

Damals trug sich auch die wunderliche Geschichte zu, welche ihn in Berührung mit Voltaire brachte. Lessing erhielt von Voltaire's Geheimschreiber eins der ersten Exemplare vom Siècle de Louis XIV., ehe dies Buch noch kursirte. Er verleiht es, man spricht davon, Voltaire erfährt's, und ist außer sich. Lessing ist verreis't, als darnach geschickt wird. Vorhergehende Uebersetzung oder gar Originalausgabe fürchtend läßt Voltaire einen Brief an Lessing schreiben, worin die Möglichkeit eines Diebstahls und die nöthige Drohung eine Hauptrolle war. Lessing schickt es mit einem gewandten französischen Briefe, Voltaire aber, noch immer vor möglichen Folgen zitternd, schreibt ihm selbst noch einen Brief, denn der erste war im Namen seines Geheimschreibers diktirt worden, und schickt den Brief nach Wittenberg, wohin Lessing gegangen war.

Die Sache hat darum ein Interesse, weil just dieser kleine deutsche Kandidat, welcher dem französischen großen Herrn so früh Kummer bereitete, derjenige ward, von welchem später der Voltairesche Glanz eines Historikers und Tragöden in Deutschland zertrümmert wurde. Denn dies war eine der großen Thaten der Lessingschen neuen Kritik, daß er den oberflächlichen und falschen Klassicismus des französischen Drama's so erschöpfend nachwies.

In Wittenberg lebte er ein höchst kärgliches Leben, mit jenem Bruder auf einem Zimmer wohnend, und oft den ganzen Tag auf der Universitätsbibliothek zubringend. Sein Büchertic tritt hier schon so stark heraus, daß er sich rühmte, in der ganzen Bibliothek gäbe es kein Buch, das er nicht in Händen gehabt.

Hier ward er auch auf Drängen des Vaters Magister, obwohl er den Titel all sein Lebtag nicht leiden konnte, übersetzte aus dem Spanischen, begann die bereits erwähnte lateinische Uebersetzung der Messiade, welche glücklicherweise liegen blieb, berichtigte und verbesserte das Jöchersche Gelehrtenlexikon und schrieb das Vademecum gegen die schlechte Horazübersetzung des Pastor Lange zu Laublingen bei Halle. Dies war der Sohn jenes Joachim Lange, welcher gegen Thomasius geeifert hatte.

Nach einem Jahre suchte er wieder Berlin auf, übernahm an Mylius Stelle den gelehrten Artikel in der Voß'schen Zeitung, gab seine kleinen Schriften heraus, worunter die „Rettungen" berühmter Männer, wie des Cochläus, Cardanus, Horaz rc.,

übersetzte, und brachte auch zwei Stücke seiner „theatralischen Bibliothek.“

Jetzt knüpfte sich auch ein näheres Verhältniß mit Ramler, und besonders mit Moses Mendelssohn und Nicolai, eine Gemeinschaft, die von großer Bedeutung geworden ist. Es waren die Jahre 53, 54 bis Anfang 55. Ramler war dabei eine mehr einzeln stehende Figur, an welcher Lessing stets ein Interesse hatte. Es darf nicht vergessen werden, daß sich eben nur allmählig ein Geschmack bildet, daß Lessing stets eine gewisse Vorliebe für griechische oder römische Aehnlichkeit behielt, und deshalb an Ramlers Oden vorübergehend so viel Theil nehmen konnte, als er wirklich nahm. Nothwendiger und enger war das Verhältniß zu Nicolai und besonders zu Moses, und aus der Gemeinschaft wuchs eine besonnene, nüchterne, bürgerliche Opposition, welche später in der Zeitschrift Nicolais „Bibliothek der schönen Wissenschaften,“ von 1765 an „Allgemeine deutsche Bibliothek,“ einen höchst einflußreichen Wirkungskreis und Mittelpunkt fand. Lessing selbst schrieb gar nicht für die letztere, wie man zu allgemeinem Erstaunen in der eigenen Erklärung findet, die er bei der Klotzischen Streitigkeit giebt, und die von Nicolai bestätigt ist. Und für das erste Blatt, „die Bibliothek der schönen Wissenschaften“ einen einzigen Beitrag über Theokrits Idyllen, die man übersetzt hatte. Um so mehr für die „Literaturbriefe,“ welche dazwischen lagen. Aber sein Umgang, seine Anregung waren wirksam dabei, er verschaffte der ersten Zeitschrift einen Verleger, da er wieder nach Leipzig ging, er besorgte den Druck, er korrigirte ihn sogar. Erst später, als sich Nicolai's nüchterne Verständigkeit immer dürrer ausbildete, und der literarische Reichthum in Deutschland breiter und dichter aufstieg, wurden die Nicolai'schen Blätter bedenklich und Gegenstand starker Anfeindung.

Moses, der sanfte, liebenswürdige Moses, der so eigen, so scharf, so unabhängig dachte, so fein und schön empfand, war die schöne Vermittelung. Nicht so fein empfindend wie er, nicht so nüchtern und alltäglich gescheidt wie Nicolai, aber schärfer denn beide stand Lessing zwischen ihnen, und begann jenen unruhigen, unmuthigen, kraftvollen, schonungslosen Charakter zu entwickeln, welcher die Freunde ihm dienstbar und theilnehmend erhielt, so

rauh er oft war, so oft er sie vernachlässigte. Nicolai weiß nicht genug zu erzählen, wie viel zwischen ihnen disputirt worden sei, wie geistesgewandt Lessing mit den Dingen gespielt, und sie bald so bald anders geworfen habe. Entfernter gehörten zu dem Kreise außer Ramler auch Meil, ein geistreicher Kupferstecher, Premontval, Sulzer und Süßmilch. Indessen ward doch zum Beispiele Sulzer nicht besondere Theilnahme gewidmet, obwohl just der Geschmack in schönen Wissenschaften dessen Thätigkeit beschäftigte.

Gemeinschaftlich mit Moses — so nennen sie ihn Alle, niemals Mendelssohn — gab Lessing heraus „Pope, ein Methaphysiker," worin bewiesen wurde, daß Pope kein philosophisches System habe.

Dann zog sich Lessing eine Zeitlang nach Potsdam zurück, um seine „Miß Sara Sampson" zu vollenden. Dieß Stück ist ein großer Schritt in seinem Leben. Das rein bürgerliche Schauspiel trat damit vollständig hervor: in einfacher, natürlicher Prosa einen Stoff zu behandeln, der in den nächsten, nirgends unnatürlich gesteigerten Verhältnissen lag. Die poetische Anschauung trat damit wieder in das erste Stadium der Wahrheit zurück, aus welchem sie folgerecht einen Aufschwung zu suchen hatte. Aus einer falschen, verkünstelten Konvenienz des sogenannt Poetischen rettete sie sich in einen neuen Anfang. „Die Namen von Fürsten und Helden" — sagt er in Betreff dieses Stücks und des ...rgerlichen Schauspiels überhaupt in der Dramaturgie — „kön... einem Stücke Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung ...gen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände ... unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am ...en in unsre Seele dringen, und wenn wir mit Königen ...leid haben, so haben wir es mit ihnen, als mit Menschen ... nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre ...lle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. ...erhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden, unsere ...pathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ... viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen."

...iderot und Marmontel vertheidigten das Einfache gegen ...nvenienzpoesie in Frankreich, sie hob er hervor, „aber," ..., „es scheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerspiel ... bei ihnen besonders in Schwung kommen werde. Die ... ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge

zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will Alles mit Vornehmern umgehn, und Gesellschaft mit seines Gleichen ist so viel als schlechte Gesellschaft."

Will man einwenden, daß bei alle dem die Erhebung ausbleibe, so hat man Recht damit. Es ist nur ein Anderes, sie Lessings Principien und ein anderes, sie seiner persönlichen Begabtheit abzusprechen. Seine fast grenzenlose Verehrung für Shakespeare bekundet deutlich, daß in seiner bürgerlichen Vorliebe keineswegs das Begreifen und Würdigen poetischen Schwunges ausgeschlossen war. Schicksal, Talent, und was für den ersten Schritt nothwendig blieb, brachten es bei Lessing so mit sich. Nur wenig Genien ist es vergönnt, das selbst zu leisten, was sie zu schätzen im Stande sind, und in dem Vorwurfe, welcher dem Lessing von Moses und Nicolai oft gemacht wurde, lag eine große Ausdehnung. In dem Vorwurfe nämlich, Lessing bleibe in seinem scharfen, knappen, bürgerlichen Stile stets derselbe, er könne sich nicht verändern oder verbergen.

Miß Sara ward zuerst in Frankfurt a. d. Oder mit großem Beifalle aufgeführt. Lessing wollte nun auch wieder eine Bühne zur Hand haben, und ging 1755 von Neuem nach Leipzig. Er wollte Goldoni bearbeiten und hatte mehrere Stücke entworfen und im Kopfe. Aber sie unterblieben. Weiße verschaffte ihm die Reisebegleitung eines jungen Mannes. Mit diesem ging er bis Amsterdam; da brach der siebenjährige Krieg aus, Leipzig wurde besetzt, und man eilte zurück. Jetzt kam die Leipziger Periode des Umganges mit Kleist, den Lessing nebst Moses am Innigsten geliebt zu haben scheint, so weit seine herbe Natur solch eine innige Theilnahme für die Wahrnehmung ausdrücken konnte. Einen eigenthümlichen Blick über Kleist's Dichtung gewährt die Stelle eines Lessingschen Briefes, wo er von dem vielgepriesenen „Frühlinge" sagt, Kleist habe mit dieser beschreibenden Art ihm und sich selbst keineswegs ein Genüge gethan, und für die Zukunft viel Besseres vorgehabt. Weiße, Kleist, der junge Brawe, Lessing verkehrten hier mit einander, der gute Gleim kam wohl einmal von Halberstadt, oder schrieb doch fleißig. Lessing übersetzte englische Sittenlehren, und äsopische Fabeln. Das brachte ihn auf die eigene Schöpfung äsopischer Fabeln in Prosa, welche er bald darauf in Berlin herausgab, und wom-

Bodmer sehr unzufrieden war. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" begann 1757, Lessing faßte den Plan seiner Emilia Galotti, und ging wieder nach Berlin. Hier schrieb er den Philotas, jene Fabeln, gab die ersten „Literaturbriefe" heraus, veranstaltete mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, begann das „Leben des Sophokles," und nahm die Stelle eines Gouvernement-Sekretairs an beim General Tauentzien. Diese führte ihn nach Breslau in ein tumultuarisches, wüstes Leben, worin er seine Freunde, die Literatur und Alles zu vergessen schien. Indessen fällt doch auch mancherlei Beginn in diese Zeit: er fand, in den Bibliotheken herumwühlend, wie er doch auch hier vielfach that, die Gedichte des Gymnasiasten Scultetus, dessen bei Opitz gedacht ist, er kaufte für das damalige schlechte Geld Stöße von Büchern, trug sich mit einem dramatischen Plane von Dr. Faust, entwarf Minna von Barnhelm, denn mitten in der Kriegskanzlei war ihm „das Soldatenglück" sehr nahe, übersetzte am Diderot, schrieb kritische und antiquarische Aufsätze, gerieth über Winkelmann's Geschichte der Kunst und bereitete den „Laokoon" vor. Auch die Theologie beschäftigte ihn, er wollte über die christlichen Märtyrer schreiben, und glaubte im Justin ein ganz anderes Christenthum zu finden, als jetzt herrschend sei. Gegen Ende seines Lebens, im Streite mit dem Pastor Goeze, sind diese Studien auf der Wolfenbüttler Bibliothek gewachsen, und dieser Grundgedanke tritt stark hervor. Neben der Theologie wurde auch Philosophisches betrieben, namentlich Spinoza. Die Zeit in Breslau blieb also doch mannigfach befruchtet, und als er 1765 seinen Abschied nahm, des trockenen Geschäftsganges müde, und unerwartet bei seinen Freunden in Berlin eintrat, war er zu alter Wirksamkeit gerüstet.

Zunächst gab er seinen „Laokoon" heraus, worin über die Grenzen der Poesie und Malerei scharfsinnige, an alte Kunstwerke sich lehnende Untersuchungen angestellt wurden. Die berühmte Statue des Laokoon, welcher mit seinen Söhnen von Schlangen erdrosselt wird, gab nur einen Mittelpunkt des Anhalts, sonst ist hauptsächlich von den Homerischen Gemälden die Rede, was daraus von der bildenden Kunst zum Vorwurfe genommen werden könne, wie genau zu unterscheiden sei zwischen dichterischer und malerischer Darstellung. Winkelmann beson-

ders hatte durch sein Studium der antiken Schönheit den Blick auf solche ästhetische Untersuchungen gelenkt, und es ist zu begreifen, wie eine solchergestalt sich aufbauende Theorie, ein scharfsinniges Sondern des Stoffs und der Behandlung segensreich einwirken mußte auf eine Generation, die unsicher und unklar, wenn auch theilnehmend, ja enthusiastisch auf ästhetische Produktion sich warf. Es fällt im Allgemeinen um diese Zeit das lauter nnd lauter ausgesprochene Bedürfniß einer schönwissenschaftlichen Theorie. Natürlich, alle höhere Bestrebung drängte sich in die schöne Literatur! *Baumgarten* hatte 1750 einen Band und 1758 einen zweiten gebracht, welche Aesthetik hießen, und die Sache lateinisch abhandelten. *Riebel* und besonders Sulzer bemächtigten sich alsdann des Stoffes, und behandelten ihn lexikalisch, das größere Werk Sulzers begann aber erst 1771. Von alle dem kam, außer Winkelmann's auf gründliche Kenntniß und Principien gebauter, Anregung Lessing nicht viel zu Gute, „Baumgarten," sagt er in der Vorrede zum Laokoon, „bekennt, einen großen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik Geßner's Wörterbuche schuldig zu sein. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist, als das Baumgarten'sche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken."

Befreit sich nun Lessing's Laokoon nicht hinreichend gewandt und geschmackvoll sparsam von einschlagender philologischer Untersuchung, ergeht er sich manchmal zu breit in der antiquarischen Gegend, das durchleuchtende Princip des schönen Geschmacks gab doch für den schönwissenschaftlichen Trieb jener Zeit einen außerordentlichen Gewinn. Und was fremd und weit hergeholt schien in der Theorie, das sah man doch in eigner Schöpfung Lessings und in praktischer Deutung so gesund nahe, so kernhaft heimisch werden, daß kein Vorwurf aufkommen kann, dieß ästhetische Leben sei gewaltsam einerkünstelt worden.

Der Hauptpunkt, worin er von Winkelmann abging, war, daß er von der bildenden Kunst *vor* allem Uebrigen *Schönheit* verlangte, daß es bei einer Kunst, die nur einen Moment fesseln und darstellen könne, nicht hinreichend sei, die ausgedrückte Wahrheit zu bilden, — dergleichen komme nur dem Dichter zu. Während Winkelmann, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, Wahrheit und Ausdruck für das erste Gesetz der bildenden

Kunst giebt. Diese Frage bewegt sich um den Punkt, warum Laokoon als Statue nicht schreie. — Der Dichter solle nirgends das bloß Aeußerliche schildern, das sei des Malers, welcher auf den Raum angewiesen, während dem Dichter die weite Zeitfolge, und statt der körperlichen Schönheit der Reiz zu Gebote stünde, die Bewegung der Schönheit, woraus der Reiz entspringe. — Die Malerei dürfe nichts mit dem Häßlichen zu thun haben, in der Poesie aber könne es als einzelne Zuthat wirken. Schließlich weis't er Winkelmann Irrthümer im Einzelnen nach, wo sich dieser nicht an die alten Quellen selbst gewendet habe. Die hinterlassenen Fragmente zum zweiten Theile des Laokoon beginnen: „Herr Winkelmann hat sich in der Geschichte der Kunst näher erklärt. Auch er bekennt daß die Ruhe eine Folge der Schönheit sei. Nothwendigkeit, sich über dergleichen Dinge so präcis auszudrücken, als möglich. Ein falscher Grund ist schlimmer, als gar kein Grund." Aber was den Uebergang zur Poesie betrifft, da ist er noch gar nicht mit ihm zufrieden, das Ideal der Körper, wie es die bildende Kunst habe, so streng zu unterscheiden vom Ideal der Handlungen, wie es in die Poesie gehöre.

Lessing hat oft die Fortsetzung des Laokoon geben wollen, oft dazu angesetzt, und reichlich dazu gesammelt, aber es ist nicht geschehen. Die antiquarischen Streitigkeiten, in welche er durch dies Buch besonders mit Klotz verwickelt wurde, ließen ihn das Material gelegentlich zu der Polemik verbrauchen, und das Publikum kam um die fortgesetzte Gesammeltheit in dieser Form. So ist es schwieriger geworden, Lessings Principien in Ordnung und Schlachtlinie aufzustellen. Gewiß aber sind sie aus den polemischen Schüssen, wohinein sie vertheilt wurden, nicht minder tief und fest in das Bewußtsein jener Mitwelt geflogen, gewiß ist aber auch darum oft nicht so gewürdigt und anerkannt worden, wie viel man im Princip der schönen Kunst von Lessing gelernt habe. Man zählte die Worte des Zorns nicht so genau, weil man vom Zorne selbst betroffen war.

Bald nach Herausgabe des Laokoon erhielt er 1766 eine Einladung nach Hamburg; eine Gesellschaft errichtete dort ein sogenannt „akademisches" oder „National" Theater. Dieser Ausdruck kommt bei uns so oft vor, wo eine plane Deutung desselben so schwer, und wo man doch in der halben Klarheit

des Wortes so oft eine Zuflucht suchte. Lessing sollte seine kritische Hilfe gewähren. Dies gebar seine „Dramaturgie," wo er auf einem anderen Felde die neue Kritik seines Talents entfaltete. Es war ein Wochenblatt, was er den 1. Mai 1767 begann und was den Titel führte „Hamburgische Dramaturgie."

Mit welchem Interesse, mit welcher Freude, mit welcher Genugthuung verweilt man auf diesen zwei Bänden, die bis zum 19. April 1768 gehn! Wie frisch, wie lebendig, wie scharf, wie umsichtig, wie ächt wird alle Regel! Da ist die humanistische Bildung nur ein freundlicher Zuschauer, dem er Fehler und Vorzüge weis't, das nächste, eigenste Leben wird beachtet und verlangt, der wirkliche Zustand von Bildung und Nation, der Fortschritt einer modernen Welt wird Lebensbedingung. Und wie straff, wie fein, wie klar ist Alles geschrieben, Alles bürgerliche Prosa, wie es seiner Schlichtheit angemessen war, wie selbst die Hamburger Kaufleute von der Einheit eines Stückes etwas verstehn konnten, — die Sachen könnten alle heut noch einmal gedruckt sein, Vieles paßt noch in der Forderung, Vieles im Vorwurfe, und der Ausdruck gälte beim heutigen Journalisten noch für musterhaft.

Die Hauptthat in der Dramaturgie war der Kampf gegen die französische oberflächliche Klassik, der Kampf für ein nationales, zeitgemäßes und ächt ansprechendes Drama. Die Waffe dafür war der Geschmack des reinen, unverfälschten Alterthums, der interessante und oft geniale Versuch Englands, dort vor allen Uebrigen Shakespeares, und die Hinweisung, wie treffend und rührend das zunächst liegende Interesse wirken könne, das Interesse, was man mit einem Worte bürgerlich nennen kann, und in welchem Sinne er das bürgerliche Trauerspiel aufgefaßt sehen wollte.

Das Repertoir zeigt zum Schrecken, wie unerläßlich eine solche Einwirkung war: nichts, nichts als französische Uebersetzung war aufzuführen, in dem Raume eines Jahrs fanden sich kaum drei deutsche Originalstücke, etwa ein Versuch von Elias Schlegel, der sich in seiner späteren Zeit so hoffnungsvoll anließ, und ein Stück von Weiße; was sonst zu beachten blieb, war Nachbildung des Englischen. Bei diesem Repertoir ergiebt sich erst recht schlagend, wie einsam Lessing, wie unendlich segens-

:ich er war, was seine Stücke zu bedeuten hatten, wie viel es
:ißt, daß sie heute noch gesund anziehende Theaterabende ge-
ähren, welch eine Schwere in seinen stets wiederholten Vor-
ürfen lag. Ihr könnt nicht nur nichts Eigenes produciren,
ar sein stets wiederkehrender Vorwurf, sondern Ihr seid der-
:stalt von diesem äußerlichen französischem Geschmacke unter-
cht, daß Ihr aus dieser leidigen Anständigkeit und Convenienz
:raus gar nichts Gesundes mehr vertragen könnt.

Mit einem Worte, der ganze Boden unsers nationalen
ieschmacks in schöner Kunst, wie er später von den Schlegel
id Anderen kultivirt worden ist, er ist von Lessing gelegt, unter
erger, Zorn, Bekümmerniß gelegt; alles kräftige Element, mit
elchem wir jetzt so hoch über das kurze Convenienzverhältniß
:r Franzosen hinwegsehen, es ist Lessings Werk.

Wie wenig haben doch die Franzosen immer ihre großen
ituationen für ihre schöne Literatur zu benützen gewußt! Im
Rittelalter haben sie alle Stoffe, wir haben die Gedichte! In
:r Ludwigszeit gewinnen sie eine allgemeine Form, und nur
erflächliche Tragödieen; wir wirken aus dem Einzelnen und
nnerlichen eine reifere und tiefer klassische Literatur, wenn es
is auch nicht gelingt, sie auf ein klassisches Leben auszudehnen.
Benn irgend einem Einzelnen, so ist es Lessing zu danken, daß
:eser feinste Gedanke des Nationalen, welcher so oft gemiß-
indelt wird von der groben Deutschthümlei, rege und thätig
urde; der Gedanke, unser nächstes, wirkliches Lebensinteresse
ı begreifen und zu gestalten. Rührend ist es anzusehn, wie er
)elten und klagen muß, daß Wielands Uebersetzung von Sha-
speare unbekannt bleibe, daß man das nah liegende, wirkliche
nteresse über erkünsteltem, fremdem Plunder verabsäume. Ueber-
ischend ist es zu sehn, welch eine Zusammenfassung neuer Zu-
ände und Autoren in einzelnen, oft verborgenen Lebenspunkten,
ı Ausdruck und Wendung und selbst im äußeren Schicksale bei
esem einzigen Manne, bei Lessing, vorliegt. Dieser natürliche,
ische Stil ist der Stil Börne's, wie er noch vor Kurzem uns
berrascht hat, nur daß Börne ein weicheres Herz, und nicht die
berlegene, steinfeste Bildung Lessings hatte, diese Gegner, Klotz
nd Goeze, an welche wir bald die beste Lebenskraft Lessings
erschleudern sehn; sie wurden siebenzig Jahre später noch einmal

mächtig in allem kleinen und unsaubern Philisterthume Menzels, und die überlegene gebildete Anschauung Lessings, womit er unverstanden vom Zelotismus sich wehren und eine Verachtung zeigen muß, die der Gegner nicht begreift, ist sie nicht heutiges Tags noch wieder nothwendig geworden? Hat sie nicht heute wieder Mühe gehabt, nur einen Ausdruck zu finden? Sogar das Aeußerlichste ist wiedergekehrt, zum rächenden Zeugnisse, daß Lessing damals allein blieb, daß man ihn im Stiche ließ, wo das Beste auf einen freien Kampf der Bildung angewiesen war, wo es an einer gesammten Poesie fehlte, welche als starkes einiges Institut in Kirche und Staat Anhalt und Schutz gewähren sollte. Auch Goeze nämlich verwies auf eine Anklage beim Reichshofrathe, um Lessing zu strafen, auch Lessing wurde nicht mehr gestattet, sich gegen den protestantischen Zeloten zu vertheidigen. Da war der Punkt, wo alle Kultur ihm beispringen mußte, wo man erkennen mußte, daß in einer vorbereitenden Prosazeit, welcher die Erfüllung und das höchste Kriterium fehlt, daß man in einer solchen Zeit den freistrebenden Geist nicht irgend einer fanatischen Einzelnheit überantworten dürfe, daß in einem solchen Geiste die größte Möglichkeit einer neuen Welt liege, in der Einzelnheit des Fanatikers aber nur ein dürrer Stecken für das Alltägliche.

Aber man ließ Lessing allein, und er wurmte sich einsam zu Tode.

In Hamburg begann seine Polemik gegen Klotz, und als er von da nach Wolfenbüttel gegangen war, die Polemik mit Goeze, dem Hauptpastor in Hamburg.

Dies ist indeß vorgegriffen, nur um sein Verhältniß zu der großen Poesie-Welt, mit welcher in diesem Buche der Zusammenhang stets offen bleibt, und der jetzigen Welt zu zeigen, für welche Lessing ein so großer Wendepunkt geworden ist. In der Lebensgeschichte Lessings handelt es sich noch um seine Dramaturgie, und es sollen nur einige Stellen angeführt sein, um dem einen kleinen Einblick zu verschaffen, welcher das Buch nicht lies't.

„Ich will nicht sagen, — heißt es darin —, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist,

daß es sehr lehrreiche vollkomm'ne Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maximen abzwecken, daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze bloß um seinetwillen da wäre." —

„Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich — aber der beste Kanzellist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste." —

Bei Gelegenheit des Harlekins sagt er, daß er unter andrer Gestalt immer da wäre und da sein würde, „er hieß bei der Neuberin Hänschen, und war ganz weiß, anstatt scheckig gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geschmack!" „Die Neuberin ist todt, Gottsched ist auch todt; ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an." — „Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik, mit eben so vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern."

„Unstreitig ist unter allen komischen Schriftstellern Herr Gellert derjenige, dessen Stücke das meiste ursprünglich Deutsche haben. Es sind wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause ist." —

Voltaire beruft sich bei Gelegenheit der Gespenster auf die Religion. — „Vor allen Dingen," sagt Lessing, „wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andre Zeugnisse des Alterthums gelten."

Und nun der Schluß dieses Buches! Das Nationaltheater bestand nicht, in Mißmuth warf Lessing die dramaturgische Feder fort, der Nachdruck bestahl ihn, ein neues Buchhändlerunternehmen mit Bode, wofür alle guten Schriftsteller in eine Sammlung „Museum" ihre neuen Schriften geben sollten, mißlang ebenfalls; der kurze Traum, von Klopstock angeregt, Kaiser Joseph werde in Wien eine Akademie gründen, versank, sogar das

goldne Medaillon, was Klopstock für seinen Hermann erhielt und was als Dichterorden angesehn wurde, verirrte sich in ganz ähnlicher Schönheit bald darauf zu einem verdienstlichen Pferdelieferanten, die Mittelmäßigkeit griff hämisch und halb verborgen Lessing überall an, er schließt, er ist mürrisch. Aber naiv sagt er dem Publikum noch, wie es um ihn stehe!

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter."

„Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las, oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den die Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." —

„Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." —

In der mißmuthigen Stimmung zu Hamburg trafen ihn die Nadelstiche des Geheimenrathes Klotz, und da dieser Mann die gemeine Art hatte, für seinen kleinen Ruhm und gegen den großen Anderer heimlich eifrigst zu werben, und Stichelei in allen Blättern zu veranstalten, so reizte er Lessing am Ende zu dem fulminanten Ausbruche, welcher in den „Antiquarischen Briefen" ausschlug, und Klotz verschüttete. Klotz war Professor in Halle, und sein kleiner Ruhm war aus lateinischer Schriftstellerei erwachsen, er galt für einen sattelfesten Lateiner, wie man sich auszudrücken pflegte. Als Lessing den Laokoon geschrieben, drängte sich Klotz mit Höflichkeit und Bewunderung an ihn. Dieser nahm wenig Notiz davon, und achtete nicht darauf, daß Klotz von einigen bescheidenen Aussetzungen sprach, welche er an antiquarischen Voraussetzungen und Folgerungen des Laokoon machen wolle. Sie kamen in einer Schrift „über die geschnittenen Steine der Alten," betrafen die Perspective der alten Maler, welche Lessing geläugnet und mancherlei antiquarisches Detail. Man wüßte sich nicht zu erklären, daß diese unwichtigen Dinge Lessing so entrüsten und zur schonungslosen Bekämpfung und Vernichtung Klotzens treiben konnten, läge nicht Dreierlei auf dem Grunde. Erstens Lessings Unmuth über sein Verhältniß zur Nation, was scheinbar so wenig Segen brachte, zweitens die unermüdliche, hämische Verfolgung, welche Klotz gegen alles Hervorragende wie ein Maulwurf nach allen Seiten betrieb, drittens ein literarischer Punkt, welcher dem scharfen, bestimmten Geiste Lessings ein unausstehlicher Gräuel war. Klotz hatte es mit den heutigen Denuncianten völlig gemein, aus Halbverstandenem in vagster, dreistester Weise allerlei falsche übertreibende Folgerung zu machen. Das Parlamentiren zu diesem Todeskampfe begann in den Hamburger Zeitungen, Klotz bediente sich des „Correspondenten," Lessing der „Hamburgischen neuen Zeitungen," Riedel, Klotzens Schildknappe, regte sich in der „Erfurter gelehrten Zeitung." Außerdem hatte die Klotz'sche Partei in Halle auch eine solche „Bibliothek," wie man damals die Zeitschriften vorherrschend benannte.

Lessing entsagte diesem Gekläffe aber bald, drängte den Streit auf höhere Standpunkte, und schrieb seine „antiquarischen

Briefe," in welchen Bereich auch die Abhandlung gehört „Wie haben die Alten den Tod gebildet?"

Hierin wurde die antiquarische Untersuchung selbst fortgeführt, und Klotz nebenher zermalmt. Besonders gegen das Ende wird der Ton mörderisch, und man verübelte es Lessing vielfach. Von dem Vorwurfe tödtender Ausschließlichkeit ist Lessing in alle Wege nicht freizusprechen, er konnte etwas, was in seinem Kreise Irrthum war, wie eine Todsünde verfolgen, und allen übrigen Umkreis damit verschütten. Man muß nur darauf Rücksicht nehmen: es sieht bei reformirenden Geistern immer lange aus, als schlügen sie in's Wasser, als träfen die Streiche nicht, denn gleich zu Anfange regt sich das Getroffene nicht. Was Wunder, daß sie immer wilder, wahlloser, immer mehr ohne umzuschaun, drauf schlagen. So darf man in solchen Krisen dem Angreifer nicht alle Konsequenzen zurechnen. Ist die Wirkung offenbar, dann muß auch wieder alle feine Schattirung einer mannigfaltigen Kultur eintreten, welche ja fast nichts uneingeschränkt durchsetzen darf. So donnernd auch Lessings spätere Fehde mit Goeze war, es mangelt nicht ganz an dieser Einschränkung bei Lessing, er ist breiter und umsichtiger als in der Fehde mit Klotz. Denn Klotz war zäh wie eine Schlange, der man den Schlag nicht anmerkt, bis sie völlig todt ist, und der Klotz'sche Streit handelte sich um positives Wissensdetail, nicht um die große Meinungsfläche wie im theologischen Kampfe mit Goeze. Ferner, Lessing wußte nun die Aufmerksamkeit nur zu sehr geweckt, besonders bei einem so zarten Gegenstande wie die Theologie war, er war mehr in der Vertheidigung als im Angriffe, und der Gegner war zwar ein Zelot, aber ein lauterer Mensch, mit dem Lessing freundschaftlich umgegangen war.

Da, wo er Klotz zerschmetterte, stand Lessing in düsterster Beleuchtung. Sein von Hause aus herber, gewaltiger Geist war tief beleidigt von einer theilnahmlosen Nation, die ihm nichts zu thun gab, als den Kampf mit einem unedlen Gesellen. Er war auf dem Punkte, Deutschland zu verlassen; nach Rom wollte er gehn, und keine Zeile wieder deutsch schreiben. Lateinisch wollte er aufsetzen, was er zu sagen habe. Blickt man von diesem Punkte in Hamburg 1769 zurück auf sein Leben und seinen Charakter, so ist's eine eigene, harsche Erscheinung: Mürrisch und

vornehm hat er von jeher die Freundschaft vieler Mittelmäßigen nur geduldet, ein uninteressirter, träger Briefschreiber ist er selbst gegen die immer gewesen, die ihm zunächst standen, sogar sein lieber Moses muß viel öfter, muß viel mehr schreiben, muß ihn durch Theilnahme aufrütteln; nur gegen starke Kenntniß, gegen zweifellose klassische Gelehrsamkeit ist er höflich, aber auch da nirgends zuvorkommend. Sogar Winkelmann, den er in vieler Weise so hochachtet, behandelt er oft mürrisch. Von Liebe, Weichheit und dergleichen darf man nie, auch nur scheinbar unnütz, neben ihm sprechen, er war niemals sonderlich begabt dafür, es war ihm unbequem, wenn die Liebe als ledigliches Hauptinteresse behandelt wurde, er ließ sich's nur etwa von Shakespeare gefallen, wo er eines jeglichen anderen Reichthums gewiß war. Sonst war ihm die Uebermacht dieses Gefühles, wenn sie vorzugsweise geschildert wurde, lästig; als er in Wolfenbüttel den Werther las, fand er das warme Romanhafte daran wohl interessant, aber die Hingebung an die Liebe bis zum Aeußersten dergestalt unleidlich, daß er sich zu einer geschmacklosen Aeußerung verleiten ließ. Er schreibt nämlich an Eschenburg 1774, daß nur die christliche Kultur einen so weichlichen Patron wie den Werther habe schaffen können, und meint gegen all seinen sonstigen Geschmack, Goethe sollte noch ein Kapitel daran setzen, was eine kleine, kalte Schlußrede gebe, „und e cynischer, je besser!" — Brach auch einmal ein ähnliches Gefühl bei ihm durch, wie bei dem Verluste seines Kindes, und der Frau, die er in seinem letzten Jahrzehnt zu Wolfenbüttel noch heirathete, so geschah's auf eine schreckhafte, herbe Art, wie in den merkwürdigen Briefen an Eschenburg von 1778, welcher so kurril schmerzlich beginnt: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besinnung liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Stangen auf die Welt ziehen mußte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? — Freilich zerrt mir

der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen," — „eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen." — — „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, zu machen; und bin ganz leicht." — Ein Paar Tage darauf bricht die Liebe zu seiner Frau dennoch so kräftig durch: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzudufeln. Ein guter Vorrath vom Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehn helfen."

Man kann Lessing großes Unrecht anthun, wenn man diesen Herzenstheil seines Wesens nach der herkömmlichen Art faßt. Unter einer harschen Rinde lag sein entschlossenes, aber nicht leicht erregtes Gefühl; wenig Größe, gar keine sentimental rührende Größe trat ihm nahe, die Lebhaftigkeit, welche durch Friedrich erregt wurde, hielt sich zu sehr an ein Verstandes- und Thatelement, was nur ermuntert, aber nicht in die Tiefe der Brust greift, es war eng verschwistert mit einer Geschmacksrichtung, welche Lessing übersah — wie viel konnte ihm davon geschehen? Um ihn her in der Literatur war kein Genie, was in den Tiefen gerüttelt hätte, die nächste Aufgabe der Nothwendigkeit stimmte ganz wohl mit seiner unzweifelhaften Anlage der kritischen Schärfe — was veranlaßte ihn darin, aus der Tiefe seines Herzens zu graben? Seine Vorliebe für das Alterthum verlangte und förderte dies Letztere auch nicht: er übersah die leichte Schönheitswelt des Griechen, die Eumenide schreckte ihn nicht, alle Herzensbewegung der Romantik war ihm fern. Nirgends geht er auf, als wenn er zu Moses tritt; Moses war von erhabener Verstandeskraft, und eben so thätig war das Herz dieses sanften Juden. Wenn Lessing zu diesem spricht, da klingt am Ersten sein Herz.

Nach alle dem überrascht es weniger, die späteren Lebens-

jahre Lessings weicher, wärmer poetischer zu finden. Die feine Hand Jean Pauls hat es ganz richtig ausgefunden, es heißt in der Bücherschau desselben: „Eine schöne Erscheinung ist, daß sich große, aber vielseitige Kräfte, welche in der Jugend noch das Aegypten der Wirklichkeit bearbeiteten und bekämpften, im Alter auf den Höhen ihrer Gesetzgebung den Glanz der Dichtkunst warfen; so glänzte Lessings bejahrtes Angesicht in seinem Nathan, und in seinem Faustkampfe gegen Theologen poetisch; in seinen jugendlichen Versuchen dichtete mehr die Prosa. — Es giebt überhaupt Menschen, die ihre Jugend erst im Alter erleben."

Lessing hatte in Hamburg eine Wittwe kennen gelernt, sie ward sein Weib, da er nicht nach Italien, sondern als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging. Der Verein mit ihr öffnete sein Herz vielfach; dieses traulichen Zusammenseins, was Moses bei einem Besuche einmal getheilt und erfüllt hatte, gedenkt er ein einziges Mal im Briefe an seinen Bruder mit jener sentimentalen Wehmuth, die sonst durchweg an ihm vermißt wird.

Verliere man aber bei diesem Seitenblicke das Hauptwesen Lessings, den scharfen Zorn, welcher durch sein Leben geht, nicht aus den Augen, lasse man sich durch die Laune nicht täuschen, die ihm eigen ist, wenn er mit Moses und Nicolai im Berliner Lustgarten auf und ab wandelt, wenn er bei Gleim in Halberstadt am Tische sitzt, guten Rheinwein trinkt, und mit dem alten Papa tändelt, oder dem christlichen Philosophen Jacobi schalkhaft zu Irrgängen verhilft. Stählern bleibt das Eine der Hauptsache: er war die überlegenste, wenigstens die gewandteste Geistespotenz seiner Zeit; was zu lernen war in allen Fächern, das hatte er gelernt, zum eigenen Erfinden und Schaffen ging ihm flüssiges Talent ab, wie er selbst sagt, ein Drama kostete ihn schwere Mühe, oft arbeitete er Tage lang an einer Scene, eine große Stellung in der Welt zum Herrschen und Einordnen ward ihm nicht geboten, es schien am Ende das Höchste für die bloße Liebhaberei erobert, daß er Bibliothekar wurde; Großes, was ihn zur Achtung gebeugt, was gar sein Herz entflammt hätte, wurde, wie schon erwähnt, nirgends hervorgebracht, — so schlug er sich mürrisch durch das bischen Leben, was so viel unnützes Hinderniß bot, so zermalmte er, was ihm unbequem in den Weg trat.

Hier in Wolfenbüttel warteten nun seiner noch die schallenden Kämpfe in der Theologie mit Goeze, und dem Unerquickten kam hier der Tod. Zunächst fand er ein in der Kirchengeschichte wichtig gewordenes Werk, die Widerlegung der Lanfrancschen Abendmahlslehre von Berengarius Turonensis, um derentwillen einst eine Synode gehalten worden, ein Buch, dessen Existenz von den Katholiken geläugnet und was verloren gegeben war. Die Ankündigung des Fundes machte großes Aufsehen, Ernesti sprach das oft wiederholte Wort, man sähe hieraus, daß ein guter Humanist Alles zum Besten behandeln könne, und Lessing sei des theologischen Doktorhutes würdig. Der Druck des Buches selbst ist unterblieben. — Alsdann vollendete er hier die Emilia Galotti, die 1772 zum ersten Male in Braunschweig aufgeführt wurde. Mancherlei wurde angefangen, das Meiste blieb liegen, die Biographieen sagen: er war hypochondrisch. Da machte er sich auf, reis'te nach Berlin, vertraute seinen Freunden das Geheimniß eines ihm zugeschickten Manuscriptes, der „Fragmente," ging weiter nach Wien, und machte von dort mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig eine Tour nach Italien. Als er heimkehrte, brachten auch die Mannheimer den Plan von einem Nationaltheater auf's Tapet, und riefen Lessing. Die Verhältnisse erschienen ihm aber nicht einmal so lauter wie in Hamburg, und er befaßte sich nicht damit. So kam das Jahr 1778 heran, und jetzt, nachdem er seine Frau in den ersten Januartagen jenes Jahres verloren hatte, thürmte sich die literarische Thätigkeit. Er hatte jene „Fragmente" herausgegeben, und Goeze machte seinen ersten Angriff in der sogenannten „schwarzen Zeitung" oder den „Ziegraschen freiwilligen Beiträgen."

Jene „Fragmente" nämlich, für deren Verfasser man Lessing hielt, obwohl er sich immer nur als Herausgeber betrug, und für welche sich später der wirkliche Autor in **Reimarus**, einem Professor am Hamburger Gymnasium, ergeben hat, enthielten einen starken und geistreichen Angriff auf die Aechtheit und Uebereinstimmung der Evangelien. Sie sind ein Hauptbuch des systematisch auftretenden Rationalismus in der protestantischen Kirche, welcher den historischen Theil des Christenthums, wie er im neuen Testamente erscheint, auf Tod und Leben angriff. „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten vom Zwecke Jesu und seiner

Jünger" ist der Titel. Der sogenannte Deismus, welcher die übernatürliche Vermittelung und Offenbarung verwirft, für den Christus ein Mensch, für den die Wunder natürliche, nur unzureichend erzählte Thaten sind, fand in diesen Fragmenten einen Hauptausdruck.

Daß die rationale Richtung im Christenthume nichts Neues war, daß man, aus dem unzweifelhaften Glaubensverbande herauszutreten, bald auf diese, bald auf jene Weise Erklärung und eigene Deutung versucht hatte, das hat sich uns schon vielfach dargestellt. Dieser Selbsttrieb stirbt auch in der abgeschlossensten Welt nicht ab, in ihm liegt der Lebenskeim aller Menschheit, aller Geschichte. Es handelt sich nur immer darum, in wie weit er dreist, selbstständig oder selbstschaffend auftritt, darin unterscheidet sich der Pelagianer, der Scholastiker, der Reformator, der Rationalist. Nach jener Seite hin trat nun hierbei ein neuer Schritt nach Luther ein: Luther berief sich auf die Bibel als auf die Hauptberufung in religioser Frage; der Deismus im achtzehnten Jahrhunderte erklärte jetzt auch die Bibel nicht für fraglose Berufung, er suchte die Entstehungsweise derselben aufzuzeigen, daß sie kein erschöpfender, absoluter Inhalt der christlichen Religion sei. Dies that wenigstens Lessing, und unterschied sich darin mannigfaltig von den beamteten Theologen, mit denen er übrigens im Kriterium zusammentraf. Fesselte sie ihr Stand oder ging ihr Verlangen überhaupt nicht weiter, sie begnügten sich, die inspirirte Darstellung der Bibel, die historische Harmonie derselben zu bestreiten, ließen den äußersten Punkt dahingestellt sein, und stützten sich auf die Bibel nach ihrer Deutung. Wir sehen deshalb Lessing auch gegen Semler, gegen Walch schreiben und sehen ihn keineswegs in Uebereinstimmung mit Reimarus, dem Fragmentisten. Als Hauptvertreter der rationalen Theologie führt er gegen Goeze namentlich auf: Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, die Verfasser der allgemeinen Bibliothek 2c. Es ist nicht zu verkennen, daß der feine, wissenschaftliche Geist Lessings, welcher des höheren Strebens eines Spinoza und Leibnitz vollkommen kundig war, welcher sich theilnahmsvoll um Gang und Resultat orientalischer und griechischer Philosophie kümmerte, nicht mit dem populären Vernunftbewußtsein der Rationalisten begnügt blieb. War auch seine Schluß- und Sprechweise zu-

nächst und vorzüglich aus dem Wolf'schen Dogmatismus entsprungen, im Resultate steigerte er sich höher, als das allgemeine Ergebniß dieser Philosophie that, welche in ihrer bloßen Denkformalität dem dürrsten Rationalismus so großen Vorschub brachte.

Sein Streit mit Goeze entzündete sich folgendergestalt. Im Jahre 1778 begann Goeze anonym den ersten Angriff gegen Lessing als den Herausgeber der Fragmente und Theilnehmer solcher Ansichten. Die schwarze Zeitung, worin dies geschah, ist schon genannt, später bediente sich Goeze und sein Anhang auch des Altonaer „Reichspostreuters." Lessing und Goeze waren in Hamburg gute Freunde gewesen, der Hauptpastor hatte dem Dramaturgen die Theilnahme an einem so frivolen Institute, wie das Theater, vergeben, weil dieser Dramaturg sehr gelehrt und in in allerlei ernster Wissenschaft sehr bewandert war. Sie hatten freundschaftlich bei einem Glase Wein vielfach mit einander disputirt. Als die Fragmente erschienen sind, reis't Goeze durch Wolfenbüttel, und will Lessing besuchen, damit man sich mündlich über das schlimme Kapitel auseinandersetze. Er trifft Lessing nicht. Bald darauf schreibt er ihm um ein Buch von der Bibliothek. Lessing vergißt zu antworten. Nun bricht der Hauptpastor los. Friedliebende Literaten glauben, daß der Streit ohne jenes Verfehlen gar nicht entstanden sein würde.

Lessing antwortete zunächst mit einer Parabel: Ein nicht ganz regelmäßig aber fest gebauter Palast, der sich vortrefflich erhielt, macht den späteren Architekten sehr Viel zu schaffen. Man glaubt verschiedene alte Grundrisse zu haben, und jeder beruft sich auf einen davon, und darüber entsteht großer Streit. Plötzlich in einer Nacht bricht Feuer im Palaste aus, — die Kenner retten mit Eifer nur sich und ihre Grundrisse, diese für wichtiger haltend, als den Palast. Statt löschen zu helfen, streiten sie sich auf der Straße mit dem Grundrisse in der Hand, wo es brenne. Unter diesem Streiten wäre der Palast ruhig abgebrannt, wenn der ganze Feuerlärm nicht falsch, und der Schein nicht ein Nordlicht gewesen wäre.

Dann sagt er: „ich habe geschrieben, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen un-

verrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben."

Damit sei nicht, wie der Herr Pastor sage, dem Theologen die letzte unfehlbare Zuversicht genommen.

Goeze wird noch heftiger, und Lessing ruft in dem nächsten „Absagungsschreiben," welches die Feindschaft offen erklärt, die Worte aus: „O, daß Luther darüber urtheilen könnte! Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantofseln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlös't: wer erlös't uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer —"

Nun folgt der Kern dieses Streites in „G. Eph. Lessing's nöthiger Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg."

Der Punkt des Streites, sagt Goeze, seien die Fragen „ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre?" — „was für eine Religion Lessing unter der christlichen Religion verstehe?"

Darauf Lessing: „Ich verstehe unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubensartikel, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse hieß bei den ältesten Vätern **Regula fidei**. Diese **Regula fidei** ist nicht aus den Schriften des Neuen Testamentes gezogen. Sie war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testamentes existirte. Sie ist sogar älter, als die Kirche. Sie ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift, und nicht Petrus und dessen Nachfolger. Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehn gestanden, in welchem sie, bei einigen von Uns, nach Luthers Zeiten, stehen. — Die Laien der ersten Kirche durften

diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte. — Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs. — Nach der **Regula fidei** sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilt worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der **Regula fidei** ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden. — — Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testamentes nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erörtert und bestätigt worden. — Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen, und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen. — Der Beweis, daß der heilige Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen. — Auf die unstreitig erwiesene Authentie der **Regula fidei** ist auch weit sicherer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der Neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeint; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neugewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht. — Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten **Regula fidei** sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden. — Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte. — Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen; daß sie, so fern sie mit der **Regula fidei** übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind. — Das Mehrere, was sie über die **Regula fidei** enthalten, ist, nach dem

Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr und fasch sein, kann so oder so verstanden werden."

Für diese merkwürdigen Aeußerungen beruft sich Lessing auf seine genaueste und erschöpfende Kenntniß der Patristik. Diese ganze Partie ist von außerordentlicher Merkwürdigkeit, und es ist eins der großen Literaturräthsel, daß sich die rationalistische Bildung nach Lessing fast nirgends auf sie bezieht. Möge man sich übrigens darüber nicht täuschen, daß Lessing sich bei der Vertheidigung rationaler Religion eines geschichtlichen Momentes bedient. Um einer Partie des Streites zu genügen, mochte ihm das nöthig sein; im Verfolge des Streites stützt er sich nicht eben sehr darauf, und giebt damit zu erkennen, wie es ihm nur um eine nöthige Wendung des Streites zu thun gewesen sei. Ueberraschend in der Literaturgeschichte bleibt es, ihn hier auf dem Punkte zu finden, welcher im Kapitel „Scholastik" da angedeutet worden ist, wodurch Tertullian die römisch-katholische Kirche ihren eigenen römisch-katholischen Glauben abgesteckt und sich darin abgesondert habe von der orientalischen Christenwelt. Regula fidei wurde oft kurzweg fides, Glaube, genannt, was noch heutiges Tages als „Glaube" in der katholischen Kirche bezeichnet wird. Lessing stellt sich also an den eigentlichen Entstehungspunkt der Kirche, dadurch dem Pabstthume näher tretend als dem Lutherthume, und im Laufe des Streites spricht er das vielgebrauchte Wort selber aus, daß er, dies kritische Moment anbetreffend, lieber einen Pabst als so viel kleine Päbstchen haben wolle. Dies wirft ein Licht über die oft ausgebrachte Verwunderung, daß gerade der katholisch gesinnte Friedrich Schlegel so fleißig und angelegentlich Lessing behandeln und empfehlen mochte. Aber ein Licht, was sehr irre leiten kann. Es war deshalb Niemand entfernter von den sonstigen Konsequenzen der päbstlichen Kirche als Lessing. Der Drang nach einer dichten, poetischen Berufung spricht sich nur darin aus, wie er sich bei jedem Literaten findet, der in einer Prosaepoche die vielfältige und mannigfache Einzelnheit des Kulturstandes schmerzlich empfindet. Die Versuchung liegt diesem Drange allerdings sehr nahe, sich an die Einheit der katholischen Kirche zu schließen, und wir werden dies bald bei einer Dichtungsschule, bei der romantischen, deutlich an den Tag treten sehen. Aber dies ist doch in aller

Geschichte nur ein Werk der Verzweiflung, in eine frühere Einheit zu flüchten, nachdem tausend neue Bestandtheile hervorgerufen sind, welche in die frühere Einheit nicht eingefügt sein konnten. Jener Drang macht dem poetischen Herzen Ehre, aber nicht der historischen Einsicht.

Dazu konnte aber Lessing keineswegs verleitet werden, dessen Herz so wenig rasch und hingebend war, einem klaren, schwer zu täuschenden Verstande gegenüber; und es findet sich auch im Verfolge des Streites die Fülle dessen, was die obige Wendung nur als eine Wendung in's Licht stellt, und das Religionsmoment in die bewußte Empfindung einer wahrhaften, nicht bloß überlieferten Kultur legt.

Goeze wirft ihm natürlich vor, daß in einem deutsch geführten Streite dieser Art viele gute Christen irre gemacht würden, und warum er denn, wenn einmal solcher Rationalismus behauptet sein sollte, nicht lateinisch schriebe? Hierbei zeigt es sich, wie weit Lessing vom sonstigen, humanistischen Dünkel entfernt ist, wie weit er mit Verachtung den lateinischen Ausdruck fortschleudert. Auf das Andere erwiedert er: Solchen Streites Gewinn, auch wenn Viele daran Aergerniß nähmen, „erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kommt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt. Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen so viel als will. Aber nicht so unsere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen."

Es erscheint nun ein „Anti-Goeze nach dem anderen, und die späteren werden breit und matt, Lessing verliert die Frische für das Kampfspiel mit einem eintönigen Pastor, und man hat ihm vorgeworfen, daß er zu persönlich und zu grob geworden sei. „Anständigkeit" — sagt er einmal, „guter Ton, Lebensart,

lende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr,
und nichts weiter! Aber eben so oft Firniß des Lasters, als der
Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen
Firniß haben, oder nicht!"

Die Verketzerung Goezes wirkte: es ward Lessing im Juli
1778 die Censurfreiheit genommen, und die Braunschweiger Re-
gierung verbot ihm, in diesem Thema weiter zu schreiben. Er
dämpfte es, und erweichte es zu seinem Nathan. Dies Drama
war schon entworfen und wurde jetzt fertig gemacht, wenn auch
nicht in der Weise vollendet, wie es in Lessing's Plane lag. Es
war noch auf ein Nachspiel „der Derwisch" berechnet, aber dies
und Vorrede und sonstige Zuthat unterblieb, weil Lessing's Kör-
per unterlag. Der geplagte Held wurde müde und schläfrig,
die Kraft zum Leben sank. In seinem Nachlasse haben sich noch
ein Paar auf den Nathan bezügliche Blätter vorgefunden, darin
sagt er, daß eine Novelle des Boccaz, die Geschichte von den
Ringen, ihm die erste Veranlassung gewesen. „Nathan's Gesin-
nung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige
gewesen." — „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß
es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben,
die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und
doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird,
daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen
Leute in einem weniger abscheulichen Lichte darzustellen, als in
welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt, so werde
ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. — Denn beides kann
auch ein Mensch lehren, und zur Absicht haben wollen, der nicht
jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als
einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug; doch
dreist genug, mich als einen solchen zu verstellen. — „Noch kenne
ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufge-
führt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst
aufgeführt werden wird."

Was sich Weiches, poetisch Versöhnendes über den harten
Lessing'schen Sinn legen konnte, das liegt in diesem Nathan, eine
Wolke wenigstens, wenn der Himmel selbst von Poesie ihm ver-
sagt war, ein sonniger Herbstnebel, der auf die Erde herabfällt,
legt auf dem theologischen Grolle dieses Nathan, und nur selten

rieselt solch ein rascher Aergerbach hervor; im Munde des Laienbruders erkennt man den Pastor Goeze, wenn der Patriarch geschildert wird, um die Lippen Nathan's spielt der wehmüthige Zug des kranken Moses, der seinen unverbesserlichen, aber stets gleich geliebten Lessing in Wolfenbüttel mehrmals besuchte, Nathan's, erschüttert durch all den Schmerz, welcher von einem unter Christen lebenden Hebräer ausgeht. Dieses schmerzliche Lächeln ist's, wo Lessing dicht an die Poesie hinantritt, nicht die Ueberlegenheit Nathan's aller positiven Religion gegenüber; jenes Lächeln ist eine der Linien, wo sich Mensch und Gott berühren, wo sich die Erde nach dem Himmel ringt, indem sie sich schmerzreich auf einen höheren Standpunkt erhebt. In Nathan's schmerzlichem Lächeln ist dem schon todeskranken Löwen jener Hauch von Poesie gekommen, nach welcher ein spröder, scharfer Geist ein ganzes Menschenalter gefochten, in allerlei Heeren gefochten hatte. Diesen Heeren, diesen philologischen Soldaten war es wenig oder gar nicht um den Frieden zu thun, aber Lessing ging eigen und allein tiefer in den Kampf, und so kam ihm just aus dem persönlichsten Ringen ein Hauch wirklicher Poesie, wie in seinem ganzen übrigen Lebenslaufe.

Er trieb es dann nicht mehr lange, der Lebenskeim verpuppte sich in ihm, überall befiel ihn Schlaf, selbst in der muntersten Gesellschaft. Gegen Ende des Jahres 1780 schreibt er an Moses: „wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Aber ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Er versuchte noch eine Reise nach Hamburg, um aufzuleben,

er ging nach Braunschweig, um mehr Umgang und Anregung zu haben; umsonst, er war hin! die Brust ward eng, versetzte ihm den Athem, und bald den Tod erwartend, bald wieder hoffend, verbrachte er die ersten Winterwochen des Jahres 1781. Am Abende des 15ten Februars überfiel ihn die Stickung auf einmal so heftig, daß er sich und seinen Freunden unvermuthet, rasch den Geist aufgab.

Sein Tod wurde bald ein Pfaffenmährchen, worin jeglicher böse Geist sein Spiel trieb, in Wahrheit überraschte er ihn kahl und einfach; wie eben gesagt ist, Lessing war mürrisch, und wenn ein leidlicher Augenblick eintrat, muthig, wie er das Alles immer gewesen war. Leisewitz war Viel um ihn während der letzten Tage; Lessing mochte ihn gern, und hoffte viel von dessen dramatischem Talente, was im „Julius von Tarent" ihm stark angekündigt schien.

Aus der Wolfenbüttel'schen Zeit stammt noch „Ernst und Falk, Gespräche über Freimaurerei," worin über diesen Orden dialektisirt ist, und worin sich auch die Behauptung findet, daß die alte Masoney verloren und eine populäre free masoury von dem englischen Baumeister Wren zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts an die Stelle gesetzt worden sei. Ursprünglich wäre die Masoney eine deutsche Sitte, die durch die Sachsen nach England gekommen, der Name sei von Mase eine „Tafel," die „runde Tafel" sei die älteste Masoney gewesen. In das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert falle die Hauptblüthe, denn nach Aufhebung des Ordens habe sie heimlich fortbestanden, und zu Wren's Zeit, welcher die Paulskirche baute, in der Nähe dieses Bau's ihre Versammlungen gehabt. Der vielen Nachfrage auszuweichen, ließ er die Voraussetzung bestehen, als wäre sie eine Masoney, eine Gesellschaft von Baukundigen, welche über die Kirche berathschlagte, ja am Ende bildete er diesen exoterischen Theil zu einer wirklichen Gesellschaft, „welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe," und worin einige Grundsätze der alten Masoney webten; daraus sei die jetzige — da bricht Lessing das Gespräch ab. Er war in Hamburg selbst Freimaurer geworden.

Sein Bruder Gotthelf hat die Schriften gesammelt, und ihm und dem höchst sorgsamen Eschenburg verdanken wir eine sehr vollständige Gesammtausgabe, die neuerdings wieder 1825 — 28

zu Berlin in 32 Bänden erschienen ist. Unverarbeitetes, Studien, Andeutungen sind darin so reichlich gegeben, daß jeder Bildungslustige Stoff und Anregung auf Jahre findet, man sieht in die Werkstatt dieses gelehrten und rastlos forschenden Mannes, ein Torso um den anderen, wie „das Leben des Sophokles," Glossarien, Sprach- und Lexikonthätigkeit, kritische Forschung aller Art, philosophische Kapitel, besondere Leibnitz'sche Punkte betreffend, wie „die Ewigkeit der Höllenstrafen," „die Dreieinigkeit" überraschen und fesseln den Literaturfreund. Darunter ist noch vor allen auszuzeichnen „Die Erziehung des Menschengeschlechtes," worin sich Sätze finden, welche seiner Zeit in tiefster Weise vorgreifen, z. B. §. 85: „Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind."

Dieser letztere, durch Kant herrschend gewordene Satz, war in Lessing schon tief empfunden; Kant's Kritik der reinen Vernunft erschien erst in Lessing's Todesjahre 1781. Es geschieht dabei wie immer: aus dem Besten und der Gesammtheit einer Epoche dichten sich Grundsätze zusammen, welche das Genie in eine überraschende Verbindung bringt, nichts ist allein, nicht einmal der Held der Thaten, viel weniger der Held des Gedankens.

Somit wäre denn das Wirkungsfeld Lessing's umschrieben, und man vergegenwärtigt sich leicht, wie gesetzgeberisch eine solche Erscheinung wirken konnte. Die Grundsteine unserer klassischen Literatur ruhten darin. Die Worte Alterthum, Theater, Theologie, Prosa sind es, um welche sich die Wirksamkeit wendet: er lehrte und bewies eine genaue und wahrhaft praktische Kenntniß des Alterthums, er eroberte dem Theater das wirkliche Interesse; seine Theilnahme am Alterthume verführte ihn nicht, ein erkünstelt klassisch Wesen geltend zu machen, sondern das wahrhaft Bewegende einer andern bürgerlichen Welt, seine bürgerliche Welt ergriff er. Wenn es sein „bürgerliches Trauerspiel" im Allgemeinen, wenn es seine Minna von Barnhelm nicht erweis't, die das eben noch klingende preußische Kriegsleben

aufnahm, so zeigt es sich in der Art deutlich, wie Emilie Galotti entstand. Der Stoff jener römischen Virginie lag ausgebildet vor ihm, aber er hielt es für besser und wirksamer, eine moderne Emilie aus ihr zu machen. Zum Dritten riß er die abliegend starrende Profession der Theologie starken Armes in das Interesse und die Besprechung einer modernen Kultur, jegliche Geistesthätigkeit ward daran in Wirkung gesetzt, um ein theologisches Bewußtsein zu erschaffen, wie es dem aus seiner Zeit gebildeten Menschen gemäß, und darum lebendig sei.

Endlich verhandelte er dies Alles in der natürlichen, einfachsten und doch nachdrücklichsten Sprache; seine Prosa, ungeschmückt, scharf und rasch, war eben so ein ächter Ausdruck seiner inneren Welt, wie die Ansichten und Thaten selbst es waren, welche er damit an den Tag legte. Die stürmische Eile in ihr, womit sie, besonders in dem Kampfe mit Goezen auftrat, die geschmeidige Behendigkeit, die simple und doch kräftige Wendung war in der deutschen Sprache unerhört, — man ermesse, wie treffend das Alles in eine neue Literatur bringen mußte. Zum erstenmale ging man bewußt im Studium der Alten umher, stellte man sich bewußt über die äußerliche Nachahmung der Franzosen, ward man sich eines unendlichen eig'nen Feldes bewußt, worauf zu schaffen und zu bilden sei.

Allerdings gebrach noch die poetische Einigung in ihm, allerdings steigerten sich die starken Urtheilskräfte noch nicht zu einer allgemeinen, positiven Einigung, so daß man auch nur von einer Lessing'schen Prosa sprechen könnte, allerdings bewegte er sich nur in des verständigen Gedankens Räumen, und eine weit greifende, den Himmel herabziehende Macht war ihm nicht vergönnt, er war ein fest irdischer Mensch, seinen gesunden Schlaf hat nie ein Traum gehoben, er kannte, seiner eigenen Aussage nach, dies Element gar nicht. August Kahlert berichtet neuerdings, daß Lessing seine Gedichte in Prosa entworfen habe.

Aber all dieser besonnene Anfang war unserer Literatur sehr heilsam, die sich noch oft genug bereit gezeigt hat, in die haltlose Schwärmerei lockerer und hingebender einzugehen, als es für brauchbare Resultate förderlich ist. Der stählerne Lessing an der Pforte unserer modernen Literatur, die so oft noch auf- und

zugeschlagen wird, war passender, als eine aus weicherem Metalle und sanfter klingende Figur.

„Allen Schriftstellern wurde der Stil häufiger nachgeahmt, als dem originellen Lessing, aber nicht wegen seiner Eigenthümlichkeit selber — denn die größere ist gerade die bequemere zum Nachahmen — noch weil Glanz und Abglättung seiner Sprach-Kunstwerke schwierig nachzuprägen war — denn seine Goldstücke fühlten sich gerändert genug an — sondern darum: die Eigenthümlichkeit war nicht Bildermalerei, nicht Gefühlsausdruck, nicht Wortebbe, noch Wortfluth, nicht Kraft- und Prachtglanz der Phantasie, — alles gewöhnliches Gränzwildpret für die Jägerschaft der Nachahmer — aber sein Stil war, wie der demosthenische, die lange Schlußkette einer logischen Begeisterung, in vielfache Wendungen, aber nicht als wie eine Blumenkette, sondern wie eine Fangkette gelegt und ausgebreitet, gleichsam eine Gebirgkette, womit er die Wahrheit einschloß. Daher kam die dialogische Form mit den ein- und ausspringenden Winkeln ihres Stromes, daher seine Vorliebe für die Antithesen, die Widerprallichte und Reverberen für das schnelle Erkennen. Allein eben dieser mit der Sache durchwirkte Stil, der nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedankens ist, wird schwer kopirt, weil man nicht eine Wachsgestalt, sondern einen lebendigen Menschen wiederzugeben hat, noch abgerechnet, daß man überhaupt Kälte und Ruhe nicht so leicht und so gern nachmalt, als Wärme, Glut und Sturm. Meißner versuchte es mit einigen stilistischen Aeußerlichkeiten Lessing's, aber aus Armuth an Geist, ohne Erfolg. Doch zur Fortpflanzung einer, den alten Sprachen abgeborgten Eigenthümlichkeit, dem Hauptsatze die unwichtigen Einleitsätze lieber nach als voran zu stellen, hätte schon die Leichtigkeit, womit ich sie hier selber nachspiele, die Nachahmer mehr verführen, und der Gewinn der Zusammendrängung mehr ermuntern sollen, als geschehen."

So sagt Jean Paul, der über den Stil Anderer so fein fühlte, und nur seinen eigenen nicht schön machen konnte. Lessing ist diesem aufmerksamen Dichter, der Alles las, von außerordentlicher Bedeutung gewesen, und es muß deshalb noch Einiges aus seinen Bemerkungen mitgetheilt werden. Aus Lessing's Stile führt er sehr richtig an, daß er die Hilfszeitwörter „haben" und

„sein" da weglasse, wo sie nur verlängern, nicht bestimmen, und führt merkwürdigerweise folgenden Satz zum Beispiele eines wohllautenden Ausganges an: „Man stößt sich nicht an einige unförmliche Pfosten, welche der Bildhauer an einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen."

Lessing hat nicht leicht einen übler ausgehenden Satz geschrieben, vier „en" hintereinander, darunter drei gleichmäßige Infinitivtrochäen, was kann eintöniger schleppen? Er braucht die Infinitive meisthin in solcher selbstständigen Weise, die jetzt wieder aufgegeben ist, und mitunter zeigt sich das ganz wohltönend; zwei gleichfallende Worte neben einander mögen angehen, es liegt dann eine Bewußtheit darin, welche durch Betonung Reiz erhalten mag. Wird dies Regel, so ist's schon mißlich, man will nicht so oft zur Betonung genöthigt sein; ohne Betonung schleppt die Figur stets; was Zweien wohl steht, wird bei dem so leicht hinzukommenden Dritten eine Mißgestalt, und so hilft die ganze Form wenig, so lange wir nicht von unsern Infinitiven erlös't sind, die alle gleichmäßig ausgehen, oder wenigstens die Participia auf „en" durch andere, fest endende ersetzt haben.

Viel zustimmender ist eine andere Stelle Jean Pauls über Lessing aufzunehmen, wo er ihn dem rastlosen, und im Verstandesbereich so scharfsinnig aufräumenden und verräumenden Bayle an die Seite stellt: „In der Philosophie gehört zwar Bayle gewiß zu den passiven Genies; aber Lessing — ihm in Gelehrsamsamkeit, Freiheit und Scharfsinn eben so verwandt als überlegen — wohin gehört er mit seinem Denken? — Nach meiner furchtsamen Meinung ist mehr sein Mensch ein aktives Genie als sein Philosoph. Sein allseitiger Scharfsinn zersetzte mehr, als sein Tiefsinn feststellte. Auch seine geistreichsten Darstellungen mußten sich in die Wolfianischen Formen gleichsam einsargen lassen. Indeß war er, ohne zwar wie Plato, Leibnitz, Hemsterhuys rc. rc. der Schöpfer einer philosophischen Welt zu sein, doch der verkündigende Sohn eines Schöpfers und Eines Wesens mit ihm. Mit einer genialen Freiheit und Besonnenheit war er im negativen Sinne ein freidichtender Philosoph, wie Plato im positiven, und glich dem großen Leibnitz darin, daß er in sein festes System die Strahlen jenes Fremden dringen ließ, wie der schimmernde

Diamant, ungeachtet seiner harten Dichtigkeit, den Durchgang jedes Lichtes erlaubt, und das Sonnenlicht sogar behält."

Herder giebt im zweiten Theile seiner „zerstreuten Blätter" eine Charakteristik Lessings, worin rasch und nachdrücklich Lessings Wirksamkeit geschildert wird. Es heißt darin, Niemand habe in Sachen des Geschmacks mehr auf Deutschland gewirkt als Lessing — „am meisten übertraf er alle seine Vorgänger in der Geschlankigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung nud Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinne seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, Niemand wie Lessing Deutsch geschrieben, und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären. Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum National-Eigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglicher als Luther und Lessing?" — Es folgt nun eine Aufzählung der Lessing'schen Thätigkeit, worin auch für den vorliegenden Zweck eine kurze Uebersicht wiederholt werden kann, damit man noch einmal die ganze geharnischte Figur des gewaltigen Mannes vor sich sehe. „Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753 in Berlin erschienen." — Theilweise hat er diese mannigfaltigen Sachen später um- und ausgearbeitet, besonders die Fabeln, welche er in Prosa gab, und über deren Bedeutung und Wesen er mit Bodmer in Streit gerieth. „Der blanke männliche Harnisch" — sagt Herder — „kleidet Lessing mehr, als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch Männern und Männern insbesondere lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen der Fabel, die er beifügte. Unstreitig ist dies die bündigste, gewiß philosophische Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie wie hier über die Fabel, wie nachher über's Sinngedicht, wie in der Dramaturgie über's

Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literarischen Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geiste, mit dem Scharfsinn und schönem Ausdrucke in einem Manne vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren." — Der Fabelstreit mit Bodmer wendete sich im Wesentlichen darum, daß Lessing für eine vorgeschriebene Zeit feinere Beziehungen verlangte, eine plumpe populäre Moral nicht für hinreichend erachtet, und das ganze Genre erhob, wobei denn zunächst die allgemein verständliche Anschaulichkeit verloren gehen mußte. Eben so drängte er seine Sinngedichte in's Feinere. „Lessing's Lieder sind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und schmachtenden Gattung." — „Aber sein Haupttalent, wodurch er auf Deutschland vorzüglich gewirkt hat, es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender und forschender Geist, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen überall glücklich gewiesen." — Es werden nun zunächst die „Literaturbriefe" sehr herausgehoben, es wird aus Lessing citirt, welch eine große Wichtigkeit dieser dem Diderot beigelegt. Lessing sagt, daß dieser Franzose den stärksten Einfluß auf seine Bildung des Geschmacks gehabt habe, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe, als Diderot. „Von wem gilt das reichlicher" — setzt Herder hinzu — „von Diderot oder von Lessing?"

Bei Gelegenheit des Fragmentisten kommt die merkwürdige Stelle Herder's, die heute noch nicht genügend beachtet ist: „Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh gethan, weil ich ihn wirklich mit strenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu setzen weiß, auf manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick ist mir indessen ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Lessing zu halten, oder über

ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil er Stellen eines Buches, das er herausgiebt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte sein soll." —

Eine neuere Bezeichnung von Lessing's philosophischer Welt sagt interessant: Seine Philosophie ist eine Zusammenbildung von Leibnitzens Poesie und Spinozens Prosa mit einem sichtbaren Uebergewichte des letztern Elements über das erste. Dabei blieb er doch ein Eiferer für wissenschaftliche Vereinigung von Geheimniß und Begriff. — Was Friedrich Schlegel, besonders in der sechzehnten Vorlesung seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur „über ihn sagt, ist von dem bereits katholisch gewordenen Romantiker nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Er will die wichtige Figur Lessing's für seine Beweiswelt nicht verlieren, und dichtet wissenschaftlichen Drang, der Lessing vom oberflächlichen Rationalismus ableitete, gern in religiosen Drang um. Daneben finden sich freilich auch die besten Bezeichnungen, zum Beispiele: Lessing's Kritik geht mehr auf die Grundsätze, als auf die Charakteristik des Vollkommnen, und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Ueber den Vorwurf, Lessing sei Spinozist gewesen, sagt Schlegel, Lessing habe an die Seelenwanderung geglaubt, etwas, was mit Spinoza unverträglich.

So eben, 1838 beginnt eine neue Gesammtausgabe Lessing's, die Lachmann besorgt.

Von diesem Hauptführer in ein neues kritisches Bewußtsein muß man sich nun zu der Gruppe wenden, welche sich näher oder entfernter um ihn reihte, zu den Moses, Eberhard, Nicolai, Abbt, Engel, Sulzer, Garve, Möser, welche mit schwächerer oder anderer Kraft, aber rastlos und redlich den Versuch betrieben, wie in populärer Weise höhere Bildung gepflegt und gefördert werden könne. Fern in Italien verfolgt Winkelmann mit seinem Freunde Mengs das Ziel einer Kunsttheorie in höherem

Stile, und weckt ein eigenthümlich Reich des feinen Schönheits-gedankens, was in unsern größten Dichtungstalenten lebendig verarbeitet wird. So breitet sich immer weiter und dichter der Wald einer neuen Literatur aus neuem Anfange und Gesetze, Wieland schreibt schon lange, Herder schreibt, Goethe ist in seiner Jugendthätigkeit.

Moses und Nicolai sind als Freunde Lessing's schon erwähnt. Moses Mendelssohn ist eine der schönsten Gestalten der menschlichen Bildung. Er war ein armer Judenknabe aus Dessau, wo er 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel hatte nichts als das kleine Aemtchen eines Sophers, eines Schreibers der Zehngebote und Schulmeisters, und konnte den wißbegierigen Sohn nur im Hebräischen und den Anfangsgründen der jüdischen Religion unterrichten. Aber mit einem wahren Heißhunger bemächtigte sich der Knabe alles dessen, was in diesen Kreis reichte, ja sogar des schweren Werkes von Maimonides „More Nebochim, des Führers der Irrenden." Dieser Maimonides, aus Cordova gebürtig, hatte im zwölften Jahrhunderte in Aegypten die große Reformation des Judenthums eingeleitet, den Talmud auf eine scharfsinnige Weise erklärt, und die sogenannte moralische oder rationale Erklärungsweise geltend gemacht, was beim Alten Testamente ein so folgenreicher Schritt wurde: „Er sah Gott" hieß es nach Maimonides „er erhielt einen Begriff von Gott, er erkannte Gott." Diese rational moralische Weise, welche innigst mit dem Zeitgeiste Mendelssohns zusammentraf, drang mit dieser Lectüre früh in den Knaben, und förderte einen Eindruck auf die jüdischen Glaubensgenossen, welcher im modernen Judenthume eine Epoche erzeugt hat. Man kann sagen: Maimonides zum ersten, Mendelssohn zum zweiten Male belebten das Judenthum dadurch, daß sie es trotz aller nationalen und klauselreichen Absperrung in die europäische Bildung hineinhoben. Nicht deshalb ist der Jude unverwüstlich geblieben, ja neuerer Zeit zu einer unerhörten Wichtigkeit gediehen, weil er sein Judenthum strenge festhielt, nicht deshalb, sondern weil er zu diesem Mittelpunkte stets auch das Bildungsmoment der Zeit brachte. Obwohl die Mehrzahl der Juden, die jetzt auf dem ganzen Erdboden an neun Millionen betragen, bornirt orthodox erscheint, so ist doch durch die großen Reformpunkte in Maimonides und Mendelssohn das

Judenthum ein eben so beweglicher Anhalt geworden, wie das Christenthum, und man darf just deswegen nicht voreilig eine Auflösung dieses Stammes erwarten. Was seit Mendelssohn Wichtiges in deutscher Literatur erschienen ist, das haben sie in ihre Sprache übersetzt, nicht nur Schiller und Goethe, sondern auch Klopstock's Messias, und jetzt ist Hegel an der Reihe. Mendelssohn selbst ward in vorgerückterem Alter in dieser Reformrichtung bedenklich, beschwichtigte, warnte. Das Buch „Jerusalem ꝛc." ist Zeugniß hievon. Neuester Zeit ist in dem Reformpunkte das Mannigfaltigste geschehen, Riesser ward ein hochgeachteter Repräsentant bürgerlicher Vereinigung mit den Christen, es ist sogar ein ausgedehntes Journal des Judenthums entstanden.

Unter den kümmerlichsten Entbehrungen rang der körperlich schwach ausgerüstete Moses in Berlin, wohin er mittellos im vierzehnten Jahre gegangen war, nach Wissenschaftsmaterial. In einer Dachkammer wohnte er, und nur ein Paar Mal in der Woche hatte er bei einem mildthätigen Glaubensgenossen freien Mittagstisch. Ein verfolgter polnischer Jude, verfolgt wegen religiöser Freimüthigkeit, lehrte ihn in seinem melancholischen Jammer Mathematik und Disputirkunst; nach langer Sparniß erschwang Moses beim Antiquar eine alte lateinische Grammatik und ein lateinisch Lexikon. Damit lehrte er sich Latein, während ein Bekannter ihm täglich beim Vorübergehen eine Viertelstunde schenkte, um die nothdürftigste Anleitung für Grammatik und Lexikon zu geben. So aus dem Aermlichsten herauf entwickelte sich ein geschulter Geist, der in Verein mit einem weichen schönen Herzen nicht nur auf seine Glaubensgenossen, sondern auch auf unsere Literatur den wohlthätigsten Einfluß gewann. Er gerieth in die Handlung des Seidenhändlers Bernard, erwarb sich bald eigene Theilnahme an der Handlung, schuf sich eine gute, bürgerliche Existenz und den lieblichsten Familienkreis, welcher allen Freunden offen stand. 1754 kam er mit Lessing zusammen, dem er als vorzüglicher Schachspieler empfohlen war; durch ihn ward er in die Thätigkeit für unsere Literatur gerissen. Lessing ließ das erste der „philosophischen Gespräche" von Moses hinter dessen Rücken abdrucken, weil sich die Schüchternheit dieses bescheidenen Menschen nie dazu ermuthigen wollte. Nun war er

bei Nicolai's Zeitschriften vielfach thätig, und was in der Korrespondenz dieser Männer mit so viel Eifer verhandelt wurde. Zweck und Ort des Trauerspiels und Aehnliches, das gewann immer irgend eine Form für Nicolai's Blätter, und ging so über in die allgemeine Besprechung oder Ansicht.

Bei diesem ersten Versuche, neue Kritik zu begründen, drang man natürlich nicht überall auf den höheren Formpunkt, wo äußere Form und innerer Gehalt zusammengehen; man mußte anfangen, und es ist freilich dem jetzigen Literaten leicht, jene vereinzelten Anfänge zu übersehen. Lessing gab in verständiger Deutung außerordentlich auf Aristoteles; Ramler berief sich auf Batteur, Andere citirten Homes' „elements of criticism," Moses, welcher sich mit einzelnen Seelenthätigkeiten viel befaßte und „Briefe über Empfindungen" herausgab, lenkte gern all solche ästhetische Untersuchung auf ein Zergliedern der Empfindungen. Er hielt sich ganz an das übel bezeichnende Wort Aesthetik, welches in der Wolfischen Zeit sammt dieser Wissenschaft aufkam, und die Wissenschaft des Sinnes, des Empfindens bedeutet, von vornherein also den eigentlichen Punkt verfehlte. Denn diese Empfindungen sind es nicht, um welche es sich bei einer Wissenschaft handelt, die hier gemeint wird, sondern das Verhältniß der Erscheinung ist's, und zwar das schöne Verhältniß wird gesucht, in welchem die Empfindungen eine Rolle spielen, aber nicht Erfüllung und Ende sind.

Die Empfindungen nämlich sind gemeint, welche ein Kunstwerk erregen soll; man beschäftigt sich also mit der einzelnen, verschiedenartigen Wirkung, welche hervorgebracht wird, und es entgeht damit das eigentliche Wesen, der Inhalt selbst geht verloren, man begnügt sich mit Abspiegelungen des Wesens.

Diese immer sehr fördersamen Untersuchungen, ob Furcht, ob Mitleid und in welcher Art sie erregt sein sollten, sind besonders auf Moses Mendelssohns Anregung und Thätigkeit zu setzen. Seine zwei Theile philosophischer Schriften enthalten meist derartige ästhetische Abhandlungen. Dann sind „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" — „Jerusalem, oder über religiose Macht und Judenthum" — Uebersetzte Psalmen — „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" als seine Hauptwerke anzuführen. In üble Situation, die auf seinen

schwachen Körper höchst nachtheilig einwirkte, brachten ihn zwei Schriftsteller, die in jener popular philosophischen Zeit vorzugsweise christliche waren, Lavater und Friedrich Heinrich Jacobi, Jener, welchen die kleine, am Rückenweg schief gebogene Figur, der braune Kopf mit der Adlernase, dem scharfen Auge, dem sanften Munde, den schwarzkrausen Haaren physiognomisch sehr interessirte, welcher von der milden, überfließend liebevollen Gesinnung des weichen Moses bezaubert wurde, drang ungestüm auf Uebertritt zum Christenthume, verstand das feine Sokrates-Lächeln nicht, und gab ihm am Ende in seiner zudringlich-enthusiastischen Manier schwer wirkendes Aergerniß. Des armen Moses Körperlein war in der zweiten Lebenshälfte so erschüttert, daß der Arme fast gar keine Nahrung zu sich nehmen, und auch geistig lange Zeit kein Interesse hegen und pflegen, nicht einmal mit Freuden aussprechen, oder gar aufschreiben durfte. Die körperliche Diät hielt er großartig, die geistige nicht, aber Zumuthungen wie Lavaters, Streit und Kampf, wie das Andrängen Jacobi's erzwang, warfen ihn darnieder. Jacobi trat nach Lessings Tode mit der Behauptung auf, der Verstorbene sei „wirklich und in der That ein Spinozist gewesen." „Die Beweise" — sagt Moses — „sollen in einem Briefwechsel zwischen ihm, einer dritten Person, und mir enthalten sein, den er dem Ketzergerichte im Publikum vorlegt." — Außerdem beruft sich Jacobi auf die oben schon angedeutete Unterredung mit Lessing in Gleims Hause.

Unter Spinozist verstand man damals einen Gottesläugner; dieser Philosoph, welcher die Gottheit so großartig aufgefaßt, wurde in herbster Deutung verkannt. Nebenher war von dieser Beschuldigung auch ein kleiner Schimmer auf Moses selbst abgefallen. Dieser bewog ihn nicht zur Vertheidigung, aber den inniggeliebten Freund, den hochverehrten Mann, seinen Lessing, der ihm die Literatur erschlossen, den wollte Moses nicht verunglimpft sehen, und er schrieb noch ein Büchlein „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings." Darin behandelte er den sanguinischen Jacobi, welcher in philosophischen Sachen dem Glauben manche Beweiskraft zutheilte, mit jener feinen mathematischen Schärfe, mit jener leichten, anmuthigen Ironie, mit all jener zauberhaften Mischung von Geistes- und Herzenskraft,

die ihm zu Gebote standen. Aber das Büchlein warf ihn ins Grab, die Aufregung seines kranken Zustandes war gesteigert; als er es zu dem gemeinschaftlichen Freunde und Verleger, zu Herrn Voß trug, erkältete er sich zu Tode und erlosch wie ein Licht fünf Jahre nach seinem Freunde d. 4. Januar 1786.

Engel schrieb dem Büchlein eine rührende schöne Vorrede. „Wie viel die Gelehrsamkeit, die Weltweisheit, die deutsche Literatur an einem Mendelssohn verloren habe, das wissen alle, denen diese Gegenstände wichtig sind; aber wie wenig reicht das hin, den unersetzlichen Verlust zu ermessen, den seine Freunde dadurch erlitten! Was von dem Manne öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes: nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannigfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und so scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen, und wie viel minder noch seine sittliche Güte, seinen Diensteifer, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters!"

Die Frage selbst ward freilich durch den übertreibenden Jacobi und den hierbei etwas muthlosen Moses nicht entschieden, in wie weit Lessing wirklich an Spinoza's Systeme Theil genommen habe. Besonders aus der Breslauer Zeit findet sich viel Polemisches in Lessings Briefen und Papieren gegen Spinoza, und der Vorzug und die hohe Stellung, welche er Leibnitz einräumt, tritt da und an vielen anderen Orten siegreich vor. Was erst jetzt zu Stande kommt, eine Aufsuchung der Leibnitz'schen Werke auf der hannöver'schen Bibliothek, hatten beide einmal im Auge, da Moses im November 1777 in Hannover war. Dennoch fehlt es bei späteren Aeußerungen Lessings nicht an einzelner Spur, daß er mehr als sonst Spinoza würdige, wenn er auch den Jacobi selbst in Bezug darauf nur gehänselt haben mag.

Johann Christoph Nicolai 1733 — 1811 ist schon öfters erwähnt. Dieser Berliner Buchhändler, welcher höchst wißbegierig und fleißig sich selbst unterrichtete, und sich aneignete, was nur anzueignen war, ist bei den Poeten späterer Zeit tief in Ungnade gerathen. Er gilt für den nüchternsten Mittelpunkt der sogenannten Aufklärungsperiode, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Menschen von allem Wunderbaren und Unbegreiflichen zu befreien suchte.

Dies Thema und dieser Mann ist mißlich anzufassen, ein kleiner Schritt mehr, ein kleiner Schritt weniger kann dabei Unterschiede und Gegensätze erzeugen von weitester Kluft, die beste Bestrebung und die äußerlichste Frivolität sind dabei betheiligt, und man verwechselt sie gar zu leicht. Die Aufgabe ward allgemein und wurde anerkannt, sich eine neue Kritik aller Dinge zu bilden, Glaube und Lehre aller Art setzten sich auseinander, das Bestehen flüchtete sich in den Kreis jedes Einzelnen, die Gemeinsamkeit fehlte, und das Talent aller Art holte auf dem weitesten Wege aus, dahin zu kommen. Was Wunder, daß der beste Wille manches Einzelnen bisweilen zu weit rechts oder zu weit links treten mochte.

Das begegnete denn auch Nicolai, er trat besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens etwas stark auf die platt nüchterne Seite der Bildung, er hatte sich in die Popularphilosophie, welche die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte, gar zu stark eingenistet, vermochte es nicht mehr, höhere Standpunkte zu erkennen und zu würdigen, und rief manches platte Wort in hohen Schwung und hohe Bestrebung hinein. Goethe ward ihm zu hoch, Kant ward ihm zu hoch, die neue Romantik schien ihm ein sehr kindischer Aberglaube.

Dabei bleibt er ein braver redlicher Mann, welcher unermüdsam thätig Gutes zu wirken gestrebt, dabei bleibt seine nüchterne Opposition eine heilsame, dabei hat sein oft übertriebener Argwohn gegen alles Geheime, seine Warnung vor Aberglauben, Jesuiten, verborgenen Gesellschaften, gegen Vernunft- und Freiheitgefahr manche Uebertreibung seiner Gegner abgewendet, und er bleibt eine lobenswerthe Figur. Wenn nichts anderes, so spielt er in der letzten Hälfte seines Lebens den Rechenknecht, an welchem alle Geistes- und Herzenserfindung ihre Probe macht.

Die Art, wie er Schriftsteller wurde, hat viel dazu beigetragen, daß er sich als Vertreter des nüchternen Popularverstandes erwies, eben so seine Heimath Berlin, und der Ton, welcher unter Friedrich dem Großen herrschte. Neben dem Kleistertopfe und dem mechanischen Geschäfte eines angehenden Buchhändlers suchte er sich mühsam Kenntniß und Bildung zusammen, und es war Verdienst genug, und Zeichen tüchtigen

Sinnes genug, daß er 1755 mit „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" Aufsehen machen, und die Theilnahme Lessings erwerben konnte. Wie dieser, den eine gründliche Schulbildung unterstützte, verwarf er Gottsched und Bodmer zugleich, während sich noch alle übrige Welt dem Einen oder dem Andern anschloß.

Im Verband mit Lessing und Mendelssohn wurde er, so lange diese lebten, in einem gewissen Gleichgewicht erhalten, man sieht es hier nur gar zu deutlich, wie viel ein kleiner Schritt mehr oder minder thut. Wie sehr diese selbst Vertreter eines gewissen Rationalismus, einer einfach verständigen Deutung waren, in die sogenannte Aufklärerei verfielen sie nicht, und Nicolai erhielt sich immer noch in einem leiblichen Maaße. Seine Zeitschriften wurden zwar das verschrieene Organ der schonungslosen Vernünftigkeit, aber sie hielten sich doch in einem höheren Stile, als derjenige war, welchen Nicolai später allein anstimmte. Als er den Werther travestirte und die „Freuden des jungen Werthers" herausgab, da war Goethe blutjung, Lessing selbst hatte sich etwas prosaisch darüber ausgedrückt, man nahm es hin, und die junge geniale Welt machte Epigramme darauf. Alle übrige Welt, man muß dies nur niemals vergessen, kam noch selten oder gar nicht davon los, daß die schöne Literatur doch immer etwas von Belehrung, von Moralischem, Beispielartigem haben müsse. Das mußte sich ganz anders ausnehmen, als Nicolai's Stützen, mit denen er Woche um Woche im lebhaftesten Verkehr war, als Lessing und Moses in's Grab sanken, Abbt dahin starb, Engel, Garve, Möser starben, und er immer noch da blieb, und draußen eine geniale Welt ihre dreisten Flügel schwang. Es konnte da nicht ausbleiben, daß er manches unnütze, von der Poesie und höherer Möglichkeit verlassene Wort sprach.

Seine schon oft berührten Zeitschriften, welche wahrhaft ein Theil deutscher Literargeschichte sind, erschienen in dieser Folge: 1) Bibliothek der schönen Wissenschaften 1757 — 60, 4 Theile, welche Lessing im Druck korrigirte, ohne sie mit Beiträgen zu versehen, 2) Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1761 — 65, 24 Theile. Dies sind die sogenannten Literaturbriefe, für welche Lessing sehr viel schrieb. 3) Allgemeine deutsche Bibliothek

1765 — 92, mit ihrem Anhange 128 Bände, worin ein Aufsatz über Theokrit von Lessing. 4) Neue allgemeine deutsche Bibel, 1800 — 05, 62 Bände.

Eigene Bücher Nicolai's sind: „das Leben und die Meinungen des M. Sebaldus Nothanker" 1773, gegen die Orthodoxen und die Verketzerung von diesen gerichtet, ferner „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutschen Philosophen" gegen die auftauchende kritische Philosophie 1798, mit welcher Nicolai durchaus nicht in Einklang kommen konnte. Wir sehen hier immer Romane und dergleichen ästhetische Produkte, die für einen polemischen oder praktischen Zweck abgefaßt werden. Von einem rein dichterischen Drange, von einer That freier Phantasie, eigenthümlicher Begeisterung ist nicht die Rede. Sebaldus Nothanker machte dem Publikum viel zu schaffen, und ebenso wurde die Reisebeschreibung, welche er 1783 herausgab, und die Deutschland und die Schweiz sammt allem dem betraf, was an Meinung und Bildungsmoment an diesem und jenem Orte aufgegriffen wurde, Gegenstand lebhafter Bewegung. Man muß auch hierbei zugestehen, daß die lebhafte, mannigfache Art, so etwas aufzufassen und darzustellen vollkommen neu war, und daß die praktische Richtung Nicolai's darin eine frische Aeußerung fand. Seine „philosophischen Abhandlungen" mußten von geringerem Belang sein, desto passenderes Terrain fand er in Beschreibung des ihm nahe Liegenden, der Residenzstädte Berlin und Potsdam, wozu ihm der Minister Herzberg die Archive öffnen ließ, und in Charakteristik Friedrich's des Großen. Von Nicolai datiren die authentischen Anekdotenbücher, welche das Wahre vom Falschen absonderten, und der vielgesuchten Anekdotenliteratur Friedrich's die beliebte Gestalt gaben. — Auch daran nahm sein prosaischer Sinn groß Aergerniß, daß alte Lieder ohne besondere Auswahl gesucht und gepflegt wurden, er veranstaltete deshalb einen „feinen, kleinen Almanach von Volksliedern," und es war natürlich, daß sich der poetische Sinn mit Nikolai's Kritik nicht immer zufrieden zeigte. — Im Biographischen hat er die meisten seiner Freunde bedacht: Kleist, Abbt, Möser, Engel, Teller, Beiträge zur alten und neuen Berlinischen Monatsschrift reichlich gegeben, Briefwechsel gesammelt und durchweg wie ein fleißiger Bürger gearbeitet. Die „Geschichte eines

dicken Mannes" und „Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S." scheinen vom Publikum nur schwächere Aufmerksamkeit gewonnen zu haben.

Der alte Mann, welcher später ein Auge verlor, welcher mit seinen 78 Jahren bis tief in die Napoleonszeit herein lebte, hat sich natürlich wie eine kahle Ruine ausgenommen, da er aus einer Zeit stammte, wo sich eine neue Kritik erst zu erzeugen begann, und in eine Zeit hinein reichte, wo aus der kritischen Bestrebung eine reich strömende, hoch greifende Welt erwachsen war, für welche ihm Sinn und Verständniß abging. Die Natur hat ein eigen Spiel mit ihm getrieben: er, der Nerven wie Stricke besaß, wird 1791 einmal krank, und es erschienen ihm, der gegen alle phantastische Erscheinungen so zu eifern pflegte, bei vollem Bewußtsein mehrere wunderbare Phantasmata. Ganz seinem Charakter getreu, trug er dies später der Akademie der Wissenschaften redlich vor, behielt aber seine nüchterne Ansicht eben so redlich und treu bis an seinen Tod. Er war Mitglied dieser von Leibnitz gegründeten Akademie, zu welcher auch Lessing gehörte, und zu der auch Mendelssohn gewählt war. Friedrich II. hatte des letzteren Wahl nicht bestätigt, ein Vorfall, der Nicolai viel Kummer machte. In seinen Briefen ist er höchst redselig, beflissen, lehr- und lernbegierig und schreibt stets fünfmal so viel an Lessing als Lessing an ihn.

Es wird Manchen überraschen, daß Nicolai auch Musik betrieben, sogar komponirt hat. Indessen ist diese Kunst ja auch neben ihrer schwingenden Innerlichkeit so sehr eine Sache verhältnißmäßiger Berechnung, daß sie von Leuten betrieben wird, die nicht eben Musik in sich haben, daß sie von Leuten befeindet wird, die nicht so ganz sangverlassen sind, und denen nur darin ein Anstoß liegt, daß mit bloßem Griffe, ohne geschlossenen Gedankengang eine angenehme Wirkung hervorgebracht werde. Lessing, seiner mathematischen Studien eingedenk, hat sie auch einmal zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht, und doch begegnet in den antiquarischen Briefen eine herbe Stelle. Bei Anführung des Antisthenes, der die Flötenspieler unsittliche Personen nennt, spricht auch Lessing von der Musik als einer „nichtswürdigen Kunst," und läßt es dahin gestellt sein, ob ihm allein dieser Ausdruck, oder zur kleineren Hälfte dem Antisthenes mit

zur Verantwortung überlassen sein solle. Das Wort nichtswürdig hatte übrigens noch nicht den heutigen Beigeschmack, sondern hieß bloß „nichts werth."

Dergleichen Einblicke in das kritische Getriebe dieser Gruppen sind öfters nöthig, wenn man richtig schätzen soll, was sie selbst, und was die Geniepartieen der jungen Dichter bedeuten. Letzteren nützen wohl die von der neuen Kritik errungenen Vortheile, aber sie treten doch nirgends in ein besonderes freundschaftliches Verhältniß zu ihr. Nur Herder, welchem die dichterische Begabung nicht so reich verliehen war, nähert sich dieser Gruppe hie und da. Er nimmt z. B. lebhaft Notiz von

Thomas Abbt 1738—1766 einem jungen hoffnungsvollen Schwaben, der mit 28 Jahren früh verstirbt, nachdem er so jung schon viel in der Welt herumgewesen, schon zu einer bedeutenden Stellung in Bückeburg gekommen ist, und schon Beiträge zur Literatur geliefert hat, denen große Aufmerksamkeit wurde. „Vom Verdienste" und vom „Tode für's Vaterland" sind die berühmtesten Aufsätze, außerdem sind Briefe und eine Uebersetzung des Sallust von ihm da. Es ist ein kühn und straff greifender Stil bemerklich, der manches Ungewöhnliche an sich reißt; und eine lebhaft gehende Natur, die von einem Aufenthalte in Berlin den dortigen Literaten bekannt war, ließ den frühen Tod sehr bedauern.

Johann Jakob Engel 1741 — 1802 war durch seine elegante Prosa, durch ein sanftes, leutseliges Wesen, durch eine popular-philosophische Bildung, wie sie dieser Gruppe eigen war, ebenfalls sehr beliebt und gerühmt. „Der Philosoph für die Welt," worin auch von Anderen, von Mendelssohn, sogar von Kant Aufsätze, fand großen Beifall; Engels Reden waren verehrt, sein „Fürstenspiegel," seine „Mimik," „Politik," sein Roman „Lorenz Stark," der in Schillers Horen erschien, galten für sehr empfehlenswerth. Es ist in kleinem Kreise und in einer gebildeten Darstellung der Sachen auch jetzt noch Anmuth darin zu finden. Engel war aus Mecklenburg, war eine Zeitlang Erzieher des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III. und leitete mit Ramler eine kurze Zeit das Berliner Theater. Was die Mitwelt von seinen dramatischen Versuchen rühmte, hat die Zeitprobe nicht gehalten.

Für ein Haupt solcher Popularphilosophie galt eine Zeitlang Johann August Eberhard, Professor in Halle, — 1739 — 1809 — dessen „Allgemeine Apologie des Sokrates," „Theorie des Denkens und Empfindens," „Theorie der schönen Künste" sehr in Ansehen waren. Lessing, dem er bei Bekämpfung der Theologen oft durch gleichzeitige Bekämpfung an die Hand kam, macht jedoch aus dessen etwas schwimmender und unsicherer Manier nicht viel. Ein synonymisches Handwörterbuch Eberhards war von großem Verdienste. Der philosophirende Roman, welcher in unserer Literatur so viel Verfasser gefunden hat, welchen schon Wieland 1766 mit dem Agathon so viel Schwung gegeben, zu dem Nicolai's Nothanker und noch mehr Gundibert später, zu dem Jacobi in Waldemar, Fries im Julius und Evagoras später schworen, und welcher ein steter Begleiter derjenigen Philosophie zu sein scheint, welche kein streng wissenschaftliches System findet, begegnete auch Eberhard, der 1783 den „Amyntor, eine Geschichte in Briefen" herausgab. Epikuräische und atheistische Grundsätze werden darin besiegt.

Gleichen Rufes genoß Christian Garve 1742 — 1798 ein Breslauer, in Leipzig Freund Gellerts und Ernestis, nimmt Gellerts Lehrstuhl ein, als dieser stirbt, und zieht sich später schwacher Gesundheit wegen nach Breslau zurück. Hier ist eben jene popular philosophische Bildung, die sich bei einem sanften, leutseligen Charakter einfachen Stiles ausspricht, für Moral und gute Uebersetzung wirkt, an Nicolais Bibliothek mitarbeitet, und geachtet und bedauert stirbt.

Der älteste dieser Herren ist Joh. Georg Sulzer 1720 — 1779, ein Schweizer, der wie die meisten dieser Aesthetiker mit der Theologie angefangen hatte, und dann Lehrstellen in Berlin einnahm. Seine „Theorie der schönen Künste" ist das Hauptbuch seiner ästhetischen Thätigkeit. Sie ist ein Wörterbuch, in dessen Ankündigung er sagt, es sei nur für den Liebhaber, welcher nicht daran gehen würde, wenn es in systematischer Ordnung geschrieben wäre.

Hierher gehören noch die: Unzer, der seinen „Arzt" herausgab; Zimmermann, der zu Nicolai's Aerger ein so reizbares Nervensystem hatte, daß er das Ungewöhnliche sah, und von dem ein Buch „über die Einsamkeit" dicht an die Klassicität

gerechnet wurde; der in „Fragmente über Friedrich den Großen" zu allgemeiner Entrüstung diesem Könige üble Dinge nachsagte, an den Kaiser Leopold ein dickes Manuscript schickte, worin um Mittel gegen den Illuminatismus, gegen den frivolen Wahnwitz des Zeitalters gefleht wurde, der in trostloser Hypochondrie starb. Bei dieser Gelegenheit ist jenes Illuminatenordens, dessen Hauptstifter der baierische Professor Weishaupt war, zu gedenken als eines Beweises, zu welchen krankhaften und gewaltsamen Mitteln eine Welt mitunter ihre Zuflucht nahm, wo ohne allgemeine Einigung das Belieben jedes Einzelnen von Wichtigkeit werden konnte. Neuere Forschungen, die indeß bis jetzt nur so ausgedehnt in einem Parteiblatte aufgetreten sind, legen den Stiftern und Anfängen des Ordens die schlimmsten Vorwürfe bei. Abgesehen davon, daß der noch äußerlich übrige religiose Verband abgeschafft und eine geheimnißvolle, despotische Gesellschaftsmacht in den Mittelpunkt gesetzt werden sollte, wird besonders dem Weishaupt Arges und Lasterhaftes nachgewiesen. In den Uebertreibungen Zimmermanns auf einer Seite gegen die Nüchternen, und in den Uebertreibungen Nicolai's auf der andern Seite gegen die Trunkenen lag wenigstens wahrhafte Veranlassung. — Endlich: Iselin, der wie Zimmermann als Leibarzt in Hannover starb, aus der Schweiz, und wie alle diese Männer durch „philosophische Versuche und Träume" wirkend, über „Gesetzgebung," über „Geschichte der Menschheit" schreibend, für Alles glühend, Quesnay den Politiker, Basedow den Pädagogen fördernd war. Wenn von Philosophie der Geschichte die Rede ist, geht man gern, außer auf Herder, auch auf Iselin zurück, und rechnet ihm die Fassung solcher Aufgabe hoch an.

Die letzte Gruppe der Prosaiker, welche ein neues kritisches Bewußtsein vorbereiten, hängt persönlich nicht so zusammen, wie diese Popularphilosophie, welche in Berlin und besonders in den Nicolaischen Zeitschriften einen Mittelpunkt hatte. Sie hat nur darin eine gemeinschaftliche Art, daß Jeder daraus historisch untersucht, historisch schildert, und solchergestalt zu neuen Bildungs-

Resultaten kommt oder doch beiträgt. Die Leute selbst und ihre nächsten Zwecke sind sehr verschieden, Justus Möser ist streng vaterländisch trachtend, Winkelmann geht über all solche Grenzen nach allgemeiner Schönheit hinaus, die Schröckh und Schlözer lehren Weltgeschichte, Sturz und Moser treiben einen geistreichen Dilettantismus mit geschichtlicher Darstellung und politischer Kombination. — Alles aber wirkt zusammen, Alles, was der Popularphilosoph erdenkt, was der Historiker erforscht und folgert. Das Bildungsbewußtsein der Nation wird zu höherer Richtschnur und Tendenz erhoben, Geist und sittliche Kraft üben und stählen sich, die Aeußerungen höherer Wirksamkeit werden passender gesondert, es wird möglich gemacht, daß sich wenigstens partieenweise eine Poesie ausbilden kann. Die Zeit bringt — wie schon vorausgeschickt wurde — nicht zu einem gemeinschaftlichen Inhalte, aber sie gewinnt wenigstens für viele edle Theile Gesetze des Verhältnisses, und macht dadurch Schöpfungen möglich, die in ihrem Bereiche und im Bereiche einer ausgebildeten Sprache klassisch zu nennen sind.

Die Hauptperson ist Johann Joachim Winkelmann 1717 — 1768, dessen Arbeit schon dem größten kritischen Förderer dieser Zeit, Lessing so lebhafte Anregung gab. Auch darin ist er ein Typus, daß all sein Streben nur auf Entdeckung schönen Verhältnisses gerichtet war, und daß er damit eine Beachtung, einen Ruhm gewann, als sei das Herz der Welt darin zu suchen, und darin allein zu segnen. Der reiche Zusammendrang der Welt, die Fragen nach Staat, Sitte und Glaube, kurz die Fragen nach dem eigentlichen Inhalte einer Poesie traten bei Winkelmann völlig in den Hintergrund; — wir sehen ihn den Glauben wechseln, wie man ein Kleid wechselt, wie man eine Nebensache betreibt, die nationalen Bedürfnisse übersehen, wie Unwesentliches. Nur die alten Kunstwerke, die alten Schriftsteller betrachtet und studirt er wie seine Bibel, ein Schönheitsverhältniß ist ihm die Aufgabe alles Lebens.

Eine Zeit, die dies als erfüllendes Verdienst ansah, welche darin eine um und um genügende That fand, mußte somit in jedem einzelnen Dichter auf eine eigene Welt dieses Dichters angewiesen sein. Hierin hob sich die Romantik zu ihrem letzten großen Schritte aus.

Winkelmann war der Sohn eines armen Schusters in dem

Altmärk'schen Städtchen Stendal, und verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und Beschränkung. Der alte, blinde Rektor des Städtchens, Namens Tappert nahm sich seiner an, und im „Neueröffneten adlichen Ritterplatze" lernte er zuerst die berühmten Bildwerke kennen, welche ihm den ersten Eindruck nach dieser Seite hin gaben. Mit 18 Jahren ging er auf das Köllnische Gymnasium nach Berlin. Von da machte er eine Fußreise nach Hamburg, um einige gute Ausgaben alter Klassiker zu erstehen, da die Bibliothek des berühmten Fabricius verauktionirt wurde. Das Geld dazu und zur Reise bettelte er unterwegs bei Edelleuten und Pfarrern zusammen. Auf dem Rücken trug er die errungenen Bücher heim. — 1738 kam er nach Halle, ebenfalls um Theologie zu studiren. Aber dies Studium mit der Pfarraussicht behagte ihm nicht, alte Literatur und schöne Wissenschaften lockten ihn mehr. Fremde Länder und deren Schätze wollte er sehen, 1740 trat er eine Wanderung an, die nach Paris und Rom führen sollte, die Manier der Hamburger Reise sollte das Nöthige beschaffen, und auf die Klöster rechnete er sehr, denn es war ihm bereits deutlich, daß er zu äußerer Bequemlichkeit katholisch werden müsse. Der Krieg brachte ihn diesmal wieder zurück, er ward ein Jahr Hauslehrer, und ging dann nach Jena, um Mathematik und Medizin zu studiren. Mit Privatstunden fristete er sich ökonomisch, lernte neue Sprachen, und trat 1742 bei Halberstadt wieder eine Hauslehrerstelle an, während welcher er besonders Geschichte und Bayles Lexikon studirte. 1743 ward er Conrektor in Seehausen, lehrte ungezogene Buben lesen und schreiben, und existirte äußerst kümmerlich. Dort las er die kalten, langen Winternächte hindurch Klassiker, Geschichte, französische, italienische und britische Dichter, träumend von schöneren Gefilden und schönerer Welt, als das märkische Städtchen bieten konnte. Fünf Jahre lang ertrug er dies kärgliche Leben, dann wendete er sich an den Grafen Bünau, welcher oben mit Mascov als erster Begründer wirklicher Geschichtsschreibung angeführt worden ist. Dieser nahm ihn zum Sekretair an mit 80 Thalern Gehalt, Winckelmann ging nach Nöthenitz, bei Dresden, wo Bünau lebte, und machte diesem Auszüge aus den Historikern und Chroniken, welche für die „deutsche Reichsgeschichte" benützt wurden. Hier in Nöthenitz,

wo er in eifrigem Studium und in den stets nebenher gehenden Auszügen fortfuhr, welche ihm später so zu Statten kamen, berührte ihn sein eigentliches Lebensinteresse. Das nahe Dresden ward oft besucht, die reichen Kunstschätze desselben wurden betrachtet, studirt, die Bekanntschaft Lipperts und Ludwigs von Hagedorn, zweier Kunstkenner, die auch in Lessings Aufmerksamkeit viel hinüber spielten, wurde gemacht, ein freundschaftlicher Umgang mit dem genialen Maler Oeser ward gewonnen, der auch auf Goethe so wohlthätig einwirkte. Die Schulen der Kunst wurden jetzt studirt, Manier, Gesetz, Entwickelung derselben ward aufgesucht, Italien stieg lockend auf. Winckelmann setzte sich in Verbindung mit dem päbstlichen Nuntius Archinto, der oft nach Nöthenitz kam, ward katholisch, um Verbindung und Empfehlung zu erleichtern, lebte noch eine Zeitlang in Dresden mit Oeser, und machte sich fertig zur großen Entdeckungsreise. Dort während des Frühlings 1755 schrieb er sein erstes Schriftchen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke,“ griff es selbst in einem zweiten an, und vertheidigte es in einem dritten. Da sie nur in 50 Exemplaren erschien, so ist diese erste Schrift sehr selten geworden. Im Herbste 1755 reis'te er mit einem Jahrgehalte des Kurfürsten von 200 Thalern und guten Empfehlungen versehen nach Italien. Hier, wo er sich dem Maler Raphael Mengs anschloß, wo er im Kardinal Albani und manchen Anderen hilfreiche Beförderer fand, entwickelte sich ihm bei steter, unermüdlicher, sorgfältigster Anschauung der alten Bilderwerke das, was ihm eine so folgenreiche Einwirkung auf unsere Literatur gab, der Takt, das Gefühl für's Schöne, was man mit dem Worte Geschmack ausdrückt. Es ist daher nie zu einem geschlossenen Systeme in ihm ausgebildet worden, dafür war jene Zeit in allen Theilen nicht angethan, dazu waren noch viel breitere Vorarbeiten nöthig, die eigentliche Wissenschaft der Kunst konnte erst folgen, wenn der Geschmack dafür geweckt, wenn das Wesen und die Grenze derselben mit begabtem Blicke untersucht war. Dafür hat Winckelmann das Größte geleistet, und das haben die solcher Vorbereitungszeit folgenden Schöpfergenies unserer Literatur, Goethe an der Spitze, scharf und tief empfunden, und bereitwillig, ja hingebend anerkannt. Goethe hat bekanntlich eine eigene Schrift

„Winckelmann und sein Jahrhundert" herausgegeben, welche no
in Rede kommt.

Winckelmann's Begeisterung für die Ideale der alten Kun
erweckte ihm ein viel und tief sehendes Auge, seine genaue Be
trachtung übte diesen Blick bis zur eignen Virtuosität, seine fein
Darstellung alles dessen, was derartig in ihm vorging, bildet
uns jene klassische Geschmacksatmosphäre, welche unserer Litera
tur einen so edeln Anhauch gab, und besonders aus jedem Buch
Goethe's mit jener unübertroff'nen Ruhe der befriedeten Schön
heit spricht.

Ein Hauptpunkt der Winckelmann'schen Kritik wurde, da
er die Kunst über all die dienenden Zwecke, über die mora
lischen Nebenabsichten und Beihilfen hinaushob, mit deren An
nahme alle höhere, selbstständige Offenbarung der Kunst vernich
tet, wodurch sie in den Kreis der bloßen Verwaltung gezogen
wodurch das rein Schöpferische ihr geraubt, die unmittelbar
Verbindung und Anknüpfung mit dem höchsten Weltwesen ih
abgeschnitten wird.

Sein Gang, seine Methode dafür war, in den Kunstwerke
und der Kunstgeschichte die Kunstidee zu finden. Vorgeworfe
wird ihm, selbst von Goethe, wenn auch von diesem in mildere
und die herrschende Ansicht berichtigender Weise, daß er zu aus
schließlich nach der Form trachte, und nur seltner die innere
Schönheiten, die Idee verkünde, welche durch die Form zur Er
scheinung kommen soll. In diesem Betrachte hat sich neuerding
Schorn Winckelmanns angenommen.

Ehe das Alles in ihm abgeklärt war, begann er mehrer
Werke, ohne daß er sie vollendet hätte, bis sie dann mit all ih
rer Einzelnheit in sein großes Werk „Geschichte der Kun
des Alterthums" zusammen schlugen. Dahinein mündete
seine Entdeckungen und Berichte über herkulanische Alterthümer
sein Ordnen der geschnittenen Steine des berühmten Kenner
Stosch, seine Anmerkungen über die Baukunst der Alten ic
Italienisch gab er noch ein großes Werk heraus „Monument
antichi inediti," was sich aus einer Erläuterung schwerer Punkt
in der Mythologie und den Alterthümern erweitert hatte. Ueber
die griechischen Münzen fing er ein lateinisches an, vollendete e
aber nicht, und so findet sich eine große Zahl Schriften, di

Torso geblieben sind: „über die Allegorie,“ „Römische Briefe über Gegenstände der Kunst,“ „über die Empfindung des Schönen,“ seine öfteren „Nachrichten von den Herkulanischen Entdeckungen,“ um derentwillen er drei Mal nach Neapel und zu den verschütteten Orten gereis't war, sein „Sendschreiben“ darüber, was große Polemik erzeugte, seine „Lebensbeschreibung Winkelmanns.“ Nur der „Versuch über die Allegorie“ erschien 1766, und ein Jahr später kamen „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst.“

In diesem historischen Bereiche ist seinem glücklichen Auge schwer wiegende Berichtigung zu danken. Vor ihm spukte das Etrurische und Aegyptische; was nicht in den geläufigen Kreis des Anblicks paßte, das ward ägyptisch, wenigstens etrurisch genannt. Man war der Meinung, Etrurier sowohl als Griechen hätten die bildenden Künste von den Aegyptern erhalten. Historische Kunstkritik war noch gar dürftig ausgestattet. Die darin berühmtesten Italiener wie Gori, Passeri und Bracci sind gerühmt wegen philologischer Bildung, der Franzose Graf Caylus, dessen Lessing öfters gedenkt, ist's wegen lebhaften Geschmacks, aber es fehlte an Männern, die beides vereint besessen hätten. Professor Christ in Leipzig, den merkwürdigerweise Winkelmann nicht einmal gehört hatte, lebte in Leipzig, und nicht im Anschaun der alten Kunstwerke, um seine gebildete Kritik auszubilden. Der geniale Mengs, ein ausübender, höchst geschickter Künstler, dem sich Winkelmann hingab, war eben Künstler sinnlicher Form, und schätzte andere Forderung des Kritikers gering. Es war und bleibt ein Akt des Genie's, daß Winkelmann in seinen monumenti siegreich der bis dahin geltenden historischen Ansicht widersprach, die Etrurier und Aegypter beschränkte und siegreich darthat, bildende Künste stammten nicht bloß von ihnen, sondern entsprängen überall aus einem Bildungs- und Nachahmungstriebe, welcher allen Menschen selbstständig inwohne.

Nun, nachdem er noch einmal in Neapel gewesen, und eine Reise nach Griechenland verschoben hatte, wo er sich von Ausgrabungen in Elis große Entdeckungen versprach, trat er eine Reise nach Deutschland an. In Berlin wollte er eine französische Uebersetzung seiner Geschichte der Kunst veranstalten. Der Bildhauer Cavaceppi begleitete ihn, den 10. April 1768 gingen sie von Rom ab.

In Tyrol versank er in Schwermuth, die steilen Felswände, weiter hin die spitzen Dächer in Deutschland, erzeugten ihm die größte Angst; war es ein in Schönheitsbetrachtung so fein gereiztes Nervensystem, er erklärte bestimmt, nicht weiter zu reisen. Widerstrebend folgte er über München und Regensburg bis Wien, die Schwermuth wurde zur unerträglichen Pein, todtenblaß und zitternd beharrte er auf der Rückreise, nicht Ehre und Auszeichnung, die ihm widerfuhr, änderten etwas in seinem Verlangen, er ward erst heiter, als er wieder nach Triest hinab fuhr. Und dort in Triest ermordete ihn ein Italiener, Archangeli, der nach Winkelmanns Gelde lüstern war, im Gasthauszimmer. Daß Raublust die Ursache der Frevelthat gewesen, wurde wenigstens bis jetzt allgemein angenommen. Neuere Nachfrage will entdeckt haben, daß persönlicher Haß das Motiv gewesen sei, Haß um Liebschaft, um den Einfluß des Ausländers, um dessen Gleichgültigkeit und gelegentliche Spötterei gegen den angenommenen Katholicismus. Leopold Schefer hat darüber merkwürdige Andeutungen gegeben.

Die Ergänzungen zu seiner Geschichte der Kunst wurden sehr mangelhaft in Wien herausgegeben, seine Papiere, die er dem Kardinal Albani vermacht hatte, kamen später nach Paris. 1808 haben Fernow, Meyer und Schulze eine Ausgabe seiner Schriften in 8 Bänden veranstaltet; Eiselein hat von 1825—30 eine in 12 Bänden zu Donaueschingen besorgt.

Es ist ihm vorgeworfen worden, daß seine Begeisterung absonderlich in letzter Zeit oft haltlos geworden, und auf allzuviele und beliebige Deutung der Kunstwerke und der bloßen Bruchstücke gerathen sei, daß er oft den Seher statt des Kenners auf eine ungestüme Weise gespielt, daß er hochmüthig zu wenig Kenntniß von gleichzeitiger, ähnlicher Arbeit genommen, daß er sehr mangelhafte Ausgaben der alten Klassiker benützt, sich zu weit darin auf sein Gedächtniß verlassen habe, und dadurch zu mancher Unrichtigkeit geführt worden sei. Besonders den letzteren Punkt sieht man schon von Lessing berührt.

Es muß nur dabei nicht vergessen werden, daß er ein historisches Feld der Kunstbildung betrat, was in unsrer Nation noch Niemand mit dieser ausgebildeten Absicht betreten hatte. All die

gemüthlich-philosophische Aesthetik, welche in unserm Vaterlande rege geworden war, welche mit und nach Plato sich erging über allerlei Art der Empfindung, über Schönes und Wahres, ohne doch streng wissenschaftlich dies Alles in eine Form zu fesseln, all' diese Gemüthsästhetik konnte ihm wenig helfen, war aber wohl angethan, ihn zu jener Schwärmerei zu verleiten, welcher er denn auch nicht ganz entgangen ist. Mag sie einem Systeme hinderlich gewesen sein, seinem der Begeisterung fähigen Herzen macht sie Ehre, und dem allgemein zu erweckenden Antheile an höherem Geschmacke war sie höchst förderſam.

Ja, der Wunsch ist natürlich und schön, daß Lessing neben ihm gewesen wäre, neben ihm betrachtet, mit alten Grundsätzen verglichen und darnach modern gefolgert hätte! Lag doch auch dieser Drang wie eine historische Anforderung in ihm, der Drang, in Rom zu leben, zu schaun und zu folgern!

Er war die Potenz, in welcher sich die beiden ästhetischen Richtungen folgenreich vereinigten, nämlich die eben erwähnte philosophische, und die historische, denen auch in diesem Kreise die beiden, eine Menschheit umschließenden Griechen Plato und Aristoteles vorstanden. Und er hatte die historische Aesthetik, welche sich auf Aristoteles, auf Longin, und auf die etwas triviale Poetik des Horaz berief, am Unbefangensten aufgefaßt, er besaß alle Fähigkeit zu einer höheren philosophischen Verarbeitung als der bloß gemüthlichen, wie es von den erwähnten Popularphilosophen geschah. Verband sich mit ihm die Begeisterung Winkelmanns, welche ihm abging, das poetisch begabte Auge, dann konnte uns damals schon eine Wissenschaft der Kunst gewonnen werden, während ohne Verbindung dieser Männer die gemüthliche und die historische Forschung über das Schönheitsprincip noch unverbunden neben einander blieben, und der Talente und Genies harrten, womit glücklicherweise diese Zeit mehr denn jede andere gesegnet war.

Denn freilich, selbst wenn durch Vereinigung dieser zwei Wege ein festes Princip gefunden war, dann blieb noch der romantische Punkt aller neuen Zeit übrig, dessen sich nur das Genie bemeistert, um eine schöne, wirklich moderne That zu erzeugen. Dieser romantische Punkt ist eben unser Leben: man mag die

systematisch festgestellte Forderung noch so vollständig ergreifen, sie selbst giebt nur ein todtes Produkt; die Romantik ist eben eine Weiterzeugung in das noch Ungefaßte, weil sie nirgends durch eine plastische Welt begrenzt ist.

Dies hat Niemand so tief empfunden als Goethe. Darum hat er sich so anerkennend und doch so erweiternd, so lobend und doch so Raum öffnend dem Winkelmann'schen Streben zugewandt, auf historischer Kunstbasis ein Princip zu suchen, und sich doch in ungefesselter, begeisterungsvoller Theilnahme alle moderne Möglichkeit offen zu erhalten. Darum hat er ihm eine eigene Schrift gewidmet, darum hielt er sich stets die abschließende Philosophie fern, nicht bloß, weil schöpferisch poetische Naturen niemals leicht in ein fremdes bloßes Gedankenhaus der Welt hinein mögen, sondern weil sein Talent ganz lebhaft spürte, die romantischen Erweiterungen hätten noch große Bahn vor sich, und dürften nur mit dem vorsichtigsten Schritte abgesteckt werden. Darum ist ihm auch so viele Verkennung, so viel absprechendes und schiefes Urtheil begegnet. Auch dies hängt genau mit dem Standpunkte zusammen, auf welchem das ästhetische Princip nach den philosophischen und nach Winkelmann's Bestrebungen verblieb. Das Princip war nur in einer gewissen Mannigfaltigkeit erweckt worden, in eben solcher Mannigfaltigkeit, wie Winkelmann allerlei Eindrücke empfing und deutete; man mochte es wohl auf diesen oder jenen Einheitsausdruck zurückführen, es das Charakteristische oder das Bedeutende nennen, oder noch anders, die Mannigfaltigkeit blieb darin. Denn wir sind heute noch um kein Haar breit weiter, wenn auch die systematische Philosophie Alles scharfsinnig zusammengefaßt und zur Nothwendigkeit, dem Kennzeichen aller Philosophie, geordnet hat. Philosophie erfindet nicht, sondern findet. Sie läßt in unsrer romantischen Zeit mit richtiger Bescheidung die Romantik den Dichtern; das ästhetische Princip ist ausgebildeter und fester, aber noch in jener Mannigfaltigkeit begriffen. Was geht nicht Alles in den Ausdruck „bedeutend" oder in den ziemlich gleich viel geltenden „charakteristisch," um welche Verschiedenheit der Goethianer Meyer und der Kunstkenner Hirt nicht auseinandergehn durften, was geht nicht Alles hinein? Er ist ein Fortschritt aus dem allgemeinen Worte „schön," aber nur ein Fortschritt.

Darum, — und für diese Folgerung ward ausgehoben, — war jedes neue Goethe'sche Buch ein Räthsel, ein Stein des Anstoßes, weil jenes Princip der Mannigfaltigkeit, das Princip des Bedeutenden von der Schulkritik nicht gefaßt werden kann, denn jedes Buch ist eine neue Welt, für welche die früher abgezogene Regel nicht paßt. Es ist aber nicht Sitte zu sagen: die Regel paßt nicht, sondern man sagt: Das Buch ist unpassend. Der Drang zur Klassik ist so groß, daß man auch in der romantischen Existenz klassische Verhältnisse anspricht. Die besten Goethe'schen Bücher haben die ärgste Anfechtung erfahren, und wohl uns, wenn just ein Bestes betroffen wird, denn dies hat so viel Lebenskraft, daß es sein eigen Gesetz erzeugt, und allmählig selbst Gesetz wird. Das schwächere Gute aber leidet verderblich darunter. — Und so geht es noch heute, und wird es noch lange gehn, bis sich die romantische Mannigfaltigkeit des Gesetzes immer dichter in einen geschlossenen Kreis zieht, und unsre romantische Welt in einen neuen klassischen Kreis gefestigt ist, der sich höher und weiter dehnt, als der frühere griechische, und die Ueberbietung durch einen neuen romantischen Anfang erharrt. Jedes ästhetische Produkt, sei es ein Bild oder ein Buch — vorausgesetzt, daß eine wirkliche Kraft dem Verfasser zugetraut werden muß — braucht seit dem durch Winkelmann und Goethe geöffneten Principe sein neues Auge, sein neues Gesetz. Es werden sich dabei die bloß erzeugten und nicht erzeugenden Köpfe immer kund geben; all solch neues Produkt wird ihnen ein Anstoß sein. Und sie sind dabei in eigner Lebensrettung, denn ihr Erworbenes und Erlerntes ist auf dem Spiele, wenn die neue Gattung anerkannt wird, sie haben kein Kapital, sondern nur eine Rente, die bei der jedesmalig geltenden Aesthetik steht, und mit dieser fällt.

Das sind Folgerungen, die durch den Winkelmann'schen Standpunkt erzeugt sind, und damit genau zusammenhängen, daß Winkelmann zu keiner wissenschaftlichen Begründung eines vorwärts und unbedingt geltenden Prinzipes kam. Hier ist dieser Mangel eher segensreich geworden, denn Winkelmann war keineswegs das hiefür nöthige, umfassende Genie, und sein Blick war nur rückwärts zu den Alten gekehrt. Wie viel ferner verschüttet werden konnte, haben die nächsten Jahre gezeigt, welche

mit so viel genialen Männern ausgerüstet, mit so viel außerordentlicher Thätigkeit gesegnet waren, und welche doch nicht zu einem dogmatischen Abschlusse geschritten sind, auch nicht im Reiche der schönen Kunst.

Nach ganz anderen Seiten hin, aber auch tief und nachhaltig, und auch im historischen Wege wirkt für ein neues kritisches Bewußtsein unsrer Nation Justus Möser, — 1720—1794 — ein Name, welcher eine Zeitlang nur von den Besten des Landes behalten wurde, obwohl sein Interesse vielfach mit den populärsten Dingen beschäftigt, an das allgemeinste Verständniß gerichtet und mit größter Liebe von diesem aufgenommen war. Osnabrück war seine Vaterstadt, und jetzt erst hat sie den großen Besitz eines so tüchtigen Mannes gewürdigt, und vor Kurzem ist seinem Ruhme eine Bildsäule aufgerichtet worden.

Justus Möser hat von 1740—42 in Jena und Göttingen die Rechte studirt, und als praktischer Jurist und Staatsmann seiner Heimath redlich, eifrig und mit dem günstigsten Erfolge gedient. Er war lange Zeit eine leitende Hauptperson des kleinen Ländchens als Syndikus der Ritterschaft und später als Geheimer Referendarius der Regierung. In dem lebendigen, thätigen Leben stets mitten inne, kundig aller nahen und ausländischen Kultur, geschäftig lange Zeit in London verkehrend, erregt und gesteigert durch das angespornte Leben während des siebenjährigen Krieges, war seine große, freundliche Gestalt, sein milder Ernst, seine feste, sanfte und oft heitere Menschlichkeit allen Mitbürgern in der Nähe ein steter Trost, und allen fern Wohnenden eine wohlthuende Erscheinung. Sein Wort als das eines Autors ist schon einmal flüchtig in Lessings Nähe aufgetaucht, da, wo es sich des gemißhandelten Hanswurstes annimmt, und so finden wir ihn hundertfach, wie er das nächste Interesse einer allgemeinen Bildung ergreift, daraus einen ernsten, und doch heiter lächelnden Aufsatz formt, ihn in das heimische Intelligenzblatt einreiht, oder an Nicolai für die „Bibliothek,“ oder an Biester für die Berlinische Monatsschrift sendet. Aus diesen einzelnen Aufsätzen bildeten sich die berühmten „Patriotischen

Phantasieen," in welche er sie von 1775 an sammelte, und von denen 4 Theile drei Mal aufgelegt erschienen sind.

Wenn man unter diese Aufsätze tritt, so empfängt und erkennt man die Bildung der Möserschen Figur, und in ihr das große Moment, was er uns so unscheinbar erobern half. Dies Moment besteht darin: vom Nächsten anzufangen, das scheinbar Unbedeutende aber eben Nothwendige aufzufassen, sorgfältig nach jeder Seite zu betrachten, organisch, klar, ohne Uebertreibung und ohne Rückhalt die Folgerung zu suchen, in ihr den Blick nach einem großen Verhältnisse zu erweitern, und in dieser einfachen, aber großen historischen Art ein neues, wirklich gesundes und darum wirkliches, mögliches Resultat zu finden.

Wenn wieder vor Augen gebracht wird, was oben öfters von rationaler, organischer Bildung gesagt, wie sie gewünscht und so vielfach vermißt wurde, so wird ein Verständniß und eine Schätzung Mösers sich von selbst darbieten. Er ist ein Bild dieses oft vermißten Ganges. Er würdigte hoch eine Spekulation, wenn sie gehalten, aus sicherer Grenze aufsteigt, wie man dies aus seiner „Osnabrück'schen Geschichte" ersehen mag; aber er warnte redlich und klug vor der verwirrenden Schlußart aus dem Allgemeinen in's Allgemeine. Die nöthige Beschränkung, wie sie das Nationale heischt, um einen Anfang und Anhalt und eine feste Bahn zu finden, lehrt Niemand so eindringlich als Möser, und es zeigt Niemand dabei so überzeugend, daß die Bahn selbst alsdann um so weiter führen könne, je sorgfältiger und aufmerksamer sie erst von vornherein eingerichtet worden.

Dieser naturgemäße Wink und Drang zur Entwickelung, dieses Wachsthum aus dem Festen, durch das Sichere in's Große stellt sich in ihm dar wie das morgenfrischeste Gebild einer schönen Menschenbildung. Ein Titel und Satz aus seinen Aufsätzen verbreitet ein weites Licht über ihn, dieser heißt: „Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich."

Mit bestem Rechte haben darum Neuere wie Ranke, Dahlmann, Mendelssohn der jüngere, Möser's Andenken erneut, mit bestem Rechte weis't darum ein neuerer Publicist, Gustav Schlesier, nachdem wir heerweise Erfahrungen gemacht, jetzt noch auf

den Weg Justus Mösers zurück, wenn von wohlthuender Thätigkeit in Politik, nach Umständen in Opposition, oder überhaupt von national-bildenden Einflüssen die Rede sein solle, und nennt ihn unumwunden den Gründer deutscher Staatsweisheit.

Erwägt die Erschütterungen, welche noch bei Mösers später Lebenszeit über die politische Welt, über alle Nation und Form im Allgemeinen hereinbrachen, erwägt, wie vorsichtig und besonnen, vielleicht zu vorsichtig, unser Vaterland sich betheiligen ließ, so weit dies von ihm selber abhing, wie fest der innere Kern unsers Nationallebens doch in so stürmischer Zeit bewahrt worden ist, erwägt das, und bezweifelt noch, daß dies sauber ausgebildete Mösersche Moment tief in die Furchen unsrer Existenz gefallen, und mit reicher Ernte belohnt worden ist. Vergesset daneben nicht, daß fast alle übrige Kultur, der man ringsum begegnet, in's Allgemeine hin geartet, daß fast Alles kosmopolitisch, in keineswegs ersprießlicher Bedeutung des Wortes war, und daß eigentlich nur der Goethe'sche Weg in anderen Bereichen mit diesem organischen Mösers zusammentraf. Dann wächst dieser Mann hoch und fest wie seine eherne Statue jetzt zu Osnabrück steht, und höher und fester noch, denn diese.

Sein zusammenhängendes Hauptbuch ist die „Osnabrück'sche Geschichte," wo er ganz in seiner Weise vom Beschränkten anhebt, und es Stufe für Stufe so vortrefflich erweitert und anknüpft, daß man unter diesem unscheinbaren Titel die feinste Wendung in's Allgemeine, die reichsten Blicke über deutsche Geschichte, und Geschichte überhaupt erhält. Der Stoff ist leider nur bis zum Jahr 1792 geführt.

Möser wurde vielfach der deutsche Franklin genannt. Sein Stil, ist voll, stark, einfach, ungeschmückt.

Weniger durchgebildet, aber doch für eine unparteiische historische Ansicht vorbereitend, für eine gefaßte, mannigfache Geschichtschreibung vorwirkend war Johann Matthias Schröckh — 1733—1808. Er stammte aus Wien, und die üble Lage, in welcher er seine Glaubensgenossen, die Protestanten, sah, trieb ihn, Prediger zu werden. In Göttingen studirend gewann er durch Mosheim Vorliebe zur Kirchengeschichte, kam dann nach Leipzig und recensirte für die Acta eruditorum und die Leipziger

gelehrten Zeitungen, ein Geschäft, was er sieben Jahre betrieb, und wobei er viel Bücher kennen, Bücher rasch gebrauchen und leicht schreiben lernte. Später ward er Professor in Wittenberg und schrieb seine „christliche Kirchengeschichte," welche mit den Fortsetzungen „seit der Reformation" 43 Theile enthält, denen Tzschirner noch zwei angefügt hat. Außerdem hat er gebracht: „Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten," die er noch in Leipzig schrieb; dann folgte „Allgemeine Biographie," dann seine Kirchengeschichte, und zuletzt seine „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder."

Das Talent seiner Schreibart erhob sich nicht besonders, gab aber den Stoff klar und deutlich; seine Thätigkeit, obwohl zu keiner hohen Wissenschaftlichkeit aufgeschwungen, ist höchst verdienstlich geworden, und muß großen Lobes theilhaftig bleiben, wenn auch noch zu Schröckh's Lebzeiten aus der Geschichtschreibung eine viel größere Wissenschaft und Kunst gemacht wurde. Der Fleiß und die erste allgemeine Zusammenstellung geschichtlichen Stoffes, das lebhafte Interesse, was er dafür zu wecken wußte, sind ungeschmälert auszuzeichnen.

Geistreicher, kühner, eigenthümlicher, rascher und frischer in Auffassung und Form war freilich August Ludwig v. Schlözer, 1735—1809.

Geschichtliche Anwendung auf Leben, Staat und sonstige Forderung war großentheils von Frankreich ausgegangen, die Montesquieu, Voltaire, Duclos, Mably, Raynal richteten sich dahin, Brosses und Barthélemy beschrieben gemeinfaßlich das Alterthum. England faßte diese Richtung ernster und größer, die Hume, Robertson und Gibbon sind die ersten Meister moderner Geschichtschreibung, und die Deutschen, den schwereren Theil aufmerksam aufnehmend, haben so viel Fleiß, Geist und Wissenschaft darauf verwendet, daß sie es darin zu einer klassischen Meisterschaft gebracht haben, die von keiner Nation übertroffen, ja von keiner erreicht wird. Der historische Sinn, die historische Deutung und Folgerung, ist auch in so sublimer Art bei keinem Volke ausgebildet und verbreitet als bei dem deutschen. Dies und die spekulative Philosophie sind die zwei Kulturhöhen, womit die deutsche Nation auf Kosten manches näheren Wissens und Vortheiles überragt. Das Aufsehen, was neuerdings un-

gewöhnliche Historiker der Franzosen auch bei uns machten, wie die Michelet und Aehnliche, ist ein Beweis, daß es ein ungewöhnliches war.

Die Grundlage zu der historiographischen Ueberlegenheit bildete sich durch die Vorarbeiten für kritisches Verfahren, eines Ernesti, Griesbach, Plank, Gatterer, durch Aufmerksamkeit auf die englischen Muster, und späterhin durch die hohen Standpunkte, welche von ausgebildeter Philosophie hergenommen wurden.

Geistreiche Methode wurde in hohem Grade durch Schlözer gefördert. Er war ein schwäbischer Predigersohn, der denn auch seine Theologie in Wittenberg studirte, sie dann bei Seite warf, in den Orient reisen wollte, nach Stockholm kam, von da nach Göttingen eilte, um schleunigst Medicin zu studiren, einem andern Ungestüme nachgab und nach Petersburg gerieth, endlich als Professor der Geschichte und später der Politik in Göttingen festgehalten wurde. Er war von reicher Gelehrsamkeit, mit einem scharf sehenden, dreisten, schonunglos zusammenfassenden Naturel begabt, er glaubte wenig, aber ergriff zur Betrachtung und Anwendung Alles; er gab dem Dinge, was seitdem so mächtig geworden ist, der öffentlichen Meinung, eine freie, unumwundene Sprache, und that das in einer so starken und fesselnden Art, daß Alles aufhorchte und von dieser neuen Macht betroffen wurde. Es wird von der Kaiserin Maria Theresia erzählt, daß sie immer sehr begierig gefragt habe: Ist kein Schlözer da? womit der „Briefwechsel" und die „Staatsanzeigen" gemeint sind, die er herausgab. Woltmann sagt über ihn: Vor Schlözer hatte keiner gewagt, mehr Verstand, als einen sehr dünnen kritischen, in die Geschichte zu bringen. Mit lebendiger Derbheit, witzigen, zum Theil wahren und gelehrten fast immer skurril gesagten Kombinationen, mit einer Kühnheit, die zur Frechheit wurde, weil ihm aller Sinn für das Antike, das künstlerische, das darstellende Vermögen abging, stürmte Schlözer in das geschichtliche Studium der Deutschen, dessen Nüchternheit und Trockenheit ihn anekelte. Um die ärgste Schläfrigkeit und Dickhäutigkeit zu reizen war er sehr geeignet.

Er hat viel geschrieben in Geschichte, Staatswissenschaft und Statistik, hat die Geschichte Rußlands begründet, und eine lebhafte Anregung in Deutschland gegeben. Eine „kleine Welt-

geschichte," eine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder," eine „Allgemeine Geschichte von dem Norden," „Russische Annalen" sind von ihm da. 1828 ist seine Lebensbeschreibung durch Ch. v. Schlözer in 2 Bänden herausgegeben.

Sein Stil ist eben so rasch, lebendig, ungestüm, oft spottend, witzig wie sein Wesen, und es ist ein charakteristisch Zeichen seiner Zeit und ein Mangel seiner Auffassung, daß er für alles religiose Moment keinen Sinn hatte und es als unwesentlich bei Seite liegen ließ. Später bei einer Uebersicht historiographischer Kunst kommt er im Zusammenhange damit nochmals in Rede.

Mehr zum leichten Dilettantismus der geschichtlichen Erzählung neigend, aber in einem für jene Zeit sehr gewandten, oft feinen Stile ist

Helfrich Peter Sturz, — 1736—1779 — der schon mit einer Schilderung Klopstocks aufgeführt worden ist. Er stammte aus Darmstadt und gerieth, nachdem er in Göttingen studirt hatte, in den dänischen Staatsdienst, und zwar aus Bernstorfs Kabinet in das Ministerium des Auswärtigen. Ein Lebemann, erfahren und gewiegt in Verhältniß und Feinheit der Gesellschaft, fand sein gewandter Geist leichtlich einen Stil, welcher zu den besten des vorigen Jahrhunderts gerechnet wurde. Er machte sich auch in ganz natürlicher Folge an die Darstellung dessen, was ihm zunächst lag, schrieb eine Art Memoiren, „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. Bernstorf," „Briefe eines Reisenden" und viele einzelne Aufsätze, die er größtentheils für Boie's deutsches Museum entworfen hatte, darunter „Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rousseau" — „Wer ist glücklich? Antwort: Ein gesunder, witziger, geschmackvoller Mann mit einem Generalpächtervermögen."

In den Sturz Struensee's verwickelt, ward er in's Gefängniß geworfen, und seine feine Heiterkeit war dahin. Obwohl später für unschuldig erklärt, blieb er doch zerbrochen und starb früh auf einem Besuche in Bremen.

Um die Zahl derjenigen voll zu machen, welche in allerlei Einzelnheit das Nationalbewußtsein förderten, sei noch zum Schlusse genannt:

Friedrich Karl Freiherr von Moser — 1723—1798 — aus Stuttgart, der als Politiker in kleinen Schriften wirkte, und

freimüthig, stark, scharf, oft bitter auftrat. Das deutsche Staatsrecht war sein Mittelpunkt, es existirt auch der „Versuch einer Staatsgrammatik" von ihm, eine Schrift „der Herr und Diener," „vom deutschen Nationalgeiste," Patriotische Briefe," „Patriotisches Archiv" ꝛc. Von 1751—69 sind 12 Theile kleine Schriften von ihm erschienen.

23.

Wieland.

Thümmel — Heinse.

Wieland wird zu den Klassikern gezählt, wird neben Schiller und Goethe genannt, weil er neben ihnen in Weimar lebte, und in welche ganz andere Kreise gehört er doch! Zum alten Bodmer müssen wir zurück, zum Streite mit Gottsched nach Zürich, zur Tugend ohne Reim, und dahin hat Wieland nicht etwa bloß die ersten Seufzer und Verse gerichtet, nein, er hat Jahre lang dort gelebt, ist Bodmers Vorkämpfer gewesen mit Leib und Seele!

Dieser merkwürdige Wieland war damals ein etwas blasser Morgenstern, der aber täglich wiederkam, und als die Klassiker wirklich neben ihm standen, ein Abendstern, der überall gesehen und erkannt ward, aber neben Sonne und Mond nur mäßigen Glanzes bestehen konnte. Allein was liegt für eine Gedankenzeit darin, des Hamburger Brockes Verse als musterhafte in der Jugend gelesen, und Verse machend noch Schiller überlebt zu haben! Aller Kern deutscher Literatur hat sich neben, und mit diesem Manne entwickelt, und Alles spiegelt sich nach irgend einer Weise in ihm ab, und nichts gewaltig, nachdrücklich, völlig, Pietismus, Platonismus, französische Leichtfertigkeit, englische Sentimentalität, und wie alle die Themata weiter heißen, die schon berührt sind, oder noch berührt werden. Es ist eine Literaturgeschichte im Kleinen, wenn Wielands Leben ausführlich erzählt wird.

Er stammte aus Schwaben, zu Ober-Holzheim ward er den 5. September 1733 geboren. Dies Dorf, wo sein Vater Prediger war, gehörte zur Stadt Biberach, und Biberach gehört jetzt zum Donaukreise des Königreichs Württemberg. Dies Städtchen, was er auch stets als seine Geburtsstadt anführte, ist seine eigentliche Heimath. Der Vater wurde nicht lange nach der Geburt des Kleinen dorthin versetzt. Dort in lieblichen Wiesenthälern, welche das Flüßchen Riß durcheilt, wuchs er auf. Nicht Wildheit, nicht Sturm kündigte sich an bei dem nicht besonders starken Knaben, er war sanft und leicht reizbar wie die Mutter, der theologische Ernst des Vaters beschattete ihn früh, er suchte Einsamkeit; die Natur, der gestirnte Himmel beschäftigten ihn, er machte sich frühzeitig Vorwürfe und Skrupel über religiose Gewissenssachen, er lernte außerordentlich, und der reinliche Sinn der Mutter ging bis zur Pedanterie in ihn über.

Verse erwachten schon im elften Jahre des kleinen Schwaben, zunächst lateinische, deren er an die Tausend verfertigt hat. Zu deutschen spornte ihn jener Brockes, welcher bei der zweiten schlesischen Schule erwähnt worden ist, und der auf sehr viele junge Gemüther den besten Eindruck machte. Noch im Jahre 1797 spricht Wieland im Merkur voller Anerkennung über ihn, Geßner rühmt die kleine Malerei der Natur außerordentlich an Brockes.

Nach diesem Vorbilde schrieb der Knabe Wieland unerschöpfliche Verse. Schon im dreizehnten Jahre macht er sich an ein Heldengedicht, die Zerstörung Jerusalems, welches in der Nacht belagert und erobert wurde, da ihm des Tags untersagt war, Verse zu machen; Hübner's Anleitung zur deutschen Poesie und Gottsched's kritische Dichtkunst waren die Leitfäden für den Jünger.

Als er noch nicht vierzehn Jahre alt war, schickte ihn der Vater auf die Schule Klosterbergen bei Magdeburg. Der Vater hatte sie gewählt, weil der pietistische Geist, welchem er zugethan war, der Geist Speners und Hermann Frankes dort durch den Rektor Steinmetz streng aufrecht gehalten wurde. Dieser Steinmetz, sagt Wieland, war bis zur Schwärmerei devot, alle Lehrer wurden in diesem Sinne gewählt, und diejenigen Lehrer, welche nicht von innen aus zu diesem Pietismus neigten, heuchelten ihn um so lebhafter. Der kleine Martin war denn auch eifrigster Pietist. Nun konnten aber doch die heidnischen Klassiker vom

Unterrichte nicht ausgeschlossen werden, wie sehr dies auch des Rektors und seiner Getreuen Wunsch gewesen wäre, und damit drängte sich eine profane Welt in die Seele des Knaben. Obenein fielen ihm französische Schriftsteller in die Hände, die er mit Hilfe eines schlechten Wörterbuches bald verstand, Bayle, Fontenelle, Voltaire, d'Argens; philosophische Bücher fanden sich ebenfalls, Sachen von Wolf, von Leibnitz, und der sehr vorgeschrittene Knabe hatte einen großen Drang und große Fertigkeit zum Philosophiren. Leibnitzens Monadenlehre hatte ihm sogar einen Aufsatz eingegeben, worin die Möglichkeit dargethan wurde, wie Venus durch bloße Gesetze der Atome aus dem Meeresschaume habe entstehen können.

Dieser Wirrwarr verursachte ihm die größten Gewissensqualen, er verweinte seine Nächte und rang die Hände wund aus Furcht vor der Hölle. Gesunder Trieb drang aber stets wieder durch, besonders Xenophon lockte ihn auf's Neue; Theilnahme an deutscher Literatur gab ihm zerstreuenden Stoff, Breitingers „kritische Dichtkunst" ward studirt, Bodmers „Discourse der Maler" die Bremer Beiträge, Hallers Gedichte wurden erlangt und verschlungen, sogar die damals so beliebten und so wirksamen englischen Wochenblätter, der Spektator, Tatler, Guardian waren in Klosterbergen erreichbar.

Nach zwei Jahren verließ er 1749 die Schule und zog zu einem Verwandten, dem Dr. Baumer, nach Erfurt, um philosophische Studien zu treiben. Dieser Baumer scheint ein sehr gescheidter Mann gewesen zu sein, der mit freien Ansichten nicht voreilig gegen den jungen Wieland herausgehen mochte und diesem keinen günstigen Eindruck machte. In kaustischer Manier las er ihm ein Privatissimum über Don Quixote, und sagte darin, Cervantes habe keineswegs bloß beabsichtigt, die spanische Chevalerie lächerlich zu machen, Don Quixote und sein Sancho seien die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechtes, es möge Schwärmer oder Tölpel sein, wie es wolle.

Leibnitz, Bayle und Wolf waren die Hauptstudien in Erfurt, 1750 kam er wieder nach Hause. Geist und Herz waren mannigfach bestürmt worden von allerlei Gedankenwelt, aber er war im Grunde noch der fromme Martin, als welcher er ausgezogen war. Jetzt traf ihn der Strahl, welcher in der christlichen Welt

alle Wege die Poeten zur farbigen That entzündet hat, es traf ihn die Liebe. Eine entfernte Verwandte, Sophie von Gutermann, kam nach Biberach zum Besuche. Sie war verstört worden durch einen gescheiterten Lebensplan, war eine der starken Seelen, die daraus nur stärkere Fähigkeit gewinnen zur Aufnahme starker Eindrücke, und so geschah's, daß sie den jungen, schwärmerischen Vetter mit theilnehmendem Blick betrachtete. Ein strenger Vater hatte sie von einem Verlobten getrennt, welcher sie allerlei schöne Kunst und Kenntniß gelehrt hatte, und hart und grausam war diese Trennung durch den Vater in's Werk gesetzt worden. Da gelobte sie sich, alle die schöne Fertigkeit des Gesanges, des Musicirens, des Italienischsprechens nimmermehr zu zeigen, und sie hat Wort gehalten.

Ihre Neigung für Wieland erwachte, als sie ihn eines Abends am Martinskirchhofe in Biberach stehen, und in schwärmerisches Sinnen versunken über die Gegend hinblicken sah. Auch sie fühlte sich angewiesen auf die stille Welt des Gedankens und der Natur, sie war ein schönes Mädchen, zwei Jahre älter als Wieland, sicher, stark im Leben, gedanken- und empfindungsreich; — eine innige schwärmerische Neigung ging in seinem Herzen auf, und als er nun nach Tübingen auf die Universität zog, da webte und schwebte er hoch und heilig in den Sphären jener reizenden Jugendschwärmerei, welche die edelsten Weltgedanken in sich trägt. Von Hörsälen, Studenten und Menschen entfernt lebte er auf einem Weinberghäuschen ob dem Neckar, wo er nach Stuttgart hinabfließt; das Thal, die Waldberge, dahinter die Berge der schwäbischen Alp, der Roßberg und die Achalm lagen Tag und Nacht vor seinen Augen, er las und las, und dichtete und schwärmte und verkehrte nirgends sonst mit der Welt.

Hier von Tübingen tritt er zum ersten Male in die Literatur heraus; er hatte noch keinen klaren Begriff von den Parteien und Ansichten draußen im Reiche der Schrift, aber Gottsched fühlte er sich doch wenig geneigt, die Schweizer mit ihrer würdigen Gesinnung zogen ihn mehr, er schickte sein philosophisches Lehrgedicht „die Natur der Dinge" an den Professor Meier nach Halle. Dieser, ein Vertrauter Baumgartens, welcher dessen erste lateinische Aesthetik deutsch bearbeitet hatte, war als Gegner

Gottschedts bekannt, er hatte auch eine empfehlende Beurtheilung des Messias herausgegeben. Wieland schrieb keinen Namen dazu, und Meier ließ es drucken, in der Meinung, es rühre von einem schwäbischen Edelmanne her. Kaum hat es Wieland abgeschickt, so scheint ihm ein andrer Plan noch besser, er schreibt in kurzer Zeit ein Heldengedicht „Hermann" und schickt dies ebenfalls anonym an Bodmer.

Dadurch tritt er in die erste Verbindung mit den Schweizern, besonders mit Bodmer und Schinz, es entspinnt sich ein Briefwechsel, Wieland geräth auf seinem Weinberghäuschen über den Messias, eine Begeisterung hebt ihn in die andere für diesen Sänger, er bestürmt Bodmer mit Fragen nach Person und Schicksal dieses Mannes, denn er weiß, daß Klopstock eine Zeitlang bei Bodmer gelebt hat. Der Gute! er wußte aber nicht, daß sich Bodmer in Klopstock getäuscht glaubte, und nicht mehr so begeistert war für den seraphischen Poeten. Es ist bei Klopstock und Bodmer bereits erwähnt, daß dieser im Messiassänger einen wirklichen Messias haben wollte, daß ihm Klopstocks frischer Menschensinn mißfiel, der auch die profane Bekanntschaft mit einem jungen Kaufmann pflegen, ja allenfalls um Geld zu erwerben in ein kaufmännisches Geschäft treten mochte, wie er dies wirklich später von Kopenhagen aus that. Einer dem Andern mißfällig waren sie geschieden. Klopstock hatte gewiß keine Schuld dabei gehabt, und es war auch vielleicht nicht bloßer Egoismus bei Bodmer gewesen, Klopstocks Theilnahme und Aufmerksamkeit allein zu besitzen; der unklare Idealismus berechtigte ihn vielleicht zu anderer Forderung.

Aber die laue Auskunft störte Wieland nicht, und Bodmer seinerseits hoffte noch einmal, sein poetisches Ideal neben sich zu sehen, er erwartete einen jungen Klopstock in Wieland, und lud ihn ein, nach Zürich zu kommen, in seinem Hause zu wohnen wie jener gethan.

Unterdessen war Wieland in seiner frommen und moralischen Richtung immer thätiger geworden, außer einem „Lobgesang auf die Liebe," welcher der Geliebten galt, und einem Gedichte „der Frühling," hatte er seinen Abscheu vor den leichtfertig sinnlichen Franzosen, vor den Crebillon, der Ninon de l'Enclos, vor den leichtfertigen Römern wie Ovid Worte gegeben, er hatte „mo-

ralische Briefe" und einen „Anti-Ovid" abgefaßt. Kurz, er schrieb hier, und noch Jahre lang darauf gegen die Schriften, welche er später geschrieben hat.

Von Tübingen ging er noch auf einige Zeit nach Hause, um seine Sophie von Augsburg zu erwarten, und dann wirklich zu Bodmer nach Zürich.

Er wehrt sich später sehr, daß man ihn einen Schildknappen Bodmers nenne, aber er war im Grunde nichts Anderes, und das nahe Verhältniß dauerte auch im Grunde nicht länger, als er es war. Was er aus Bodmers Hause schrieb, „Abhandlungen von den Schönheiten des epischen Gedichts: „der Noah," eine Sammlung der Zürcherischen Streitschriften gegen Gottsched, ein „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes," — Alles geschah zur Verherrlichung Bodmers. Die Ansichten über Leben und Dichtung überhaupt, die an sich sehr mager blieben, gewinnen für den Zuschauer eine förmliche Heiterkeit, wenn er sieht, wie sie sich gegenseitig in Zorn reden gegen Anakreon und Tibull, und gegen alles ähnlich Leichtsinnige. Und doch berufen sie sich in aller übrigen Frage auf die Klassiker, deren sämmtliches Wesen von einem Heidenthume getränkt war, wie es Bodmer und Wieland bei nur einiger Konsequenz verabscheuen mußten. Es begegnete nun auch, daß sich letzterer von seinem Herrn und Meister das Thema zu einem Gedichte geben ließ. Bodmer sang bekanntlich vorzugsweise Patriarchen, so ward denn Abraham beliebt, und Wieland dichtete „die Prüfung Abrahams," worin sich zu dem monotheistischen Kreise auch die Musen und unmoralischen Olympier neugierig zudrängten.

Engländer hatten nebenher noch die meiste Gewalt, um so größere, je empfindsamer, je zerflossener sie waren; Elise Rowe veranlaßte ihn „Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde" zu dichten.

In all dies überirdische Weben krachte plötzlich ein Schlag, welcher zur Besinnung, zum Umschaun nach der wirklichen Welt aufschreckte: — zu Anfange des Jahres 1754 war die fortwährend wie ein Seraph geliebte Sophie plötzlich Frau von Laroche. Alle Himmel brachen zusammen.

Es kommt nun zwar noch eine Epoche, wo jene theologische Richtung Wielands noch höher steigt, als bisher, wo sie in direkt

feindliche Thaten gegen allen Anflug von Sinnenwelt ausbricht. Aber darin lag doch schon die Krisis. Dahinein gehören besonders „die Empfindungen eines Christen,“ worin er allen Schimmer der Welt, sei er noch so harmlos, bis in die Hölle verdammt, worin er die geistlichen Behörden auffordert, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Witzlinge anrichten,“ worin er die Dichtungen von Uz namentlich als solche denuncirt, welche vertilgt sein müßten.

Zu dieser Verirrung half auch noch der christliche Nebenzweck, einem literarischen Angriffe vorzubauen, der von Uz und dessen Freunden her Wieland und Bodmer drohte.

In dieselbe Gattung gehören die „Sympathien,“ die „platonischen Betrachtungen über den Menschen,“ und all die kleineren Sachen, welche er damals schrieb. Alles ist Mystik und Kasteiung, die Dichtkunst des Schönen wird ein „Wein der Teufel“ genannt, Gleim wird geschmäht, Petrarka bedauert, Pindar nicht minder, weil er gemißbraucht worden sei zur Verschönerung der heidnischen Göttergeschichte; kurz, sagt der junge Wieland, „jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, sollte auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendliche Mal vorziehen.“

Mittlerweile war er aus Bodmer's Hause geschieden, und hatte den Unterricht einiger jungen Leute übernommen, er kam mit der Welt in öftere Berührung, er entlud sich noch einmal seines Eifers in einem Sündenregister Gottschebs, dann sank er in eine Schwäche, in eine Pause von mehreren Jahren, die sogar körperlich erkennbar wird. „Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz,“ — schreibt er 1756 — „ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowohl meine sehr blöden Augen als mein Hirn dem denkenden Wesen oft versagen.“

So bereitete sich allmählig ein Uebergang. Er ward mit jungen Männern bekannt, mit Geßner, Füßli, mit Zimmermann, er ward gleichgültig gegen Bodmer's Vorwürfe, daß er die Zeit verschwende, er sammelte sich einen Kreis älterer Frauenspersonen, gab denen phantastische Namen, philosophirte und schwärmte mit ihnen, wie sich das eben ergab, und wie es dem stets weiblich breiten Wesen Wielands zusagte. Er nannte diesen Kreis

bereits sein Serail, und sich den kleinen Großtürken. Mit einer 44jährigen Wittwe wurde das Verhältniß bereits enger, die platonische Liebe kam in Gefahr, und er wendete sich rasch zu einem schönen jungen Mädchen. Man sieht, die „christlichen Empfindungen“ nehmen einen ganz wunderlichen Weg, es finden sich in seinen Briefen schon Stellen, wie folgende: „Shaftesbury hat Recht! — wir müssen in helle Aussichten hinaussehen, wenn uns wohl sein soll, wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite ansehn — wider all diese Regeln wird von den Moralisten oft gesündiget.“

Dazwischen wird indessen Ninon de l'Enclos noch eine atheistische Metze genannt; die Ausfälle gegen Uz und Aehnliches aber werden schon bedauert, Shakespeare wird erkannt und gepriesen, Ariost mit Vergnügen studirt, der Don Quixote wird wieder zu Gnaden aufgenommen. Als die Ackermannsche Gesellschaft sich aus dem siebenjährigen Kriege aus Deutschland nach Zürich flüchtet, wird er ein leidenschaftlicher Theatergänger, und schreibt sein Trauerspiel „Lady Johanna Gray,“ eins der ersten Stücke neben Brawe's Brutus und einem Stücke von Elias Schlegel, das in fünffüßigen Jamben geschrieben war.

Lessing hat es beurtheilt, und, die Schwärmereien Wielands bei Seite schiebend, mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne vorausgesagt, daß dieser junge Mann noch ganz andere Dinge schreiben werde, sobald er nur erst in die Welt käme, und deutlich erblickte; die Dinge seien ganz anders, als er sie mit Herrn Bodmer gesehn hätte. Diese Mäßigung Lessings ist bemerkenswerth, da der junge Mann ihm und den Freunden desselben schon großen Aerger gemacht hatte. Bekanntlich erhob sich ja Bodmer feindlich gegen die Fabeln und manche kritische Ansicht Lessings, und Wieland hatte dabei keinen glücklichern Blick gezeigt.

Wielands Aufenthalt in Zürich schloß sich mit dem Anfange des Heldengedichtes Cyrus, mit kleinen politischen Aufsätzen, z. B. „Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen,“ und mit Plänen zu einer Wochenschrift. Aus den letzten Züricher Jahren stammt auch „Araspes und Panthea“ und „Theages oder über Schönheit und Liebe.“ Im Cyrus also war er bereits zu einem ganz irdischen Helden herabgestiegen, der einer menschlichen Charakteristik bedurfte. Er ging

nun, im Sommer 1759, nach Bern, um dort wieder eine Privatlehrerstelle anzutreten. Zuerst versuchte er es kurze Zeit als Hauslehrer, dann ging er wieder zu seiner Manier in Zürich über, mehreren Jünglingen ein Paar Stunden des Tags Vorträge zu halten.

In Bern geht jener begonnene Uebergang aus dem Pietismus reißend schnell weiter. Das mehr ländliche Zürich mit seiner schönen Lage am See, die Vergangenheit, welche ihn durch Bodmer und manches Andere mahnte, erhielt den Apostaten doch immer noch in einer leiblichen Neigung für früheren Drang, — Bern aber trat ganz anders entgegen. Hier herrscht die Stadt, die Natur tritt zurück, patrizische Aristokratie bewegt sich in stattlicher Geselligkeit, man liebt Glanz und Schimmer, reimlose Gedichte sogar interessiren nicht, und Wieland läßt deshalb seinen Cyrus liegen, will den Bernern zu Gefallen den Landbau besingen, kommt vor Spazierfahrten, vor Besuchen, vor Liebschaften nicht dazu; Wieland der Züricher verschwindet nach und nach völlig. Die schönen Augen der Mariane Fels und der blendende Geist der Julie Bondeli nehmen ihn vorzugsweise in Anspruch. Er hat nichts in Bern geschrieben als ein rührendes Trauerspiel „Klementina von Porretta," womit er seine frühere Empfindsamkeit zum letzten Male verherrlichen, und die spröde Julie erweichen wollte.

Die Neigung für dieses gelehrte Mädchen erreichte von all den einzelnen Sympathieen die größte Höhe, er ging lebhaft mit dem Plane um, ihre Hand zu begehren, und als ihn seine Vaterstadt Biberach in den Rath gewählt hatte, da folgte er diesem Rufe auch deswegen, um bald Herr einer unabhängigen Lebensstellung zu sein, wodurch ein ehelich Leben möglich gemacht würde. Im Streben darnach hatte er schon beabsichtigt, eine Buchhandlung und Buchdruckerei anzulegen. Dies unterblieb, er ging 1760 nach Biberach, und hatte dort vier Jahre lang mit aller kleinstädtischen Kabale, die er später in den Abderiten schilderte, und mit den Religionsfeindseligkeiten seiner Heimath zu kämpfen, damit er Kanzleidirektor werde und ein Einkommen von tausend Gulden erhalte. Die Entscheidung zog sich bis nach Wien, und nach dieser Seite erhielt er ganz unerwarteten Beistand.

Eine Stunde nämlich von Biberach entfernt liegt der Markt-

flecken Warthausen, und darin auf einem Berge ein Schloß der mächtigen Grafen Stadion. Der alte Graf lebte dort, und neben ihm der Generaldirektor aller Stadion'schen Güter, und dies war der Gatte Sophieens, war Herr von Laroche, ein Mann der von unermeßlichem Einflusse auf Wieland geworden ist.

Dahin nach Warthausen kam denn Wieland auch von Biberach, ward jenes höheren, in französischer Art sich bewegenden Gesellschaftslebens theilhaftig, sah seine frühere Geliebte wieder, gewann unverhofft nachdrückliche und durchgreifende Unterstützung für seine Kandidatur in Biberach, und verkehrte viel mit Laroche.

Dies Letztere wurde die Hauptsache. Das Verhältniß mit Julien hatte sich wieder gelös't, Sophien gegenüber blieb er unbefangen — denn die gegentheilige Nachricht, welche lange gegolten hat, beruht auf Irrthümern — er war frei, und empfänglich, die Natur Laroche's konnte sich seiner bemächtigen. Und das geschah, und darin lag der größte Wendepunkt in Wieland's Leben.

Wieland ermangelte durchaus einer starken Tiefe; was man die gewaltige Potenz eines großen Genius nennt, das war in ihm nicht vorhanden; mannigfache, ja reiche Anlage war in alle Wege da, rühriger Fleiß, rastlose Bewegung und Thätigkeit, leichte Fassung, rasches Geschick des Bildens kam überall zu Hilfe. So sieht man ihn alle Interessen schnell ergreifen und sich aneignen, er wendet sie und wirft sie in sich umher, aber irgend eine zu ergründen und nachhaltig zu erschöpfen, das lag außer seiner Kraft. Die weibliche Art herrscht durchaus vor, sie bestimmt auch seinen Stil vom frühen Anfange seiner Schriftstellerei bis zum späten Alter: artig, leicht gewendet, gefällig, langathmend, breit, geschwätzig umkreis't er die Dinge, statt in sie einzudringen.

Im Innersten fühlte er doch in Biberach, daß er nach so viel Versuchen einen starken poetischen Halt nicht ergriffen habe; über den frommen Moralismus glaubte er sich hinaus, und doch war kein recht anderes Princip gewonnen. Oder er fühlte auch dies nicht besonders stark, und der Lebens- und Dichtungsdrang in ihm verlangte nur irgend ein Etwas; romantischen Reiz und Zauber hatte er genug in sich, Drang nach einem Zwecke war von der ernsten Tugend auch noch übrig geblieben, es kam also das Wirken dieses Mannes zumeist auf eine schmeichelnde poetische

Unterhaltung hinaus, für welche immer die kleine Möglichkeit einer moralischen Rechtfertigung oder Bemäntelung übrig blieb, wenn man ihn gar hart zu einer Vertheidigung drängte. Laroche, ein kühler, scharf verständiger Lebemann, gebildet in der großen Welt, ein kleiner geistreicher Mephisto, welcher die Lücken der literarischen Thätigkeit besser sah, als das, was sie ausfüllen konnte, war die nächste und stärkste Veranlassung für Wieland. Er hob ihn in die lächelnde Welt des Tages. Und wie gern ließ sich Wieland heben! Es war durchaus etwas von jener viel citirten Frau aus Göthe's Meister in ihm, von der Madame Melina, welche eine Anempfinderin genannt wird, Wieland war ein Anempfinder in der Literatur, aber er war im Vortheile zu jener Dame, mit außerordentlich vielen und schönen Anlagen ausgerüstet. In der Jugend schrieb er stets in Stoff und Form, wie das letzte Buch, was ihn stark interessirt hatte; wie er sich Bodmern anempfand, ist deutlich gewesen, sogar der Julie Bondeli empfand er Vieles zu Gefallen. Von der überlegenen Natur Laroche's empfand er an, was sich von einer so verneinenden Natur anempfinden ließ: er befreite sich mit einem leichten Achselzucken von seiner frühern Welt, er suchte sich heiter dasjenige, was leicht und graziös anregen und poetisch beschäftigen könne, ohne doch mehr zu wollen, was interessante Gegensätze aufstelle, ohne sie doch schwer dogmatisch zu überwinden. So entsteht seine graziös lüsterne Gattung des reizenden Verses um die jetzige Zeit, sein „Idris und Zenide" seine „Musarion," seine „komischen Erzählungen," die Grazien wachen auf; mit dem „neuen Amadis" holt er direkt einen Stoff von den Franzosen herüber, sein „Agathon" beginnt, worin er in diesem zu Delphi keusch aufgezogenen Jünglinge sich selbst und in der Psyche seine Sophie schildert, und all den Idealismus seiner früheren Zeit, welchem der Realismus des Hippias so gefährlich zusetzt. Die halbe Satire, welche so leicht entsteht, wenn man sich einer Welt bemeistern will, ohne ihrer ganz Herr zu sein, brach Don Quixotisch in seinem „Silvio von Rosalva" aus. An Frau von Laroche hatte er immer noch eine Schranke ernster Mißbilligung, wenn er der Sinnlichkeit so viel Raum und Lockung gönnte, sie schüttelte das Haupt dazu; die früheren Freunde, Geßner und Zimmermann, drückten zuweilen ihre Bestürzung aus, kritische Stimmen erhoben sich über

Immoralität, Laroche lächelte. Da schrieb denn Wieland immer: „o, ich bin hier von langweilig juristischen Arbeiten geplagt, ich dichte manche dieser Leichtfertigkeiten auf dem öden Rathhause unter Akten, damit ich eine Erheiterung habe, und im Nothfalle kann ich alle moralisch rechtfertigen, entweder sie haben doch eine moralische Tendenz, oder sie nehmen eine moralische Wendung, ganz gewiß, Ihr mögt dies glauben!"

Diese Schattenseite Wielands soll man sich nicht bergen, diese Schwäche des Halts, diesen Mangel des Princips, diese Verlüsterung und unpassende Vermischung des griechischen Sinnenlebens, der schönen Nacktheit, diese furchtsame, kleinstädtische Ansicht davon bei großer Neigung dafür. Aber die Nachwelt soll auch die großen Verdienste nicht so gering schätzen, wie es damals von Wieland's kritischer Mitwelt geschah. Wieland hatte eine sehr üble Lage: mit den Gegnern Bodmers hatte er es früher durchaus verdorben, da er als fanatischer Verfechter Bodmers auftrat, die Theilnehmer an der „Bibliothek" in Berlin also konnten ihm von vornherein nicht sehr gewogen sein, und doch verfuhren sie noch am Säuberlichsten mit ihm, es verdroß ihn nur der Ton, wie der junge Abbt, wie Nicolai über ihn sprachen. Mit Uz und den vielen Verehrern dieser Muse war die übelste Stellung entsprungen durch jene unverzeihliche Anklage aus Zürich, welche Wieland um die jetzige Zeit bitter bereute. Bodmer und dessen Freunde, um derentwillen er so viel auf sich geladen, waren jetzt seine tiefsten Feinde, da er sich so entschieden abgewendet von der patriarchalischen Fahne. Sulzer, der in seiner Jugend schon altmodisch war, und in dieser übeln Eigenschaft später eine Theorie der schönen Künste gab, war ihm sehr übelwollend. Klopstock hatte ihn nie geliebt, und dort oben im Norden fand sich viel Mißwilligkeit gegen Wieland. Mit Klopstock hing sehr genau zusammen Gerstenberg, welcher damals seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" herausgab, und sich sehr herb über Wieland äußerte. Weiter oben im Norden waren ihm auch Hamann und Herder nicht eben zugethan. — Alles nagte an ihm, und so wie es seiner kritischen Ausbildung nachtheilig war, daß er in seinem Biberach, abgelegen „wie am Caspischen Meere," Vieles nicht zu Gesichte bekam, so war es doch seiner Produktion günstig, daß er von dem steten Mißwollen und Tadel nicht allzu

nahe und allzu deutlich gestört wurde. Diese Produktivität war außerordentlich, in diesen Jahren zu Biberach wuchs ihm eine Schrifternte von allen Seiten; auch an die Uebersetzung des Shakespeare ging er hier. Daß ihm diese quellende Hervorbringung nicht angerechnet, ja daß sie ihm auf allerlei Weise verleidet wurde, das war ein nicht zu entschuldigendes Unrecht. Mochte es ihm an kritischer Schärfe fehlen, das Feld des Grundsatzes so tief mit umzugraben, wie damals begonnen wurde, seinen Theil steuerte er doch bei, und wenn dieser Theil nicht erschöpfend war, so war er doch reich. Und in allem Uebrigen fand sich bei ihm der schönste Erfolg: was brachte er für Formen und Stoffe herbei, welche in der jungen kritischen Armuth noch keinen Platz und zum Theil darum keine Anerkennung fanden! Wie schmeidigte er die Sprache, wie gefällig wendete er, und gruppirte er sie! Er schuf den weichen, lockenden Vers, dessen man unsere Sprache bis dahin gar nicht fähig geglaubt hatte, und wenn wir das heut noch finden, und wenn wir nur etwa aussetzen, daß Wendung und Gedanke sich großentheils nicht aus einer leichten Trivialität emporschwingen, so fällt dieser Tadel in die oberflächliche Begnügtheit des Standpunktes, welcher schon gerügt worden ist. Was bei diesem Standpunkte ein unversiegbar sprudelndes Talent schaffen konnte, das schuf er, und die Lebhaftigkeit der Erfindung war ein völliges Wunder neben einer vorzugsweis kritischen Welt, die, wie immer, bei ihrem tieferen Beginn nicht ohne einige Dürre der Erfindung zu sein schien.

Der beste Kritiker allein erkannte das auch, und hatte immer ein eindringend günstiges Wort für Wieland: Lessing schalt auf's Heftigste, daß man einen philosophischen Roman, wie man ihn noch gar nicht besessen, daß man Agathon so oberflächlich beachte, daß man eine Uebersetzung des Shakespeare, welche so willkommen sei, mit so wenig Berücksichtigung aufnehme.

Allerdings war diese Uebersetzung sehr flüchtig gearbeitet, und Gerstenberg, des Englischen kundig, mochte mit Recht viel daran zu tadeln finden, aber die ganze, große Gabe, welche Wieland bot, blieb deshalb preisenswerther als man sie nannte. Lessing sprach auch nur ein paar Mal kurze Worte, und er machte nicht die Zeitungsstimme. Von dieser hatte Wieland eigentlich nur Riedel, dessen Name beim Klotzischen Streite schon genannt ist,

da er dabei dem Klotz in vieler Weise behilflich war. Riedel war ein lebhafter, talentvoller Mann, zu der Zeit Professor an der Universität in Erfurt, und in allerlei Literaturthätigkeit höchst rührig, mannigfach und deshalb nicht selten flüchtig. Er gab zuerst eine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“ heraus, wenigstens den ersten Theil davon; seine bewegliche Theilnahme an tausend andern Dingen erlaubte ihm keine Stetigkeit, er begann „Briefe über das Publikum an einige Glieder desselben,“ worin berühmte Zeitgenossen beurtheilt wurden, er gab eine „philosophische Bibliothek“ heraus, und steuerte zu den meisten Journalen von Bedeutung bei.

Dieser Riedel lobte eigentlich allein den übel gestellten Wieland, und Wielands Stellung blieb eigentlich auch in der Folge eben so übel, da Goethe mit den Frankfurtern seiner spottete und Voß und die Göttinger sein Bild verbrannten. Jenen war er zu zahm, diesen zu ausgelassen, — wir sehen stets in halber Antipathie das innerliche Getriebe der Literatur um ihn gruppirt. Das kommt daher, weil er nach keiner Seite hin kräftig und ganz zu einer Ehrfurcht gebietenden Durchbildung des Princips kommt, weil er sein ganzes Leben hindurch in der Halbheit tändelt, und doch so großes Talent an den Tag legt, um großer Theilnahme werth zu sein. Heiterkeit und lächelndes Gewissen, Reiz, Lockung der Sinne wollte er entlehnt sehen aus der griechischen Welt, aber alle Konsequenz davon sollte, bedeckt mit moralischer Salbung, beschworen werden. Wo sich dies Princip zu einer dreisten künstlerischen Ganzheit aushob, wie dies bei Heinse geschah, da entsetzte er sich; wo eine andere Richtung, wie in Shakespeares Falstaff zu derbem Ausdrucke sich steigerte, da war sein Geselligkeitstakt verletzt, wo er antike Verhältnisse, wie in seiner Oper Alceste nahm, da erschrak er vor starker Ursprünglichkeit, wo er mit feinem Gefühle wichtige Gegensätze zur Sprache brachte, wie im Agathon, da gebrach ihm der Muth, sie schonungslos und in voller Ausdehnung als Gegensätze gegen einander wirken und sich darstellen zu lassen, — diese Halbheit erklärt seinen Charakter, seine Bildung, seine Stellung. Jene kleine Farce, welche bei einer Flasche Burgunder eines fröhlichen Nachmittags von Goethe niedergeschrieben wurde, jene „Götter,

Helden und Wieland" trifft in aller Flüchtigkeit und allem Uebermuthe den Wieland'schen Schaden in's Herz hinein.

Eins nur behielt er unwandelbar lange Zeit für sich zum Ruhme seines Talents, dies war das Publikum. Seine Sachen wurden viel, wurden gern gelesen, und erlebten neue Auflagen. Eigentlich schuf, oder lockte Wieland einen großen Theil des belletristischen Publikums, der vorher in Deutschland gar nicht bestanden hatte, dasjenige Publikum, was geistreich, leicht, anmuthig unterhalten sein wollte, was nicht Erhebung, sondern Anregung vom Dichter wollte, was weniger vom Dichter als vom Poeten sprach, was den Reiz der französischen Geselligkeit kannte oder kennen wollte, was nach der Klopstock'schen Seite hin keine Berührung fand. Dies Publikum ward immer größer durch die wachsende Theilnahme an französischer Form und Schrift, durch den wachsenden allgemeinen Prozeß, die wichtigsten Dinge, wenn auch nur spielerischer Weise in Frage zu ziehen. Dies Publikum hatte sich einen Anflug von popularer Philosophie zugeeignet, und der poetische Vertreter dieser Philosophie war Wieland. Dies Publikum, meist in leidlichen Umständen, war gar nicht darauf gestellt, die Lebensfragen ergründet und zu einem Endresultate geführt zu sehen: nein, hebe die Decke, lieber Poet, nur einen Augenblick, das giebt eine Reizung, dann lasse sie rasch wieder fallen, zieh Dich mit einem Scherz aus der Affaire, gieb eine moralische Wendung hinzu, damit es nicht jedem Unberufenen einfalle, dergleichen ohne Weiteres zu versuchen, und wir wollen Deiner Unterhaltung klatschen!

Graf Stadion, der als Staatsmann immer nur französische Bücher gelesen hatte, sagte zu den heitern Poesieen Wielands, er habe die deutsche Sprache niemals für fähig gehalten, dergleichen graziöse Dinge so graziös auszudrücken.

Dies war Wielands Stellung, welche ihm eine neunjährige Thätigkeit von Biberach aus begründet hatte, er war ein viel gelesener, viel besprochener Autor. Kenntnisse genug hatte er an den Tag gelegt, wenn auch nur seine philosophische Uebersicht im Agathon angerechnet werden sollte; es war daher erklärlich, daß ihn der Kurfürst von Mainz auf Laroche's Empfehlung zum ersten Professor der Philosophie nach Erfurt berief, damit er

durch seinen popularen Ruf der nicht besonders blühenden Universität zu Hilfe komme.

Wieland machte sich im Sommer 1769 mit seiner Familie dahin auf. Es ist hierbei nachzuholen, daß er in der Biberacher Zeit, wo er von den Idealen geschieden war, und sich nach dem erreichbar Bequemen umsah, auch geheirathet hatte, und zwar im alltäglichsten Gange. Die Mama und die Muhmen fanden die Kaufmannstochter aus, sie war leidlich hübsch, sie gefiel Wieland leidlich, und das ward für hinreichend befunden. Zu gutem Glücke kam ein gutes Herz in den leer gelassenen Platz der höheren Herzensforderung, und es ward eine ganz zufriedene und behagliche Ehe; der neue Professor spielte in Erfurt, wo er wenig Umgang fand, mit seinen kleinen Mädchen in heiterer Behaglichkeit.

Seine Thätigkeit mußte in Erfurt zunächst auf die Vorträge gerichtet sein, welche er halten wollte, obwohl diese nicht streng von der Regierung gefordert wurden. Wir sehen ihn also unmittelbar in die popular-philosophischen und in die kritischen Untersuchungen jener Zeit eintreten, obwohl er nach alle dem, was sich bis jetzt an ihm herausgestellt hat, nicht eben mit durchdringendem und erschöpfendem Scharfsinne ausgerüstet war. Im ersten Jahre las er über „die Geschichte der Menschheit" und legte dabei Iselin's oben angeführtes Werk zum Grunde. Montesquieu's esprit des loix ward nebenher zur Ausführung benutzt. Diese Studien erzeugten seine Schrift „Geschichte des menschlichen Geistes." Die beiden andern Jahre, welche er noch in Erfurt war, las er über „Geschichte der Philosophie" nach Formey's Grundrisse, über „allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste," über einzelne Komödien des Aristophanes, über Briefe und über die Dichtkunst des Horaz, manche halb philogogische und anthropologische Vorlesung fand sich dazu, auch eine über Don Quixote.

Es ist indessen nirgends ersichtlich, daß er zu einer größeren Schärfe der Prinzipien gelangt wäre; seine Widersacher behaupteten nach wie vor, daß wenn er auf irgend einen Grundsatz eingehe, dies stets nur in schwankender Weise, meist versteckt, mit unpassender geschwätziger Zuthat, und nirgends präcis geschehe.

Außer dem „Amadis" und den „Grazien," die er hier vollendete, trägt auch seine übrige Produktion einen Beigeschmack oder Stempel vom Professorat: gleich zu Anfange schrieb er die „Dialogen oder den Nachlaß des Diogenes," worin dieser Cyniker gehoben wurde, und worauf er großen Werth legte; gegen das Ende verfaßte er den berühmten „goldnen Spiegel," der auch lehrreich gestempelt eine Art Fürstenspiegel werden sollte. Er hatte hierbei Joseph den Zweiten im Auge, welcher allen Literaten jener Zeit ein wichtiger Punkt der Aufmerksamkeit und Hoffnung wurde. Es ist viel Gutes und Beachtenswerthes in diesem Buche, dies gehört aber freilich mehr in die politische Klugheitslehre oder in die politische Tugend, als in die Poesie, und der Mittelpunkt alles Wieland'schen Gebrechens tritt daraus entgegen: mit einer überaus fruchtbaren Phantasie begabt, hat er nicht den freien poetischen Muth, diese Phantasie frei schaffen zu lassen, sondern trivialisirt sie. Der Erfolg, wie er jetzt vor uns liegt, zeigt deutlich, worin Wieland sich dauernd erheben konnte. Da, wo er jener leichtbeflügelten Phantasie den Zügel ließ, wie in seinen poetischen Mährchen und Erzählungen, wie besonders in seinem Oberon, da ist er in Anerkenntniß der Nation fest geblieben, da hat er das seinem Talente Erreichbare glücklich erreicht, eine liebliche Verbindung mit höheren Welten lieblich bezeichnet. Wo er diese seine poetische Fähigkeit mit kritischem und moralischem Beiwerke behaftet, dem er in energischer Durchbildung und Aufstellung nicht gewachsen war, da ist er vergessen. Sein Oberon und manche poetische Erzählung von ihm wird heute noch gesucht, nach dem Uebrigen fragt nur der antiquarische Forscher.

Im Jahre 1772 traf ihn die letzte große Veränderung seines äußerlichen Lebens: die Herzogin Regentin von Sachsen-Weimar, die für deutsche Bildung so großartig gewordene Amalie berief ihn zur Erziehung der Weimarischen Prinzen. Mit unbefangenem Blicke hatte sie durchgesehen, daß hinter den kleinen Leichtfertigkeiten, welche man Wieland vorzuwerfen pflegte, eine heitere gesegnete Welt lag und eine würdige Seele. Der goldene Spiegel war dabei thätig gewesen. Sie übergab ihm zur Ausbildung ihren theuersten Schatz, ihre Söhne, von denen Karl August in

wenig Jahren die Herrschaft selbst übernehmen sollte. Nun konnte Wieland seinen goldenen Spiegel verwirklichen.

Mit Anfang des neuen Jahres 1773 begann er in Weimar seinen „teutschen Merkur,“ eine Zeitschrift, die nach ungefährem Vorbilde des **Mercure de France** nicht nur für Gelehrte, sondern für den gebildeten Stand überhaupt geschrieben sein sollte. Nach solcher Richtung hin hatte sich ja auch Wielands ganzes Wesen geformt: hierbei zu seinem Vortheile und sonst zu seinem Nachtheile schwammen in ihm die Grenzen ohne besondere Schärfe durcheinander.

Mit solch einem Unternehmen trat er dicht an die Parteien der Bildung mitten unter die Sympathieen und Antipathieen jener Zeit, und nach dieser Seite hin, wo dies ausgesprochen wurde, nach Seite der Schriftsteller hin brachte er wenig günstigen Vorrath mit sich. Einmal war er nur mit zwei Leuten eng verbunden, dies war Gleim und Georg Jacobi. Gleim war ein braver Mann, aber wenn es sich um öffentliche Vertretung handelte, so galt er Wenig: er that es allen zuvor in Güte des Herzens und Unklarheit und Verschwommenheit der Ansicht. Die Zeit rückte lebhaft; klares, bewußtes Prinzip, Geschicklichkeit, Kraft, dies geltend zu machen, das that jetzt vor allem Uebrigen noth. Georg Jacobi half ebenfalls wenig, theils war er ein Lyriker von der Zeit, die jetzt bereits die vergangene hieß, theils war er weder durch Neigung, noch durch Scharfsinn zu einem gelegentlichen Kampfe für sich oder seinen Freund ausgerüstet. Wichtiger war Fritz Jacobi, der Bruder, mit welchem Wieland kurz vor seiner Ankunft in Weimar bekannt geworden war. Dies geschah auf Ehrenbreitenstein, wo Laroche damals wohnte, und wo Wieland zum Besuche eintraf. Fritz Jacobi, von heißem Kopfe und Herzen, begrüßte Wieland enthusiastisch. Es ist eine Schilderung erhalten, worin Jacobi die Ankunft Wielands beschreibt: Laroche und er laufen ihm bis an die Treppe entgegen, „Wieland war bewegt und etwas betäubt.“ — „Während dem, daß wir ihn bewillkommneten, kam die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt, und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer

zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde, und schwankte zu Sophien hin. Alles dieses ward von einem so außerordentlichen Ausdrucke in Wielands ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte. — Sophie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn, und sagte mit einem Tone, den keine Clairon und keine Dubois nachzuahmen fähig sind: „Wieland! Wieland — o ja, Sie sind es, — Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin, und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen herunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt. — — „Der freimüthige, heuchellose Wieland, dem der Himmel zu der Leier des Apollo auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes gab, ist, seiner äußeren Gestalt nach, ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichts desto weniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus; seine Augen werden heller und glänzender; sein Mund öffnet sich etwas; und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen, oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck in Wielands Person ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleiben muß; ich aber bin mehr als einmal bis auf das Mark davon erschüttert worden. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedan-

ken, oder eine Situation durchgeschaut und durchempfunden hat; bei ihm würde es Zeitverderbniß sein, wenn er länger dabei verweilte."

„Seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Wieland schätzte ich mich noch unendlich vielmal glücklicher, als vorhin, sein Freund zu sein. Die natürliche, schöne und männliche Empfindung seiner Seele, die unzerstörbare Güte seines Herzens, seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen, seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Charakter eben so liebens- und verehrungswürdig, als sein Genie. Unsere Freundschaft stieg in weniger als zwei Tagen bis zur innigsten Vertraulichkeit."

Aber just dieser Fritz Jacobi gab Wieland am Meisten zu schaffen. Er war viel jünger, er wuchs jetzt, wo Wieland nur Einzelnes änderte und bildete, erst in eine Lebensbildung hinein [illegible], und zwar in eine solche, die täglich verschiedener ward von der Wieland'schen. Darum schloß er sich enthusiastisch an eine Jugend, welche sich gar nicht besonders freundlich zu Wieland verhielt, namentlich eine Zeitlang an Goethe, welcher damals alle Welt durch eine geniale Liebenswürdigkeit überwältigte. Später ging Fritz Jacobi's Richtung noch ganz anders in innerliche Welten, welche weitab lagen von Wielands Betheiligung.

Also auch von hier, wo doch Energie vorhanden, ließ sich wenig Unterstützung für Wieland voraussehen. Und so stand er denn im Grunde allein den Parteien gegenüber, welche damals das literarische Deutschland bewegten, und es blieb dies nicht mehr auf sich beruhen, denn er trat in seinen bejahrten Tagen als Journalist auf.

Die Parteien selbst sind schon einmal flüchtig angedeutet. Unwichtiger waren die Wiener, jene Barden Denis, Mastalier, Kretschmann, welche für Fingal schwärmten und für die Pikten und Celten, aber die üble Art, in welcher sich Wieland guten Rechtes über sie äußerte, traf auch eine Seite Klopstocks.

Die Düsseldorfer ferner, wo sich die Jacobi mit Heinse um eine neue Zeitschrift „Iris" vereinigten, blieben doch lange noch

in leiblicher Verbindung mit ihm, obwohl auch im belletristischen Haupttalente derselben, in Heinse, eine konsequente Absonderung von Wieland sich bildete. Bei diesem nämlich ging das heitere Element der Sinnenwelt, was Wieland angeregt hatte, stark und dreist in griechisches Streben nackter Schönheit aus, zu großer Betroffenheit und großem Aerger Wielands. Dies gab denn auch öfters Reibung und ein seltenes Entgegenkommen.

Ganz schlimm gestaltete sich nach einer entgegengesetzten Seite das Verhältniß zu den Göttingern. Diese Jünglinge, die sich großentheils an Klopstock anschloßen, wurden allmählig leidenschaftliche Gegner Wielands. Er hatte an ihrem Musenalmanache Mancherlei ausgesetzt, er mißbilligte auch dort die Barden-Terminologie, die Wigamur und Siegmar, er mißbilligte die „tartschebewappnete," ohrzerreißende Uebersetzung der Griechen, und besonders Voß, den das Meiste traf, nahm heftig Partei gegen ihn. Bei einer Feier des 2. Julius, des Geburtstages von Klopstock, verbrannte man Wielands komische Erzählungen und sogar das Bildniß Wielands; in alle Verehrung Klopstocks, welcher stets Antipode Wielands war, welcher diesen Jünglingen einmal präsidirte, welcher in seiner Gelehrtenrepublik verhüllt auf Wieland zornig deutete, mischte sich immer heftigere Opposition gegen diesen. Ausländerei und Wollust ward ihm zur Last gelegt, Voß trat direkt mit dem Namen heraus und rief:

„Nicht würdig war
Des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
Das Wielands Buhlgesängen horchet —"

zur Feier von des jung verstorbenen Michaelis Todtenopfer.

Am Gefährlichsten erschien die Feindseligkeit der Frankfurter, bei denen das meiste Talent, und von denen Goethe mit Spott gegen Wieland auftrat. Eine Oper „Alceste," welche dieser in Weimar geschrieben und aufführen ließ, gab die nächste Veranlassung. Dies ist oben näher berührt. Diese Frankfurter, zu denen, außer Goethe, noch besonders Lenz und Klinger gehörten, und welche die sogenannte „Genie-, oder Sturm- und Drang-Periode begannen," ehrten eigentlich am höchsten Wielands dichterisches Talent, sie hatten nichts gegen das, was die Andern Ausschweifung nannten, aber sehr viel gegen seine moralische

Bemäntelung, gegen den Mangel an konsequentem Muthe in ihm. „Die Verehrung Shakespeare's" — sagte später Goethe selbst — „ging bei uns bis zur Anbetung." Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben, und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß, und in unserem Auge das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hierzu kam, daß er sich nun auch gegen unsere Abgötter, die Griechen erklärte, und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet, wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen über die gedachte Oper schien er uns diese Behandlungsart allzuparteiisch hervorzuheben, und sich an den trefflichen Alten und ihrem höheren Stile unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe, gesunde Natur, die jenen Produktionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte."

In dieser Stellung, an der Spitze einer Zeitschrift bedurfte es eines Literaten, der sich dessen klar bewußt war, worin er übereinstimmte, worin er sich unterschied, dessen, was für ein würdiges Ziel auf Tod und Leben zu bekämpfen oder nur einzuschränken sei, es bedurfte, mit einem Worte, eines festen Charakters der Bestrebung und eines eisernen Muthes, ihn geltend zu machen. Beides gebrach Wieland. Ueber seiner vielfachen Auswählung unter Wegen und Principien war ihm die feste Einheit entschlüpft. Ein glückliches Naturel gewährte ihm für den Privatmann diejenige Stimmung, welche Verschiedenartiges, ja Entgegengesetztes gelten zu lassen oder doch zu würdigen versteht. Dies Naturel erhielt ihn human. Aber weil er es nicht zwischen starke Nothwendigkeiten zu gruppiren wußte, so erschien es auch

in seiner edelsten Aeußerung als Schwäche; weil es sich nicht in Nothwendigkeiten der Folgerung begründete, so ward es wirklich literarische Unmacht.

Deshalb gewinnt seine Aeußerung, einer immer aufgeregteren Welt gegenüber, die Farbe der Unzulänglichkeit. Er ist sich ıll der Fragen, welche ihn bestürmen, wohl bewußt, er ist die- ˈer und jener sogar überlegen, aber nirgends weiß er seine An- ichten für eine wirkliche Schlacht zu sammeln, und so wird er ˈchwatzhaft und erficht keinen Sieg. Es war ihm früher bei klei- ıerem Verhältnisse eben so ergangen, als er die sinnliche Lockung n seinen Gedichten halb moralisch zu vertheidigen, halb scherz- ıaft in artige Beispiele oder Nebenwege zu führen wußte: er ˌenügte damit nur einem neugierigen und gefälligen Publikum. Jetzt wurden die Kämpfe wichtiger, jetzt suchte man allerseits, ft mit Uebertreibung ein Princip, wer nur das seinige nach- rücklich aufzustellen oder zu vertheidigen wußte, der war auf inige Zeit des Bestandes sicher, wer aber jetzt noch eklektisch aschen, von hier nehmen und scherzen, dort verneinen und doch herzend etwas zugeben wollte, der gerieth in Lebensgefahr.

Und davon war Wieland bedroht, da er sich aus seiner Art icht erheben konnte. Es rettete ihn die persönliche Verbindung ıit denen, die seine Feinde zu sein schienen, eine Verbindung, ie Anfangs wie sein unvermeidlicher Sturz aussah, denn Goethe nd Herder, welcher sich ihm niemals besonders geneigt bewiesen atte, wurden nach Weimar berufen, als Wieland von der Bühne abzutreten schien, und es rettete ihn sein rein poetisches Talent, was ihm treu blieb, und ihm bei so kritischer Zeit vor- treffliche Sachen wie den Oberon schenkte.

Die Hergänge waren folgende. Der junge Herzog war am ten September 1775 majorenn geworden und hatte die Regie- ung angetreten; zwei Monate darauf traf Goethe in Weimar in; bald darauf trug dieser die General-Superintendentenstelle ›erder an, von Goethe's Genossen erschienen Lenz und Klinger, n Herbst 1776 kam Herder.

Aber Goethe kam Wieland mit offnen Armen entgegen, und uch Herder trat mit freundlich ausgestreckter Hand zu ihm.

Ueber Goethe stimmt Wieland in all jene Begeisterung ein,

welche überall nach Ausdrücken sucht, die genialste Liebenswürdigkeit zu bezeichnen.

Für die Geltung nach außen wurde also durch diese Krisis nicht so besonders viel für Wieland verändert, als man von vornherein befürchten durfte. Wielands Leutseligkeit war mächtiger als seine Kritik, und diese Wendung war ihm doch sehr ersprießlich, da er in die alten Tage rückte und da die poetische Produktion matter wurde, nachdem er noch zwischen den Jahren 76—83 geschrieben hatte „Gadalia, oder Liebe um Liebe," „das Wintermährchen," das „Sommermährchen," „Geron der Adelige," „Pervonte," „der Vogelsang," „Schach Lolo," „Hann und Gulpenheh," „Rosamunde," „Pandora," „Oberon," „Klelia und Sinibald," und nachdem sich einige Zeit darauf mit der ausgelassenen „Wasserkufe," dies sein glücklichstes Genre der Hervorbringung abschloß. — Beiläufig ist hier sein eigen Geständniß einzuschalten, daß er nie etwas gedichtet, wozu er nicht den Stoff außer sich, in einem alten Romane, Fabliau, oder einer Legende aufgefunden. — Es war ihm jener Friede auch darum sehr ersprießlich, weil eine glänzende Gesammtausgabe seiner Werke von Göschen veranstaltet wurde. Eine solche hätte äußerst schwierig ihren großen Platz gefunden, wenn alles weiter eilende Talent schonungslos ausgedrückt hätte, wie sehr Wieland bereits einer Vergangenheit angehöre, die schon an Standpunkt und Leistung überboten werde.

Dies verhielt sich wirklich so. All die Erscheinung, welche damals schon auftauchte, und einer vertiefteren Lebensbahn Deutschlands vorherging, ward nur als Erscheinung von ihm aufgefaßt, nirgends in tieferen Ursachen und Gesetzen ergründet. Wie ungewöhnliche Vögel erblickt werden, wenn eine neue Jahreszeit über die Erde kommen soll, so zeigten sich damals bei uns ganz ungewöhnliche Dinge und Menschen als Vorboten. Das Geheimniß legte sich wie ein Nebel über das Land, und schattenhaft wurde darin umherhanthiert; eine ganz neue, wunderreiche Erde, unerwartete Klarheit ward versprochen, wenn sich der Nebel erst gelegt haben werde. Der Pater Gaßner trat wie ein Magier auf, beschwor Geister und Krankheiten, und trieb letztere aus wie die Teufel; der Graf St. Germain sagte, er sei schon über dreihundert Jahre alt, verfertigte Edelsteine, ein Lebens-

irir und prophezeihte; Joseph Balsamo, bekannt unter dem
amen eines Grafen Cagliostro, erregte als Ueberlieferer und
tifter, Groß-Kophta eines altägyptischen Ordens, dem die
:ößte Wunderkraft zu Gebote stünde, heilige Scheu und Wiß-
:gierde; der Graf Thun zu Wien war mit einem kabbalistischen
eiste Gablidone in Verbindung, welcher in den mächtigen Or-
:n der Magier gehörte, wo eben eine Erlösung aus der Ver-
ımmniß gegen den Willen der Gottheit vorbereitet sei. Leider
arb er kurz vorher, als der Graf nur noch eine einzige An-
eisung zur Reife brauchte. In Berlin, wo die Aufklärung am
nbedingtesten geherrscht hatte, kamen nach Friedrich's des
roßen Tode alsbald Spuren einer anderen Welt zum Vor-
hein: Wöllner, einst Landprediger, dann Domainenrath, end-
ch Minister, ergab sich ebenfalls geheimer Wissenschaft und
:achte 1788 ein streng auf's Alte zurückweisendes Religionsedikt.
ie Geschichte mit einem Offizier von Bischoffwerder gehörte in
:nselben Bereich: Schöpfer, früher Kaffeewirth in Leipzig, ein
einer Cagliostro, hatte zugesagt, ihn, der zum Orden der Ro-
nkreuzer gehörte, in das dritte Geheimniß einzuweihen, und
ıtte sich vor dessen Augen im Rosenthale bei Leipzig erschossen.
in Magister Masius in Leipzig entdeckte dem Publikum, es be-
ünde eine große, unbekannte Gesellschaft, die werde nächstens
n apostolisches Christenthum errichten, welches auch den Stein
:r Weisen besäße. Gegen Stark, den Oberhofprediger in
armstadt erhob sich ein Prozeß, weil er von Cagliostro als
:ekromantist bezeichnet, mit Schöpfer in Verbindung gewesen
i, von geheimnißvoller Verbindung, von dreifach gekröntem
eiligthume in Gold bei Florenz ihm geschrieben habe. Stark
hrieb 1787 ein Buch in zwei Bänden darüber „über Krypto-
atholicismus rc.," worin er bloß zugab, daß er zu den Frei-
aurern strikter Observanz gehöre.

All diese Zeichen, welche ein lebendiger Bestandtheil der
)er und 80er Jahre sind, übersah Wieland nicht, er nahm in
inem Merkur Notiz davon, aber er schrieb mehr um sie herum,
s daß er sich in sie vertieft hatte. Dabei war die Opposition
:r Berliner, Gedikes und Biester's, in der Berlinischen Monats-
hrift des nüchternen Nicolai energischer und wurde deshalb
ıch wichtiger; Nicolai sah dahinter eitel Katholicismus und

Jesuitenthum, schrieb gegen Zimmermann, welcher aus Oesterreich, aus Joseph's II. Welt eine Vereinigung der Konfessionen kommen sah, schrieb gegen seinen alten Freund Garve, der ihn des Uebertreibens beschuldigte, gab keine Gnade, gestattete keinen Seitenweg.

Allerdings hatte Nicolai zu wenig innere Welt, bevölkerte Herzenswelt, um den wichtigen Zug all dieser zum Theil fratzenhaften Symptome zu erkennen, welcher dahin ging, daß sich die Welt von einer nüchternen popular-philosophischen Erkenntniß befreien, auf höhere Standpunkte des Wissens und Glaubens, auf tiefere Eingänge zum Ewigen retten wollte. Aber seine nüchterne Soldatenmanier stieß doch kräftiger auf einen richtigen Fleck, als Wielands verschwimmendes Wort darüber im Mercur; — Nicolais Katholiken-Warnung, zum Beispiele, hat sich oft bestätigt. Sogar bei einem Falle, der wenig bekannt und beachtet worden ist, weil er sich über das Interesse an diesen Dingen hinaus verzögert hatte, bei Stark's Tode: es fand sich der Nachweis, daß der protestantische Oberhofprediger wirklich Katholik gewesen sei.

Sicherlich lag in all dieser wunderlichen Ausschweifung, welche dem popularen Bewußtsein so grell gegenüber stand, der direkte Weg zu vielem Späteren in Wissenschaft und Kunst. Eine natürliche Tochter all dieser künstlichen Geheimnisse und Wunder war die „romantische Schule," welche später in Rede kommen wird, und welche ihre Jugendeindrücke aus dieser Zeit empfing.

Wieland erkannte durchaus die Bedeutung dieser Zeichen nicht. Später noch sehen wir ihn seinen Schwiegersohn Reinhold preisen, daß er die Kantische Philosophie, so viel als möglich, aus höherem Kreise in den trivialen des Allerweltverstandes herunter bringe.

Und wie drängte sich doch von allen Seiten der Drang nach tieferem Weltverbande hervor! Aus allen Winkeln kukte ein Orden, eine geheime Gesellschaft; bis auf Damenorden herab schob sich Alles zusammen. Schon 1747 trat Emanuel Schwedenborg — 1689 — 1772 — auf. Er war in Schweden geboren, von umfassendem Geiste und umfassender Bildung, in der Naturkunde tief erfahren und Erfinder eines scharfsinnigen Natursystemes. Mit ihm sprach der Herr, und eröffnete ihm das

Geisterreich, er sah sich für eine Vermittelung zwischen Geister- und Körperwelt, fand leidenschaftliche Theilnahme und interessanten Zulauf zu einer förmlichen Religion. Herder sagte sehr geistreich, Schwedenborg's Religionsgeschichte sei der Roman von Schwedenborg's Seele.

Um 1778 erschien der Schweizer Anton Mesmer mit magnetischen Kuren in Paris, und bald bildeten sich nach ihm harmonische Gesellschaften. Der Planeteneinfluß auf den menschlichen Körper hatte ihm den Gedanken gebracht, daß es ein allgemein verbreitetes Fluidum geben müsse, was sich handhaben ließe. Daraus entstand sein thierischer Magnetismus, mit welchem er seine Wunderkuren begann.

Den Uebergang von diesen Erscheinungen in die Welt des theologischen Gedankens, des literarischen Ausdrucks bildete der bekannte Lavater, der Gaßner schätzte, Cagliostro einen außerordentlichen Mann, eine Natur nannte, wie sie nur alle Jahrhunderte einmal vorkomme, der den Magnetismus in Deutschland lehrte, und durch seine Lehren von der Kraft des Gebetes das Ansehen eines neuen, ächten Jüngers Christi gewann.

Nur der schon oben erwähnte Illuminatenorden, welcher um eben diese Zeit -- 1776 — von Weishaupt und dem Freiherrn von Knigge gegründet wurde, bediente sich all dieser Geheimniß- und Gesellschaftsmittel zu einer antireligiosen Tendenz. Er wollte eine Herrschaft gründen, die mit aller moralischen Beliebigkeit der Jesuiten, ohne Religion, im Ordensgeheimnisse, was aus vielerlei getrennten Graden zusammengesetzt sei, bestehen, und den obersten Leitern eine unermeßliche Macht gewähren sollte. — Indessen sind die Nachrichten über dies Institut noch keineswegs unzweifelhaft. Was Knigge selbst 1788 mittheilt, bezieht sich meistens nur auf den krankhaften Trieb aller Welt nach Ordens-Geheimniß und Ordens-Vereinigung. Der Illuminatenorden war schon 1784 auf Betrieb der Jesuiten gestürzt, und just diese Todesart erhielt ihm noch lange nachher große Theilnahme; er scheint die höchste Potenz der Aufklärungsperiode gewesen zu sein.

In Wieland ist dies ganze merkwürdige und wahrhaft schwangere Zeitmoment nur in kleinen, unbedeutenden Artikeln des Merkur beachtet. Es beschäftigte ihn öfter, aber er ward in seiner schwatzhaften Weise nirgends Herr desselben. Gründlich

war all dieser neue Trieb seiner popular-philosophischen Bildung entgegen, welche auch im Mährchen eine Fee nicht anders brauchen konnte, als wenn dem Leser ehrlich versichert worden war, dies sei nur ein kurzweiliger Spaß. Aber er gewann in seiner halben Stellung, die dem Glauben, der Poesie, dem Unglauben und der Prosa gegenüber eine halbe Stellung war, keinen festen Punkt, bei welchem er irgend einmal verharrt wäre. Er würdigte das Seelenleben einer Pietistin „Marie von Schurmann," über welche er schrieb, er rechtfertigte den aufgeklärten Hutten, und pries Lavater's Physiognomik als ein soweises Buch, daß der Name neben Bacon, Locke, Bonnet und Buffon gestellt werden müsse.

Er hatte durchweg das Unglück, in seiner Humanität mehr Schwäche als Stärke auszudrücken; aus Leutseligkeit verband er entgegengesetzte Sachen, ehe er sie im erschöpfenden Gedankenprozesse zur Verbindnng reif gemacht hatte. Zu den geheimnißvollen Kräften, welche damals bis zur Karrikatur geweckt wurden, suchte er sich leider auch nicht den Weg, welcher ihm möglich war. Er sah nach einem so langen Leben, daß Dinge und Thaten lebendig geworden waren, die man früher für absolute Wunder gehalten hätte, es mußte ihm also aufgedrängt seyn, daß sich die Welt nicht bis in das Detail berechnen lasse, daß sich mit dem Nerven, welcher der Gedanke des Körpers ist, für den ersten Anblick eben so Wunderbares ereignen könne, wie mit dem Gedanken der Welt, welcher sich in der Geschichte ausdrückt.

Direkt auf diese Zustände bezüglich sind die Aufsätze von ihm „über den Hang des Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben," — „der Stein der Weisen" — „der Salamander und die Bildsäule," wobei die Fragen in eine vieldeutige Erzählung ausgehn, ihre Schärfe und Beendigung verlieren, und wobei es stets wieder auf das hausväterliche, aber nicht weit helfende Wort hinauskommt: Wir sind alle Menschen!

Es ist unmöglich, alle die Titel seiner Bücher und Aufsätze anzuführen, da deren Legio ist, und es dem näher Theilnehmenden leicht wird, sich hierbei zu ergänzen, denn die Gesammtausgabe der Wieland'schen Werke, welche Wieland selbst besorgt und mit zehnjährigem Fleiße ausgestattet hat, bringt das Größte und das Kleinste. Noch vom Jahre 1828 ist eine Ausgabe vor-

handen, die Gruber höchst weitläufig und sorgfältig eingeleitet, und worin er mit erstaunenswerthem Eifer jede Zeile in Acht genommen hat. Das Verlangen nach dem Einzelnsten wird darin Genüge finden.

Wielands schriftstellerische Thätigkeit im letzten Lebensviertel ging theils auf den Merkur, welchen er bis zum Jahre 1800 schleppte, obwohl er schon vorher in seiner Verbreitung sehr gesunken war, theils auf Uebersetzungen und auf Ausarbeitung seines Aristipp. Der Merkur hatte noch kurze Zeit eine lebhafte Stütze an Schiller gefunden, der sich ganz freundlich zu Wieland stellte. Es ist nicht uninteressant zu sehen, in welcher Weise Wieland diesen Genius begrüßt habe, und er hat dies in einer Revision des ersten Akts von Carlos deutlich genug ausgesprochen. Er hegte eine große Idee von den Fähigkeiten Schillers, fand aber noch zu viel Schwulst, Uebertreibung und dramatisch Unwahres in den Räubern, dem Fiesko, Kabale und Liebe und diesem ersten Akte des Carlos, welchen Schiller so früh drucken ließ.

Nebenher erwähnt Wieland zuerst, daß die nächste Quelle und Veranlassung des Stückes ein kleiner Roman „Don Carlos" des Abbé St. Real gewesen sei. Speciellen Mittheilungen nach, hat sich dies Verhältniß später sehr geändert, und es finden sich sehr herbe Aeußerungen Wielands über Schiller, die besonders auf eine krampfartige Dichtung Schillers spottend hinweisen und auf allen Mangel klassischen Geschmackes. Dergleichen Nachricht bezieht sich aber nur auf mündliche Aussprüche Wielands, und wenn man des alten Herrn unglaubliche Reizbarkeit und Beweglichkeit kennt, so legt man keine Betonung auf all das, was besonders Böttiger in seinem Nachlasse darüber beibringt.

Die neuen Schulen, welche so dreist auftraten, und mit Waffen, deren Wieland in keiner Weise mächtig war, bewogen ihn ebenfalls, sich aus dem Journal-Getümmel zurückzuziehn; — Böttiger übernahm die Fortsetzung des Merkur, und von Wieland blieb nur der Name darauf. Dieser Böttiger hat hilfsliterarisch die Zeit bis in die dreißiger Jahre begleitet, viel Kenntniß, und jene sogenannte attische Bildung erworben, welche den Tadel nie anders als in Bonbons gewickelt ausdrückte, und er hat es nirgends zu einer wichtigen Einwirkung gebracht, selbst

nicht in der Detailkenntniß des Alterthums, die er gesammelt in der „Sabina" niederlegte. Die böse Zunge nennt ihn deshalb gern „den gebildeten Lakai der Literatur." Das Blatt konnte sich, unter seiner Beihilfe für Wieland, Kampfplätzen gegenüber, wie die „Horen" Schillers und Göthes, „das Athenäum" der Gebrüder Schlegel waren, durchaus nicht mehr in erster Reihe halten. Die neue Philosophie von Kant und Fichte, die neue Kritik und Schule der Schlegel waren jene Schulen, durch welche Wieland der Muth und die Einsicht verleidet wurde. Auf das „Athenäum," welches hart und schonungslos gegen das Alte auftrat, war er so erbittert, wie sein flüchtiger Zorn nur gestatten mochte; er hielt diese literarische Art für eine schändliche, für einen ewigen Schandfleck der Literatur.

Man ersieht aus diesen Bezeichnungen, daß es sich um eine große Krisis handelt, denn es sind diejenigen, welche stets wiederkehren, sobald der Kampf gegen eine alte Zeit auf Leben und Tod begonnen wird, und welche die Nachwelt zu schnell vergißt, um sie nicht bei der nächsten Jugendopposition selbst wieder zu gebrauchen. Es wird stets vergessen, daß jeder Fortschritt mit einiger Unhöflichkeit und Grausamkeit beginnt, daß erschlagen werden muß, was nicht sterben mag.

Dennoch beschlich ihn zuweilen ein Geheimniß wahrhaftiger Nothwendigkeit dieses Kampfes, und es findet sich einmal folgende Aeußerung bei ihm: „Die Schlegel haben einen Begriff von einem Dichter aufgestellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat. Hätten Sie Recht, so muß ich freilich selbst gestehen, daß ich nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Göthe — und so habe ich wenigstens den Trost, noch in sehr großer, und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen zu seyn."

Gegen die neue Philosophie vereinigte sich Herder mit ihm, und riß ihn zu einer Polemik fort, welcher er nicht gewachsen war. Er nannte sie gern die „romantische Philosophie," und in dies Wort steckte er allen Vorwurf, welchen er gegen all die neumodische Kritik in Sachen des Gedankens und der Poesie auf dem Herzen hatte, denn unter romantisch verstand er Alles, was über den alltäglichen Menschenverstand hinausgehe.

Zu seinen Uebersetzungen wählte er Horaz, Lucian, Euri-

pides, — diesen just, weil er von den Schlegel so niedrig geschätzt wurde — Aristophanes und in seinen letzten Jahren Cicero. Natürlich nahm er auch in jener stürmischen Zeit großen Antheil an Politik, und steuerte dafür manchen Aufsatz. Seine derartige Tendenz ging stets auf einen konstitutionellen Monarchismus.

Von Weimar lebte er einen großen Theil seines letzten Lebensviertels zurückgezogen: er hatte sich drei Stunden davon in Oßmannstädt ein Landgut gekauft, und verbrachte dort im Kreise einer zahlreichen Familie glückliche Jahre des Alters, patriarchalisch, wie sein Jugendideal der Dichtung gewesen war. Er hatte vierzehn Kinder, und es war ihm ein schwerer Schlag, als er dort in seinem Osmantinum die Gattin durch den Tod verlor. Die Landwirthschaft brachte ökonomisch keinen rechten Segen, und nach Verkauf des Gutes ging er 1803 wieder nach Weimar, beweinte Herder, beweinte Schiller, und lebte in guter Gesundheit bis zum Anfange des Jahres 1813. Das Hauptwerk seines Alters, das er in Oßmannstädt bis auf 4 Theile geschrieben, und dem in Weimar der fünfte folgen sollte, war „Aristipp,“ ein Roman, der sich in sanfteren Schwingungen als Agathon über griechisches Leben verbreitete, verbreitete im ächten Sinne des Worts. Der vierte Theil enthält z. B. fast nur eine Abschilderung der Platonischen Republik; Sokrates spielt in eigener Person darin, und Lais lockt mit griechischem Liebreiz. Das Buch, welches dem Zeitgeschmacke nach dreißig Jahre zu spät erschien, war dem alten Wieland sehr werth und theuer, und er beklagte es sehr, daß er nicht zum Abschlusse desselben in einem fünften Theile kommen könne. — Merkwürdig aus seinen letzten Jahren ist, daß er zur Zeit des Erfurter Kongresses eine lange Unterredung mit Napoleon hatte, worin dieser die Römer auf Kosten der Griechen lobte, von aller Dichtung nur das Erhabene gelten ließ, Ariost und Aehnliche ganz verwarf. Ein Zeichen, daß er von Wielands Gattung nicht das Geringste wußte, da er ihm übrigens die größte Artigkeit erwies. Wieland hatte auch gefragt, warum er den neuen Religionskultus in Frankreich nicht philosophischer gemacht, und Napoleon hatte lächelnd erwiedert, der Kultus sey nicht für Philosophen, sondern für Leute, die nicht Wunder genug kriegten. Er selbst hatte sich im ferneren Gespräche so ungläubig gezeigt, daß er sogar die historische Exi-

stenz Christi bezweifelte. — Wieland starb den 20. Januar 1813 eines leichten Todes, in seinem 80sten Jahre.

Bei Herausgabe seiner sämmtlichen Werke hatte Wieland in der Vorrede gesagt: „ich begann — vor beinah einem halben Jahrhundert — meine Laufbahn, da eben die Morgenröthe unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing; und ich beschließe sie, wie es scheint, mit ihrem Untergange.“

So wenig Vertrauen hatte er zu einer poetischen Welt, die sich aus den Kreisen des Popularverstandes herausbewegen wollte. Diese von ihm so übel angesehene Welt ist diejenige, worauf unsere jetzige Ansicht in Sachen des Gedankens und der Poesie gegründet ist. Daraus mag man auch auf das Verhältniß schließen, in welchem Wieland bereits zum jetzigen Geschmacke steht, ein Verhältniß, was schon von den Schlegel, wenn auch mit Uebertreibung, angekündigt, was von den neuen Philosophen [illegible], wenn auch ohne deutlichen Ausspruch, bezeichnet ward.

Er war eine liebenswürdige, anmuthige Vervollkommnung aus einer reichen Uebergangszeit, und zwar die anmuthigste und liebenswürdigste Vervollkommnung; aber von der eigentlich modernen Seele, wie sie bereits neben ihm sich hob und senkte, war er nicht berührt.

Möge es nicht mißverstanden werden, wenn im Vorhergehenden die populare Verstandesweisheit nicht für genügend angerechnet, und nicht mit dem besten Beigeschmacke eine alltägliche genannt wird. Man darf nicht vergessen, daß die Scene nicht in einer klassisch erfüllten Welt spiele, wo über die populare Weisheit nichts hinausgeht; nein, unsere Scene liegt in einer romantischen Welt, die sich zu einem noch unbegrenzten Aufsteigen ausgehoben hat. In einer solchen kann am Wenigsten der Dichter damit begnügt seyn, ein alltägliches Verstandesverhältniß der Dinge in sich bereit zu haben. Just dem Dichter liegt die Aufgabe ob, ein noch Unerreichtes zu suchen, oder das Erreichte in höherer Weise darzustellen, als es der alltäglichen Thätigkeit möglich ist. Der Dichter ist der Vorschöpfer, und er bleibt deshalb zurück, wenn er große Anregungen seiner Zeit nicht ergreifen, oder sie nur in so weit ergreifen kann, daß er sie nach ihrer Außenseite abweis't. Es ist durchaus nicht nöthig, daß er ihnen zustimmt, denn er muß sogar seine Persönlichkeit

bewahren. In dieser Persönlichkeit liegt auch eine persönliche Schöpfungskraft, deren Beisteuer für eine neue Einsicht erfordert wird, diese Persönlichkeit muß in alle Wege bewahrt, und sie muß zu einer besonderen Gestaltung eines jeglichen Allgemeinen ausgebeutet werden. Aber es ist, nach solcher Voraussetzung nöthig, daß der wahre Dichter sich in die große Anregung seiner Zeit versenken, sie für sich freundlich oder feindlich erobern, und sie alsdann aus sich zu einer neuen Gestalt ausbilden könne.

Dadurch schreitet er über das alltägliche Verständniß hinaus, und giebt einen wahrhaft gesammelten Beitrag, für die Aufgabe nämlich, aus den mannigfaltigen einzelnen Resultaten der vorliegenden Bildung ein gründlich neues Bewußtsein festzustellen.

So mochte es Wieland befremden, bekümmern und bestürmen, daß durch allerlei Gespenster- und Wunderdinge dem einfachen Verstande so Vielerlei zugemuthet wurde, daß sich die Gedankenform aus der Wolfisch-dogmatischen Art in Kreise verstieg, welche von ungewöhnlichem Gesetze regiert schienen, aber er durfte sich nicht damit begnügen, daß er dies Befremden äußerte.

Daß er weiter nichts that, beweist eben, wie seine Fähigkeit jenseits einer erhöhteren, modernen Grenze beendigt war. In seiner Jugend gab er sich der Ueberlieferung positiver Glaubenssätze hin, so weit eine partielle Kirche dergleichen partiell geltend machte. Dabei war er nicht schöpferisch, aber doch leidlich konsequent. Als er, von Zürich scheidend, sich einer mehr heitern Lebenstheorie zuwandte, suchte er seinen Anhalt bei den Griechen, und diesem hat er sich geneigt bewiesen von seinem Agathon an bis zu seiner letzten Arbeit, dem Aristipp. Um das Verhältniß zu dieser Vorwelt nun bewegt sich die Frage, ob er zu einer höheren Konsequenz der Lebensansicht gedrungen, und damit erhebend, ermuthigend oder wenigstens erheiternd auf seine Leser eingewirkt habe. Es kann nur das Letztere eingeräumt werden. Er hat die Dichtkunst nur in diesem Betrachte ergriffen, sich und seinen Theilnehmern damit eine heitere Abwechselung zu bereiten. Das ist großer Ehren werth, denn die heitere Schönheit ist ein vorzüglicher Theil aller Kunst. Dies ist es auch, was die Nation zuvorkommend von ihm aufgenommen, mit Recht gepriesen und gefeiert hat. Dies ist es auch, was ihm

nach dem Verhältnisse dieses Buchs zum Besten angerechnet worden, und wohinein sein großes Verdienst um Geschmeidigung der Sprache und des Verses dankbar eingezählt werden muß.

Aber es gilt in diesem Buche auch noch ein höherer Maaßstab, wornach die Dichtkunst schwerer wiegend und tiefer trachtend in die höchste Welt der Nation hineingreifen soll. Vermochte dies Wieland mit seiner nach Griechenland gewendeten Anschauung? Nein.

Es kann hier bei Seite bleiben, daß es sich um die Anschauung einer fremden Welt handelt, die Frage erledigt sich schon durch die Art, in welcher diese Anschauung auftritt. Nach Art der Franzosen, denen Wieland sehr zugethan wurde, und denen er auch viele Stoffe entnahm, ging es nur auf eine Spielerei mit der griechischen Welt hinaus, ohne daß auf eine Folgerung für das höhere Moment des geselligen, des sittlichen, des künstlerischen oder des religiosen Lebens gesehen wurde. Nicht einmal die heitre Abspiegelung einer konsequent erfundenen Welt wie im Ariost findet sich, moralische Bedenklichkeiten eines bürgerlichen Lebens schleudern darin umher, als wären sie in jeder fabelhaften Welt zu Hause, es ist fast durchweg nur auf eine Näscherei abgesehn, die zur Unterhaltung dienen soll. Dies erscheint nur einige Male in größerem Stile, wo es sich doch historisch zu einem Ganzen erhebt, wie im Sylvio de Rosalva und in den historischen Romanen aus der Griechenwelt, im Agathon und Aristipp. Im Allgemeinen bleibt die höhere Welt, welche sich Wieland erkies't, ein Dilettantismus, der immer arbeitet, und unverbunden neben einem Popularbewußtsein des 18ten Jahrhunderts einherging, der den Verfasser beliebt machte, weil er von einem reichen Talente unterstützt war, ihn aber niemals zur Potenz eines dichterischen Propheten erheben konnte, wie man sie, auch unter mannigfacher Schattirung, zu wünschen gewohnt ist. Es ist die Täuschung über Wieland sehr leicht, wenn man aphoristische Aeußerungen von ihm hört. Das kühnste findet sich darunter. Es wird gesagt, Christus habe gar keine Religion stiften, sondern nur den Religionsschlendrian vernichten wollen; es wird gesagt, wer sich der Nacktheit schäme, habe seine Unschuld schon verloren, und er, Wieland, habe die sinnliche Welt absichtlich zur Darstellung erwählt, um auf dem

Rechte derselben zu bestehn, kurz, es wird dogmatisch hingestellt, was sich in seiner Schriftstellerei nur aphoristisch zeigt. Aber dies waren Wellenstöße gegen die feindliche Welt, das Wieland'sche Wesen blieb dabei jenes schwatzhafte Talent, zur heitern Unterhaltung etwas auszuspinnen.

Ganz übereinstimmend damit blieb sein Stil stets leicht aber sehr breit geschlängelt, dem dieselbe Energie und kräftige Fassung gebrach, wie sie seinem Dichtungsmomente abging. Unter den Xenien Schillers und Goethe's findet sich eine, welche diese Wieland'sche Endlosigkeit folgendergestalt bezeichnet:

„Möge Dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!"

Moritz August von Thümmel — 1738—1817 — ist in der sinnlich heitern Auffassung der Gegenstände und Situationen verwandt mit Wieland, aber hier kann ein kürzerer Maaßstab angelegt werden, da es sich nicht um einen Dichter höheren Stils handelt, welcher auf eine tiefere und dauernde Einwirkung ausgegangen wäre. Dieser gleichmäßige Anspruch, zu welchem der strenge Schiller sehr geneigt war, verleidete uns den Gewinn vielfacher Einzelnheit, die so ersprießlich werden kann, wenn sie sich aus ihren feinen einzelnen Bestandtheilen einzelner Talente für das kommende Talent einer Nation verdichtet.

In dem berühmten Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung," den Schiller 1795 und 96 in den Horen gab, kommt Thümmel mehrmals an die hohen Maaßstäbe. Den „Reisen nach dem mittäglichen Frankreich," Thümmel's ausgezeichnetstem Buche, wird darin Anspruch auf Schätzung, aber keiner auf unbedingtes Lob gestattet; es wird ihnen ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand zugesprochen, aber es wird aesthetische Würde vermißt, und „dem Ideale gegenüber" wird das Buch „beinahe verächtlich" gefunden. „Indessen" — heißt es weiter — „ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmel'sche Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der

Leser gar nicht, und von dem besseren gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man aesthetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen."

In der jetzigen Zeit, wo man die schöne und geistreiche Darstellung an sich höher schätzt, und in dem bloßen Momente des Schönen und im glücklichen Eindrucke allein auch eine würdige That findet, ist man milder gegen eine Schrift wie die Thümmel'sche. Der aesthetische Standpunkt, welchen sich Schiller damals aus der Kantischen Philosophie bildete, ist später sehr erweitert worden. Nach dem vorstehenden hätte es seine große Schwierigkeit gehabt, ein Bild, eine Statue, kurz, irgend eine That der Kunst zu rechtfertigen, welche „bloß um zu gefallen" erschienen wäre.

Man ersieht aber aus alle dem, daß dies Thümmel'sche Genre der Darstellung für neu und interessant gehalten wurde, und in der That war Herr von Thümmel seiner Zeit sehr berühmt. Er ward 1738 auf dem Dorfe Schönfeld dicht bei Leipzig geboren. Das dortige Rittergut gehörte seinem Vater, mußte aber nach großer Kriegseinbuße im zweiten schlesischen Kriege verkauft werden. Er hatte nicht weniger, denn 18 Geschwister, der junge Mann, welcher während des 7jährigen Krieges in Leipzig studirte, und ohne weiter herauszutreten, mit Gellert, Weiße, Rabener, Kleist Umgang pflog. Das nöthigte ihn zu einiger Einschränkung, und es war lange nachher ein sehr bedeutendes Ereigniß für ihn, daß er sich 1776 im Testamente des alten Juristen Balz zum Erben von 24,000 Thalern eingesetzt fand. Der alte Jurist hatte dem jungen Juristen so lange Zeit treue Neigung bewahrt, und mit diesem Gelde zum Theil machte Thümmel später die Reisen, welche ihm so glücklich für die Literatur gediehen sind.

Denn es ist ein immer fortgepflanztes grundloses Gerücht, daß Thümmel jene Gegenden, welche er beschreibt, gar nicht gesehen habe. Das gilt nur von Berlin, dem Ausgange seiner Reise, was er erst sah, als das Buch lange erschienen war.

Nachdem er in Coburg, wohin er sich als junger Mann wendete, vom Kammerjunker des Erbprinzen bis zum Minister aufgerückt war, machte er von 1775—77 mit seinem Bruder und dessen reicher und liebenswürdiger Frau Reisen durch Frankreich und Italien, auch an dieselben Orte, wo seine Reisebeschreibung spielt. Diese Schwägerin heirathete er später selbst, da sein Bruder gestorben war.

Seine erste That, die ihm Ruhm brachte, hat eben so ein leichtes Ansehn des Details, und streift bei'm ersten Anblick an das Komische, wie seine spätere Schriftthätigkeit. Er errichtete nämlich in der Nähe von Coburg eine Mühle, worin die kleinen glatten Steinkugeln verfertigt wurden, die jetzt unter dem Namen „Marmel" oder „Murmel" bekannt, und den Kindern zum Spielwerk sehr werthvoll sind. Marmorähnliches Steingeröll, was sich zum Schaden der Aecker in der Coburger Gegend vielfach vorfand, ward von den Bauern zu diesem Behufe eingebracht, sie reinigten damit ihre Aecker, erhielten noch eine kleine Bezahlung, und überließen es lächelnd dem jungen Spekulanten, was er mit diesen Kügelchen anfangen wollte. Der Artikel wurde aber nach Holland und von da nach Indien reichlich abgesetzt.

Diese Thätigkeit und diese artigen Kugeln haben eine wirkliche Verwandtschaft mit dem Geschmacke und der Schriftstellerei Thümmels. So glatt, so artig ist seine Prosa, eine Prosa, die für seine Zeit ausgezeichnet war, und sich heute noch durch rasche, glatte, farbige Lebendigkeit auszeichnet. Just solch ein gefälliges Kinderspielwerk sind die vielen Verse, welche er einstreut, die in Wieland'scher Geschmeidigkeit sich bewegen, mit mythologischen Bildern tändeln, überall nur gereimte Prosa sind, und selbst noch ein wenig über den störenden Geschmack jener Zeit an Versen hinausgehn, weil sie ohne Anspruch dazwischen schlüpfen. Just in solcher halben Tändelei giebt er Erzählungen und Bemerkungen, die doch stets auf eine schmeichelnde Form, auf ein geschmackvolles und im Innern oft auf ein wirklich künstlerisches Spielwerk hinausgehn.

Er begann mit seiner „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches komisches Heldengedicht," was 1764 erschien. Der Titel läßt es Manchen unter Gedichten suchen,

während es just aus einem Streite über poetische Prosa entstanden war, und wirklich in Prosa geschrieben ist. Ein pedantischer Landprediger verliebt sich in ein Mädchen, was bei Hofe Kammermädchen gewesen ist, und vom Hofmarschall begünstigt wird. Der Prediger wirbt beim Hofmarschall um sie, und es wird Hochzeit gefeiert.

Dieser einfache Inhalt ward mit einer graziösen Schalkhaftigkeit behandelt, wie man sie in deutschen Büchern nicht gewohnt war, und Thümmels Name ward über die Maaßen erhoben. Dies bleibt überhaupt ein vorzügliches Moment Thümmel'schen Vorzuges und Ruhmes, daß er als fein gebildeter Hofmann sich in eine demokratische Literatur mischte, die Mängel der äußerlichen Vornehmheit verspottete und doch viele Gaben einer feinen Sitte, eines feinen Taktes, einer feinen Beobachtung mitbrachte, und für alles dies einen so leicht und graziös schattirten Ausdruck fand, wie er selten, ja fast unerhört war. Es ist darum in neuerer Zeit öfters auf eine Aehnlichkeit der Schreibweise des Fürsten Pückler mit der Thümmel'schen aufmerksam gemacht worden.

Dies sogenannte Gedicht überraschte damals dergestalt, daß es in's Französische, Holländische, Russische und Italienische übersetzt wurde.

Dann brachte er eine andere schalkhafte Erzählung, und diesmal wirklich in Versen, „die Inokulation der Liebe" 1771, ließ dann seine Feder an die zwanzig Jahre ruhen, wenn Einzelnes, was er zu Nicolai's Bibliothek gab, nicht in Anrechnung kommt, und brachte erst 1791 die ersten Theile seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786." Daß er zehn Jahre später angab, als er die Reise wirklich gemacht hatte, mag wohl die Meinung erzeugt haben, er sei nie in jener Gegend gewesen.

Das Genre einer belletristischen Reisebeschreibung war nicht ganz neu, Nicolai's Reise, welche bei dessen Schriften erwähnt ist, war 1783 erschienen. Aber dies Genre, aus der eigenen Reise einen Roman losen Zusammenhangs zu machen, und als Reisender selbst, der von der Hypochondrie geheilt wird durch das Reisen, Mittelpunkt zu seyn, war allerdings neu in Deutschland, wenn auch der englische Yorik vorschweben konnte. Und von

allem Uebrigen abgesehen war die feine Darstellung vollkommen eigen.

Man findet Thümmel darin mitten in den Sympathieen und Antipathieen der Aufklärungsperiode. Er begegnet in Straßburg einem Magnetiseur, und es ergiebt sich, daß es ein Spaßvogel ist; er stößt in der Gegend von Nimes auf einen einsamen alten Thurm, hält ihn für einen uralten Tempel des Stillschweigens, ist betroffen und erhoben von der Majestät der ringsum ruhenden Landeinsamkeit, läßt sich zur Andacht auf einen Stein nieder und betet — der liebe Gott des Stillschweigens möge ihm beim Hofgeplapper zu Hilfe kommen.

Aber ein liebenswürdig Herz, und eine liebenswürdige Fassung erhebt das Buch dennoch über die so nah liegende Trivialität; die Spiegelung der einfachsten Dinge und Ansichten in einem geistreichen Gleichnisse ist oft von reizendster Darstellungskunst. Merkwürdig genug ist bei dieser Fassung zu erwähnen, daß sie ihm, dem Prosaisten des Details, doch im Detail gar nicht geläufig gewesen zu sein scheint. Die kleinen Vorforderungen des Schreibens waren ihm lästig, ja er war ihrer kaum mächtig. Er diktirte seine Bücher, und zwar begann er für den gewandten Sekretair meist nur den Satz, diesem nur den Gedankenfortgang angebend, die Fassung selbst aber überlassend. Es ist viel darüber gesagt worden, ob dem alten Herrn, dem Hypochonder, der erst hinter Fontainebleau, bei Yvri zum ersten Male heiter wird, ob diesem alten Manne nicht die sinnliche Koketterie mit Mädchenreizen zu verüblen sei, welche so beflissen und oft lüstern zum Vorschein kommt mit Margot, mit Clärchen und mancher Anderen. Schiller in seiner damals so strengen Grenze stellt sich sehr ungehalten darüber, und Dieser und Jener hat es ihm nachgethan. Dieser Punkt ist bei Thümmel schwieriger zu erörtern: einmal liegt eine plane Lebensansicht des fröhlichen Genusses auf dem ganzen Boden dieser Figur, und die sinnliche Ergötzung selbst, sobald sie in Alter und Form zusammenstimmt, bedarf im Wesen dieses Buches keiner Rechtfertigung. Insofern begegnet das Wieland'sche Bemänteln und moralische Begütigen nicht. Ferner ist die Färbung, da der alte Herr meist das moralische Nachsehn hat und von der Jugend überholt wird, oft so drollig und wehmüthig, daß der Vorwurf nicht recht aufkommen will, wenn

man auch die Strumpfbandlösung geradezu schlüpfrig finden und den Mangel energischer Sinnlichkeit tadeln mag. Die Ausbeute letzterer für den Leser, eine Kräftigung zu schwellender Gesundheit, ist freilich nicht da, und wenn man auch nicht eben in schwächliche Weichlichkeit Clauren'scher Klätschelei versetzt wird, so bringt der alte Herr auf die Länge doch zu viel Derartiges, und man wünscht entweder ein Ende, oder einen Aufschwung zur vollen künstlerischen Schönheit, wobei die Lüsternheit schweigt, und die reine, erfüllte Form ihren klaren, wohlthuenden Eindruck äußert.

Klinger, seines alten Sturmes und Dranges eingedenk, spricht noch 1805 von dem „hohen, moralischen Sinne" Thümmels, nachdem er kurz vorher von der glühenden Farbe desselben geredet, und läßt es dahingestellt, auf was Alles der moralische Sinn sich beziehen soll; — jedenfalls ist Thümmel durch die Vorwürfe der Moralisten meist hindurchgeschlüpft, welche sinnliche Reizung so schwer verdammen, weil er aus einem liebenswürdigen Herzen, und aus einer hohen Stellung doch die besten Populartugenden seiner Zeit so vortheilhaft in sich ausgedrückt hat, namentlich das Gefühl für Freiheit und Rechtschaffenheit.

Er ist nicht zu verwechseln mit seinem Stiefsohne August Wilhelm von Thümmel und einem Fr. v. Thümmel, die auch als Schriftsteller aufgetreten sind.

Am Entschlossensten trug Wilhelm Heinse den Reiz der Sinnenwelt und den künstlerischen Abdruck davon in unsere literarische Schrift über. Angelehnt an die alte klassische Welt, wie es damals allgemein geschah, hat er dreist und konsequent solche künstlerische Ideale zu erschaffen gestrebt. Alles, was bisher in Schilderung der Epoche des 18ten Jahrhunderts erwähnt worden ist, trug sein Scherflein bei zu solchem Versuche, sich aus allem historischen Herkommen in eine ganz unabhängige Welt der künstlerischen Existenz zu versetzen. Ein historisch-religioser Verband war nicht da für Leute des höheren Gedankens; eine gesellschaftliche Harmonie im Staate war nur denjenigen nahe, welche mit Gütern ausgerüstet und übrigens unbekümmert waren; jeder Andere sah sich

berechtigt zu zweifeln, zu spotten, allen erdenkbaren Idealismus an die Stelle zu setzen; die griechische Welt war ein Dogma geworden für Jeden der auf höhere Kultur Anspruch machte, die Schriftsteller oder Dichter, wie sie alle heißen, schrieben sich keinen Brief, verfaßten nicht eine Seite worin nicht Sokrates oder die Grazie, oder Aspasie oder irgend sonst ein griechischer Name und Begriff erwähnt worden wäre. Dergleichen war Alphabet der schönen Wissenschaft, und wir finden in fraglos aufgenommenen Worten für unsere Sprache heute noch die deutlichsten Spuren. Das eben erwähnte Wort Grazie, die Komödie, die Tragödie, das Dramatische, Lyrische, Epische, kurz alles Aesthetische ist aus jener Zeit für uns eingebürgert worden.

Ein muthiger Geist, von einem gesunden, schwunghaften Körper getragen, hingelockt zu jener griechischen Welt, von Trägheit und Eitelkeit abgehalten, sich der wirklichen Umgebung mühsam und genau zu bemeistern, eine kühne Phantasie mußte endlich einmal aus all der Tändelei heraus sich ganz und gar der Bedingung und Folgerung jener alten Existenz im Ganzen hingeben, welche ringsum in aller Einzelnheit gepriesen wurde. Diesen Geist und diese Phantasie, diese Trägheit und diese Eitelkeit besaß Heinse, jenen idealischen Muth nicht minder, und so entstand in ihm die merkwürdige Figur gewaltsamer poetischer Thaten, welche die halb christlichen, halb klassischen Kritiker so lebhaft beunruhigt hat.

Wilhelm Heinse war aus Langewiesen an der Ilm, einem Stadtflecken unweit Ilmenau, gebürtig. Den 15. Februar 1746 oder 49 kam er dort zur Welt. Sein Vater war Bürgermeister, Landschaftsdeputirter und Organist in einer Person. Nach stückweiser Erziehung, die er zu Hause vom Vater, in der Nähe von einem Theologen erhalten hatte, nach einem stückweisen Studium in Jena kam er nach Erfurt, und schloß sich dort an Wieland. Das Verhältniß zu diesem macht sein eigenes in der Literatur am Deutlichsten. Heinse's Drang und Naturel zog ihn zu all der griechischen und zu all der sinnlichen Lockung, welche aus Wielands Schriften hervorsprang, so schüchtern und bürgerlich sie auch öfters zurückgenöthigt wurde.

Das bildete sich nun in Heinse's viel dreisterem Wesen rücksichtslos heraus, und Niemand fühlte darüber größeren Aerger,

größeren Zorn als der Stiefvater Wieland. Heinse, völlig arm, auf das halbe juristische Studium in keiner Weise rechnend, ließ sich von diesem an den allezeit bereitwilligen Gleim empfehlen; Gleim schickte Unterstützung, aber das konnte doch auf die Dauer beim Mangel aller übrigen Hilfe nicht ausreichen, und Heinse schloß sich einem abenteuernden Hauptmanne an, welcher in Geschäften der dänischen Lotterie durch Deutschland reiste, welcher Gefallen an Heinse fand, und gelegentlich dessen Feder benutzen wollte. Dies wüste Verhältniß gab Reisegelegenheit, aber sonst ward es unpassend und lästig. Die Schriftstellerei, welche der Hauptmann betrieben sehen wollte, ging denn auch mehr auf dasjenige hinaus, was auffallend und dadurch Kaufartikel würde. Heinse machte sich endlich von ihm los, und wenn der Umgang nicht bereits nachtheilig gewirkt hatte, was nicht mit Sicherheit zu verneinen ist, so hätte er bei längerer Dauer den jungen sinnlichen Mann sicherlich tief in ein wüstes Treiben geleitet. Genug, der erste Hauptanstoß zu Wielands Zorn gegen Heinse ward in dieser Verbindung gelegt. Der lockenden Schlüpfrigkeit halber veranlaßte der Hauptmann den jungen Dichter zur Uebersetzung des Petron'schen Satyrikon; die Ausgabe verzögerte sich, und erschien erst, als Heinse bereits in einer Hauslehrerstelle zu Halberstadt in Gleims Nähe und besonderem Schirme war. Hierher fallen zwei merkwürdige Briefe, welche über den Sinnlichkeitspunkt für die Literaturgeschichte von Bedeutung sind. Wieland nämlich schrieb an Gleim einen flammenden Brief, in größter Entrüstung über jene Uebersetzung, und eiferte schonungslos gegen all solches Thema. Dieser Brief sollte Heinse mitgetheilt werden. Ueberaus merkwürdig ist darin, daß von irgend einem Principe, was so oder so weit zu beschränken wäre, von einem Verhältnisse zur Griechenwelt, welche sonst alle Schriften und Briefe Wielands erfüllte, gar nicht die Rede war; die eigene Neigung, sinnliche Reizung einzuweben, aller verwandte Bezug auf das stets gepriesene griechische Ideal blieb völlig unerwähnt, und der junge Heinse, solchergestalt von einem hochgestellten Autor angefahren, findet ebenfalls keine Gelegenheit, den leichtsinnigen Petron mit irgend einem klassischen Principe zu beschönigen. Er vertheidigt nur mit allem Eifer sein Herz, was Wieland angegriffen, wenigstens stark in Zweifel gezogen hatte, und

schiebt viel auf den Hauptmann; alle griechische Bildung, die sonst Alles durchdringen mochte, ist beiderseits ganz aus der Rede, und der Standpunkt eines bürgerlichen achtzehnten Jahrhunderts gilt allein. Nur gegen das Ende der Antwort faßt sich Heinse zu der naiven Aeußerung, welche all die Widersprüche enthält, und sich folgendermaaßen satirisch gestaltet: „Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen worden, — ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzeihen könne. Bei diesem Allen gelobe ich Ihnen hiermit heilig an, in Zukunft, so viel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könnte, welchen man Ihre komischen Ezählungen und Ihren Amadis vorlegen darf; mit dem besten Discernement sei dieses hiermit angelobt. Noch gestehe ich Ihnen, daß eine rührende Empfindung in meinem Herzen über Ihren Eifer an meiner Bekehrung wallte, während mein Genius mit der Schwärmerei derselben höchst unzufrieden war."

Es blieb auch etwas durchaus Vergebliches, Heinse von der Sinnenwelt abzuschrecken. Er hat nichts mehr geschrieben, was in die Gattung des Schlüpfrigen gerathen wäre, — ein Vorwurf, welcher auch seine „Kirschen" traf, die er auf Gleims Veranlassung dem Dorat nachgereimt hatte — aber, was er auch schrieb, und wenn es ein einfacher Brief war, es war getränkt von diesem heißen Drange, aller sinnlichen Strömung und Biegung der Welt Herr zu werden, in dieser schaffenden Lebenskraft mit zu weben, jedes Ding, jeden Vorfall in den Schein und in das Verhältniß zu setzen, wodurch es, innerhalb der Kunst vermittelt, uns zugeführt würde.

In dieser Weise ist er durchaus eigen in unserer Literatur, fast immer manierirt, oft großartig. Sehe man von dem Mangel ab, daß er, von einer klassischen Modetendenz verleitet, die wirkliche Welt nicht zu einer gemäßen Bildung verarbeitete, wie es seinem gestaltreichen, frischen Blicke erreichbar gewesen wäre; entäußere man sich des Anspruchs solcher Art, und man findet übrigens außerordentliche Kraft und Gewandtheit in Heinse anzustaunen. Es gebrach ihm die Wieland'sche Flüssigkeit und Beweglichkeit der Erfindung, alle die spielende, geschmeidige Anmuth, womit dieser lockte, die Weichheit der Sprache, der breite

Umfang des Interesses, welches er nahm und weckte, aber in gedichteter Absicht und Fassung, in Stärke, Höhe und Nachdruck übertraf er ihn weit. Das ewige Kennzeichen eines Poeten war in ihm, dieser Gottesstempel, wodurch der Dichter als umrundeter, völliger Schöpfer angekündigt wird. Nicht die Unterhaltung bloß, nicht der flüchtige Reiz allein war seine Absicht der Dichtung; er griff in die Tiefe und Höhe, um eine nach oben und unten geschlossene Welt zu bauen und zu schmücken. Seine Höhe war nur der griechische Olymp, seine Tiefe nur der bilderreiche Acheron, weil er zu träge war, seine Welt mit Perspektive zu durchdringen, aber in dieser seiner Welt war er auch konsequent, erschöpfend und schön. Sein Wesen war nur eben darauf gestellt, dasjenige genial zu erfassen, was aus dem Sinnenraume in den künstlerischen Bezug hinüberreichte; von der Romantik, welche sich über diesen Raum erhebt, von einer streng gedanklichen Religion, welche das Feste des Raumes überfliegt, war nur eine unbestimmte Verbindung in ihm, und auch diese nur in künstlerisch beschränkter Art, nämlich die Musik. Aber weniger die Musik, welche romantisch in die ewige Möglichkeit vertieft, sondern die Musik als geregelte Verkündigung schöner sinnlicher Verhältnisse.

Wenn jener Petron, jene „Kirschen," einzelne Sinngedichte und ähnliche Federübung damaligen Geschmackes übersehen werden, so beginnt auch seine Schriftthätigkeit früh in solcher geschlossenen Art, daß eine in Sinnenbezügnissen erschöpfte Welt konsequent von ihm dargestellt wird.

Dies erste Buch ist „Laidion," welches noch in seiner Halberstädter Zeit erschien, und worin jene berühmte Liebenswürdigkeit der Griechen, jene Lais die Hauptperson spielt, welche in den christlichen Schulen nach modernem Begriff gemessen und eine freche Buhlerin genannt wird. Dergleichen Namen, Personen, Verhältnisse waren damals der schönen Literatur so geläufig, daß eine ähnlich üble Verwechselung nur dem Unverstande zugetraut, und das Dreiste des Themas mehr angestaunt als bezüchtigt wurde.

In dieser Laidion lebt und webt nun, man möchte sagen, das transcendente Griechenland, Lais ist todt, und schwebt auf zum Elysium; Solon, Aspasia, Orpheus halten Gericht über sie,

eine freie Welt der Schönheit wird darin heiter verhandelt, und eine ganz andere Vorstellungsart als die christliche ergeht sich in oft breiter, oft geistreicher und überraschender Erfindung.

Heinse, der, besonders damals, viel weniger zu Hause war in der griechischen Schriftwelt als Wieland, bekundet doch schon hierin einen viel verwandteren Einblick und Eindrang als Wieland im Agathon, weil ihm diese griechische Existenz naturgemäß verwandter war als jenem, bei dem sie ein Dilettantismus blieb. Es begegnet ihm nie etwas so Ungriechisches wie dem Agathon, welcher, ein Götterzögling von Delphi, für baare Naturschönheit schwärmt im Gegensatze zur Kunstschönheit, da es doch just ein vorstechendes Merkmal der alten Klassiker ist, daß unsere moderne Theilnahme an der Natur und Schilderung derselben ihnen fremd bleibt.

Mit dieser Laidion schließt sich die unreife Jünglingszeit Heinse's ab, aus welcher uns nicht eben lockende Kennzeichen übrig geblieben sind in dem von Körte herausgegebenen Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse, Johannes Müller und Jacobi. Heinse bewegt sich darin fast durchweg in unerquicklicher Uebertreibung, in unklarer Eitelkeit, in ungeformten Ausrufungen.

Von Halberstadt nimmt ihn Georg Jacobi mit nach Düsseldorf, damit er an der „Iris" arbeite. Dies geschieht zu Anfang des Jahres 1774. Dort in Düsseldorf bleibt er bis zum Frühsommer 1780, und in diese sechs Jahre fällt die formellere Ausbildung seines eigenthümlichen Dranges, seine Bekanntschaft mit Goethe, der ihn enthusiastisch begrüßte, all seine Vorbereitung auf ein Leben in Italien, und wenn es sein könnte, in Griechenland, an den Stätten der alten Existenz, unter den Denkmälern der alten Kunst. Das schönste Zeichen dieser Vorbereitung sind seine Briefe über die Düsseldorfer Gemäldegallerie, welche er im Merkur abdrucken ließ, und die größtentheils auf einem Marmortischchen in der Gallerie selbst geschrieben waren. Geistreich und frisch, wie fast nirgends vor ihm in Deutschland, ging er hier auf den schönsten Sinn der Farben und Gestalten ein, und noch viele Jahre später bezeigt Rachel, eine so unbestechliche Richterin des Aechten und wirklich Empfundenen, ihre Entzückung darüber. Uebrigens beschäftigte er sich mit italienischen Dichtern, zunächst mit Ariost und Tasso, die er leider hier und später in

Venedig in Prosa übersetzte, ein wunderlicher Mißgriff, welchen man einem für Formschönheit so begeisterten Mann nicht zugetraut hätte. Lebensbeschreibungen der Sappho, des Petrark, des Tasso wurden in der Düsseldorfer Periode verfaßt.

Mancherlei Berührung mit Pietisten, die in Westphalen schon damals zahlreich sind, mit Basedow, mit Lavater äußert gar keinen Einfluß auf ihn. Sein Wesen war dermaaßen unvermischbar, daß es wenig oder gar keine Einwirkung von anders Gesinnten bemerkt. Jung Stilling schildert ein Gastmahl in Elberfeld, wo zwischen Lavater und vielen Hauptpietisten der Gegend Goethe und Heinse heiter und artig sich herumbewegen. Da findet sich auch ein oberflächlich Konterfei Heinse's, „er war ein kleines, rundköpfichtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur; seine ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringlichkeit, die Alles zurück hielt, was sich ihm nähern wollte." —

Jene Unberührbarkeit seines eigentlichen Kerns zeigt sich am Deutlichsten im Verhältnisse zu Fritz Jacobi, dem er in vieler Weise sehr nahe gerückt und verpflichtet wurde. Fritz Jacobi, der sich in späterer Zeit ganz und gar auch in der Gedankensphäre zur Berufung auf den Glauben neigte, welcher zum Entsetzen in Lessing einen Spinozisten erblickt zu haben meinte, welcher später in seinem Woldemar zur romantischen Versenkung in den Gedankenglauben das Haupt senkte, stand in einem, wenn auch gemessenen, Freundschaftsverhältnisse zu Heinse; dieser richtete all seine italienische Korrespondenz an ihn, und milderte sich darin wohl in seinen Dithyramben über Sinnenschönheit, gab aber im Grunde nicht eine Faser seines eigentlichen Kernes hin. Wahrscheinlich größtentheils von Jacobi mit Geldmitteln versehn, machte er seine Reisen durch Italien, auf denen er drittehalb Jahre verbrachte; — dieses von persönlicher Sympathie unabhängige Opfer Jacobi's, was er der Begabtheit brachte, und einem möglichen Kulturgewinne, der so weit ablag von seiner Sphäre des nächsten Wunsches, dies Opfer an Heinse macht Jacobi eine unverlöschliche Ehre.

Heinse überließ sich ganz und gar seiner bequemen Anschauung: es sind an die zehn Jahre seit seinem kleinen Buche

Laidion verflossen, und er hat noch kein neues erzeugt, er hat nur einzelne Aufsätze geschrieben, in Italien, wo ihm doch so viel Zeit geblieben wäre, sich nur eine Zeitlang mit der Uebersetzung des Tasso beschäftigt, und nur aus der letzten Epoche in Rom erscheint in seinen Briefen einmal die Andeutung, er sei mit einem Romane beschäftigt. Ob dies Ardinghello gewesen, erfährt man nie deutlich, eben so wenig, ob ein anderer Anfang darunter gemeint sei. Es fehlt überhaupt bei diesem stürmischen Autor, der sich nirgends an eine Weiblichkeit recht band und fesselte, die für ihn noch große Schritte nach dem Ideal vor sich hatte, oft an genauer Lebensnachricht. Er wollte lange gar kein Amt, oder doch nur ein sehr loses, weil ihm Gehalt nöthig war; er hat nie geheirathet.

Zurückkehrend nach Deutschland kehrte er wieder in Düsseldorf ein, und hier ist wieder von einem Buche in einem Schreiben die Rede, welches er an Gleim richtet, aus dem Jahre 84. Aber auch darüber erfahren wir nichts Näheres, und es ist unwahrscheinlich, daß beide Nachrichten auf den erst später abgefaßten Ardinghello gehen. Er fand wenig Ruhe in einem ökonomisch unsichern Leben, und sein Studium der italienischen Musik, welches er am Klavier fortsetzte, seine Lektüre der Alten, Billard- und Schachspielen mit Fritz Jacobi half nichts zum nöthigen Erwerbe. Drum ergriff er rasch die kurze Gelegenheit, mit einem jungen Edelmanne eine flüchtige Reise nach Holland zu machen, und ergriff es später als ein Glück, daß ihm die Lectorstelle beim Kurfürsten von Mainz angeboten wurde. Sie wurde dann in den Posten eines Hofraths und Bibliothekars erhöht, und in Mainz und Aschaffenburg hat er als solcher neben Johannes von Müller die letzten Jahre gelebt, und seine Hauptbücher geschrieben. Außer der Laidion sind es nur drei, „Ardinghello,“ „Hildegard von Hohenthal,“ „Athanasia und das Schachspiel.“

Im Jahre 1787 kam er nach Mainz, zu Ende des Jahres erschien Ardinghello, welcher gemeinhin als sein Hauptbuch betrachtet wird. Das Mark seiner italienischen Reise, alle seine Schwärmerei für das Nackte, für bildende Kunst überhaupt und für ein frisches, fröhliches Leben, welches sich an solche Principien lehnt, ist darin niedergelegt. Dies Alles ist mit einer

großen Herrschaft über die geistige Verbindung zwischen dem Geistigen und Aeußerlichen niedergelegt, und mit Ausnahme einiger milderen Produkte von Goethe, wie der Elegieen, das stolzeste Resultat des klassischen Studiums, was mit einer vollen Gestaltung in unsere Literatur getreten ist. Es geht darum einen großen Schritt weiter als der ähnliche Versuch Wieland's im Agathon und Aristipp, weil es entschlossener und ganzer das alte Leben in der Sinnenwelt auffaßt, weil es daneben den modernen Zustand, die moderne Forderung berücksichtigt, und nach einer Vereinigung dieser Welten trachtet. Es ist mehr dichterischer Charakter, und weniger bloße Beschreibung, es versucht eine That, während sich Agathon und Aristipp mit einer Spiegelung begnügen. Um deswillen ist dies Buch eine der merkwürdigsten Proben aus jener Literarepoche, auch wenn es nicht die einzig konsequente wäre.

Der markige Stil, welcher nirgends bis ins geschmeidige Detail ausgeführt, sondern mehr rasch hingeworfen ist, erinnert an geistreiche Skizzen des Malers und Bildners. Leider sind die ersten Ausgaben arg von Druckfehlern entstellt.

Als die Franzosen nach Mainz drangen, blieb er noch lange Zeit zur Ordnung der Bibliothek zurück. Während des Eindrangs der Jacobiner war er in Düsseldorf und auf dem Lande bei Aachen gewesen. Dann brachte er die Bibliothek nach Aschaffenburg, und schrieb daneben im Sommer 1794 noch in Mainz den Anfang seiner „Hildegard von Hohenthal," deren erste Bände 1795 erschienen.

Dieser Roman hält sich an eine andere Sinnenwelt, an die des Ohres, an die musikalische, und die Schwingungen der übrigen spielen nur nebenher. „Die bloße Vokalmusik" — heißt es darin — „ist eigentlich, was in den bildenden Künsten das Nackende ist." — „Unser Gefühl selbst ist nichts anderes als eine innere Musik, immerwährende Schwingung der Lebensnerven. Alles, was uns umgiebt, was wir Neues denken und empfinden, vermehrt oder vermindert, verstärkt oder schwächt den Grad ihrer vorigen Bewegung. Die Musik rührt sie so, daß es ein eigenes Spiel, eine ganz besondre Mittheilung ist, die alle Beschreibung von Worten übersteigt. Sie stellt das innere Gefühl von außen in der Luft dar, und drückt aus, was aller Sprache vorhergeht,

sie begleitet, oder ihr folgt.“ „Göttliche Kunst, welche die Existenz fühlender Wesen so unmittelbar unter ihrem gewaltigen Scepter hat.“ „Das Ohr ist gewiß unser richtigster Sinn; und selbst das Gefühl, welches man bisher für den untrüglichsten gehalten hat, bildet sich nach ihm. — Deswegen sind die Taubgebornen auch um so Vieles trauriger und unglücklicher als die Blinden, weil sie den Hauptsinn des Verstandes, der die andern zur Richtigkeit gewöhnt, nicht haben; und so giebt die Musik unter allen Künsten der Seele den hellsten und frischesten Genuß.“

Es wird hierzu beigebracht, daß auch physisch der Hörnerve am Unmittelbarsten mit dem gemeinsamen Sensorium im Hirn verbunden sei.

Im Ganzen wird hier wieder zum ersten Male, und als Zusammenfassung auch jetzt noch unübertroffen, ein Sinnenfeld bearbeitet, mit den feinsten Gesetzen und Verhältnissen des Geistes bearbeitet, so daß ein schönes Resultat, eine Kunst, eine stufenmäßig eroberte Verbindung mit höherer Welt gewonnen wird. Der Roman ist überfüllt mit theoretischem und historischem Detail der Musik, die Rechnungen des Pythagoras, alle Wendungen eines berühmten Komponisten sind angeführt, so daß der alltägliche Romanleser übel daran ist. Für den forschenden wird der Gang und das Resultat hierdurch erfreulicher und klarer. Glücklicherweise ist auch gegen den Sinn des Ohres das moralische Vorurtheil nicht so rege, wie gegen den des Auges und des Fühlens, weil die beiden letzteren leichter störend zu Uebergriffen in das Bereich der Verwaltung verleitet sind. Aus diesem praktischen Standpunkte ist aber die Mehrzahl lediglich gewohnt, Sinne in Betracht zu ziehen; über dem Nutzen oder Schaden für die Gesellschaft vernachlässigt man, daß die Sinne noch ein anderes und höheres Verhältniß und eine andere und höhere Bedeutung haben, daß sie für den Menschen offenbar die begabtesten Trabanten des Geistes sind, um die höchste Möglichkeit der Erde zu berühren, eine Verbindung mit sonst Unerreichbarem anzuknüpfen.

Dieses vorherrschende Interesse der bloßen Verwaltung ist dasselbe, was schon oft bei Betracht aller Poesie erwähnt ist, was alle Kunst und höhere Thätigkeit auf den nächsten moralischen Nutzen für die Gesellschaft zurückführt, was im praktischen Leben seinen großen Werth hat, im Gebiete der höchsten Thätig-

keit, im Gebiete der höheren Kunst und Wissenschaft aber lähmend und verderbend ist. Heinse existirt nun für dies Interesse der Verwaltung gar nicht in all seinem Streben und Trachten, er ringt, oft zu einseitig, nach einer möglichst unmittelbaren Verbindung mit dem Gottesodem, welcher die Welt durchdringt, und dabei ist ihm die Verwaltung der Welt Nebensache. Das wird ihm bei einem Sinne wie das Gehör, leichter verziehn werden; denn wir sind nun einmal in eine so inkonsequente Bildung gerathen, daß alle Schwelgerei des Ohres geduldet, ja gepriesen wird, und zwar eben so absolut, als Schwelgerei oder auch nur lauterer Genuß eines anderen Sinnes Verdammung erleidet.

Dies Vermischen des Verwaltungspunktes mit dem einer freien Existenz ist seit einiger Zeit unser Hauptgebrechen, weil unsre Entwickelung so viel Nothwendiges übersprungen, die Sinne und die Zweifel nur zu eng aufgenommen hat, und sich nun stets bedroht sieht, wenn sie sich erheben. Es wäre ein unendliches Verdienst, wenn ein philosophischer Kopf die Kategorieen einmal streng ordnete; ist man sich einer Ordnung bewußt, so wird dem Genie auch mehr Freiheit gestattet, es wird mehr geschaffen, die kleinste Schöpfung wird schneller erkannt und untergebracht, die bloße Dreistigkeit des schöpferischen Unvermögens fällt ohne Weiteres, weil sie nicht mehr von der falschen Lockung des Verbotenen begleitet ist, — und die bloß praktischen Richter sind ein für allemal aus einer Sphäre gewiesen, worin die Arznei ihres Kreises zu Gift wird.

Diese letzteren haben natürlich auch an Heinse gerüttelt; aber dessen theoretische Waffen sind ihnen meist zu scharf gewesen, und nun liegt das Moos der klassischen fünfzig Jahre darauf. Aber rein ist das Verhältniß zwischen ihm und der Kritik noch keinesweges, und es wird es nicht, sobald jene Scheidung nicht kategorisch aufgestellt ist; hier endigt das Gebiet der bloßen Verwaltung, was mit dem guten oder schlechten Beispiele, mit der Schwäche und Ausartung zu thun hat, und hier beginnt das Gebiet der Erhebung und des Aufschwungs aus der polizeilichen Schranke, welche für das Zusammenleben gut und nöthig, aber für alle höhere Frage des Menschen hinderlich ist.

Käme in der Hildegard außer dem Gehör nicht noch eine stürmische Liebe der Hildegard zu Lockmann vor, oder hätte

Heinse den Geruch und den Geschmack verherrlicht, denn die Lust des Essens und Trinkens hat ein Bürgerrecht gegen Gesicht und Gefühl, so fände er einen leichteren Stand. Jetzt wird es aber stets nur für die Freieren gesagt, daß Heinse mit großer Genialität auf allerlei Grenzen der Kunst reizende Züge unternommen, und mit viel Lockung dargethan hat, alle Kunst sei eine freie Verbindung zwischen den Sinnen und dem Geiste, der Gewinn sei stets sicher bei solcher Verbindung, der schönste belohne aber nur, wenn auch das richtige Maaß der beiden Bestandtheile ergriffen werde.

Dies Maaß hat Heinse nicht immer getroffen, und zum Theil deshalb, nicht bloß, weil er bedenklichere Stoffe gewählt, ist er niemals siegreich in die erste Reihe klassischer Autoren eingedrungen.

24.

Die Göttinger Dichter, und vereinzelte Poeten.

Man begreift sie auch unter dem Namen des „Hainbundes,“ zu welchem sie sich nach altvaterländischer Weise vereinigten, wenn auch der Hain selbst für die schwächeren Leiber der späten Enkel nicht mehr stetiger Vereinigungspunkt werden konnte, wie bei den altdeutschen Vorfahren.

Die Hauptjahre dieses Dichtervereins, welcher dem Leipziger nachgeahmt wurde, gehen von 1768—1776; der Hauptanstifter und gewissenhafte Betreiber war Boje und nächst ihm Gotter; jüngere Mitglieder wurden Bürger, Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, Leisewitz, Karl Friedrich Kramer. Eroberungswaffe, und der Mittelpunkt und Ausdruck aller Bestrebung und Schwärmerei war das Lied, lebhafte Beihilfe ward gesucht in Uebersetzungen. Anhalt nach außen, Zeugniß für's Publikum gab der erste Musenalmanach, den Gotter und Boje 1770 herausgaben, und erst 1776 verbreitete man sich, wiederum unter Bojes, dieses Agenten der Literatur, Anführung zu einer Zeitschrift, dem „deutschen Museum,“ welche eine Zeitlang neben der Jacobischen Iris und bis 1788 neben Wielands Mercur ein Haupttribunal in poetischen Dingen für Deutschland wurde.

Dieser Bund, welcher einen lyrischen Vers, welcher ein Vergißmeinnicht mit respektvoller Andacht betrachtete, und betrachtet

sehen wollte, ist nirgends besonders tief in die poetische Möglichkeit eingedrungen. Er hat sich eigentlich nur in Bürger eines starken Talentes zu erfreuen gehabt, hat sich mit Theilnahmsweckung an poetischen Einzelnheiten begnügt gezeigt, und die große Anregung durch gleichzeitige Talente nur mittelmäßig zu nützen gewußt. Sein Schwung theilte sich in eine unbestimmt lyrische Entzückung für Klopstock und für englische Gedichte. Die letztere ist uns ergiebiger worden, und wir verdanken ihr schöne Balladen von Bürger. Uebrigens breitete sie sich später in einem Mitgliede des Hainbundes, in Heinrich Voß, über ein großes Feld aus, und hat in den Nebenpartieen der Literargeschichte viel Raum und mancherlei Interesse gegeben. Der allgemeiner werdende Antheil an Homer ist darunter nicht das geringste.

Friedrich Wilhelm Gotter — 1746—1797 — gehört nur in den Anfang des Göttinger Treibens, das er bald Bojes unermüdlicher Leitung überließ. Er schifft mit einem leichten Nachahmungstalente, was leichte Verse machte, eine sorgfältige Prosa schrieb, und sich besonders zum dramatischen Ausdrucke neigte, bei mehreren Parteien umher. Seine literarische Bildung gründete sich besonders auf Kenntniß des Italienischen und Französischen; — was nun Lessing am französischen Drama und an der bloß äußerlichen Regelmäßigkeit tadelte, das nahm er mit großem Bedachte auf, und wohl auch mit der Absicht, es zu beherzigen. Aber seine Vorliebe für die Franzosen und der Mangel an eindringender kritischer Kraft, ließ ihn doch keinen erklecklichen Nutzen daraus ziehen. Als er von Göttingen, wo er zweimal sich aufgehalten hatte, 1769 in die Dienste seiner Heimath Gotha zurückkehrte, und von da zum zweitenmale in juristischen Geschäften nach Wetzlar kam, lernte er Goethe kennen, und erhielt mancherlei Eindrücke jenes Sturms und Dranges, der sich bald in den Frankfurtern offenbarte, und der so leidenschaftlich Partei für die ungeschmückte Natur Shakespeare's nahm. Aber er wollte doch auch dieser Richtung nur einige kleine Zugeständnisse des Geschmackes machen, er wollte die formelle Grazie der Franzosen dem excentrischen Shakespeare nicht geopfert sehen.

So wurde denn nur ein artiger Komponist aus ihm, der keine starke eigene Schöpfung zu geben hatte. Ein trefflich Theater, was zu seiner Zeit unter Ackermann in Gotha war,

und wo außer Eckhof auch Iffland, Beil, Beck, Großmann, die Seyler und Brandes spielten, spornte ihn zu häufiger Thätigkeit im Drama. Sie war aber fast nur Nachbildung französischer Stücke, besonders Voltaires, auch seine Singspiele schloßen sich meist an fremde Stoffe mit Ausnahme des „Jahrmarkts" einer komischen Oper; seine „Esther" ein Schauspiel in sechs Akten, war eine Travestie der bekannten biblischen Stücke, und es bleibt sonst nur ein kleines Lustspiel „die stolze Vasthi" eigene That, worin das Hofleben in hüpfenden Versen geschildert wird.

Unter den Gedichten machte eine Epistel „über die Starkgeisterei" viel Aufsehen, und begründete die Achtungswürdigkeit Gotters, welcher bei aller Weltbildung für die orthodoxen Gesetze und deren Gültigkeit eiferte. Die Veranlassung war der Selbstmord Jerusalems, von dem er wenige Wochen vorher in Wetzlar geschieden, und den er bald in Gotha zu sehen hoffte.

Der andere Gründer des Hainbundes, Heinrich Christian Boje — 1744—1806 — aus dem Holstein'schen war noch schwächer in der Hervorbringung; die alte Literargeschichte spricht zwar noch von seinen Gedichten, welche Nachbildungen ausländischer Originale waren, und deren damals jeder Autor bedurfte, lobt aber an ihnen vorzüglich „Richtigkeit der Sprache, Wohlklang der Perioden und Politur der Verse."

Wichtiger ist das Lob, was seiner Journalisten-Thätigkeit darin nachgesagt wird, daß sie auch die alten Denkmäler unserer Poesie gewürdigt und deren Auflebung befördert habe. Mit ihm gab eine Zeitlang Dohm das Museum heraus.

Eine interessante, jung und früh schwindende Erscheinung war Ludwig Heinrich Christoph Hölty — 1748—76 — der schon mit acht und zwanzig Jahren starb. Er war der sanfteste lyrische Hauch dieses Bundes, eines Predigers Sohn aus Mariensee im Hannöver'schen. Als schöner Knabe wuchs er auf, ward von Blattern entstellt, hatte im Aeußern etwas Plumpes, erfuhr wenig Leben und starken Eindruck. Das Aeußere stellte sich aber zu seinem Inneren in einen um so liebenswürdigeren Kontrast, seine zarte, anmuthige Melancholie, seine sanfte Heiterkeit rührte die Freunde um so mehr, und das Publikum fand es ebenfalls heraus. Hölty war außerordentlich geliebt und man erwartete noch Außerordentliches von ihm. „Schwermuthsvoll

und dumpfig hallt Geläute" — „Rosen auf den Weg gestreut, und des Harms vergessen" — „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet," und viele ähnliche Lieder haben sich fortgeschmeichelt durch viele Jahre, und bewegen noch heute anmuthig das Herz. Nichts war ihm gegeben als ein ferner Kirchthurm des Dörfchens, ein Blümchen am Bache, eine vorüberfahrende Karosse, woraus ein Schleier weht und ein Mädchenantlitz hervorblickt — das ist aber genug, die Seele und den Vers zu beleben, und die einfache Veranlassung theilt sich schnell den Meisten mit, denn daran fehlt es Niemand, wenn nur das Herz geweckt ist. Seine Gedichte wurden voreilig und ohne Recht von Geißler herausgegeben. Stolberg und Voß hatten Eile, mit der rechtmäßigen Ausgabe nachzukommen, und die Lieder wurden so beliebt, daß neue Auflagen nöthig wurden. Voß hat 1804 und 1814 deren besorgt, und, wenn auch nicht ganz in Ramler'scher Ausdehnung, doch die Schulmeisterei nicht gelassen, und Vielerlei daran geändert.

Gottfried August Bürger — 1748—1794, das Hauptta- lent, welches die Göttinger Bestrebung zur größten Popularität erhob, hat leider ein herumgeschlagenes, störsames Leben geführt, ist vor eitel Sorge für das Gemeine und Nothdürftige selten zu der beseligenden Dichterruhe gekommen, und hat darum in sich selbst niemals das Ziel einer reifen, umrundeten Bildung erreicht, welches die Grundlage wird für alles höchste Kunstwerk. Dieser Uebelstand war wohl auch der Grundgedanke jener vielbesprochenen Schiller'schen Recension, welche Bürger so tief in's Herze traf. Schiller kleidete dies in philosophische Forderungen, sprach von jenem Idealismus, der ihn selbst erfüllte, und welcher alles Popular-Talent nur zu würdigen wußte, wenn es in seine eigene ideale Forderung veredelt ward. Er warf ihm vor, daß die „Idealisirkunst" vermißt werde, daß Bürgers Glück und Liebe nichts anderes als das eben zunächst liegende Glück, die zunächst liegende Liebe, aber nicht das Ideal von Glück und Liebe sei; — er that Bürger Gewalt an, schematisirte einen Volksdichter, der in der nächsten Literatur gar nicht vorhanden war, nach abstrakten Begriffen, wie sie nun eben sein Dichtergenius, ein ganz anderer, besaß. So schlug er das Schlechte und das Gute in Bürger mit einem Streiche, weil eben Gutes in Bürger war, wofür Schiller keine Auffassung hatte; er tadelte Bürgers unmit-

telbares Ergreifen des Stoffes, das Ergreifen ohne Vermittelung der Reflexion, was just der Stempel des Genies in Bürger war, er tadelte dessen kräftige Refrains, die musikalischen Begleitungsworte der Balladen, wodurch die Bürger'sche Ballade so nachdrücklich in ihren ächten Bereich, in den Bereich des Gesanges hinein gehoben wurde, — kurz, er that ihm Unrecht. Wenigstens in der Begründung des Vorwurfes.

Hinter dieser Begründung hatte Schiller freilich großes Recht, und wenn es nackt gesagt worden wäre, so hätten Bürgers Balladen wahrscheinlich dabei gewonnen, aber der Schlag wäre zerschmetternd auf Bürger selbst gestürzt. Bürger selbst, sein Leben, sein Charakter war gemeint; — es ist gleichgültig, ob sich Schiller dessen bewußt gewesen, denn es ist Alles gegeben, um es so anzusehen.

Bürger schlug sich in einer fast immer aufgelösten Existenz umher, seine Verhältnisse waren selten lauter, er befreite sich dabei keineswegs von aller eigenen Rohheit, er versank, statt zu steigen. Davon ging mancher Fleck auf die Gedichte über, und Schiller tadelte mit gutem Grunde, daß selten eins ganz gesäubert sei. Aber um dies edler und tiefer auszudrücken, drängte er sich auf eine volle Erklärung des Volksdichters überhaupt, welche dem Volksdichter eine fremde Gewalt anthat. Er erklärte etwas, was der Grundforderung nach bereits besser in Bürger selbst existirte; Bürger als poetische That war etwas viel besseres, als Schillers Auffassung und Grenzbestimmung derselben.

Das Geheimniß lag darin, daß Schiller den sittlichen Bürger meinte, aber nur den Namen des poetischen aussprach, wenigstens nur leise andeutete, daß er von Bürger im Allgemeinen eine reifere Bildung verlangte.

So erklärt sich für beide Theile am günstigsten, was für Schiller einen unangenehmen Eindruck bei der Nation machte, und was Bürger so lähmend traf.

Bürger war wie Hölty eines Predigers Sohn aus Wolmerswende im Halberstädtischen. Ein wohlhabender Großvater schickte ihn nach Halle auf Pädagogium und Universität, und Bürger nahm hier bereits unter Klotz Interesse an Literatur, ließ sich aber eben so auch schon zu Ausschweifung verleiten. 1768 kommt er nach Göttingen, und studirt die Rechte, so weit

dies eben ein lustiger Student thun mag, welcher vielmehr auf ein sinnlich heiteres Leben gestellt ist, als auf Definitionen. Bürger, ein fleischig gesinnter, derb zugeschnittener Mensch hat sich ohne große Wahl Viel erlustigt, und das Wüste, diese schlimme Gegend, ist dabei nicht unberührt geblieben. Sein derber, fröhlicher Umgang mit der Welt hat seinem Talente den unübertroffenen popularen Vers gegeben, diesen natürlich fallenden, verführerisch singenden, sinnlich schönen Vers, diesen lockenden Reim, diesen ganzen Schmelz einer lebendigen Aechtheit, welcher in dieser Mischung von Derb und Schlank, von Grob und Graziös bei keinem Dichter unserer Nation wieder vorkommt. Sein derber, fröhlicher Umgang, der am Ende nicht mehr nach höherer Abwechselung und höherem Standpunkte trachtete, der ihn selbst in manchem Schmutze behaglich sitzen ließ, hat ihm auch manch befleckte Wendung gelassen, die wie unauslöschlicher Rost in die Eisenklinge seiner Poesie eingeätzt bleibt.

Diesen Rost meinte Schiller, und verwarf deshalb die ganze Eisenklinge, die einem Volksdichter nöthig ist; denn die schimmernd stählerne eines Paradedegens hätte bei Bürgers großem Publikum keine Anerkennung gefunden. Heine erschöpft die Frage durch eine einzige Bezeichnung, er sagte den Franzosen: Bürger war das, was Ihr citoyen nennt.

Er hat in Göttingen auch Pandekten studirt, schon aus Dankbarkeit, daß sie ihn von der früher begonnenen Theologie erlöst hatten; aber dem eigenen Geständnisse nach ist er nur im Vorbeischlendern zu mancher Wissenschaft gekommen, in den Lehrstunden habe er sich gelangweilt, ein Buch auszulesen sei ihm höchst beschwerlich geworden. Zwei Dinge bemächtigten sich damals in Göttingen des unsteten Gesellen, und sie entschieden über seine Laufbahn. Es lockte ihn weibliche Verführung, und es knüpfte die Bekanntschaft mit den jungen Dichtern eine Verbindung des Talentes mit höherem Genusse, die glücklicherweise ihn nicht ganz sinken ließ. Jene brachte ihn zu allerlei Liederlichkeit, diese trug ihn leidlich über die ärgsten Folgen hinweg, als alles Verhältniß zerrüttet war, der Großvater mit Entrüstung die Hand abgezogen, die Schuldenlast sich zum Unerträglichen aufgebaut hatte. Wenn auch nicht regelmäßig, er fand sich doch des Sonnabends ein, wo die Dichter zusammenkamen,

er half seinen Gelagen etwas in die Höhe durch ein heiteres Lied; „Herr Bacchus ist ein braver Mann" und manch ähnliches Stoßlied stammt aus jener Zeit, er ließ sich vorlesen aus englischen Poesieen, er klammerte sich an Shakespeare, dessen Derbheit mitunter tröstete, er nahm Percy's Sammlung altenglischer Balladen mit nach Hause, und las öfter und öfterer darin, sie wurde sein Gesangbuch, er ließ sich von Boje ermahnen, sauberer zu sein, sauberer zu dichten. Noch in später Zeit hat er manchmal versichert, Percy und Boje hätten ihm seinen Dichterruhm gegeben.

Boje brachte ihn auch 1772 in die Justizamtmannsstelle zu Altengleichen im Fürstenthume Kalenberg. Boje hat solch ein Verdienst der vorsorglichen Schaltung wie Gärtner in Leipzig, welcher für die Bremischen Beiträge zusammenhielt, wie Gleim in Halberstadt. Aber das Glück, was dem Leichtsinnigen sonst so oft die Füße beflügelt, trug für Bürger Bleigewichte. Gemeiner und edler Uebelstand drängte sich über ihm zusammen. Umsonst hatte der Großvater die Finanzen wieder geordnet, niedrige Freunde veruntreuten Bürger die wichtigste Summe, er fiel aus einer schweren Woge dieses Mangels in die andere, und hat sich bis an seinen Tod damit herumgeplagt. Umsonst fand seine Liebesneigung eine feste Stätte, kaum war er verlobt, so entzündete sich eine unauslöschliche Neigung für Auguste, die Schwester seiner Braut und baldigen Frau, für jene Molly, die in seinen Gedichten lebt. In diesem unseligen Zwiespalte, der neben reichlichem äußerem Kummer durch Marter, Störniß und Verlust des guten Namens warf, verlebte er zehn geschleuderte Jahre. Wie ein Engel benahm sich die unglückliche Frau, und starb endlich über dem Leidwesen hin.

Da kehrte er, es war 1784, von den gescheiterten Versuchen des Gerichtsamtes und der Landwirthschaft, nach Göttingen zurück, um ganz der Wissenschaft und Poesie zu leben, die Herausgabe des schon 1778 begonnenen Musenalmanachs selbst zu leiten, und für den Anfang als Privatlehrer über Aesthetik und deutschen Stil zu unterrichten. Das Jahr darauf verband er sich mit Molly, und wenn auch außen ärmlich, schien es doch innen glücklich und reich werden zu wollen, — da starb Molly nach dem ersten Kindbette, und der unglückliche Bürger hat sich nie

mehr von diesem Schlage erholt. Jetzt half es nicht mehr, daß man erst 1789 den kranken Mann zum außerordentlichen Professor machte, der mit der Besoldung auf Studentenhonorar angewiesen blieb.

Der letzte Stoß in das vergällte Leben kam ihm auf eine abenteuerliche Weise. Eine junge Dichterin aus Schwaben, welche für Bürgers Poesieen schwärmte, trug ihm dichterischen Ausdrucks von der Ferne her ihre Hand an. Daraus ward eine Hochzeit, welche ihm die bitterste Qual brachte, und die in eine gerichtliche Scheidung ausging.

Erschöpft und zerschmettert, arm und vom alltäglichsten Mangel geplagt, schloß sich der sonst so heitere Volksdichter in sein Stäbchen, warf sich mit dem leidenden Körper auf Uebersetzungsarbeit, um vom Buchhändler das Nothdürftige zu verdienen, und darbte, während die Nation seine Lieder zur Erhöhung ihrer Feste sang.

Die Regierung von Hannover erquickte ihn durch ein unerwartetes Geldgeschenk, kurz vor seinem Tode, welcher den 8ten Juni 1794 eintrat. Bürger war erst 46 Jahre, als er so zerschellt an einem schönen Frühlingstage uns verließ.

„Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen," sagt Goethe in Bezug auf Bürger.

Trägheit und Lebensschicksal ließen es nicht dazu kommen, daß er einen andern Einfluß suchen und finden konnte, als ihn eben sein Talent ohne Weiteres geben mochte. Seine Beziehung ist darum leicht bezeichnet: die dichterische Gabe Bürgers war von kräftiger und frischer Art, sie drängte nicht nach dem Tiefsten und Höchsten, aber sie hatte eine glückliche Hand für den poetischen Zauber der nächsten Welt, und in den besten Sachen, zum Beispiele in der „Lenore" griff Bürger auch mit schöner Gewalt in das nächtliche Geheimniß unserer Existenz.

Seine vollendeten farbigen Balladen, deren Verdienst nicht entkräftet wird, wenn man ihnen die englischen Vorbilder vorhält, sind ein Ereigniß in unserer Literatur.

Eine viel breitere Anknüpfung an die innere Geschichte der Nation fand der neben ihm lebende Voß. Es sind aber vorher

die ebenfalls zu diesem Hainbunde in Göttingen gehörigen Stolberg, zwei Grafen aus dem nördlichen Deutschland, zu erwähnen, da besonders die Lebensgeschichte des einen, Leopolds, in die Gedankenwelt Vossens dergestalt eintrat, daß dieses Verhältniß zu literarischen Thaten und zu einem denkwürdigen Ereignisse gedieh.

Christian Graf zu Stolberg — 1748—1821 — der ältere Bruder, und der weniger wichtige in Literatur, hat seine Lieder und Balladen gemacht, wie es der Göttingische Stil mit sich brachte. Auch mancherlei griechische Studien, Schauspiele mit Chören, worunter „Belsazer," „Otanes," geben Zeugniß von seiner Thätigkeit, sind aber vom stärkeren und tieferen Strome überfluthet. Er ward wie sein jüngerer Bruder nach der Universitätszeit dänischer Kammerjunker, später Kammerherr, und stirbt als Landrath auf seinem holstein'schen Gute Windebye bei Eckernförde.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg — 1750—1819 — war in der Lyrik des damaligen Geschmackes reicher begabt, fand mit seinen Balladen große Theilnahme, — „die Büßende" von Zumsteeg komponirt ist viel gesungen worden, — und ging mit einer lebhafteren Natur tiefer ein in die spätere Anregung, welche die Poesie eng an die Religion knüpfen, und sich dazu einer Aufweckung und neuen Verherrlichung des Katholicismus bedienen wollte. Den Gebrüdern Schlegel, welche dafür die Hauptleute waren, sehen wir ihn darum auch später viel näher zugethan, als den Erben des Hainbundes, welchen er in der Jugend mitgestiftet hatte. Hiermit trat er mehr in eine Tendenz heraus, welche große Aufmerksamkeit erregte. Deshalb fragt man bei dem Namen Stolberg weniger nach den Oden und Liedern, nach den „dramatischen Schauspielen mit Chören," dem „Theseus" und dem „Säuglinge," nach dem idyllischen Romane „die Insel," nach seinen Uebersetzungen aus der Iliade, aus dem Aeschylos und Ossian, selbst nach seiner schon anders gefärbten „Reise in Deutschland, Schweiz, Italien ꝛc.," als nach alle dem, was die Religion betrifft, und was nach dem Jahre 1800 erscheint. Denn 1800 legte er seine Aemter nieder, ging mit seiner Familie nach Münster und trat mit ihr zur katholischen Religion über. Nur eine Tochter blieb protestantisch.

Nun schrieb er von 1807 — 1818 fünfzehn Bände „Geschichte der Religion Jesu Christi" in seiner neuen Tendenz, ein „Leben Alfred's des Großen," „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift" und „das Buch der Liebe," welches nach seinem Tode herauskam, und dessen Abfassung in den Streit mit Voß gehört. Dieser Streit brach über seine gläubigen Schriften in seinem letzten Lebensjahre 1819 aus, und ward von Voß ob dieser Schriften erregt.

Nicht den Streit eben betreffend, aber all die Göttinger Lyrik giebt Goethe einige Gesichtspunkte, die sehr zu beherzigen sind. Man begegnet ihnen in Goethes nachgelassenen Schriften, die für manchen Einblick in frühere Literaturentwickelung unschätzbar bleiben. Die Stolberg besuchen ihn, der auch seine Lieder in den Göttinger Musenalmanach gegeben hat, sie werden sehr zuvorkommend aufgenommen, sie sind jung, ungestüm, excentrisch; aber sie sind dies ganz anders, als es Goethe war, sie wollen hinausgreifen in ein völlig Ungekanntes, in ein Unbeschreibbares, in einen Naturzustand, von dem sie selbst keine Vorstellung haben, kurz, sie sind nicht ganz ohne stolze Faselei. Darin unterschied sich jener Geniedrang der Frankfurter wesentlich von dem Göttingischen, daß er bei allem Schwunge fest aushob von dem Existirenden, von dem Möglichen.

Sie unternehmen gemeinschaftlich eine Reise nach der Schweiz. „Du wirst nicht lang bei Ihnen bleiben," schilt Merk in Darmstadt, „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannt Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das giebt nichts wie dummes Zeug."

„Zu der damaligen Zeit," sagt Goethe, „hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte, und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als Eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen

keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt, und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen."

Die Schriften der beiden Brüder sind in 20 Bänden gesammelt erschienen, Hamburg 1827.

Eine ganz unerwartete Wendung nahm die Göttinger Partie in Johann Heinrich Voß 1751—1826. Die phantastische Erregbarkeit, womit der Mangel irgend eines klaren Princips bedeckt wurde, lag vom Hause aus nicht in seiner Natur. Er war ein derber Mecklenburger, der Sohn eines derb-rührigen Mannes, welcher Land und Brauerei pachtete, und als nichts gelingen wollte, den birkenen Schullehrerstock auf seine alten Tage in die Hand nahm. Zur Ueberschwenglichkeit war Johann Heinrich nirgends ausgerüstet, mühsam drängte er sich gleich von der Schule in eine Hauslehrerstelle, um das Nöthigste für die Universität zu ersparen. Die Prosa stand herbe neben ihm; es war das Aeußerste, was er thun konnte, sich den Göttinger Dichtern anzuschließen, die Griechen und Römer zu übersetzen. Und er that es denn auch ganz in der ihm angemessenen Weise: Boje hatte dafür gesorgt, daß er in Göttingen leidlich untergebracht wurde; Voß hörte bei Heyne philologische Kollegien, und faßte den Hainbund so ernsthaft und würdig auf, wie es seiner Natur nothwendig sein mußte. Die freie, in eigenem Gesetze der Schönheit rathende Kunst, welche darin allem Großen gleichsteht, oder vorauseilt, lag über seinem Kreise; später hat ihn die Lectüre alter Klassiker zu einer Annäherung an diesen Gedanken geführt, wahrscheinlich hat auch das Goethe'sche Beispiel stark dazu gewirkt, kurz, er schrieb seine „Luise," welche sich doch leidlich unbefangen hinstellt, unbefangen nämlich von der bürgerlichen Nebenforderung an Poesie, aber nicht unbefangen von der bürgerlichen Trivialität, nicht darüber hinausgehoben in einzelner leichter Handschwingung des poetischen Talentes, welches mit dem Einfachsten verkehren mag, und das Einfachste erhebt. Man betrachte zur Erläuterung des Gesagten Goethe's „Herrmann und Dorothea," ein Gedicht, was nach der Luise entstand, den Weg billigte und doch so reizend erhob.

Solcher Natur, in welcher ein nüchterner, tüchtiger Ernst, aber nicht der poetische Schwung, die poetische Schöpfung zu suchen ist, muß ein Dichterbund das Gegentheil von dem werden,

was er Bürger werden konnte. Dieser mag in der Ausgelassenheit gesteigert, Voß aber kann leidenschaftlich tugendsam davon werden. Die Ausgelassenheit nach freier Bewegung hin liegt ihm ohnedies in unerklärter Ferne, Schicksal und Temperament führen ihn zur bürgerlichen Rechtschaffenheit; kommt nun eine solche unklare Anregung wie ein Dichterbund, so nimmt die bescheidene Phantasie ihre Zuflucht zu einem halb grimmigen Eifer für alles das, was Moral, bürgerliche Tugend, vaterländisches Wortspiel, vaterländische Ueberlieferung in sich schließt.

Wir sehen denn auch den jungen Mann leidenschaftlich ernsten Gesichtes auf eine Verbrennung der leichtsinnigen Wieland'schen Bücher antragen, die alten Bardennamen mit unerschütterlicher Ehrwürdigkeit behandeln, und unerbittlich den ernsthaftesten Respekt für sie fordern. Wir sehen, damit es kurz gesagt sei, nirgends ein Zeichen, daß hier irgend etwas Schöpferisches für die Literatur entstehen werde, die Verse sind mittelmäßig, nur mitunter gelingt ein Gesellschaftslied, wie das Manchem gelingen mag, der Kreis des Gedankens, der höheren Forderung geht nicht über das Anerkannte hinaus, ist nirgends von neuer Schwingung betheiligt.

Und dies bleibt denn auch so, wenn man es schonungslos aussprechen soll. Voß findet nur später eine angemessenere Stellung, insofern er nicht mehr neben exaltirten Dichtern steht, sondern neben einfachen besonnenen Männern, welche ihr einfaches Verständniß alter Schriftsteller einfach mittheilen, welche einem bürgerlich gesunden Menschenverstand um jeden Preis Nachdruck und Recht verschaffen. Dazu lebte er lange, dazu war er stets arbeitsam, stets brav, dazu gab er dem großen Publikum die Uebersetzung der alten Autoren, besonders Homer's, und half manchem Berufenen, welcher zufällig nicht griechisch konnte, zu einer leidlichen Vorstellung von den alten Poesieen. So ist er eine Figur in unserer Literargeschichte worden, die eine Beachtung lebhaft anspricht. In den höheren Fragen ist er von keiner Wichtigkeit, aber wenn man so sagen darf, im eigentlichen Geschäfte der Literatur hat er das Seinige gethan. Sein Idyll „Luise" reicht bei weitem nicht an Goethe's „Hermann und Dorothea," aber es hat wesentlich für den Goethe'schen Zweck mitgewirkt, der Nation die nächste Wirklichkeit in einen poetischen

Reiz zu hüllen; seine Uebersetzungen sind vielfach hart und ungeschlacht, besonders nach den Zuthaten einer letzten Ausgabe, aber sie sind treu, ungeschminkt, sind hilfreiche Vorarbeit; sein nüchterner Standpunkt aller Romantik gegenüber hat der Mittelmäßigkeit gute Dienste geleistet, welche sich nicht in die Bedürfnisse des Weltherzens versenken kann, welche das Streben nach einer großen poetischen Einheit nicht begreift, aber er ist auch ein vortheilhaftes Hemmniß geworden für diejenigen, die nur in Rückkehr zum abgestorbenen Alten eine neue Einigung suchten. Voß hätte sich wahrscheinlich eben so entgegengesetzt, wenn ein Genie die wirkliche Schöpfung gebracht hätte, wornach seit dem Sturze der Einheit alle moderne Welt drängt, denn es war nur eine verwaltende Fähigkeit in ihm; aber das historische Urtheil hält sich nicht an das Wahrscheinliche, es hat über Voß nur zu sagen, wie er sich gegen die Schlegel und Stolberg benommen habe.

Vossens Leben und Schriften fügten sich in folgender Reihe: Von Göttingen ging er auf einige Jahre nach Wandsbeck, und außer dem Musenalmanache, welchen er damals mit Göckingk, später allein herausgab, füllten lauter philologische Studien und Uebersetzungen seine Zeit. 1778 wurde er Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln. Von hier erschienen zuerst im Merkur Proben seiner Odysseeübersetzung, es begann die Subskription auf die Herausgabe, welche nicht zu Stande kam, es zogen sich die halb verdeckten Streitigkeiten mit Heyne durch mehrere Jahre, welche sich besonders auf die alte Geographie richteten, und um derentwillen auch Lichtenberg gegen Voß seine beißenden Worte stellte. 1781 gab er die Odyssee auf eigene Kosten heraus, und begann die Uebersetzung von 1001 Nacht aus dem Französischen des Galland. 1782 wurde er Rektor in Eutin, der Residenz des Fürstbischofs von Lübeck. Dorthin fällt seine Hauptthätigkeit; seine Uebersetzungen Virgils, Homer's, die eigenen Gedichte Vossens, Luise und andere Idyllen erscheinen von hier. 1802 legte er sein Amt nieder, zog mit einer Pension nach Jena auf einige Jahre, und dann nach Heidelberg als badenscher Hofrath und Akademiker mit tausend Gulden Pension. Allerlei philologische Bestrebung ist auch hier die Hauptsache, Horaz, Hesiod, Theokrit werden besprochen und übersetzt, Luise wird umgearbei-

tet, „für die Romantiker" wird im Morgenblatte 1808 „ein Bußlied" geliefert; neben den Schlegel giebt er 1818 eine Uebersetzung des Shakespeare heraus mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham, ein Unternehmen, wozu ihm Geschmack und sprachliche Eleganz abging, und wobei er neben den gewandteren Schlegel in großen Nachtheil gerieth.

Im Jahre 1819 erschien der vielbesprochene Aufsatz „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Das dritte Heft des Sophronizon enthielt ihn. Dieser Kampf beschloß eigentlich den Göttinger Bund; die Stolberg und Voß waren allein noch übrig, Christian, der ältere war längst verstummt, nur Fritz Leopold war noch thätig. Jetzt maaßen die zwei Extreme jenes Bundes ihre Kräfte, leider waren es auch Extreme der Zeit geworden, und das höchste Bewußtsein der Epoche, wozu Stolbergs Katholizismus und Vossens Nationalismus beigetragen hatte, war weder in dem einen noch in dem anderen; es offenbarte sich, daß die Wege von Göttingen aus nirgends in den Mittelpunkt der deutschen Bildung geführt hatten.

Voß entwickelte in dieser Schrift Stolberg's Leben: wie die aristokratische Natur in Idealismus des Hainbundes nicht aufgegangen, wie sie bei der französischen Revolution wieder aufgewacht sei. Nun habe sie sich an die Adelsopposition angeschlossen, diese habe sich mit dem Jesuitismus verbunden, und so sei Stolberg direkt zum obskuranten Katholizismus gelangt. Weil Voß zu dieser Beweisführung mannichfache Lebensdetails brauchte, und seiner derben plattdeutschen Natur nach mit groben Stiefeln auftrat, so erregte die Sache viel Geschrei und Aufsehen. Es kam hinzu, daß Stolberg plötzlich starb, nachdem die Schrift kaum erschienen war, und daß der Vorfall und Angriff zusammen ein verhängnißvolles Ansehn erhielten, was denn von beiden Seiten ausgebeutet wurde.

Heinrich Voß, der Sohn, in seinem Briefwechsel mit Jean Paul erzählt, daß sie von dem plötzlichen Tode Stolberg's sehr betroffen gewesen, daß sich der Vater aber im festen Gefühle eines nothwendigen Angriffes ruhig und stark verhalten habe. Von Stolberg's Gattin sei denn auch bald in Erfahrung gegangen, daß der Todesfall ein rein körperliches Krankheitsmoment gewesen.

In Stolberg's Nachlasse fand sich das schon erwähnte „Buch der Liebe" vor, worin er dem irrenden alten Freunde Voß verzieh. Das regte den alten Mann nur ärger auf, er schrieb sogleich eine „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhange über persönliche Verhältnisse." —

Der Streit knatterte an vielen andern Stellen in Deutschland weiter, Voß selbst trat 1822 zweimal gegen Perthes auf, und zwar mit „Abweisung einer mystischen Injurienklage;" — es war im Allgemeinen zu einem Kampfe geworden, wenigstens zu einer Kampfesmeinung, die in den Gemüthern angeregt und ausgefochten ward, ob nämlich die neu romantische Vertiefung in altes Verhältniß, in alten Verkehr mit Gott und Jenseits aufzunehmen sei, ob sie als etwas wirklich Reifes begrüßt und erfaßt, oder als etwas Unreifes vertagt werden solle.

Läugnen darf man es nicht, die meisten Gegner, an deren Spitze Voß in Heidelberg stand, und die sich zu einer rationalistischen Schule der Theologie schaarten, waren des eigentlichen Herzens ihrer Gegner gar nicht mächtig, wußten den tiefen Grund eines wahrhaft poetischen Bedürfnisses nicht zu fassen, nicht zu würdigen. Aber sie hatten das Recht der Geschichte für sich: zum Theil aus Unklarheit, zum Theil aus Tändelei, aus Schwäche erwuchs die neuromantische Kirche, welche keinen andern Rath hatte, als mit der alten sich zu behelfen. Ferner lag noch so breites, breites Feld unbebaut, was doch von der Forschung schon angezeichnet war, wie der Forstmann anzeichnet, wo eine neue Pflanzung entstehen soll; die einzige Gestalt und Frucht dieses Feldes war von dem historischen Blicke schon eingerechnet in das einstige Resultat, woraus voller neuer Glaube, das heißt neue Poesie entstehen sollte. Wie konnte man also dem voreiligen Abschließen reger Herzen ohne weiteres zugeneigt seyn? Was Wunder, daß die stärksten Geister diesen voreiligen Abschluß von sich hielten!

Dies wiederholt sich bei einer reifenden Prosazeit in allerlei Gestalt, bald neigt es zur alten Gemeinschaft, zum Katholicismus, bald sondert es sich zum pietistischen Konventikel, bald schlägt es mit Genialität eine ganz neue Vereinigungswelt aus dem kritischen Chaos. Es sind nicht die schlechtesten, aber nicht die klügsten Vögel, welche mit Schwingen, die nicht genug

gefestet sind, die große Wanderung dahin antreten, von wannen die Sonne kommt, in's Land der Wunder weit hinter dem Meere des Zweifels.

Und die tapfersten Gegner sind selten die begabtesten; denn sie sind um so tapferer, je weniger sie selbst von der fernen Herrlichkeit gelockt werden, je weniger ihnen selbst das Organ des vollpoetischen Wunsches gewährt ist.

Solch ein tapferer Gegner war Johann Heinrich Voß, der denn auch die entgegengesetztesten Feinde und Vertheidiger gefunden hat. Der dilettantische Liebhaber der Romantik, welcher doch aber sonst über den moralischen Verwaltungsmaaßstab in der Literatur nicht hinaus kann, und darin mit Voß zusammentrifft, verwirft ihn wegen des Rationalismus; und ein Dichter wie Heine, welcher keine Gemeinschaft hat mit der bloß gesellschaftlichen Urtheilsstufe, mit der phantasielosen, aller Erhebung baaren Seele der Nüchternheit preist ihn ob des Kampfes gegen den Obskurantismus.

In der Beurtheilung dieses an sich gar nicht so wichtigen Mannes treten alle feineren Konflikte zwischen Protestantismus und Katholicismus heraus. Die erste große Idee des Protestantismus gegen abgestorbene Menschensatzung soll gerettet seyn, und doch soll die Verneinnung beschränkt, eine gemeinschaftliche Schöpfung für den Menschensinn, welcher einer bevölkerten Glaubenswelt bedarf, soll zugelassen, soll befördert werden.

Fast nach allen Seiten nimmt dieser Hainbund eine solche Stellung ein: er hat keine an sich wichtige Stellung, er drängt nicht bewußt nach einem großen Ziele, aber er veranlaßt halb unschuldig zu Positionen, streift unbewußt bei einzelnen Punkten an's Ziel, und gewinnt dadurch eine Wichtigkeit.

In's Jahr 1821 fällt für Voß auch die Herausgabe des übersetzten Aristophanes. Von den prosaischen Schriften werden stets mit Auszeichnung genannt die „mythologischen Briefe," und die „Antisymbolik." Die Besorgung des Nachlasses übernahm sein Sohn Abraham, der zwei Bände „kritischer Blätter 1828," zwei Bände Briefe folgen ließ 1829. Der rationalistische Verbündete Vossens, jener viel angefeindete und doch sehr würdige, für alle freie Forschung stets zum Kampf bereite Kirchenrath

Paulus hat 1826 eine Brochüre „Lebens- und Todeskunden über Johann Heinrich Voß" herausgegeben.

Außer den Genannten sind noch drei von den eigentlichen Göttingern zu nennen: das ist Hahn, welcher nur durch die Uebrigen seinen Namen fortgepflanzt hat und früh verstorben ist; Leisewitz, dem wir bei Lessing begegneten, und der empfindsame Miller.

Johann Martin Miller — 1750 — 1814 — aus Ulm in Schwaben, und wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach aller Welt bekannt durch seinen „Siegwart." Den großen Eindruck, welchen Miller mit diesem empfindsamen Romane machte, soll man ihm hoch anrechnen, man mag gegen diese Gattung des Romans einwenden, was man immer wolle. Es war ein selbstständiger Muth der Erfindung, das kleine, sentimentale, in sich breite Leben der schwäbischen Welt, der vorzüglich die schwäbische Frauenwelt anging, dergestalt wiederzugeben in Kleinheit, Sentimentalität und Breite, daß ganz Deutschland davon betroffen und gerührt wurde. Miller hatte sich doch aus der unklaren Ueberschwenglichkeit, welche ihn in Göttingen ebenfalls umfing, seine ganz detaillirte Heimathswelt klar und fest bewahret, so lebhaft er am Aufschwunge Theil nahm, für Klopstock schwärmte, und diesen vom Göttinger Besuche nach Hamburg zurück begleitete. Den bestimmten, irdischen Grund und Boden, welcher auch für den erhöh'testen Ausdruck unerläßlich ist, verlor er nicht. Mochte die Auffassung in ein schwächliches, weinerliches Extrem übergehn, diese Romanthat war ein Anfang, welcher dem gleichzeitigen Geschlechte sehr zu statten kam, wenn der fünf Jahre früher erschienene Werther durch den Ausgang manchen Schüchternen an der natürlichen Darstellung irre gemacht hätte.

Die Göttinger Schule mochte wohl Anlaß gegeben haben, daß sich die Empfindung in das Ueberschwengliche und hierbei Weichliche verirrte, aber sie hatte ihm doch auch manches Lied gebracht, was den Sanfteren der Nation manche innige Stunde gesegnet hat. In seinem Siegwart gab er viele eingestreute Lieder, welche zum Theil heute noch gesungen werden. Von seinen sonstigen Liedern kennt der Student heute noch „Das

ganze Dorf versammelt sich," und „Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines" rc. rc.

Er kehrte von der Universität über Leipzig nach Ulm zurück, und, ein Predigerssohn wie die meisten andern es auch waren, fand er in der Vaterstadt eine günstige theologische Stellung.

Im Jahre 1776 trat er mit drei Büchern auf, die in gleicher Art empfindsam, breit, mitunter langweilig waren, aber die größte Theilnahme und vielfache Parodirung, Travestirung und getreue Nachahmung weckten. Dies waren „Briefwechsel seiner akademischen Freunde," „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit; aus den Briefen zweier Liebenden," und „Siegwart, eine Klostergeschichte," — 1778 folgte „die Geschichte Karl's von Burgheim und Emiliens von Rosenau, Original in Briefen," 1783 ein Band Gedichte, 1785 „Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie," 1786 „Geschichte Gottfried Walthers." Er trat immer mehr in den Bereich der niedriger popularen Welt herab, dieser Walther hieß schon „ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstande," und so ergab sich Manches für „den Ulmer Bürger und Bauer," als die Quelle bei ihm versiegen ging, und nur noch Predigten erschienen.

Zu bemerken ist, daß er auch eine Zeitlang die „deutsche Chronik" des Dichters Schubart besorgte, als dieser seiner dreisten Aeußerungen halber von Ulm auf den Asperg abgeführt wurde im Jahre 1777.

Johann Anton Leisewitz 1752 — 1806. —

Es ist herkömmlich, bei diesem Autor die stolze Antwort der Löwin zu erwähnen, daß sie nur ein Junges zur Welt bringe, aber einen Löwen. Von Leisewitz ist nichts in der Literatur, als das Trauerspiel „Julius von Tarent," welches seiner Zeit die größten Erwartungen weckte, und in Wahrheit heute noch einer nicht geringen Anforderung Rede steht. Das natürliche, einfache Thema der Eifersucht eines Bruders auf den anderen ist geschickt, nachdrücklich und edle Theilnahme weckend dargestellt. Damals, wo noch Lessing allein ohne griechische, französische oder altdeutsche Götter, ein bürgerliches Trauerspiel schrieb, das heißt ein Trauerspiel, was durch seine den Zuschauern natürlichen Interessen traf und bewegte, was nicht nach gelernten Berufungen umhergriff, damals war Julius von Tarent eine sehr

talentvolle That. Lessing, der es zur Ostermesse 1776 in einem Buchladen unter den Neuigkeiten gefunden hatte, war höchst erfreut darüber, und hielt Goethe für den Verfasser. Eschenburg bezweifelte dies; „desto besser," rief Lessing, „dann giebt es außer Goethen noch ein Genie, das so etwas machen kann."

Auffallend ist's, daß sich auch überhaupt sehr wenig Spuren zeigen von Leisewitzens sonstiger Hervorbringung, einzelne kleine Aufsätze und Anfänge, die er in's „deutsche Museum" und an andere kleine Journale gab, sind wirklich sehr gering, es sind ein Paar Dialoge, eine Rede, eine Nachricht von Lessings Tode für Lichtenberg. Was er eigentlich dem Hainbunde vorgelesen, das muß er in der Folge mit sehr strenger eigner Kritik angesehn haben, denn es verlaute nirgends etwas davon. Wohl aber wissen wir, daß er kurz vor seinem Tode seiner Frau und seinen Freunden das Versprechen abdrang, all seine literarischen Papiere zu verbrennen. Er hatte vielleicht schon in Göttingen eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges angefangen, dieser Entwurf, so wie mancher andere von Scenen und Schauspielen, ist denn mit verbrannt worden, damit keine literarische Testamentssorge entstehe, und Julius von Tarent nicht mit unreifen Halbgeschwistern in Berührung komme.

Die Hauptkraft seines späteren Lebens widmete er praktischer Thätigkeit, — er war zuletzt Geheimer Justizrath in Braunschweig — und in dieser Thätigkeit schrieb er auch einen großen Entwurf über Armenwesen, der in Braunschweig verwirklicht wurde. — Er war aus Hannover gebürtig.

Dies sind die Göttinger Dichter. Ihnen schließen sich zunächst an spätere Theilnehmer des Hainbundes, wie Sprickmann, der ein Lustspiel „die natürliche Tochter," ein Trauerspiel „Eulalia" und gefühlvolle Lieder geschrieben hat; Overbeck aus Lübeck, „geschätzt als edelsinniger, melodischer Sänger;" und solche, die aus der Ferne Theil nahmen, und ihr Lied steuerten, wie der Mecklenburgische Prediger Brückner, und der Wandsbecker Bote Claudius, die wichtigste Figur dieses Zusatzes. Dohm's Name, welcher mit Boje eine Zeitlang das

deutsche Museum herausgab, ist schon vorübergehend erwähnt. Auch Göckingk gehört hierher als dichterischer Genosse Bürgers in Halle, und als Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs von 76 bis 78. Später 80—87 redigirte er mit Voß den Hamburger Musenalmanach.

Lichtenberg, der spottende, geht zwar immer auf der andern Seite von Göttingens Straßen einher, aber doch auch in Göttingen, und oft mit einem Bezuge auf Hainbündner, wenn auch mit einem feindlichen. Georg Christoph Lichtenberg war 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt geboren, und schief gewachsen. Vielleicht gab ihm das, wie es oft geschieht, eine allzuaufmerksame Stellung menschlichen Schwächen gegenüber, und zeitigte seine Lust an Spott und Witze.

Hauptstudium waren ihm mathematische Naturwissenschaften; an einzelne Thorheiten darin schoß auch zunächst seine belletristische Feder an. Er war zweimal in England, 1770 und 74, das zweite Mal längere Zeit und immer unter günstigen, geachteten Umständen. Daraus erwuchs auch manche scharfe Vergleichung, sein Bericht über Garrik, sein Antheil an Hogarth. Lavater's Physiognomik lockte ihn zuerst, die Geißel schonungslos zu schwingen, und vielleicht hat seine Uebertreibung, die nur den Spotteffekt im Auge hielt, Goethe frühzeitig gegen ihn eingenommen. Es ist bekannt, daß sehr viel von realer Bemerkung in Lavater's Buche nur Goethe's Eigenthum ist. Der sanguinische Zimmermann, sich Lavater's annehmend, gerieth bei dieser Gelegenheit auch unter die Krallen der Lichtenberg'schen Feder, wie später Voß um griechischer Orthographie willen. All diese satirischen Ausfälle und alle ähnliche, wie „Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", wie „das Leben Kunkels," sind über das Aphoristische von Ein- und Ausfällen nicht hinaus gekommen. Dies hat es den Liebhabern Lichtenberg'scher Schärfe immer erschwert, für ihn einen Hauptplatz satirischer Literatur in Anspruch zu nehmen. Es fehlt an einem Hauptbuche, und es fehlt an einer größeren Beziehung Lichtenbergs auf Denk- und Sittenwelt jener Zeit. Was er aussetzt, war dem Stoffe nach, den er an die Stelle haben will, ohne Originalität; nur für formelle Polemik zeigte sich ein lebhaftes Talent. So kursiren noch einzelne humoristische und witzige

Ausdrücke von ihm, man spricht noch von einem Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehle, man gedenkt seiner abgemalten Zöpfe und Zöpfchen, aber sieht man näher zu, so ist überall ein gewandter Ausdruck die Hauptsache, und nur der Text zu Hogarth hat das Interesse für ihn erhalten. Die witzige Form, sicherlich auch ein Kunstwerk des Gedankens, hat stets das Unglück, im historischen Interesse zu verwittern, wenn sie sich nicht einem größeren Werke einverleibt. Man gedenkt dann traditionell des durch Witz berühmten Namens, aber wenn man die Sachen sucht, entschlägt man sich nicht ganz eines ärmlichen Eindrucks. Nicht ein Kunstwerk, nur ein Kunstschnörkel des Gedankens erscheint alsdann der Witz, und für den Schnörkel vermißt man das Gebäude, das Gemälde. Wie dringend ist oft Liscov's „zerbrochene Fensterscheibe," Lichtenberg's „Zopfscherz" empfohlen worden! Man giebt gerne zu, daß schon jener viel witziger gewesen sei als Rabener, und daß Goethe in der Geringschätzung Beider, Liscov's und Lichtenberg's, die zahme Ordnung überschätzt habe. Aber man sieht sich dennoch, gedenkt man ihrer, nach irgend einer positiven That um, die kleinen Aufsätze für Beiläufigkeiten haltend. Es zeigt sich da ein Unglück in unsrer Literatur: unsre witzigen Köpfe waren meist nur witzig, sie urtheilen bloß und erfinden nichts. Die komischen Bücher Englands schätzen wir um so mehr, weil wir sie entbehren. Unsere witzigen Leute sind entweder nüchtern wie Lichtenberg, oder überschwenglich wie Jean Paul, oder gelehrt absichtlich, und so will ein fröhlich schnurrender, im Leichten glücklicher und genialer Roman nicht entstehen. — Das Nachhaltigste Lichtenberg's, der Text zu Hogarth's Bildern stellt einen solchen Roman vor. Aber Lichtenberg hat ihn freilich nicht erfunden, sondern Hogarth, und auf den Schwächen dieser Karrikaturen hat er eben so nachdrücklich und geschmacklos verweilt wie Hogarth selbst. Die Karrikatur muß an sich gar viel Geist und Witz haben, wenn man es nicht bedauern soll, daß ein Talent verbraucht wird zu verrenkter Form und zur Fratze. Sie wird ganz unausstehlich, wenn sie das Widerliche nicht im Interesse des Witzes, sondern im Interesse der Moral darstellt, wenn die Kunst der Gefälligkeit dahin verkehrt wird, daß sie durch Ungefälligkeit wirken soll, wenn sie das von Krankheit zerfressene Freudenmädchen Tugend predigen läßt.

Lichtenberg's Briefe über Garrik und das englische Theater sind in diesem Punkte viel glücklicher gehalten, und sein geistreicher Scharfsinn, der auch bei den lästigsten Partieen Hogarth's nicht fehlt, ist hier auf einem viel günstigeren Boden. Da ist manche Bemerkung so glücklichen Blickes, daß sie für immer als komisches Merkmal, als theatralische Regel gelten kann. Lichtenberg war in seinen letzten Lebensjahren melancholisch. Er starb 1799.

Es folgen jetzt noch eine Menge Namen, die in keinem besondern Zusammenhange zu den Göttingern stehn, für die aber, weil sie vereinzelt auftreten und nicht den Nachdruck eines Umkreises gewinnen, nur mit Mühe ein Raum aufgefunden wird, sobald jede Aeußerung in einem organischen Zusammenhange dargestellt werden soll. Einige von ihnen, wie Salis und Matthisson schließen sich an den lyrischen Drang der Göttinger; Tiedge ist ein weicher Ausdruck der Klopstock-Poesie, welche so wirksam auf Empfängniß der Göttinger war.

Eine andere Partie dieser Dichter, welche allein nicht stark genug sind, um in so reicher Zeit unbedingt eigene Geltung zu fordern, gehört mehr der Wieland'schen Art, und diese steigt von dem sehr ensthaft romantischen Alringer bis zu dem oft trivialen Blumauer hinab. Ganz allein steht Schubart, der so eben als ein Bekannter Miller's erwähnt wurde, und welchem man gern eine Einwirkung auf Schiller zuschreibt.

Alle die Göckingk, Gedike, Hartmann, Beyer, Köpken, Löwen, Gallisch, Michaelis, Schatz, Sprickmann, Overbeck können keine nähere Charakteristik in Anspruch nehmen, da sie nur mehr oder minder glückliche Wiederbildungen der bedeutenderen Dichter sind.

Wohl aber Matthias Claudius, 1740—1815— der durch den Volkston, welchen er sich anzueignen wußte, nachhaltiger in das Interesse des Publikums durchzuschlagen verstand, als die terminologisch gehaltene Denk- und Ausdrucksweise der Uebrigen. Er war zu Reinfeld, einem Holstein'schen Flecken unweit Lübeck geboren, und lebte die meiste Zeit in Wandsbeck, mit Ausnahme des Jahres 1776 zu 77, wo er Oberlandkommissär zu Darmstadt war. Nach Wandsbeck benannte er auch seine Zeitschrift „den Wandsbecker Boten," und wird ebenso selbst unter diesem Namen verstanden. Seine kleinen Aufsätze und Lieder sind in 8 Theilen unter dem Titel gesammelt: „Asmus omnia secum portans."

In den letzten Lebensjahren wollte dem alten Herrn das Popularbewußtsein nicht mehr ausreichen, er wendete sich zur sogenannten „geheimen Weisheit" und gesellte sich zu den Mystikern. Die alten Freunde sahen mit Betrübniß, daß er seine sonstigen Fahnen, Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung, verließ, daß er Fenelon's religiose Schriften übersetzte, und gern noch Frömmeres zur Uebersetzung gewünscht hätte. Die Nation nahm daran kein weiteres Interesse und hielt sich an die Erzeugnisse seines früheren, einfachen Verstandes. Die Lieder von Claudius, welche die nächste Beziehung eines natürlichen Menschen natürlich und anmuthig darstellten, hatte man mit Jubel zu Volksliedern aufgenommen. Seine „Ich bin ein deutsches Mädchen" — „ich bin ein deutscher Jüngling," — „war einst ein Riese Goliath," „heute will ich fröhlich, fröhlich sein, keine Weise, keine Sitte hören" — belebten jede Gesellschaft, und sein Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" ist heute noch beliebtes Eigenthum jedes heiteren Kreises.

„Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur hergenommen sind. Dieses Vortheils könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde. — Hierbei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen, als eigentlich Gebildete."

Diese Goethe'schen Worte passen in mancher Weise auf Claudius.

In Johann Baptist von Alringer aus Wien — 1755—1797 — steigerte sich dagegen eine Kunstromantik in das direkte Gegentheil eines Claudius'schen Stils. Hier in den Rittergedichten „Doolin" und „Bliomberis" gab es nicht das Geringste von naher Beziehung: Ritter von höchst ausgezeichneten Eigenschaften kämpften und abenteuerten in vorzüglicher Tugend und Tapferkeit ein Buch hindurch, wurden höchstens einmal besiegt und am Ende stets sehr glücklich. Diese Versuche, die Dekoration einer längst vergangenen Welt als Poesie wiederzugeben, waren etwas sehr Mißliches. Eine naive Auffassung oder eine solche, die sich des Kontrastes stark und klar bewußt ist, wäre allein im Stande gewesen, daraus etwas merklich Lebendiges zu erzeugen. Dafür findet sich denn auch in Goethe genügende An-

deutung. Aber hierin war die verschwimmende Ansicht der Hainbundspoesie nur zu allgemein, man glaubte sich in sehr poetischer Gegend, wenn man an dieser hohlen, stolz im Verse klingenden Ritterpoesie recht viel Antheil zeigte, und dies eigentlich leblose romantische Epos hat sich lange noch wie eine hohe, unbestimmte Forderung fortgeschleppt. Daneben würdigte man unbekümmert Ariost's „Roland," welcher schon ein Paar hundert Jahre früher die Verspottung dieses leeren Gerüstes darin unternommen hatte, daneben lachte man über Don Quixotte.

Alxinger, der übrigens für diesen äußerlichen romantischen Rhythmus stattliche Mittel besaß, hat auch Oden und Lieder und Straf- und Lehrgedichte abgefaßt, seine Schriften sind 1812 in 10 Theilen gesammelt zu Wien erschienen. Wieland, welcher sich mit einer leichten Ironie in's „alte romantische Land" zu Pferde begab, hatte Doolin ganz uninteressant gefunden, und war sehr erschrocken, als sein Verleger Göschen an den Bliomberis eine Prachtausgabe gewandt hatte. Bei weiterer Lektüre des Bliomberis zeigte er sich indessen beruhigt.

V. Nicolay trachtete in eben dem Stile, Friedrich August Müller nicht minder, aber diese Rittergedichte, obwohl sie die Sache nicht mehr so schwer ernsthaft nehmen, wie die Alxingers, sind früh in die Vergessenheit hinabgefallen. Reinhold und Angelika, Morganens Grotte dort, und Richard Löwenherz, Alfonso und Adalbert der Wilde hier, sind in der Versmühe bei Weitem nicht so anerkannt worden vom Publikum als die Prosaritter der Spieß und Cramer, welche eine schnellere und wohlfeilere Unterhaltung boten.

Aloys Blumauer — 1755—1798 — ging in frivoler Dreistigkeit des Naturells viel wirksamer sogleich bis zur Travestirung alles Vergangenen, und hat manchen guten Scherz auf diesem Wege gefunden, freilich oft bis an die Hüften durch Trivialität schreitend. Er stammte aus Steier, war in Wien Jesuit, bis der Orden aufgehoben wurde, dann eine Zeitlang Censor, zuletzt Besitzer einer Buchhandlung. Die harmlosen Oesterreicher nahmen gutmüthig ihren Alxinger und Blumauer als Zwillingsbrüder verschiedenen Temperamentes auf, wenn auch der Eine verspottete, was des Andern Existenz war. Die Täuschung wurde dadurch erleichtert, daß von Blumauer aus dem Jahre 1780 auch

ein ganz ernsthaftes Trauerspiel „Erwine von Steinheim" erschienen war; in einer Beurtheilung desselben aus früherer Zeit wird gesagt: „Man erkennt aus demselben leicht, daß wenn er dieser Dichtungsart seinen ganzen Fleiß hätte schenken wollen, er in kurzer Zeit auch in diesem Fache der Literatur neben den besten Bearbeitern desselben seine Stelle rühmlichst behauptet haben würde."

Wer auf Kosten höheren Geschmackes über den „Aeneas von Butter," oder so etwas einmal lachen will, ist dem Blumauer gewiß dankbar, daß er „seinen ganzen Fleiß" vorzüglich auf scherzhafte Verse, Briefe, Fabeln, Erzählungen, und auf „Virgils travestirte Aeneis" gewendet hat.

Die gute Laune der Wiener hat passend gegen eine Pietätsgewohnheit, die ihm nicht anstand, auf seinen Leichenstein folgende Charakteristik gesetzt: „Hier ruhet Aloys Blumauer, Censor, Dichter, Epicureer, Freigeist, Genie, Hagestolz, Jesuit, Kenner Latiums, Maurer, Naso Oesterreichs, Pfaffenfeind, quälte Roms Satelliten, Travestirte unsterblich Virgils Werke, xenophthalmisch, ybischartig. Zollte den Tribut dem Tode d. XVI März MDCCXCVIII." —

Xenophthalmisch bezieht sich auf die trocken entzündeten Augen, die ihn entstellten, ybischartig auf seine lange, hagre Figur und gelbe Gesichtsfarbe, welche ihn einem Ybisch- oder Eibischbaume, einer gelben Pappel ähnlich machten.

Es ist leider keine bewußte Ueberlegenheit seiner Travestirrolle vorauszusetzen, dazu war seine Kultur zu niedrig; und so muß die Posse hingenommen werden, wenn sie denn irgendwie höher aufgefaßt sein soll, als eine burleske Anregung, sich nach Kontrasten umzusehn zwischen poetischem Interesse und Kolorit bei verschiedenen Zeit-Epochen. Das drollige Unternehmen fiel glücklicherweise in die Hände eines Wieners, welchem die Küche und der komisch-sinnliche Kontrast so nahe liegt, welchem die oberflächlichen Gegensätze als solche keine Sorge machen, und der im heiteren, liebenswürdigen Naturel Ausgleichung und Scherz genug mit sich bringt.

Der Zwiespalt in Rücksicht auf Religion, der wie ein unterirdisch Gewitter alle die Zeiten begleitet, bricht in immer anderen Schlägen immer häufiger hervor. Die Beruhigung in einem

popular-philosophischen Bewußtsein erschöpft sich gar bald; Deutschland hat nie so viele und so verschieden geartete Freigeister besessen, als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Und nicht Allen kam eine so bequeme Wienerische Färbung, eine mit dem Scherze sich zufrieden gebende Behaglichkeit, wie diesem Exjesuiten Blumauer.

Christian Friedrich Daniel Schubart — 1739—1794, bei welchem diese Richtung wild und ungezügelt hervortaumelte, hat ein gehetztes, schwer gefesseltes Leben dafür eingetauscht, ein Leben, was für das Genie und für den Herrscher die grellste Warnung in sich begreift. Dieser ungestüme Schwabe — zu Obersontheim war er geboren — ist in dem Konflikte mit Religion und Macht, denen er genial aber ungeordnet entgegen trat, zerrädert worden, und das endliche Resultat für ihn und für die Einsicht ward nichts als ein unfreier Mysticismus. Schubart war mit den größten Gaben ausgerüstet, mit feuriger Phantasie, Erregbarkeit und Lebhaftigkeit des Geschmacks, mit rednerischem, musikalischem, pathetischem und witzigem Talente. Aber die Bildung fand sich nicht. Verwildert kam er von der Universität Erlangen, lief auf die Kanzeln, predigte aus dem Stegreife, mitunter sogar in Versen, spottete dazwischen, fand weder bei der Kanzel, noch am Lehrtische, noch bei der Orgel einen festen Anhalt, trieb sich umher in Ludwigsburg, in Heilbronn, in Heidelberg, in München, in Augsburg, wollte katholisch werden, beleidigte die Klerisei, trat den scheintodten Jesuitismus mit Füßen, beleidigte, verspottete die Vornehmen. Der Jesuit schürte, der Vornehme griff; da er sich endlich in Ulm als Journalist mit seiner „deutschen Chronik" eine leidliche Existenz geschaffen, und seine Familie, die er lange verlassen gemußt, wieder zu sich genommen hatte, da ergriff ihn die Macht für alle die Beleidigung in Spott und Ernst, welche er ihr angethan hatte. General Ried, der kaiserliche Minister in Ulm, denuncirte, der Herzog von Württemberg verhaftete ihn, Schubart ward auf den Hohenasperg gebracht im Jenner 1777, und erst zehn Jahre darauf erhielt er seine Freiheit wieder. Lange Zeit hatte er das entsetzlichste Gefängniß eines gemeinen Verbrechers erlitten, angeklagt, verhört, gerichtet ward er nie, und nur die Gunst, welche er durch einen Hymnus auf Friedrich den Großen geweckt, befreite ihn.

Dort auf dem Asperge besuchte ihn auch Schiller, als das Gefängniß erleichtert und ein solcher Zutritt möglich gemacht war. Dort diktirte er auch an der platten Erde liegend zur Nachtzeit, leise sprechend, dem Nachbar, welcher sich Schreibmaterial verschafft, und unten einen Stein aus der Mauer gebrochen hatte, seine Lebensbeschreibung. Schiller, welchen der geniale Ansatz in den meisten Produkten Schubarts begeistert hatte, scheint indessen von der persönlichen Bekanntschaft weniger erbaut gewesen zu sein. Auf einem Irrthume mag es wohl beruhen, daß als Hauptgrund von Schubart's Gefangenschaft und von Schiller's specieller Theilnahme gemeinhin das Gedicht „die Fürstengruft" angegeben wird; denn dieß Gedicht wurde erst 1782, ohne Schubarts Vorwissen, im deutschen Museum abgedruckt.

Die Hauptthat Schubarts für die Literatur war sein Journal „die deutsche Chronik," welches er von 1774—78 erst in Augsburg, dann in Ulm redigirte, und was mit dem lebhaftesten Geiste, und nach vielen Seiten hin mit reichlichem Schwunge geschrieben war. Nach seiner Befreiung hat er es als „Vaterlandschronik," wenn auch nicht mehr in so ursprünglicher Kraft, fortgesetzt. Außerdem wird auf eine Rhapsodie „der ewige Jude" großer Werth gelegt, die eigentlich dem Plane nach eine großartige Menschenentwickelung besingen sollte. Endlich achtete man seine Gedichte ihres kühnen Schwunges wegen hoch, wenn ihnen auch selten Zeit gegönnt war, sie voll in einer Form zu begründen. Sehr viel ward ohne seine Hand und unvollständig aufgefaßt von ihm herausgegeben; dahin gehören die ästhetischen und musikalischen Vorlesungen, welche er auf seiner unstäten Wanderung besonders in Heidelberg gehalten hatte. „Leben und Gesinnungen," von ihm selbst aufgesetzt, sind 1791 und 92 in 2 Bänden zu Stuttgart erschienen, sie stellen ihn aber auch nicht treu dar, da er selbst keinen unbefangenen Ueberblick über sein Leben mehr besaß, und durch eine theosophische Mystik darüber hinsah, wie sie sich ihm während der Kerkerzeit zur Rettung dargeboten hatte. Eine ausgeführte Biographie dieses in den Extremen seiner Zeit umhergeschleuderten Mannes wäre sehr wünschenswerth, besonders wenn sie auf die vereinzelten Punkte seiner theoretischen Fassung Rücksicht nähme, die jetzt bei der unordentlichen Versplitterung jener Schriften nicht leicht zu erkennen ist.

Jene theoretischen Vorlesungen sind freilich aus seiner wüsten Jugendzeit, und man würde durch ihre geordnete Herstellung schwerlich zu einem anderen Urtheile kommen, als daß in ihm eine geniale Kraft mit ungefügten Torso's um sich geworfen hat.

Die neueste Ausgabe seiner Gedichte ist 1829 in Frankfurt am Main erschienen, und enthält drei Bände.

Viel verspottet sind die bis in die neueste Zeit hereinlebenden und gemeinhin „sentimental" genannten Dichter Matthisson, Salis und Tiedge. Dies Wort sentimental steht bei den geplagtesten in der Literatur; die Zeit Schiller's und Goethe's, und Schiller selbst, zuweilen Goethe, brauchte es zur Bezeichnung des Gegensatzes vom Antiken, zur Bezeichnung derjenigen Dichtart, wo der subjektive Ausdruck des Dichters vorspielt und das Objekt überragt, oder in beliebiger Stärke begleitet. Schiller deutet es noch specieller als Eigenschaft aller modernen Dichtung aus, indem sie sich moralisch, will sagen reflektirend, des Verhältnisses bewußt werde, worin sich der Gegenstand nach mehreren Seiten hin darstelle. Die antike Dichtung, welche er dem Begriffe „sentimental" gegenüber, die naive nennt, habe nur einen Bezug, nur ein Verhältniß zu ihrem Gegenstande gehabt.

Von dieser Bedeutung des Wortes „sentimental" ist wenig oder gar nicht die Rede, wenn es sich um den alltäglichen Gebrauch desselben handelt, und wenn damit Dichter wie Matthisson bezeichnet werden. Hier wird damit bezeichnet, daß alle Auffassung des Dichters nach der gemüthlichen Seite hin gerichtet sei, daß der breite Umfang des Lebens und des daraus folgenden Bezuges auf eine ergebene Theilnahme des weichen Herzens beschränkt werde. Dadurch wird allerdings die Auffassung eintönig, und wenn ihr nicht große Kraft verliehen ist für diese einzelne Empfängniß und den Ausdruck derselben, so erscheint sie unbedeutend und fällt in's Weinerliche. Unbedeutend und weinerlich auch darum, weil ein solcher Akt der Anschauung einem jeden, nicht eben verwahrlosten Menschen gewährt ist, und sich nicht über das Gewöhnliche erhebt; denn jeder Mensch ist im ganzen Leben zunächst darauf angewiesen und gerichtet, wohl oder übel

in irgend einer Empfindung berührt zu werden. Ueberblick und Umfang fehlt ihm, wodurch der Eindruck zu einer Vergleichung und darin zu einer höheren Stellung geführt werde, betroffen wird er leicht, weil ihm der Zusammenhang nicht klar ist; der Tribut, den er zunächst aus sich leisten mag, ist jene Rührung, womit die mittelmäßigen Leute sich stets eilig bezeigen, und welche den schwachen Menschen stets zur Hand ist, — der Dichter also, welcher nichts weiter zu bieten und zu erregen vermag, lebt und wirkt nur in dem Geringen. Weiß er nun diesem Geringen nicht wenigstens einen Aufschwung zu verleihen, so schleppt er sich und seine Leser in dem wirklich Unbedeutenden umher, und nach dieser Seite sind die Vorwürfe gerecht, welche moderne Kritik den lediglich sentimentalen Dichtern gemacht hat.

Sie haben besonders den sentimentalen Roman, welcher von Müllers Siegwart datirt, und unter den drei folgenden Dichtern Matthisson betroffen.

Friedrich von Matthisson — 1761—1831 — war zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, und ging später nach Halle, um die allgemeine Vorschule der Dichtkunst, die Theologie, zu durchwandeln. Zunächst wurde er dann Lehrer in Dessau, und ging von da als Hofmeister zur Begleitung junger Liefländer auf Reisen. Ein fügsames, gefälliges Wesen brachte ihm stets bequeme Stellungen zu Wege, er wurde Lector und Reisegefährte der Fürstin von Dessau; die schönen Gegenden, welche er auf Reisen sah, bestärkten und erhöhten seine Neigung zu Naturschilderung, 1812 finden wir ihn als Geheimen Legationsrath und Oberbibliothekar in Stuttgart, und 1829 zieht er sich in die ihm heimisch und lieb gewordene Welt nach Wörlitz zurück, um dort zu sterben.

Der Vorwurf des Sentimentalen ist meist von denen ausgegangen, welche zunächst und zuletzt von der Dichtkunst eine Aufreizung zu sittlicher Thätigkeit fordern, welche den sanften Eindrang in das Geheimniß und den verborgenen Reiz der Welt für nichts rechnen, welche das bloße Bewußtwerden feiner Bezügnisse gering achten, weil sie den praktischen Erfolg nicht dicht daneben sehn. Diesen Kritikern, welche ein Korn Wahrheit zu breiter Saat mancherlei Irrthums ausbilden, gab Matthisson dadurch großen Vorschub, daß sich seine Empfindungswelt nir-

gends auch nur zu einiger Energie aufzurichten wußte, daß er in einem kleinen Kreise verschwimmend haften blieb, welcher sich nirgends über die Sphäre des Alltäglichen erhob.

Das Publikum, welchem diese bequeme Erhebung willkommen und durch einen wohllautenden, anmuthigen Vers erhöht war, nahm dagegen den freundlichsten Antheil an Matthissons Liedern.

Ein andrer Punkt kommt noch bei Matthisson zur Sprache, und Schiller hat in einer großen Recension, welche 1794 in der Allgemeinen Literaturzeitung erschien, ausführlich darüber gesprochen, ihn nach seiner Weise auseinandergesetzt, und obwohl diese eine ganz andere als des Matthisson's ist, diesen doch daneben gelobt. Es ist der Punkt, die Natur im Gedichte zu schildern, die Natur zum Stoffe des Gedichts zu machen.

Die Alten haben es nicht gethan; solche poetische Auffassung, Deutung und Verherrlichung der Natur gehört durchaus der Romantik, welche sich über eine plastisch abgegrenzte Welt hinauswagt, in das, was Anregung, Möglichkeit und Ahnung gewähren mag. Schiller hatte in seiner logischen Dichtungsweise einen Standpunkt, welcher sehr schwer damit zu vermitteln war; der Mensch als Individuum war ihm nichts, nur als Bild der Menschheit; das Besondere, das Charakteristische, woran sich Goethe hielt, und woran er so groß und so ergiebig für's Allgemeine wurde, war für Schiller nicht bedeutend genug. So fand er eine Brücke zur Naturschilderung, welche sich im Allgemeinen bewegte, welche sich nicht auf scharf unterscheidende Charakterisirung einließ, und mit dem allgemein musikalischen Eindrucke, den sie hervorbrachte, zufrieden war, mit dem jeweiligen Begegnen einer Empfindung, einer Idee in der Naturwelt sich begnügen ließ. Von hier aus lobte er Matthisson.

Die jetzige Welt hat darüber entschiedenere Ansichten, und diese sind Matthissons verschwimmenden Gemälden nicht so günstig. Zunächst rückte sie den poetischen Werth über den logischen Beweis hinaus, und fand in dem einen poetischen Gewinn, was sich aus der Allgemeinheit als bedeutend absondern ließe, nicht bloß was aus dem abstrakten Gedanken der Allgemeinheit geboren werde. Dann stellte sie sich als Geist siegreich oder wenigstens siegesvoll in die Natur, als in ein Lebloses, was erst seine Existenz in unserm Geiste gewänne, bestritt ihr die unbestimmte

Einwirkung nicht auf unser Wesen, nannte diese aber eine unbestimmte und unklare, und verlangte für den Eintritt derselben in die Kunst erst einen geläuterten Durchgang durch unser Bewußtsein. Darnach bedarf die Schilderung der Natur ganz und gar erst des Stempels unserer Fassung, um so überhaupt in das Leben des Geistes und dann in das Leben des schönen Kunstgeistes einzutreten.

Bei solcher Ansicht erscheint Matthisson nicht so günstig, seine Beschreibung der Natur sinkt zum beliebigen Tändeln mit Bildern, zum vagen Aufgreifen dessen, was unzusammenhängend, kaum in todtem Aeußeren neben einander, kurz, was ohne Nothwendigkeit sich bietet.

In damaliger Zeit spotteten schon die Schlegel seiner weichlichen Manier. Dem Popular-Bedürfnisse wird sein sanfter Vers und Ausdruck lange werth bleiben, und wenn er dreißig Jahre früher geschrieben hätte, so würde die Anmuth seiner Verse stets bemerkenswerth bleiben, und man übersähe dann leichter, daß der kurze, kindliche Rhythmus, und die kindliche Malerei „die Pappelweide zittert" leicht trivial wird.

Außer Gedichten hat er auch „Briefe" verfaßt, die seine Reisen beschreiben, und denen schon früher, wo die Reisebeschreibung noch seltner war, nicht so viel Beachtung geworden ist. — Von 1803 — 1807 gab er in Zürich eine lyrische Anthologie heraus, diese beliebte Art halben Nachdruckes, welche dem Publikum stets so willkommen und den Buchhändlern einträglich ist. Leider war er in aller liebenswürdigen Sanftmuth und Bescheidenheit, die ihm sonst eigen, nicht bescheiden genug, um sich nicht auch Ramlers und Vossens Dreistigkeit als Beispiel zu nehmen, und Kleinigkeiten in fremden Dichtungen zu ändern. — Seine Schriften sind in 8 Bänden zu Zürich erschienen, und 1832 sind noch vier Theile „Literarischer Nachlaß" zu Berlin gedruckt worden.

Der Wörlitzer Garten, an dem Matthisson so viel Gefallen fand, hat etwas Entsprechendes mit Matthissons Naturdichtung. Dort ist eine reiche Situation auch großentheils nur zu vereinzelten Spielereien ausgebeutet, das große Ganze einer modernen Parkschöpfung ist durchaus nicht erreicht.

Salis, mit vollständigem Namen Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis — 1762 — 1834 — wird stets als

dichtender Zwillingsbruder Matthissons genannt. Er giebt sich im Ganzen einfacher und anspruchsloser, dafür fehlt ihm denn wohl auch mancher Schmuck des reichlicheren Matthisson. Er stammte aus Seewis in Graubündten, war Hauptmann der Schweizergarde in Versailles, und zuletzt Stadtvoigt und Kantonoberster in Chur. Es sind nur Gedichte von ihm da, deren letzte Auflage 1835 in Zürich erschienen ist.

Christoph August Tiedge, geboren 1752 zu Gardelegen, ein würdiger, geschätzter Greis, lebt heute noch. Mit „Briefen zweier Liebenden," mit „Elegieen," worunter die „auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf" die meiste Theilnahme fand, machte er sich zuerst in der Literatur bemerklich, aber alle gefühlvollen Seelen berufen sich nur auf sein Hauptwerk „Urania," ein Lehrgedicht. Wenn Klopstock auch dabei fernes Vorbild gewesen ist, so fehlt doch die einige Fassung und die gehaltvolle Kraft des Messias, eben so wie die Klopstock'sche Härte. Die Urania vergleitet sich mehr in jene lyrische Weichheit, in jenes bereitwillige Dehnen älterer Lyrik, wo durch Morgenroth und Wogen, stolze Schwäne, Wolkenschiffe zogen — und wofür der weibliche Charakter unsrer Heimath so viel inniges Entgegenkommen mitbringt. Nirgends spricht man so sehr von „schönen Stellen" als „bei Tiedge's Urania," und der Prediger vermißt „christliche Tiefe."

Tiedge's übrige Sachen, „der Frauenspiegel," „das Echo, oder Alexis und Ida," „Denkmale der Zeit," „Anna, Herzogin von Curland," sind in den Hintergrund getreten, die Frauentheilnahme hat aber die Urania stets im Andenken erhalten. Auch das Leben Tiedge's, seine unwandelbare zarte Freundschaft für Frau v. d. Recke, die selbst dichtete, und für alle Erscheinung der Gedanken- und Gefühlswelt sich rege bewies, hat dies Ansehn eines Frauenpatriarchen ihm bestärkt.

Frau von der Recke hat sich auch für die Geschichte der magischen Operation thätig erwiesen, indem sie die „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau i. J. 1779 u. s. w." in Berlin 1787 drucken ließ, und darin ausführlich erzählte, wie sie selbst von ihm getäuscht worden sei.

Tiedge's „Werke" hat Eberhard in acht Bänden von 1823—29 herausgegeben.

Immer mäßiger im Erfolge, aber eben so gewissenhaft eifrig, zu sin ge und dichtend zu lehren, drängen sich noch viele herbei, zum deutschen Parnasse, wie man sich gemeinhin und edel ausdrückte. Sie wollen auch noch im Gefolge des lyrischen Aufschwunges genannt sein, da später aller Raum von den eigentlichen Herren in Beschlag genommen wird.

Gottlieb Konrad Pfeffel — 1736—1809 — der liebenswürdige, allbekannte Fabeldichter, welcher eine 52 Jahr dauernde Blindheit mit der Heiterkeit eines Weisen ertrug, stammt aus Kolmar, legte dort eine Erziehungsanstalt an, und starb daselbst als Präsident des evangelischen Konsistoriums. Seine Fabel und poetische Erzählung ist fein und rund, auch hat er es nicht an den nöthigen Romanzen, an Versuchen im Drama und der Prosa mangeln lassen. Die Heimath brachte es mit sich, daß sich sein Geschmack und seine meiste Hervorbringung an französische Muster hielt. Seine poetischen und prosaischen Versuche sind in 21 Theilen zu Stuttgart erschienen.

Ludwig Theobul Kosegarten, 1758—1818, der als Pastor zu Altenkirchen auf Rügen mit Vers und Mund sich bestrebte, diese Insel in Aufnahme der Poesie und der Reisenden zu bringen. Seine Sachen sind in keiner Weise durchgebildet, pathetische bombastische Uebertreibung enthüllt die Mittelmäßigkeit, die sie verdecken sollte, und besonders die lyrischen Produkte sind in aufgetriebener Schale von sehr geringem Werthe. Aber die für allen Schwung gefällige Zeit nahm das Bestreben dankbar und theilnehmend auf. Kosegartens Dichtungen haben fünf Ausgaben erlebt, deren letzte 1824 und 25 zu Greifswalde in 12 Theilen erschienen ist. An eben dem Orte starb der rührige Geistliche als Doktor der Theologie und Professor der Geschichte. Am meisten geschätzt waren seine epischen Idyllen „Jukunde" und „die Inselfahrt," welche nach Art der Vossischen Luise an die Scenen des kleinen Lebens gereiht waren, worinnen aber die besonnene Einfachheit der Luise öfters in schwülstige Beschreibung hinausstieg. Auch Schauspiele, „Darmund und Alwine, Wunna, Ebba v. Medem," und Romane, „Ewald's Rosenmonde, Ida von Plessen, Bianka del Giglio," und Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen hat er angefertigt. Unter den letzteren war eine Zeitlang „der Freudenzögling" aus dem Englischen des Robert Pratt gesucht.

Jens Baggesen, 1764—1826, aus Korsör im Dänischen, der nach großen Reisen Professor der dänischen Sprache und Literatur, dann Justizrath zu Kopenhagen wird, 1814 seinen Aemtern entsagt und zu Paris und Kopenhagen lebt, schließt sich der Sache nach an Hallers didaktische Bestrebung, und beschreibt eben auch eine Alpenreise, die er „Parthenais" nennt. Es bewegt sich dies Gedicht indessen mehr als idyllisches Epos, wie es der Geschmack gebildeter Leute vom Jahre 1780—1800 mit sich brachte. Auch ein Epos „Oceania" zur Verherrlichung der Cookschen Weltreise dichtete er, und Gedichte als „Gedichte" und als „Heideblumen" wurden 1803 und 1808 von ihm gedruckt. Selbstständig trat er im späten Alter aus jener Dichtungsherkömmlichkeit mit „Adam und Eva," einem humoristischen Epos. 1836 sind seine Verse in einer vollständigen Sammlung zu Leipzig herausgegeben worden.

Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg, 1779—1805, war aus Münster gebürtig, studirte die Rechte, ging auf Reisen, und ließ sich dann in Jena und der Umgegend nieder. Man ist geneigt, in seinen wild auf- und durcheinander gehenden Epen ein starkes Talent zu finden, und bedauert sehr, daß es kein Gedeihen erreicht, und daß Sonnenberg's Sinne arg gestört worden seien. Seine regellose Richtung brach sogar in Wahnsinn aus, und in solchem Zustande nahm er sich selbst das Leben. Gruber hat seine Sachen 1809 gesammelt herausgegeben; es findet sich darunter neben bewegten Gedichten ein Epos in 12 Gesängen „Donatoa, oder das Weltende," Donatoa selbst ist der erste Todesengel, und in solchem Stoffe bäumt sich die wilde Phantasie des Verfassers, gewinnt indessen auch dazwischen die Ruhe für kleine wohlthuende Schilderungen.

Karl Andreas von Boguslawski, 1759—1817, — preußischer Soldat, der als Interimskommandant von Berlin starb. Dies Talent richtete sich in Stoff und Form nach den Alten; er schrieb epische Gedichte in Hexametern, deren Helden und Spielraum aus der römischen und griechischen Zeit genommen waren. „Xantippus" — 1811 — in zehn Gesängen, welcher Carthago befreit, und „Diocles," — 1814 — eine Legende, sind die wichtigsten, auf welche vor den zwanziger Jahren dieses Jahrhun-

derts die Gymnasiallehrer lobend aufmerksam machten. Weniger beachtet wurde der 1821 erscheinende „Thassilo, oder die deutschen Argonauten." — Boguslawski hat auch die Eklogen und Georgika Virgils übersetzt.

Valerius Wilhelm Neubeck, — 1765 — 1821 — Arzt in dem schlesischen Städtchen Steinau, verklärte die Medicin durch eine poetische Beschreibung der Gesundbrunnen in einem großen Lehrgedichte, welches „die Gesundbrunnen" betitelt war, und worin die Quellnymphen, die Gesteine, die Pflanzen, und die Thalkessel beschrieben sind. Lyrische Gedichte und ein Trauerspiel „Sterno" verschwanden vor dem physiologisch-poetischen Werke, welches den Medicinern heute noch werthvoll ist.

Friedrich Adolph Krummacher, 1768 zu Teklenburg geboren, predigt lange in Westphalen und kommt 1824 als Prediger nach Bremen. Dieser fromme Westphale ist für Kinder wichtig geworden durch viele Kinderschriften; diese, und „Parabeln," welche nicht bloß auf Kinder berechnet sind, haben ihm einen willkommenen Namen für die belletristisch-theologische Welt gemacht.

Heinrich Joseph Edler von Collin, — 1772—1811 — ein Dramatiker in Wien, von dem man früher erwartete, es werde sich aus der etwas todten altklassischen Form ein lebendig Talent losringen. Diese Hoffnung hat er nicht erfüllt, aber aus der leblosen Form leuchtet in seinem „Regulus," seinem „Coriolan," seinem „Mäon" oft ein so würdiges, edles Herz, daß man sich einen Augenblick dadurch fesseln läßt, und gern des Sängers gedenkt, welcher in den Franzosenkriegen allen Zorn und Wunsch in einen Odenvers sargte. Außer den genannten Stücken, von denen Regulus das berühmteste, sind noch viele andere, und außerdem Romanzen, lyrische Gedichte und das, zum großen Leidwesen der Theilnehmer an sorgfältiger Muse, unvollendete Epos „Rudolph von Habsburg" gedruckt. Sein Bruder hat die Ausgabe der Werke in 6 Bänden 1814 besorgt.

Der würdige Karl Ludwig von Knebel — 1744 — 1834 — schließt am Würdigsten diesen Reigen. Obwohl er mitten unter den Dichterfürsten in Weimar und Jena lebte, und herzlich mit ihnen verkehrte, so gehört doch seine Schrift in den Geschmack einer früheren Zeit. Er machte noch in Uz'schem Stile, der in

seiner Heimath Franken ihm Lehrer gewesen war, sein Gedicht und Lucrez, welcher damals so lebhaft verehrt worden war, beschäftigte, erquickte ihn; er ließ nicht ab, bis eine körnige Uebersetzung „von der Natur der Dinge" zu Stande gebracht war. Auch die „Elegieen des Properz" hat Knebel übersetzt. — Er war früher preußischer Offizier gewesen, und wurde 1774 Erzieher des Prinzen Konstantin in Weimar. Ein abgehärteter, harscher, frischer Mann war er 90 Jahre alt, als ihn der Tod zu Jena überraschte, und ihn ganz rüstig und bereit fand, mit dem wenig glaubenden Skepticismus früherer Zeit abzutreten, und bereitwillig aufzunehmen, wenn sich eine Verantwortlichkeit, oder sonst etwas einstellen sollte. Der Kreis seiner Schaffensmöglichkeit war klein, ein Bändchen lyrische Gedichte hat er edirt, und um seines Charakters willen wird nichts eingewendet, wenn er in den Literaturkompendien als „gediegen lyrischer Dichter" figurirt. Varnhagen und Mundt haben mit größerer Sorgfalt, als die objektive Ausbeute zu heischen scheint, den Nachlaß und Briefwechsel 1835 in 3 Bänden herausgegeben. Er war zu Wallerstein in Franken geboren, in Ansbach Uz'scher Schüler, in Potsdam Offizier Friedrichs des Großen gewesen.

25.

Herder.

Hamann. Lavater.

Es sind dies drei Figuren, welche der höheren Verknüpfung des Menschen, der direkten Verknüpfung mit dem Himmel nahe traten, theils im Amte, theils im Drange, nämlich der Verknüpfung durch Religion.

Derjenige von ihnen hat es zum besten Erfolge, zum besten Andenken gebracht, welcher den weitesten Kreis der Welt und des menschlichen Ausdruckes dafür erwählte. Dies war Herder, der seine theologische Stellung nicht abschloß von der Welt für den Himmel, sondern der sie aufschloß, damit ihr desto mehr Wege für den Himmel offen würden.

Dies große Bildungsherz ist es, was Herder zu den besten Ehren gebracht hat, eine Bildung, welche das Höchste vor Augen hatte, und doch alle menschliche Thätigkeit und Fähigkeit zu würdigen wußte, welche im schönen Verse, in aller That der Kunst, in aller Prüfung durch Wissenschaft den göttlichen Möglichkeitspunkt im Menschen fand und würdigte. Zu einer Zeit, wo die Theologie für die eben herrschende Kultur wenig oder nichts zu bedeuten hatte, erhob sich Herder in ihr, und zeigte an seinem Beispiele, daß der Herr überall zu finden sei, wo der Mensch seine beste Kraft offenbare. Er zeigte dies nicht theologisch, — und dies ist ein wesentlicher Zug an Herder und ein Theil des Zaubers, den er ausübte — sondern gewissermaßen unofficiell

als ein Mann der Bildung, der Humanität stellte er sich dar. Mancher deutsche Leser, der Herder unter den Klassikern aufzählt, und manches Buch von ihm gelesen, weiß nicht, daß Herder Generalsuperintendent war. Das Wort Humanität ist dasjenige, was sich immer in Herders Namenszug schlingt. Herders wirkliche und klassische Bedeutung liegt darin, daß er sich stets an die offenbarsten und verborgensten Pässe hinstellte, wo Erde und Himmel an einander grenzen, daß eine Empfindung, ein Drang für ächte Poesie von vornherein in ihm lebte. Vielleicht wuchs auch aus diesem poetischen Genius jener unglückselige Kampf in ihm zur Höhe, welcher seine Ruhe und seinen Ruf nachtheilig traf, der Kampf gegen die kritische Philosophie Kants. Denn diese Philosophie schied erbarmungslos die Welten, auf deren Grenze sich Herder so gern schaukeln mochte.

Man darf nicht sagen, daß sich Herder des großen Zwiespalts der Welt nicht bewußt gewesen sei, wie er sich vor uns in der Geistes- und Herzensgeschichte aufgethan hat, aber man darf eingestehen, daß Herder's Geist nicht groß, entschlossen und stark genug war, um aus dem Zwiespalt empor eine neue Schöpfung zu schlagen. Er wollte den Zwiespalt beschwichtigen, und er that dies in bester Folgerichtigkeit seines Kraftbewußtseins — eine solche Titanenfähigkeit, wie sie Kant auf Kosten der jenseitigen Gewißheiten an den Tag legte, war ihm nicht gegeben. Freilich spielt er neben dem konsequenten Himmelszerstörer nicht die nachdrückliche Rolle, wie man sie einem edeln Geiste gern wünschen mag; aber die seinige ist der jetzigen Uebersicht nach doch eine wohlthätige gewesen. Herder hat die Größe und Stärke des Kant'schen Kriticismus nicht begriffen und unzulänglich bekämpft, aber er hat eine blühende Partie des menschlichen Wesens in Schutz genommen, er hat die Aufmerksamkeit dafür wach erhalten; andere Dichter, wie Schiller, haben den philosophischen Gedanken poetisch geweiht, poetisch erweitert, und in solcher Folge hat die spätere Philosophie eine reichere Ausbreitung gefunden.

Herders Stellung ist fast überall eine anregende, vermittelnde; sein Streben, seine Gesinnung waren größer und wirksamer, als die Thaten, welche aus ihnen erwachsen sind. Der Literarhistoriker hat sich um so mehr hieran zu halten, als von

Herders Schriften beinahe nichts mehr genannt werden kann, was jetzt noch als eine fest dauernde That bestünde. Sie waren alle Beiträge zur laufenden Bildung, traten in Kreise, wo die nächste Forschung sie überbieten konnte, sie waren, wenn ein Paar nicht eben bedeutende Gedichte ausgenommen sind, keine eigenen Werke, welche die Zeit zwar nicht überflüßig machen, aber doch übertreffen kann und übertroffen hat. Mit den meisten Herder'schen Sachen hat es die Zeit in Wahrheit gethan, denn sie waren Beiträge, die durch neue Forschung, durch reichere, begünstigtere Zusammenstellung überboten sein konnten. Dies ist mit seinen so dankenswerthen Arbeiten in fremder und altvaterländischer Poesie geschehen, ist geschehen mit seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, denen jetzt ein ganz anderer Grund geboten wäre durch die fortgerückte Kenntniß der Erde, der Luft und des Firmamentes, ist geschehen mit seinen literar-historischen und philosophischen Aufsätzen. Das eigentliche Werk des Dichters, die Verdichtung des Kerns zu einer unabhängigen Gestalt, dies Werk ist Herder nicht geworden; — der Eifer und der Sinn ist statt dessen zu preisen, und die Fußtapfen, die Berührung, der Hauch sind aufzusuchen, denen Macht und Erfolg nicht versagt worden ist.

Herders Existenz war folgende:

Er ward in klein bürgerlichen Verhältnissen zu Morungen, einem ostpreußischen Städtchen den 25sten August 1744 geboren. Sein Vater war Küster und Elementarlehrer. Beim Rektor und Prediger des Ortes fand sich einiger Unterricht, und ein russischer Wundarzt nimmt ihn mit nach Königsberg, um ihn dem chirurgischen Studium zuzuführen. Der Anblick von Wunden macht den sensiblen jungen Mann aber ohnmächtig, und er wendet sich zur Theologie und Philosophie. Diesen Kursus macht er ganz ohne Unterstützung von Hause durch, natürlich nicht ohne manche Entbehrniß und frühzeitigen Aufwand von Charakterstärke. Ein Stipendium kommt zu Hilfe, und die Professoren sind nachsichtig mit Honorar; — Herder hat, des Beispiels halber, von Kant zu rühmen, daß dieser ihm bereitwillig die Kollegiengelder erlassen habe. Neben dem Studiren bekleidete er schon eine Lehrerstelle am Friedrichscollegium.

Hamann empfahl ihn nach Riga und im Herbste 1764 ward

Herder an die Domschule dorthin berufen, an eine Stelle, mit der auch ein Predigeramt verbunden ward. Die Empfehlung Hamanns, der vierzehn Jahre älter war denn Herder, ist warm und innig, nicht so streng und überhebend, wie sonst die meisten Urtheilsbriefe Hamanns waren, und er scheint wirklich damals eine große Neigung für den jungen Herder gehegt zu haben. Bemerkenswerth ist an diesem Punkte, wo Herder in die Welt hinaus geht, daß er die meisten Orte nicht wieder sieht, von denen er scheidet, und daß die Uebereinstimmung in Meinungen und Ansichten, welche ihn mit den Freunden und Genossen solches Ortes verknüpft, fast immer in der Folge sich auflöst. Er hat nie das Glück, daß der früher Verbündete sich auf eine ähnliche Weise entwickelt, wie er selbst, er muß stets neue Verwandtschaft der Gesinnungen erobern. Kant, der ihm freundlich gewogene Lehrer, welcher ihm manche Vorlesung noch auf der Stube erweitert haben soll, Kant war ihm in späterer Zeit der Name eines Lehrsystems, was er auf Leben und Tod bekämpfte. Hamann, der instinktmäßig, schonungslos orthodoxe Christ, der wie ein fanatischer Prophet beim Anzuge der Assyrier sich geberdete, welch ein Gegensatz ist er zu dem Herder, der die „Ideen" schrieb, und ein Christenthum darin zu Tage legte, was so ganz, ganz anders war! Ein Christenthum, wie es Hamann geradeein verdammte, ein Christenthum, was nichts sein will als eine liebevolle Humanität, — jene jämmerliche, bleiche, saftlose Humanität, wie sie Hamann neben seiner orthodoxen Glaubensforderung nannte. Es ist indessen kein öffentlich Zeugniß da, daß sich später Einer über des Anderen Weg beschwert hätte, Herder empfiehlt noch lange nachher Hamann auf's Beste der literarischen Beachtung, und Hamann stirbt 15 Jahre vor Herder, in welchen fünfzehn Jahren dieser noch manches Theologische ausgab, worüber Hamann Wehe gerufen hätte.

Bis zur Rigaischen Zeit war Herder nicht über die Abfassung von einzelnen Gedichten und von Predigten hinausgerückt, in Riga schrieb er sein erstes Buch, im Jahre 1767 seine „Fragmente zur deutschen Literatur," wodurch er sich von vorneherein des besten Geschmacks fähig zeigte. Dies Buch muß ihm zum Höchsten angerechnet werden. Als junger Mann, der keine besondere Leitung in der Nähe sah, erklärte er sich glücklichsten

Taktes und selbstständig für den kühnen Fortschritt, der sich durch Lessing angekündigt hatte, schloß sich an die Berliner „Literaturbriefe“ und erklärte sich doch auch bewußtvoll in einzelner Richtung dagegen. Dies Buch führte ihn sogleich mit einem Schritte auf einen beachtenswerthen Platz der Literatur. Die erste Ausgabe erschien ohne Ortsbenennung unter dem Titel „Ueber die neuere deutsche Literatur. Erste, zweite Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend.“ Es handelte sich darin um die Sprache überhaupt, ein Thema, welches Herder bis zu seinem Tode als einen Anfangs- und Endpunkt festgehalten hat; dann um Vergleichungen mit römischer und griechischer Literatur, um Rücksicht auf orientalische.

Klotz, traurigen Angedenkens, erkannte darin scharfsichtig den neuen Feind, so viel derselbe auch bei manchem Einzelnen an Lessing's Machtsprüchen aussetzen mochte, und fiel mit seinem bösen Schlachtgeschrei darüber her. Dies beschleunigte Herder's zweites Buch „kritische Wälder,“ worin er mit einer so wegwerfenden Leidenschaft gegen Klotz auftrat, daß es viele Mißbilligung fand. Das erste Wäldchen beschäftigt sich mit Lessing's Laokoon, das zweite gegen Klotzens „Homerische Briefe“ und „Virgils Schamhaftigkeit,“ das dritte gegen Klotzens Schrift vom Münzengeschmacke. Der Herausgeber eines späteren neuen Abdrucks hat viel gestrichen und gemildert, was allerdings nur Herder zugekommen wäre, und den Literarhistoriker deshalb nach der ersten Ausgabe greifen läßt.

Um diese Zeit wollte er fort aus Riga; „es ist ein elend jämmerlich Ding“ — schreibt er an Hamann — „um das Leben eines Literatus, insonderheit in einem Kaufmannsorte. Ein Prophet sagt wohl freilich immer: dies ist die Last über Tyrus!“ — kurz, er gab eine feste und durch große Liebe der Umgebung günstige Stelle auf, um „seine Jahre zu nutzen und in die Welt zu blicken.“ Denn die Mißwilligkeit einiger Geistlichen und der Klotzische Streit vermochten ihn nicht dazu. Er schreibt noch das „Denkmal auf Thomas Abbt“ und schifft sich im Frühlinge 1769 nach Frankreich ein. Das Gedächtniß für Ossian ist ihm ein oft wiederkehrender Moment auf der See, der Wunsch zu Macpherson zu kommen, welcher den alten Dichter damals erweckt hatte, der Wunsch, schottische Lieder zu hören, beschäftigt ihn.

Er landete in Frankreich und blieb eine Zeitlang in Nantes. Wir sehen ihn mit großer Vorsicht an ein Urtheil über die Franzosen und die französische Literatur gehen, er hebt nachdrücklich hervor, wie man die Nation erst im Innersten ihrer Existenz gesehen, wie man die Sprache derselben erst lange gehört haben müsse. Dennoch fällt dieses Urtheil, als er dann eine Zeitlang in Paris gelebt hat, nicht eben günstig aus, obwohl er die günstigsten Bekanntschaften erwarb, Bekanntschaften mit Arnaut, d'Alembert, Duclos, und besonders mit dem geistreichen, von Lessing, von Goethe so geschätzten und auf Deutschland so wirksamen Diderot. Dieser gefiel ihm denn auch zum Besten. Aber Herders Wesen war so tief innerlich und so weit äußerlich deutsch, daß sein Urtheil sich wohl über die Nationalverschiedenheit erheben, sein Hang aber bald nach der Heimath drängen mußte. „Frankreich kann nie völlig sättigen" — schreibt er — „und ich bin seiner auch herzlich müde."

So konnte er sich mit der Bühne durchaus nicht befreunden; für den konventionellen, eleganten Reiz war sein nach der Wahrheit trachtender deutscher Charakter allzuwenig offen, die feine, leichte Grazie des Lebens lag ihm zu fern, als daß er dafür die rhetorische Ueberladung verziehen hätte. Shakespeare, der ihm schon aufgegangen war, verarmte ihm Frankreichs Bühne völlig.

Gegen Gewohnheit rasch, folgte er denn auch dem Rufe, einen holstein'schen Prinzen drei Jahre auf Reisen zu begleiten, ging über Brüssel nach Antwerpen, und schiffte sich von da nach Amsterdam ein. Bei letzterer Ueberfahrt litt er Schiffbruch, und kam nicht ohne Gefahr an's Land. Auffallend ist es, daß alle diese interessanten Lebensereignisse von ihm nirgends zu einer Gestaltung benutzt worden sind; — zu einer Aufnahme der äußeren Welt und Begebenheit in die Gedankenresultate, welche ihm davon nicht ausbleiben, reichte seine poetische Fähigkeit nicht hin. Er hat manche Bedeutung in seine „Ideen" aufgenommen, wo Sitten und Staffage der Welt unerläßlich zum Plane gehörten, aber über eine solche Bemerkung hinaus hat seine Beute davon nicht gereicht. Obwohl er sich schon früher und auch damals mit einer „Plastik" beschäftigte, die stückweise auch zu Tage gekommen ist, es war nur ein Versuch, den theoretische Anregung erzeugt hatte; plastische Eindrücke sucht man in seiner ersten Lebens-

hälfte vergebens, diejenigen Eindrücke, woraus der Dichter zu wachsen pflegt. Reichlicher finden sie sich später in Bückeburg, wo kleine Ausflüge zu Pferde, Partieen, Spaziergänge ergiebiger in Auffassung der Erscheinungswelt sich darstellen, aber für die Schrift erwächst ihm nichts Redenswerthes dieser Art.

Von Amsterdam ging er über Hamburg nach Kiel, wo der Prinz sich aufhielt. In Hamburg lernte er Lessing kennen, auch Goeze, mit dem jener zur damaligen Zeit noch im besten Vernehmen stand, Reimarus und Bode und den in der Nähe wohnenden Claudius.

Die Reise mit dem Prinzen ging durch Süddeutschland. Schon da hielt er dies Reiseverhältniß für unpassend, ein Ruf nach Bückeburg, ein Augenübel, was eine neue Operation nöthig machte, kam hinzu, und in Straßburg löste er es denn auch wirklich. Dort verweilend lernte er Jung Stilling kennen, und Goethe suchte ihn auf. Letzterer hat dies in seiner Lebensbeschreibung ausführlich erwähnt, und es ist dabei zu verweilen, weil wichtige Blicke in den Charakter Herders geöffnet werden. Ob sich Goethe völlig frei erhalten hat von späteren Eindrücken, die er zu Weimar reichlich und leider in der letzten Zeit nicht immer günstig von Herder erhalten hatte, muß dahin gestellt sein, die ganze Schilderung hat aber wenigstens den frischen, unbefangenen Ton eines wohlwollenden und genial-strebsamen Studiosi.

Er findet ihn im Kleide eines Weltgeistlichen, im schwarzen Kleide mit seidenem Mantel, dessen Ende in die Tasche gesteckt war, das gepuderte Haar ist in eine runde Locke aufgesteckt. „Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer, liebenswürdiger Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte.“

Es ist nun schwer herauszufinden, wie viel des Herder'schen Wesens auf seinen unbehaglichen Krankheitszustand geschoben werden müsse, Goethe legt diesem liebreich einen großen Theil der Ursache bei; kurz, Herder erweis't sich ihm anziehend, stets bedeutend, aber fast immer gereizt, scheltend, unsanft, schonungslos. Eine gewisse Herbheit wird für den Charakter im Allgemeinen verbleiben müssen, so wenig dies für den sanften Lehrer steter Humanität passen will. Anforderung und

Leben fanden sich ihm nie zu der glücklichen Harmonie, welche sich beglückend und befriedigend auf die Umgebung überträgt; der Uebelstand in seinem Leben war vielleicht der theologische Stand, wie wir dies später an ihm selbst und in der Folgezeit an Schleiermacher sehen werden. Wenn auch die Neigung zum Theologischen stark und ächt war, das Publikum forderte nach jedem Verhältnisse hin eine andere Aeußerung des Theologen, als sie Herders und Schleiermachers wirklichstem Wesen natürlich und bequem war. Wenn beide ohne Umschweif, ohne schützenden Ausdruck einer künstlichen Bildung herausgingen aus dem ursprünglichen Herzen ihres Geistes, so blieben sie nicht in dem theologischen Verhältnisse, wie es zum Publikum nöthig war, so fielen sie auf, so stießen sie an. In dieser Kette lebten sie. Aller poetische Drang, welcher in einer dogmatisch aufgelösten Zeit, in einer Zeit vorbereitender Prosa der befeuchtende theologische Aether ist, war geschäftig in ihnen, scharf in Schleiermacher, gelind in Herder. Aber jeder geniale Griff dieses Dranges mußte in die Umfriedigung des Pastorhauses gedrängt und dafür verkürzt oder geändert werden.

Dies ist ein Hemmniß, was bei nur mittelmäßiger Gesundheit, bei den ersten, das heißt größten Ansprüchen an literarische Wirksamkeit und Geltung, ein Hemmniß ist, was bei manchem dadurch nothwendigen Mißlingen solcher Geltendmachung zur Verdrießlichkeit stimmen, und die sanfte Temperatur des Charakters stören konnte. Und das hat es allerdings bei Herder gethan.

Dieses Verhältnisses zur Theologie, an welchem Herder litt, wird man deutlich inne bei einem aufmerksamen Blicke auf seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," die er in seiner der Straßburger zunächst liegenden Lebenszeit zu Bückeburg begann. In Straßburg hatte er sich besonders mit Engländern, und unter diesen zumeist mit Shakespeare beschäftigt, dessen Lectüre er denn auch so eindringlich und überzeugend empfahl; die später gekrönte Preisschrift für die Berliner Akademie „Ueber den Ursprung der Sprache" war ferner dort begonnen geworden, und die Blätter „von deutscher Art und Kunst," waren auch noch in Straßburg entstanden, zu denen Goethe den Aufsatz „Von deutscher Baukunst" gesteuert hatte.

Im Frühlinge 1771 kam er nach Bückeburg als Prediger,

und von hier aus ist Alles, was er schreibt, in näherem oder fernerem Bezuge auf Theologie; er dichtet Kantaten aus biblischem Stoffe, er schreibt „die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes," die zum Theil gegen Michaelis Exegese gerichtet war, er schreibt die heftigen „Provinzialblätter an Prediger," er beginnt jene schon erwähnten „Ideen," worin all seine theologische Poesie niedergelegt ist, schreibt „die Briefe zweier Brüder Jesu, und die Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländischen Stelle." Es scheint also dies der passendste Ort, der theologischen Ansicht Herders näher in's Auge zu sehen.

Wir begegnen dabei allerdings manchem Widerspruche jener Art, wie er oben angedeutet worden ist, als peinigend für Männer, welche in eine dogmenlose Zeit kommen, redlich ihr Aechtestes auszusprechen gedrängt sind, und denen doch ein dogmatisches Amt die Bahn und Grenze vorschreibt.

In dem Kapitel der „Ideen," welches benannt ist „Ursprung des Christenthums, sammt den Grundsätzen, die in ihm lagen," bietet sich Folgendes:

Nicht die unmittelbare Offenbarung einer Gotteslehre, nicht die unmittelbare Gotteswirksamkeit für Ausbreitung der Lehre, nichts von dem stellt sich dar, was in der zersprengten Kirche immer noch für ein Merkmal orthodoxer Ansicht galt. Das Christenthum wird ein „ächter Bund der Freundschaft und Bruderliebe" genannt, „diese Triebfeder der Humanität" trug zur Aufnahme und Ausbreitung desselben das Meiste bei.

Bedarf es eines Kornes dessen, was man Orthodoxie nennt, um dies sagen zu können? Spricht nicht so jeder Rationalist, jeder Historiker, für den das Christenthum nichts weiter ist als eine Kraft, die zu großen Aenderungen bewegt hat?

Er sagt ferner, das Princip der Wohlthätigkeit habe ganze Haufen von Bettlern zu der neuen Kirche geführt, — „ob nun wohl," fährt er fort, „die Noth der Zeiten auch hierbei Manches entschuldigt: so bleibt es dennoch gewiß, daß wenn man die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital, und das Christenthum als die gemeine Almosen-Kasse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse."

Es wird noch weiter ausgeführt, daß er die ersten Jahr-

hunderte des Christenthums durchaus nicht für nachahmens- oder empfehlenswerthe halte. Dies ist nun aber doch ein Hauptpunkt der protestantischen Polemik; Luther und aller historische Idealismus der Rechtgläubigkeit wenden sich zu jener ersten Kirche. Luther legt noch die ganze Bibel dazu, und die Orthodoxen verweisen ohne Einschränkung auf die himmlische Vollkommenheit der ersten Christenthums-Gemeinden.

Herder zeigt, wie aus jenen ersten Gemeinden aller Uebelstand entsprungen sei: „unmündige Folgsamkeit ward gar bald eine christliche Tugend, es ward eine Tugend, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben, und statt eigener Ueberzeugung dem Ansehen einer fremden Meinung zu folgen, — nichts ward so hoch angerechnet als das Glauben, das geduldige Folgen."

Es ist bekannt, daß die ersten Lehrer, die Apostel selbst und nach ihnen alle übrigen, mit allem Nachdrucke zunächst und meist einzig auf das Moment des Glaubens drangen, — wie nimmt sich also des Predigers Herder Ausspruch daneben aus? Was bleibt ihm von der geschichtlicheu Würdigkeit dessen, was er predigt?

Von jenen ersten Gemeinden herab leitet er alle die Gräuel der Hierarchie, wodurch die christliche Geschichte ein so schweres Aergerniß geworden sei.

Eben so hart spricht er sich über die dogmatischen Streitigkeiten aus. Statt das Christenthum als ein praktisches Institut auszubilden, habe man „jenseits der menschlichen Verstandesgrenzen spekulirt, Geheimnisse gefunden, und endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimnisse gemacht." In Bezug auf diesen nutzlosen Streit über Dogmen, und auf die Art, wie sich die Christen thätlich aufgeführt, nennt er „viele der Kirchenversammlungen und Synoden eine Schande des Christenthums und des gesunden Verstandes. Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen, Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Uebermacht, Willkür, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden."

Fast noch bitterer wird Herder, als er auf die schriftlichen Denkmäler kommt; „die Einestheils aus gelegentlichen Send-

schreiben, Anderntheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachsen waren." Er sagt das Härteste über den „frommen Betrug," welcher im Dienste des Glaubens untergeschoben und verfälscht, „ins Unermeßliche hin gelogen," die Geschichte vergiftet habe. „So daß statt der griechischen und punischen Treue wohl mit mehrerem Rechte die christliche Glaubwürdigkeit genannt werden möchte. Und um so unangenehmer fällt dieses in's Auge, da die Epoche des Christenthums sich einem Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlands und Roms anschließt, hinter welchen in der christlichen Aera sich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geschichte beinahe ganz verliert."

Dann geht er auf die Ceremonien über, und sagt, das Christenthum habe nur zwei sehr einfache und zweckmäßige heilige Gebräuche gehabt, weil es der Stifter durchaus nicht auf einen Ceremoniendienst abgesehen hatte. Darein habe sich von allen Ländern, von Heiden und Juden Beliebiges eingemischt, so „daß z. B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelbeschwörung, und das Gedächtnißmahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum Sünden vergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andere Welt gemacht ward."

Hievon kommt er zur Klage, daß diese Ceremonienausbildung obenein in eine Zeit schlechten Geschmacks gerathen, daß die aus den verschiedensten Localveranlassungen zusammengetragene Form noch vielfach unschön geworden sei.

Nun geht er zu Christus selbst über. „Er lebte ehelos und seine Mutter war eine Jungfrau; so heiter und fröhlich er war, liebte er zuweilen die Einsamkeit und that stille Gebete." Dem Geiste der Morgenländer schreibt er die Verirrungen zu, welche sich in den „Ideen von der Heiligkeit des ehelosen Standes, vom Gott gefälligen der Jungfrauschaft, der Einsiedeleien, der Gelübde, des Fastens, Büßens, Betens, endlich des Klosterlebens" ausgebildet hätten. „Dem Christenthume sind sie ganz fremde, denn Christus war kein Mönch, Maria keine Nonne; der älteste Apostel führte sein Weib mit sich, und von überirdischer Beschaulichkeit wissen weder Christus noch die Apostel."

Diese Partie des Buches gewinnt eine noch schärfere Beleuchtung durch die Notiz von der Feinheit Herder'scher Ironie,

welche Jean Paul just hierbei anbringt. Ein inniger Umgang, den er mit Herder pflag, giebt der Notiz jene bemerkenswerthe Wichtigkeit.

„Endlich“ — schließt Herder diesen Abschnitt — „hat das Christenthum, indem es ein Reich der Himmel auf Erden gründen wollte, und die Menschen von der Vergänglichkeit des Irdischen überzeugte, zwar zu jeder Zeit jene reinen und stillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht suchten und vor Gott ihr Gutes thaten; leider aber hat es auch durch einen argen Mißbrauch den falschen Enthusiasmus genährt, der fast von seinem Anfange an unsinnige Märtyrer und Propheten in reicher Zahl erzeugte. Ein Reich der Himmel wollten sie auf die Erde bringen, ohne daß sie wußten, wie oder wo es stünde.“

Zu welcher Kirche konnte nun wohl ein Prediger gehören, dem alles Historische und Dogmatische seiner Religion aufgelöst, dem nichts davon geblieben war, als ein großer moralische Gedanke?

Was sagt der orthodoxe Christ zu dem, was Herder an Jesus fand, was er zur Bezeichnung desselben gebrauchte? Es klingt ihm frivol. Humanität, das Hauptwort Herders, es ist auch das einzige, was er für Jesus, für den Mittelpunkt desselben zu gebrauchen weiß. Er habe Menschen Gottes bilden wollen, die aus reinen Grundsätzen, unter was für Gesetzen übrigens es geschehe, das Wohl Anderer beförderten. „Verehrend“ — sagt er — „beuge ich mich vor Deiner edlen Gestalt, Du Haupt und Stifter eines Reiches von so großem Zwecke, von so dauerndem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdenlebens selbst zu enge schien. Nirgends finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art, zu einer noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt, und in Gutem und Bösem bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht Deiner Religion, d. i. Deines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an Dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung Deiner Person und Deines Kreuzes den Völkern mitgetheilt hat. Dein heller Geist sahe dies selbst voraus, und es wäre Ent-

weihung Deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abfluß Deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, so weit es sein kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von Dir abstammt, stehe Deine stille Gestalt allein."

Es überrascht wohl heute, sechzig Jahre später, dergleichen Herder'scher Ausdruck auf doppelte Weise: einmal, weil die Nation nicht bedenklich gewesen ist, solche Aussprüche in aller Achtung bestehen zu lassen. Es fehlt nicht an Zeichen, daß man heute bedenklicher wäre. Zweitens, weil das obenhin gehende Urtheil bei dem Namen Herder, welcher unter die sanften Klassiker gerechnet wird, sich solcher Wendung nicht versieht, um so weniger sich deren versieht, nachdem es von Herders geistlichem Stande Kenntniß genommen. Diesen geistlichen Stand hat er bis zu seinem Tode bekleidet, es kam mitunter ein verdecktes geistliches Geflüster zum Vorscheine, man sprach von socinianischen Grundsätzen; der König von England wollte ihn nicht zum Professor der Theologie in Göttingen berufen sehen, wenn nicht eine Sicherstellung über Wissen und Glauben vorausgegangen wäre. Aber die kleinen Grollwolken am Horizonte verzogen sich stets wieder, ein gewisses theologisches Glück Herders bannte sie stets. Wie überraschend ist das neben Lessing! Lessing war ein Weltkind, der niemals mit den Glaubenswaffen officiell gesegnet hatte, und wie stürzten die theologischen Stürme über seiner letzten Lebenszeit zusammen! Hatte er Schlimmeres gesagt? Wahrlich nicht. Er stellte sich viel tiefer in eine historische Weihe und Kraft des Christenthums, denn Herder; aber er sagte auch das Sanftere schärfer, und seine Worte fielen schrillender an ein orthodoxes Ohr. Auch soll man nicht läugnen, daß Lessings schärferes Wort auch eine geschlossenere Welt der Glaubensansicht schirmte. Er kam nicht in die Verlegenheit, als Prediger, der Prediger und Lehrer des Christenthums bleiben wollte, Briefe schreiben zu müssen, denen seine Druckschrift ganz unähnlich sah; aber er hätte wohl auch solche Verlegenheit anders beseitigt.

Herder nämlich war von Bückeburg aus mit Heyne in Göttingen bekannt geworden, und es war ihm offenbar ein Lieblingswunsch, in Göttingen Professor zu sein. Das englische Ministerium trug aber Bedenken über Herders Orthodoxie, und schlug ein Examen oder Kolloquium vor. Herder war darüber außer

sich, hielt dies seiner für unwürdig und schlug ein schriftliches, öffentliches Aussprechen als passender vor. Man muß gestehen, bei Herders Ansichten einem dogmatisch-strengen englischen Ministerium gegenüber war dies ein heroischer Vorschlag, und es ist zu beklagen, daß er nicht in's Werk gesetzt worden ist. Darf man nach einem zornigen Briefe Herder's über diesen Punkt schließen, welchen er am 5ten Januar 1776 an Brandes richtete, so wäre ihm eine mißliche Charakterprobe dadurch erspart worden, daß jene öffentliche Konfession unterblieb. In diesem Briefe heißt es: „Ich bin auf die Augsburgische Konfession berufen, und als Superintendent und geistlicher Consistorialrath bestellt, über die rechtgläubige Lehre nach den symbolischen Büchern in diesem Lande zu wachen, und Candidaten und Prediger dazu anzuhalten. Darüber habe ich Bestallung, Eid und Pflicht. Wer also meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stellung, Ehrlichkeit bei Amt und Eide, Landestreu und Gewissen an."

Es wäre keine geringe Aufgabe gewesen, die oben citirten Ansichten mit der Augsburgischen Konfession und den symbolischen Büchern in Einklang zu bringen. Wir sehen hier an einem Beispiele, wie Viel es zu sagen hat, wenn die Zeit in Wahrheit dogmenlos, und der kräftige Geist überall zu eigener Schöpfung angewiesen ist. Der würdigste Charakter geräth dann oft in die übelsten Konflikte, so bald er sich nicht von allen Verpflichtungen lossagt, deren jeder Gemeindeverband bedarf.

In jenem selbigen Briefe beruft sich Herder direkt auf seine Schriften, und sagt, „der Zweck von mehreren derselben sei geradezu dogmatisch, sei Orthodoxie, wahre Theologie darzustellen, gerade dem Strom des deistischen Jahrhunderts unserer unrechtgläubigen Theologen entgegen."

Das konnte nun aber nach aller Probe in Herder's Schriften nicht eine Theologie sein, welche man dem allgemeinen Uebereinkommen nach orthodox nannte und nennt, welche den Konfessionen und symbolischen Büchern sich anschließt. Herder wußte so gut, als wir es wissen, was man unter orthodox verstand, und er gab dem kämpfenden Blicke gegen Deismus eine andere Deutung als diesem gebührte.

Hierbei handelt es sich um eine Herder'sche Grundansicht.

Diese ging allerdings vom damaligen Deismus ab, aber keineswegs nach der Seite hin, wo christliche Orthodoxie wohnt. Soll das von dem Theologen gefürchtetste Wort zur Bezeichnung hergestellt sein, so ist es Pantheismus, aber in der Bedeutung des Wortes wie sie für die edelste gilt. In den zwei großen Bänden der „Ideen" wird kaum der Ausdruck „Gott" begegnen, wie ihn der christliche Theolog von einem persönlichen Gotte gebraucht, das Wort „Natur" erfüllt diese Aufgabe, die natura naturans, das göttliche Wesen, welches Alles durchdringt, heiligt, und welches auch die Geschichte zu großem Endzwecke leitet. Das müßige Wesen, — sagt er — das außerhalb der Welt sitzt und sich selbst beschaut, so wie es sich Ewigkeiten hindurch beschaute, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, ist nicht für mich. Persönlichkeit ist immer Partikularität; dieser Nebenbegriff kann dem Unendlichen im Gegensatze zur Welt gar nicht zukommen. Von der „großen Seele" spricht er so gern. Herder war darin viel inniger mit Spinoza verbunden, als mit der christlichen Orthodoxie. Er nennt einmal Spinoza „ohne Zweifel göttlicher als den heil. Johannes."

Es ist bei Spinoza bereits gesagt worden, wie diese Weltansicht am Schluß des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, besonders in Deutschland, allgemein worden sei, — Herder, welcher daneben von seiner Orthodoxie sprach, hat reichlichst zur Einbürgerung derselben beigetragen, wenn sie ihm auch nicht ausgebildet in der Absicht ruhte, und in seiner Schrift mehr wie eine Voraussetzung stille lag.

Der Datumswahrheit gemäß muß allerdings beigemerkt werden, daß jene Partie der „Ideen," wo vom Ursprunge des Christenthums die Rede ist, erst später in Weimar geschrieben wurde, und daß alle frühere theologische Schrift Herder's der Orthodoxie viel näher stand. Aber das ist doch nur ein Trost für die gröbste Auffassung. Jene „Ideen" waren dem Hauptrisse nach angelegt, die Welt war erschaffen und konstruirt und geleitet, keineswegs bloß nach den orthodoxen Fingerzeigen, das göttliche Wesen regierte von vornherein in dem Buche, nicht ein alter oder verjüngter persönlicher Jehovah; — eine orthodoxe Darstellung der Christenthums-Entstehung hätte schon zu den ersten Partieen des Buches nicht gepaßt.

In einem Briefe an Kant, welcher noch in die Rigaische Zeit gehört, sagt er Folgendes über seine theologische Stellung: „ich habe aus keiner andern Ursache mein geistliches Amt angenommen, als weil ich wußte und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß sich, nach unsrer Lage der bürgerlichen Verfassung, von hier aus am Besten Kultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den wir Volk nennen.“ Aus diesem Grunde giebt und nimmt die Orthodoxie das Predigeramt nicht; nicht Kultur und Menschenverstand ist ihre Sache, sondern Frömmigkeit; die Konfession und symbolischen Bücher verlangen nichts von neuer Bildung, sondern Glauben und die einfache Lehre in ein Paar Paragraphen.

Nach Herder's Tode zeigte man Goethe eines Tages ein Portrait des Verstorbenen. Gedankenvoll und lange betrachtete es Goethe, und brach endlich in die Worte aus: die wahrste Unwahrheit!

Herder's Kern war sicherlich die edelste Wahrheit; — was der Schale widerfuhr, möge Zeit, Stand, Leibes- und Lebensverhältniß auf sich nehmen.

Anfang des Jahres 1776 schreibt er an Zimmermann, daß er sich doch zu dem sauren Wege gen Göttingen, und zu dem erst so entrüstet abgewiesenen Kolloquium entschließen wolle. Ein freundlich Geschick, die Hand Goethe's bewahrte ihn auch davor. Es kam Goethe's Brief, ob er Generalsuperintendent in Weimar werden wolle, und im Herbste desselben Jahres verließ Herder zu diesem Ende Bückeburg. Sein Leben dort war ein vielfach gesegnetes, obwohl er selbst dies selten eingestand, denn jene unruhige Unzufriedenheit, welche ihm vielfach verargt worden ist, trieb ihn auch dort mit den rastlosen Wünschen nach anderem Ziele, nach anderer Stellung. Er fand nie seine rechte Stätte, — sein Talent und das Verhältniß der Welt schlangen sich nicht solchergestalt in einander, daß seinem Bedürfnisse nach That und Ruhm und Stellung genügt worden wäre.

Jener Graf von der Lippe, welcher ihn nach Bückeburg berufen hatte, galt für einen einsichtigen und bedeutenden, wenn auch etwas sonderbaren Mann. Herder fand sich nicht mit ihm zurecht, und es war ein besonderes Glück, daß die Gräfin, eine

zarte, fromme Frau, ein Seelenleben mit ihm eröffnete, wodurch er ihr und dadurch auch dem Grafen inniger nahe gestellt wurde. Aus einigen Briefen, die von diesem Verkehre erhalten sind, und die sich alle um religioses Seelenleben schlingen, zeigt sich ein so freundliches, lächelndes Christenthum Herder's, wie es der strengen Orthodoxie selten eigen zu sein pflegt; Christus ist nicht der Leidende und Gepeinigte, er wandelt durch den Sommer Judäa's, an den dunklen Seen, in den schattigen Wäldern, nicht Tod und Wunden, freundliche Liebe predigt er. „Der Geist Jesu" — heißt es in einem Herder'schen Briefe — „ist kein Geist der Furcht noch der ängstlichen Gesetzlichkeit, sondern der Freiheit und Freude."

Auch seine Ehe, die wohl gelang, schloß er in der Bückeburgischen Zeit. Er hielt diese Zeit auch noch später für die glücklichste seines Lebens. Sein Predigertalent, was sich in günstigen Erfolgen schon zu Riga bemerkbar machte, bekundet sich hier als ein ungewöhnliches und der größten Aufmerksamkeit würdiges. Proben und Nachrichten davon schildern es als einfach und natürlich, jener eintönige auf- und absteigende Kanzelton war ferne davon, eben so die ermüdende Terminologie. Eine Anrede zu höherem Lebenszwecke, ungeschmückt, lebendig, vom nächstliegenden Interesse zum innerlichsten, wichtigsten übergehend stellt sich die Herdersche Predigt dar. Sie nimmt das zunächst veranlassende Leben ohne Scheu vor Trivialität auf, sie knüpft daran, und wird so eine wahre treffende Rede. Leider haben das heute noch die meisten Prediger von Herder zu lernen. Sie sind unvermögend oder halten es für Entweihung, die Predigt interessant zu geben, sie beginnen mit dem Pathos einer Abstraktion, wenden dies hierhin und dorthin und schließen heiser. Als ob irgend etwas den Menschen träfe, was ihm nicht interessant ist, als ob wir, in einer Sinnenwelt lebend, nicht von der sinnlichen Umgebung anheben und ausgehen müßten zu irgend einem Aufschwunge. Dies gesunde Rednertalent scheint Herder besessen zu haben. Blickte nicht Christus um sich, über die Felder, über den See? Begann er nicht stets mit dem, was wahrnehmbar zunächst lag, mit dem Zöllner, mit den Fischen, mit den Früchten des Feldes, mit den wandernden Menschen, mit dem Treiben Jerusalems, wenn er in Jerusalem war?

Dies große Talent einer ansprechenden Rede führte denn auch den ankommenden Herder auf's Beste in Weimar ein. Seine Antrittspredigt am 15. Oktober 1776 gründete seine Stellung unerschütterlich. „Ich bin hier allgemein geliebt" — sagt er — „und geehrt bei Hofe, bei Volk und Großen, der Beifall geht bis in's Ueberspannte." Sturz, der ihn das Jahr darauf in Pyrmont predigen hörte, und der dem Schriftsteller Herder nicht günstig gesinnt war, ist entzückt über den Vortrag.

In die erste Zeit zu Weimar fällt seine eifrige Thätigkeit für „Volkslieder," der wir so Vortreffliches danken, ferner die Schrift „vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" — „die Plastik," welche nun beendigt ward, — „über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten" — „von der Zukunft des Herrn," eine Uebersetzung und Erklärung der Apokalypse, — „vom Einflusse der Regierungen auf die Wissenschaften" — „Briefe über das Studium der Theologie" — „vom Geiste der ebräischen Poesie" — „die Ideen rc." 1784, und bis 1788 giebt er noch „drei Sammlungen der zerstreuten Blätter" und die „Gespräche über Gott."

Um diese Zeit kam Goethe aus Italien zurück, und Herder ging dahin ab. Diese Reise ist für ihn bei Weitem nicht jenes folgenreiche Ereigniß, wie sie es für Goethe war, ja, sie dauert ihm zu lang, und was wir etwa an Spuren davon später in einzelnen Aufsätzen der Adrastea finden, das steht in einem ungünstigen Verhältnisse zu dem, was an möglichem Gewinne dargeboten war. Trotz einer Plastik, wie schon oben angedeutet ist, war ihm doch wohl die leichte und glückliche Auffassung des außen Begegnenden nicht gewährt, ja man darf sich hier bei dem reichlich gewährten Stoffe über Herder's Unergiebigkeit beschweren. Daß er auch hier unter so freundlichem Verhältnisse, als ein genügend freier Begleiter der Herzogin Amalie den Punkt der Genüge nicht finden mag, daß er sich hinwegsehnt, daß er „es satt bekommt, als Appendix unter den Menschen, wenn auch unter guten Menschen, zu leben," kann für denjenigen geradezu lästig und den Herder'schen Charakter verleidend werden, der nicht der freien Eigenthümlichkeit ein sehr weites Feld steckt.

Nach seiner Rückkehr beginnt wieder eine vorzugsweis theologische Richtung seiner Schriftstellerei, die später in fünf Samm-

lungen unter dem Titel „Christliche Schriften" als Ganzes hervortrat. Hierzu gehört sein „vom Geiste des Christenthums."

Inmitten der neunziger Jahre folgten denn „die Briefe zur Beförderung der Humanität," „die Terpsichore," worin Jacob Balde erneuert und belobt wurde, endlich „die Persepolitanischen Briefe," welche auf streng gelehrte Untersuchung ausgingen und unvollendet blieben.

Das Hauptinteresse aber, was in jener Weise über Herder zusammenschlug, war die Polemik gegen Kant's Philosophie, welche er 1799 mit der „Metakritik" begann und das Jahr darauf mit der Kaligone fortsetzte. Dieser Kampf erfüllte und brach seine letzten Lebensjahre. Längst trug er ihn im Herzen, an Wieland sogar, dem er allen Tendenzen nach wenig geneigt sein konnte, schloß er sich in dieser Feindschaft gegen die neue Philosophie, und der Merkur klirrte von Plänkeleien. Aber man verläugnet sich's jetzt nirgends mehr, daß diese beiden belletristischen Klassiker jenem eisernen Denksysteme nicht gewachsen waren; — Blumen und Blätter und Wolken warfen sie umsonst, ja Sterne schleuderte Herder vergeblich, Kant hielt seinen Kategorieenschild vor, und machte, daß nicht der Stern geworfen war, sondern nur der Schein des Sternes, die menschliche Vorstellung davon.

Es wird stets ein trauriger Kampf sein, ein Kampf unter Brüdern, welcher die Familie durch Sieg und Niederlage verarmt, wenn die Poesie und die Philosophie die Waffen gegen einander zückten. Sie sind zur gegenseitigen Ergänzung da. Eigentlich haben sie gegen einander gar keine Macht, denn jeder redet eine Sprache, die der Andere nicht versteht, jeder ficht mit einer Waffe, die den Anderen nicht verwundet. Nur die Zuschauer die aus gemischten Theilen bestehn, fühlen, was trifft und was siegt, sie überliefern die Resultate dem allgemeinen Bewußtsein. Und welche Resultate pflegen es zu sein? Nachrichten, nichts als Nachrichten über den Wortschein. Die wirklichen Erfolge sind meistens nichts als eine unnütz bewegte Luft, vielleicht Atome, die unsichtbar für uns künftigen Jahrhunderten zufliegen. — So ward Herder von dem gewaltigen Kant'schen Heere völlig überritten, zertreten, vernichtet. Dies war die Nachricht. Und der Erfolg? Der Erfolg ist, daß keine Rede mehr geht von diesem unglücklichen Herder'schen Versuche, daß

die Nation alles andere Tüchtige des Herder'schen Genius erkannt und gefeiert, daß sie ihn zu den edelsten und größten Autoren gestellt hat, unbekümmert darum, ob er philosophisch zu kämpfen gewußt habe.

Und das Alles geschah bei Herder, wo ein solcher Kampf noch möglich, wo keineswegs ein rein poetisches Talent vorhanden, wo alle Bedeutung aus einem Gemisch von Poesie und Philosophie entsprungen war.

Betrachten wir nun den Kampf näher. Herder warf dem Systeme seines alten Lehrers vor, daß es die Sprache verwirre, und durch falsche Abstraktionen irre leite. Dies führt er im Einzelnen dahinaus: Kant nehme Zeit und Raum ohne Inhalt, dies sei nichts weiter als die lange Weile, — er spreche von einem Dinge an sich, was neben und hinter allen Bestimmungen desselben wäre, es gäbe aber nur ein Ding an sich, was in seinen, nämlich des Dinges Bestimmungen existire, — die Vorstellungen richteten sich nach den Dingen, nicht umgekehrt; dies Umgekehrte, was in der Kantischen Philosophie eine Hauptrolle spiele, ereigne sich nur im Traume, — die Vernunft habe sich nicht eine subjective Welt zu schaffen, sondern die objective anzuerkennen, — die Disciplin, die Zucht der Vernunft habe sich darauf zu richten, daß Buchstabenwitz und Wortgrübelei verkannt werde rc., folgt also wieder der sprachliche Vorwurf.

Dies Moment der Sprache, worin Kant in einem genialen Sprunge alle kleinen Schritte Herder's überholt hatte, und die Spaltung der menschlichen Fähigkeiten war für Herder der Hauptanstoß. Für Kant war dies aber geistreiches Mittel, war Methode, die Sachen sollten sich gegenseits in ihren Spiegeln betrachten, das Resultat war nach Kants Meinung zu verschieben, es fehlten noch die Theile der Verbindung, um einen absoluten Schluß zu ziehen. Dieser Theile werde der Mensch nicht habhaft.

Mit dieser Ansicht war aber Herder's Existenz vernichtet: er tastete und suchte just sein Lebenlang an diesen Verbindungsfäden zwischen Menschheit und Gottheit umher, er war ein halb intuitiver Charakter, der ohne besonders systematische Peinlichkeit, Einblicke zu thun meinte in's Weltgewebe, und dem ein solches kategorisches „zurück, Du siehst und erfährst solcherweise nichts

Rechtes, Du tappst, und wenn Du berichtest, so faselst Du" eine Todesdrohung war. Just auf Resultate, wenn auch auf unsichere, war Herder gestellt. Kurz, obwohl sich Herder nicht für einen vollständigen, oder wie man zu sagen pflegt, für einen bloßen Poeten ausgab, so haben wir doch hier Kant gegenüber jene feindlichen Ungegensätze vor uns, welche den mißlichen Kampf mit einander führen. Herder's Werth und Wesen ruhte eben in ganz anderem Boden, als der ist, worin durch Abstraktionen vorbereitet und Wirkung und Werth dadurch begründet wird.

Die große Geisteswelt besteht und ergänzt sich aus diesen zwei hauptsächlichsten Klassen, aus der theilenden und aus der erblickenden oder zusammenblickenden.

Jene, nicht stark genug, werden Raisonneurs, Krittler, Kritiker, stark genug: Philosophen. Diese werden poetische Talente, Poeten. Der Spielarten herüber und hinüber giebt es unendliche, wie selten ist ein Mensch, der nicht von aller menschlichen Fähigkeit irgendwie betheiligt wäre. Es entscheidet dabei nur ein Mehr oder Minder, und oft bildet nur der Weg den Unterschied, der Weg aus dem Einzelnen in's Volle, oder umgekehrt, der Weg aus dem Eindrucke zur Wahrnehmung oder aus der Wahrnehmung zum Eindrucke, sobald sich eine gleiche oder nur ähnliche Form ereignet.

Eine Spielart war Herder mit größerer Hinneigung für das Zusammenblicken, für das Poetische. Das Athenäum, welches damals schonungslos über ihn einherging, wie einen Schulknaben ihn behandelte, schildert verächtlich die Herder'sche Fähigkeit eben so, ohne zu meinen, daß in dieser verächtlichen Schilderung so viel poetische Macht eingeräumt werde. Es sagt im dritten Bande bei Gelegenheit der Herder'schen Metakritik: „Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen, — ob das geflügelte Ding selten oder gewöhnlich sei, gilt ihm gleich. — Der Anschein von Thätigkeit, das Haschen nach dem Bunten, und die große Zuversichtlichkeit in den Behauptungen bewog die gutmüthige Menge, sich ihm hinzugeben; — der gebildete Mann sieht ein, daß nicht Vernunft, sondern Instinkt und Schimmer Herder leite, — der gebildete Mann benutzt die vielen Winke, welche ohne Verdienst, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in

seinen Schriften stehen. Diese Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewissen Stelle gesagt werden könne, die Ahnung einer Wahrheit an diesem und jenem Orte und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung machen daher diese Schriften in einer gewissen Rücksicht interessant; man kann dabei viel lernen, wenn sie auch wenig lehren."

Der harte Recensent kann vielfach Recht haben, er vergißt nur die Kleinigkeit, daß sich eben die Poesie nicht schulmäßig lehren läßt, und daß der poetische Blick und Schlag eben Instinkt und Glück sei.

Die Griechen wählten die besten Worte dafür, mit denen wir uns noch behelfen, ohne der Deutung immer inne zu sein. Die Poesie hat es mit der Verdichtung zur That, mit dem Vereinten, Verbundenen zu thun, der Poet ist unmittelbarer Thäter, der vereinigen, nicht scheiden will, auch wenn er die Scheidung selbst zu dieser That anwendet. Der Philosoph liebt das Wissen, den Prozeß der geistigen Welt, nicht wie Jener die unmittelbar geschehend oder handelnd sich darstellende Welt. Er erklärt; und jener verkündet.

Daß sich diese Hauptparteien alles höheren menschlichen Vermögens nicht billig und in gegenseitiger Achtung neben einander sehen mögen, sondern daß der Blonde dem Braunen vorwirft, nicht auch blond zu sein, das giebt jenes viel besprochene Geheimniß unendlicher Polemik in der Literatur. Nothwendige Polemik bliebe auch ohne diesen Uebelstand genug übrig.

Schelling und Hegel haben redliche, das heißt vernünftige, Rücksicht auf die Potenz genommen, welche in anderer als philosophischer Methode Resultate gewinnt, Schelling nur zu viel für ein philosophisches System. Kant und Herder waren noch arg davon betroffen. Jener, eine allgemein gründliche Umwälzung erstrebend, konnte bei solchem Geschäfte nicht viel Rücksicht nehmen; im Augenblicke der hoch gehenden Völkerschlacht kann Humanität nicht viel heißen. Und dieser, nicht Philosoph genug, um alle die Mordthaten an beliebten Begriffen als nothwendig für einen fernhin liegenden Zweck der großen Scheidung zu würdigen, und doch Philosoph genug, das Unglück in der Nähe zu übersehen, und bei Weitem Poet genug, außer sich zu sein, daß Erfahrung und Anschauung nichts mehr wären unter den Pairs

des menschlichen Vermögens; Herder mußte in die übelste Stellung gerathen.

Dazu sein Interesse für Sprache, seine poetische Philosophie dafür! Denn die Sprache ist die wunderbare Brücke des Himmels und der Erde, das Wunder, was täglich der Wunderläugner erfährt, die Brücke, wo Philosoph und Poet sich begegnen. Deshalb sieht man auch solche vermittelnde Gattungen wie Herder am meisten von dieser poetisch-philosophischen That betroffen und damit beschäftigt. Diese Sprache, welcher er so viel Eifer zugewendet, sah er plötzlich dergestalt bedroht durch Kant, daß ihm die wichtigsten Worte nur Schattenbilder wurden, Schatten, deren Schattenwerfer, deren reale Väter im Menschenkreise nicht real aufgegriffen sein könnten; — wie hoch mußte ihm der Zorn wallen, wie leidenschaftlich mußte er Leibnitz herbeirufen, der über den philosophischen Stil Folgendes gesagt hat.

„Metaphysische Kunstwörter muß man wie Ottern und Schlangen fliehn, — sie sind Rothwelsch, — wenn auch mit mehr Worten, popular sagen ließe sich Alles. Die Philosophen sind nicht darin voraus, daß sie andere Dinge wahrnehmen, sie nehmen sie nur anders wahr. Es erweckt allerdings die Aufmerksamkeit, wenn man die Dinge benennt, — der genannte Name war mir ein Merkmal des Gedächtnisses, andern wird er ein Zeichen meines Urtheils, — aber man enthalte sich so viel möglich der schwierigen Kunstworte, denn die meisten Dinge, von denen Methaphysik und Dialektik handelt, kommen in Gedanken und Reden des gemeinen Mannes häufig vor, werden hin und wieder verhandelt und haben vortreffliche Bezeichnungen."

Aber was halfen alle die Hilfstruppen der Metakritik! Die Philosophen spotteten, er habe Kant gar nicht verstanden, das Ding an sich, das a priori sei ein viel tiefer Ding als Herder verstehe; über die Leere von Zeit und Raum besäße er nur eine unklare Ahnung, er solle aufmerksamer sein, denn Fichte habe dies bereits aufgefaßt und weiter gebildet, die Sprache sei „kein Fundbuch der Begriffe, und kein nothwendig abzuhörender Zeuge," Dichten und Philosophiren seien Aeußerungen der Freiheit, die Sprache als Organ der Mittheilung müsse sich unterwerfen; Zusammenhang und Erklärung bürgten dafür, daß die Sprache in richtiger Ableitung gestaltet würde, die Natursprache sei nur ein

Gewebe von Ahnungen, es fänden sich in ihr artige Zufälle, welche die Philosophie ergänzen könnten, aber sie sei kein allgemein gültiger Zeuge, und Kant habe mit tiefem Sinne und sehr sorgfältig seine Kunstsprache gewählt.

Aber fühlte Herder nicht, daß er einer philosophischen Systematik nicht gewachsen sei? Und warum vermied er denn nicht einen so entscheidenden Kampf? Darauf bietet sich zweierlei: Herder war stolz, wenn man nicht sagen will eitel. Ein großer Theil seines Mißbehagens erwuchs aus Groll über Rivalen um Ruhm, denen Umstände und Welt günstiger waren zur Hervorbringung als ihm. Ist doch fast zu sagen, daß er dem Goethe die Ueberlegenheit im Gelingen und Ruhme nie verziehen hat. Wie mußte es ihn treffen, jetzt eine Gedankenwelt herrschsam aufsteigen zu sehn, die all sein Wirken nicht nur in den Schatten, sondern in das Nichts des Zufalles stellte. Ferner, ein stolzer und innerlichst edler Mensch behilft sich nicht mit Verschweigen des Nachtheils, der seine Größe betrifft, auch wenn er noch der Einzige ist, welcher die einstigen, ihm nachtheiligen Folgerungen übersieht. Er ist der Erste, der dies aufdeckt, zugebend, wenn er sich überwunden, kämpfend, wenn er sich noch muthig und gewappnet fühlt. Für den ehrlichen Schriftsteller ist der Bildungsgang der Welt ein öffentlicher Gerichtsgang; tritt ein Kläger oder ein Zeuge auf, der auch nur entfernt, auch ganz ohne Absicht die Gedankenwelt jenes Schriftstellers anklagt oder überschreitet, so meldet sich dieser vor den Schranken, auch wenn Niemand seiner gedacht hat.

So war es mit Herder. All seine literarische Wirksamkeit war durch ein philosophisches Raisonnement zusammengehalten, womit er eine nur mäßige Schöpfungskraft geschmückt und gesteigert hatte; — jetzt kam eine Philosophie, wornach jenes Raisonnement unbedeutend, wenigstens ungeschlossen genannt werden mußte. Noch that dieß Niemand gegen Herder; aber Herder stand selbst auf gegen diese mögliche Konsequenz, er trat noch kurz vor seinem Tode zu einem Kampfe um den Ruhm eines ersten Schriftstellers auf, um einen Ruhm, der ihm so viel Kummer und Aerger das Leben hindurch gemacht hatte; und er verlor den Kampf.

Die Nation hat das zu würdigen gewußt, was die Philo-

sophie ihrer systematischen Natur nach nicht würdigen durfte, sie hat den Kampf unbeachtet und Herder unter den ersten Schriftstellern gelassen, denn sie braucht nicht bloß systematische Philosophen. Wie voll poetischer und tiefer Gedanken sind Herder's philosophische Einzelnheiten, wie viel philosophische Genialität, wenn auch keine Systematik ist in ihm! Als ob es eine Kleinigkeit sei, wird jetzt erwähnt, daß sich auch die ersten Ideen der Naturphilosophie, wie sie Schelling weiter leitete, in Herder finden.

Vergesse man nur nie, daß eine Spielart, wie oben eingetheilt wurde, zwei Berge zu ersteigen hat, um bis zu derselben Höhe zu kommen, wohin in einem Drange, im poetischen oder philosophischen Genie der ganze Poet und ganze Philosoph gehoben wird. Von einer Fähigkeit zur andern muß der doppelt aber nicht genial Begabte eilen, um die Kräfte gleichmäßig fortzutreiben, die Zeit des Hin- und Hergehens ist stets verloren. War es zum Beispiele nicht menschlich, daß es für Herder zuerst herbe sein mußte, jenen Straßburger Studiosus, dem er damals noch so überlegen gewesen, jetzt auf solcher unangetasteten Höhe zu sehen, zu sehen, wie er unbekümmert darauf spielte und lächelte, während er, Herder, stets zu ringen hatte? Menschlich war es, aber ein Lehrer der Humanität hätte dies Gefühl so weit besiegen sollen, daß es nicht noch in der letzten Lebenszeit grollend sich regen konnte.

Goethe ist auch neben diesem Streite Herders mit Kant ein Licht gebender Nachbar für das, was im Obigen erwähnt wurde. Er war Poet und lächelte zu den Gefahren, womit der Kriticismus alle Poesie bedrohte. Er war eben ein solcher, dem Alles ganz zufiel, in einander gefügt, wie es vom Stempel der Gottheit selbst noch zusammen gehalten war für die Erscheinung, — was sollte ihn die Geschicklichkeit des Scheidens beunruhigen! Er sah einige Male aufmerksam nach Kant hin, wie er dies selbst erzählt, es interessirte ihn der große neue Gang, aber er wendete sich unbekümmert und ungestört wieder zu den eigenen Gedanken, wie sie ohne strenges System schön und geordnet aufstiegen in seiner Brust. Das poetische Genie ist über allen Systemwechsel in der Philosophie erhaben. Aus jenem Zustande heraus konnte denn auch Goethe das Scherzwort sagen: „ich philosophire

nur, wenn ich den Katarrh habe," das heißt, wenn ich, ein begabter Poet, nicht die Sachen rund und voll aus erster Hand haben kann, wenn meine Kraft schlummert, dann helfe ich mir zu Etwas durch Theilen und Scheiden und Vergleichen, dann philosophire ich. — Aber noch heute wissen es so Viele nicht, daß Raisonnement und Abhandlung so viel leichter ist als die kleinste poetische That, so viel leichter als die Erklärung neben der Schöpfung.

Die Erkärung und Weiterbildung allein waren Herder's Existenz neben der Goethe'schen, neben der eines schöpferischen Dichters. Man betrachte, um einen raschen Blick in diese Verschiedenheit zu gewinnen, was Goethe zu Herder's Untersuchungen über die Sprache in Straßburg sagt: „Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht, ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaaßen müßig, denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modificiren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals aus einander bringen."

Kant selbst, der kluge Mann, wußte sehr wohl, daß man ein specifisches Talent haben könne, um leidlich systematisch zu philosophiren, und daß man daneben doch von Hause aus und am Ende der Sache recht unbedeutend sein und bleiben könne; Kant wußte sehr wohl, daß in Herder's Mischung von poetischer und philosophischer Anlage eine viel größere Kraft und Bedeutung liege, als das Handwerk einzugestehn bereit sei. Er äußerte Folgendes über ihn: „Es ist, als ob sein Genie nicht etwa bloß die Ideen aus dem weiten Felde der Wissenschaften und Künste sammelte, um sie mit andern der Mittheilung fähigen zu vermehren, sondern als verwandelte er sie nach einem gewissen

Gesetze der Assimilation auf eine ihm eigene Weise in seine specifische Denkungsart, wodurch sie von denjenigen, dadurch sich andre Seelen nähren, merklich unterschieden, und der Mittheilung weniger fähig werden. Daher möchte wohl, was ihm Philosophie der Geschichte der Menschheit heißt, etwas ganz Anderes sein, als man gewöhnlich unter diesem Namen versteht; nicht etwa eine logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe, oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern ein sich nicht lange verweilender, viel umfassender Blick, eine in Auffindung von Analogieen fertige Sagacität, im Gebrauche derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen, immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die, als Wirkungen von einem großen Gehalte der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wohl gerade in denselben antreffen würde!"

Verweilt man etwas länger auf dem Gespinnst des zweiten großen Satzes in diesem Urtheile, so tanzen wohl einige schalkhafte Lichter gegen das Ende desselben zu, aber es ist verdeckt viel Erschöpfendes über Herder gesagt. Herder's Art, philosophische Ideen über Menschengeschichte zu schreiben, konnte dem scharfen, nüchternen Kant nicht völlig zusagen, und doch war er gerecht und freundlich genug, das Herder'sche daran mit Einschränkung gelten zu lassen. Er schrieb indessen sogleich, als er nur eine Partie jenes Herder'schen Buches gelesen hatte, eine Abhandlung für die Berliner Monatsschrift 1784 „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht," worin er einen Weg vorzeichnete, welcher dem Herder's direkt entgegengesetzt war.

Merkwürdig ist es, was man später, da Herder in seiner Metakritik entschlossen polemisch gegen die neue Philosophie auftrat, von dem Zustande der Meinungswelt anführt. Die jungen Leute hätten damals nichts lernen wollen als kritische Philosophie, hätten im theologischen Examen erklärt, das Uebrige sei nicht der Rede werth, ja, nachdem anstößige Abhandlungen „gegen die Ehe" von ihnen ausgegangen, Verkündigungen, wie, daß das Christenthum in Kurzem zu Ende sein müsse, hätten sie geistliche Aemter verlangt. Man habe sich auf Fichte's Aeußerung in Jena

berufen, daß es nach fünf Jahren keine christliche Religion mehr geben, und Vernunft die einzige Religion sein würde.

In seiner letzten Lebenszeit gründete sich Herder noch eine Zeitschrift, die er in Bänden herausgab, Adrastea, und die eigentlich nur einen andern Namen für seine zerstreuten Blätter abgab. Es sind fünf Bände und der Anfang des sechsten, über welchem er starb, erschienen. Darin findet sich denn auch der „Cid," eine vortreffliche Arbeit Herder's, womit er scheidend unserer Literatur ein nicht genug zu schätzendes Andenken hinterlassen hat. Aus einem Wust spanischer Romanzen hat er die Folge eines kernhaften Epos zusammengestellt, was in einer Sprache, scharf und blank wie der Edelstein, in einer Kürze und Kraft, wie sie nur dem gesammelten Genie zu Gebote stehn, Leben und Tod besingt des tapfern Ritters von Bivar. Das Gedicht hat darin noch einen besondern Reiz des Herder'schen Hauptes, daß der Cid, obwohl in früher Ritterzeit und nur für die derben Thaten und Interessen eines Lehnsritters lebend, doch das sanfte Herz einer Humanität unter dem Eisen trägt, wie sie als Herder's Ideal überall verlangt wird.

Auch die Legenden, welche zu dem Bemerkenswerthesten gehören, was Herder an Versen producirt hat, gehören in diese letzte Zeit; — der poetische Theil seines Wesens erhob sich am Schönsten zum Gesange, als der Tod nahe war, so wie es die Sage vom Schwan erzählt. Und wie alle reichen Männer sich immer viel zu wenig thun, und unter Plänen und Anfängen seufzen, so umstand ihn Begonnenes und Beabsichtigtes zu Hauf, als der Körper zusammenfiel in ohnmächtigen Schlaf, welcher den 18. December 1803 Abends 11 Uhr in den Tod überging.

Herder war im sechzigsten Jahre, da er starb. Es hat etwas tief Niederschlagendes für uns, daß ihm just die letzte Lebenszeit durch literarische Konjunkturen vergällt werden mußte. Nachdem er gerungen auf und ab, fällt in der Zeit, wo man ausruhen und nur im Einzelnen noch fertig bilden will, Groß und Klein über ihn her, hochmüthig, ja verächtlich, sieht er sich selbst von der geläufigen Unbedeutendheit behandelt; was nur ein Wenig im systematischen Jargon sich ausdrücken kann, das überhebt sich seiner, ja mancher nächste Freund giebt sich das Ansehn, als schwiege er nur aus Schonung.

Allen aber stand dies Etwas nicht zu Gebote, wodurch Herder sterbend wiederum über Alle hinauswuchs, dieser innerliche Drang nach dem Mittelpunkte der Welt, diese wirklich poetische Absicht seines ganzen Wesens. Denn diese lag darin, sich harmonisch und gleichzeitig mit allen Organen der im Universum webenden Gottheit zu bemächtigen, ein Abbild dieses Drangs und dieser Absicht in die Schrift zu fesseln. Der Ein- und Ausgang des Herder'schen Genius war diese Poesie, welche nach dem Mittelpunkte trachtet, und dies würdigt mit vollem Rechte die Nation an ihm, indem sie die Vorstellung dieses Genius in ihre geschichtliche Ueberlieferung aufgenommen hat, und nicht darnach fragt, ob dies poetische Moment auch noch genügend in Herder's Schriften ausgesprochen sei. Der Name Herder allein drückt den ewigen humanen Gedanken aus; man hat sich gewöhnt, ihn damit unauflöslich zu verknüpfen. Es ist gleichgültig geworden, ob Herder den großen Gedanken seines Namens erschöpfend in der Schrift ausgedrückt, erschöpfend im eigenen Leben dargelegt habe.

Diese unbefangene Würdigung des Kernes ist eine große Erscheinung! Hätte man ihm damit die letzten Jahre erhellen, die üblen Stunden verscheuchen können, wo die Unruhe seines Wesens ihn glauben ließ, er habe ein verfehltes Leben geführt! Sein oft herbes Naturel beschränkte ihm auch die Freunde sehr, von denen Aufmunterung und Theilnahme kommen konnte. Zwischen ihn und Jacobi trat Spinoza, von dem Jacobi, wie wir schon bei Lessing gesehn haben, eine so gefährliche Vorstellung hatte. — Lessing starb lange vor ihm, es hatten sich nur vierzehn Tage heiteren Umgangs in Hamburg ergeben zwischen Herder und ihm, und schwerlich hätten auch diese beiden harten Köpfe dicht neben einander zum Besten existirt. Es ist wahr, in der allgemeinen Tendenz ihrer Wirksamkeit kamen sie überein, eine kritische Anregung im Ganzen und Großen ist der literarische Lebenspunkt Beider. Sie wirken Beide durch Erklärung, aber Herder mehr durch eine geschmückte, die über die Erklärung hinaus will, Lessing durch eine scharfe, feste, durch eine granitne, die nicht mehr sein will als ein Markstein, aber dieser auch ganz und gar. Und es ist nicht zu läugnen, daß jenes Moos, was auf diesem Granitsteine wuchs, kräftiger Wesen und frischere

Farbe hatte, als die gemischten Halme Herder'scher Hervorbringung, daß Herder nicht so elastisch alle Gestaltung aufnehmend und wiedergebend war als Lessing. Aber der Würdigung und des günstigen Verständnisses hätte er bei diesem stets sicher sein können. Lessing war philosophisch gebildet, aber er war mehr als bloßer Philosoph eines ausschließenden Systems. Was dem letzteren oft begegnet, daß er den Ausspruch eines intuitiven Talents gar nicht versteht, daß ihn das im Ganzen fassende und gebende Wort des Poeten gleichsam dumm machend-bestürzt, das wäre Lessing nicht widerfahren, auch mit Herder's unentwickeltsten Aussprüchen nicht; denn Lessing war eben nicht bloß dialektisch gebildet.

Herder's Verhältniß zu Goethe ist schon öfters berührt, eine eigentliche Freundschaft wurde es nie, und die Stimmung des Herder'schen Ehepaars gegen Goethe war in der späteren Weimar'schen Zeit nicht nur keine freundliche, sondern auch keine nachsichtige und schonende. Herder's Unmuth mochte es jenem sogar tadelnd anrechnen, daß er ihm lebhaft abgerathen hatte, die endlich doch erfolgende Berufung nach Göttingen abzulehnen. Prediger oder Professor? in dieser Wahl schwankte Herder so oft hin und her, und tief innerlich lag wohl auch ein Zorn, daß es sich nur um diese Wahl handelte. Geeignet war er zur theologischen Stellung, denn er webte in dem poetischen Mittelpunkte, alles Ding und alle Aeußerung auf ein fernes, ewiges Moment zu beziehen; aber auf der einen Seite glaubte er nicht streng an das vorgezeichnet Positive seiner Religion, auf der andern Seite hielt die Welt gar nichts von irgend einer positiven Religion, der Theologe war ohne Achtung, war überflüssig. Und Herder bedurfte zur Existenz die aufmunterndste Hochachtung. Folgende wichtige Aeußerung, als von Herder ausgehend, erzählt Böttiger: Jeder Mensch trage ein Urbild in sich, von dem, was er werden solle und wolle, ein simulacrum. „Ich selbst trage etwas in mir, das, wie ich sehr wohl weiß, ich nie erreichen werde, was mich unglücklich macht, daß ich es nicht erreichen kann, und das ich nie sagen kann. Dies ist mein simulacrum. Darum sollte jeder Mensch bei seinem Tode geschrieben hinterlassen, was er eigentlich immer für Possen oder Puppenspiel hielt, aber nie aus Furcht vor Verhältnissen laut dafür erklären durfte. Wir Alle

haben solche Lügen des Lebens um und an uns, und es müßte uns wohlthun, sie wenigstens dann auszuziehn, wenn wir den Todtenkittel anziehn."

Schiller war aufgesäugt in der kritischen Philosophie, die eine so traurige Krisis für Herder war.

Wieland war ein buntes Rohr, an das man sich nicht lehnen konnte.

Jean Paul, der damals noch junge Jean Paul blieb ihm. Man kann sagen, daß ihn dieser von all den größeren Schriftstellern, die mit ihm umgingen, allein geliebt habe. Möge er also zur Schlußbezeichnung gehört werden.

„Es ist nur ein Wunder" — heißt es da — „daß er keine härtere Härte annahm. Wenige kennen das Gefühl eines Autors, dessen Thron erschüttert wird. — Wie Herder von alten Augen umgeben — sich mit der Wahrheit verwechselnd — im Amte — neben sich Sieger, alte Bekannte unangetastet. — Früher versöhnt Ein Lobspruch mit hundert Tadlern, später nicht zehn Lobredner mit Einem Tadler. — Am Ende des Lebens verträgt man Schmerzen des Ruhms am wenigsten. -- Abgebrochener Ruhm ist bitterer als verschobener. — Hart ist's, in der Zeit, wo man Belohnung hofft, Strafen zu finden, und Vorwürfe einer vergeblichen Rennbahn."

Ferner: „Es giebt Menschen, bei welchen man das Glück seines ganzen Lebens hingäbe, solche nur einmal recht seelig zu sehen — so mir Herder. — O ich weiß alle seine Kleinlichkeiten, aber ich werde sie nicht erzählen. Denn ich kann eben nicht das Große darstellen, weswegen ich und ihr sie verzeiht. Aber es waren nie, nie Unsittlichkeiten."

„Betrachtung über Herder, der voll handelnder Poesie und voll Sinn für jede, nicht im Stande ist, einem Gespräche auch nur die kleinste Objektivität zu geben."

Diese abgerissenen Notizen finden sich in der Biographie Jean Pauls. Es pflegte dieser wiederholt zu äußern, daß Herder außerordentlich auf ihn gewirkt habe. Auch in seiner „Kantate-Vorlesung über die poetische Poesie," welche der Vorschule zur Aesthetik beigefügt ist, äußert er sich voll Schmerz und Zorn über das „alte doppelseitige Verkennen der entflogenen großen Seele, von welcher niemand stolz genug sein dürfe, zu sagen: ich

habe sie ganz gekannt." — „Der edle Geist wurde von entgegengesetzten Zeiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne seine Schuld, denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Faszikel von Sternen, aus welchem sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabirt, der eine das der Wage oder des Herbstes, der andere das des Krebses oder Sommers und so fort. Menschen mit vielartigen Kräften werden stets, die mit einartigen selten verkannt."

„War Er kein Dichter, — was er zwar oft von sich selber glaubte, eben am homerischen und shakespear'schen Maaßstab stehend, oder auch von berühmten anderen Leuten, — so war er bloß etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch griechisches Epos von irgend einem reinsten Gotte gedichtet."

Der Kundige weiß, wie Jean Paul die Dinge alle erhebt, um das falsche Wort „übertreibt" nicht zu gebrauchen. Wichtig ist noch, daß er ihm eine innige Vorliebe für Griechenland beilegt und ihn „und Goethe allein die Wiederhersteller oder Winkelmanne des singenden Griechenthums" nennt, „dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hätten lösen können."

Dies blickt nur der aufmerksame Freund heraus, der alle die kleine Poesie zu würdigen, den flüchtigen Prosastil zu übersehen, und die große harmonische Gerechtigkeit für alle geschichtliche Erscheinung aus einem edlen Kunstsinne abzuleiten weiß. Die Gelehrsamkeit Herders anbetreffend, stimmt diesem Freunde aber auch der Unbefangenste bei und gesteht zu, daß Herder, größer als alltägliche Gelehrsamkeit, „die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer" aufgenommen habe.

Räthselhaft bleibt Herders Liebe zu dem dämonisch heftigen Hamann, dem er so tief betroffen in die Gruft nachsah. Denn es war eigentlich nur ein tiefliegender Kern gemeinschaftlich, der Kern religiosen, poetischen Bedürfnisses. Strebend suchend, sanft, oft Genüge findend in einer schönen Erscheinung, äußerte er sich in Herder, krampfhaft, gewaltsam, fanatisch in Hamann. Aber so groß ist der Zauber jugendlichen Bundes, das Gedächtniß des Frühlings;—dieser Zauber, dies Gedächtniß ließen nie los, wenn er Hamanns ge-

dachte. Ohne sie würde er dem heftigen Magus all seiner sonstigen Art gemäß sicherlich den Rücken gewandt haben.

Jean Paul gedenkt noch zweier Reden, worin sich Herder's Schmerz über die uneinige Härte der Zeit und über die Abgerissenheit derselben von der offenen Geisterwelt in rührender Wehmuth ausgesprochen habe. Einmal, dem Weh sich beugend, wünscht er unter dem Glockengeläute des Sonntags — im Mittelalter geboren zu sein. Zum Zweiten wünschte er sich eine Geistererscheinung.

Es bleibt noch ein kurzes Wort über Herders Stil, kurz, denn die Bemerkungen darüber verlieren sich meist in Herders Wesen. Man wirft dem Stile große Ungleichheit vor, man tadelt an ihm, daß er blumig werde, wo man Beweise erwarte, phantasirend, wo der Verstand zu sprechen habe. Es geht auf jene Mischung, deren hinlänglich gedacht ist, und auf die befremdende Erscheinung eines poetischen Denkers, der gedanklich regelvoll sich Resultaten nähert, und plötzlich unregelmäßig sie überfliegt.

Die äußere Form ist allerdings eben auch ungleich, meist scheinen die Sachen im ersten Auftauchen niedergeschrieben zu sein, reifer, rascher, träger oder glücklicher, wie es eben Lage und Stimmung und Stoff mit sich gebracht hat. Sorgfältige Ueberarbeitung scheint den meisten zu fehlen. Deshalb täuscht eine flüchtige oder stürmische Lectüre leicht über Herders Stil: man begegnet Partieen, die sich ohne Fall und Rhythmik schleppen, wo die Worte und Sätze ohne alle Gegenseitigkeit träg neben einander stehen, und findet ganze Artikel, wie die Charakteristik Lessings, welche im bewegtesten Leben hinrauschen. Im Ganzen wird die reine, ungestörte Grazie des Goethe'schen Stiles vermißt; das stoßweis kommende, warme Leben Herders ist aber vielfacher Anregung äußerst förders am, und für innere und äußere Belebtheit der Darstellung höheren Stoffes ist Herder sehr einflußreich gewesen. Auch sein Freund Hamann wirft ihm wie so mancher Andere vor, daß er mit all zu viel Fragen und Ausrufungszeichen seinen Stil beunruhige und zerreiße. Dieser Fehler wäre Hamann selbst sehr förderlich gewesen, und hätte ihn genöthigt, sich im Einzelnen klar zu machen für sich und die Leser.

Die neueste Ausgabe der Herder'schen Werke in 60 Theilen ist 1827 zu Stuttgart und Tübingen erschienen. Ueber das Leben und die Bedeutung desselben haben Danz, Gruber, Döring und Herders eigene Frau Bücher verfaßt. Zu empfehlen ist dafür auch, was Friedrich Köppen in seinen „vertrauten Briefen" beibringt, in einem Buche, was mannigfachen Lobes würdig ist.

Hamann.

Johann Georg Hamann — 1730 — 1788. Er ward zu Königsberg geboren, studirte Theologie, Jurisprudenz, privatisirte, zum Theil als Hauslehrer, in Curland und Riga, ging, zur Hälfte des Handels wegen, nach London, privatisirt dann wieder zu Hause, versucht es, durch die Kanzlei den Weg in ein Amt zu finden, giebt auch dies wieder auf, wird von Neuem Hofmeister, dann Sekretair bei der Zolldirektion, endlich 1777 Packhofsverwalter in Königsberg. 1787 den Abschied nehmend geht er zu seinen Freunden nach Westphalen, die ihm die religiose Gesinnung zum Theil durch Lavaters Zuthun erworben hatte. Die Fürstin Gallizin und Fritz Jacobi waren die wichtigsten dieser Freunde. Die energische Weise seiner Aeußerung fand öfters da, wo geistige Verwandtschaft die Aufnahme erleichtert hatte, lebhafte Erwiderung. So sandte ihm ein Unbekannter, der sich nachmals als Franz Buchholz Herr v. Willbergen in Münster erwies, durch Lavaters Vermittelung einen reichlichen Geldzuschuß, welchen er theilweise für die Reise nach Münster benützte. Der dortige Aufenthalt ward aber schnell durch den Tod beendigt.

Die literarische Welt nahm wenig Notiz von ihm. Herder, Jean Paul und Goethe erweckten das Gedächtniß an den Verstorbenen. In den Jahren 1821 — 23 wurden seine Schriften, von Roth gesammelt, in Berlin herausgegeben. Sie enthalten, außer Briefen und dem Anfange einer Selbstbiographie, nur rhapsodische Aufsätze, die großentheils einen religiosen Bezug haben. Dahin gehören „Biblische Betrachtungen eines Christen," „Golgatha und Scheblimini" — „Sokratische Denkwürdigkeiten." Außerdem „die Wolken," und „Kreuzzüge des Philologen."

Bei Gelegenheit Hamanns kommt etwas zur Sprache, was in der deutschen Literatur sehr oft, und wahrscheinlich in andern Literaturen nicht minder erscheint. Es giebt stets eine große Anzahl von Leuten, die bloß betrachtet, die bloß Anmerkungen gemacht. Natürlich. Wer sollte hören, wenn Jeder sprechen wollte, und so sind auch zwischen Sprechern und Hörern Betrachter nöthig, eben solche, die sich mit Anmerkungen abgeben. Daß diese aufgeschrieben und gedruckt werden, ist ebenfalls ein Vortheil, so durchwirkt sich der Bildungsteppich reicher, und der Eindruck wird, wenn auch bedingter, doch voller.

In Folgendem äußert sich dabei nur der Uebelstand: eine halbfertige Krittelei, ein wohlfeiles Besserwissen maaßt sich zu großen Einfluß an. Solch Besserwissen ist wohlfeil, weil sich derlei Leute nicht zu der Kraft sammeln, selbst in sich etwas Eigenes zu verdichten, zu erschaffen; sie hängen sich an den fremden Wagen, und spotten über den ebenen Weg, den dieser findet, oder über den holprigen, welchen er mühsam überwältigt. Sie passiren den einen und den andern nur durch Anhalt an jenen Wagen, selbst fahren sie nimmer; was Alles zu einem vollständigen Ausfahren gehört, würdigen sie nie. Sie thun meistens nicht so viel, als sie thun könnten, und verlangen stets mehr als geleistet wird, oder was noch schlimmer ist, sie verlangen etwas Anderes. Dieses Letztere, die übelste Thorheit der Kritik, putzt sich noch obenein gewöhnlich mit Vorschlägen auf, die sie im Hintergrunde ein wenig zeigt; sie fragt: warum wurde nicht Dies, warum nicht Jenes geschrieben? Und der Autor kann nicht zurücksagen: Warum schreibst Du es nicht? Wenn die Frage in Dir lebt, ist Dir auch die Antwort am Nächsten. Meine Arbeit hat es nicht mit der beliebigen Kombination Deiner Kritik zu thun, sondern Deine Kritik hat meine Arbeit als das Existirende zu respektiren. Was Du darüber hinaus kannst, zeige, ohne damit etwas zu peitschen, was Dir doch nöthig war, um Deine Ruthe abzuschneiden.

Diese schiefe Ueberhebung hat bei uns vielfach das Glück, wie ein unendlich Geheimniß mehr geachtet zu werden, als die wirklich gebotene That der Literatur. Wir setzen gar zu bereitwillig die angedeutete Möglichkeit über die geleistete That. Für die Gerechtigkeit sind wir sehr lau, daß ein Buch zunächst seinen

Kreis wie ein Herrscher ansprechen darf, so wie die Schönheit eines Mannes verlangen darf, als die eines Mannes und nicht als die irgend eines andern Wesens beurtheilt zu werden.

Nach jener Vorliebe haben wir denn viel Figuren in unsrer Literatur, von denen durchweg gesagt wird, sie hätten viel Größeres versprochen oder in sich gehabt, als ihre Lebenszeit oder sonst ein Hinderniß zur Ausbildung gestattet hätte. Die Schulden an die Größe achten wir höher als die Größe.

Manches hievon trifft Hamann, der stets mit außerordentlicher Betonung „Magus des Nordens" genannt, und am Höchsten für das geschätzt wird, was er sehr ungeklärt andeuten konnte, was er an Kant's und Anderer Schöpfung überhebend verachten, aber nirgends durch die geringste Schöpfung ersetzen, oder gar übertreffen mochte. Die eingestreuten Fragen des Herder'schen Stils wären ihm zur eignen Aufklärung dessen, was denn bündig ausgedrückt werden sollte, sehr dienstlich gewesen.

Es ist hoch zu schätzen, daß er neben einer so zusammenballend kritischen Zeit den Menschen ausdehnen mochte in weitere, höhere Möglichkeit und Welt, aber es ist nicht dergestalt zu überschätzen, wie es so häufig geschieht. Wenn man sich neben ein gefundenes Amerika, wie Kant's neue Philosophie eins war, hinstellen kann, und nun weitere Blicke findet, so ist dies sehr gut, aber jenes Amerika bleibt zunächst größeren Lobes werth. Um so mehr, wenn aus diesen Blicken nichts weiter entsteht als eine überhebende, unordentliche, verworrene Schilderung dessen, was man zu sehn beinahe im Stande gewesen wäre.

Mit dieser Einschränkung neben den schöpferisch gestaltenden Geistern muß Hamann's tief grabende, aber nirgends klar bildende Geisteskraft gewürdigt werden. Aufsätze von ihm, wie die „Metakritik der reinen Vernunft" — „Golgatha und Scheblimini," was gegen Mendelssohn's Jerusalem gerichtet war, enthalten eine Luft, die auf hohen Principien wogt, und manchen Stoß, der auf Ungewöhnliches hinzueilen scheint, aber all das ist nicht zu einer faßbaren, umschlossenen Erscheinung gebildet, es flattert fetzenweise, dem Verfasser selbst kaum gehörig, überhebt sich in bloßer Andeutung, ist bei aller Prätension von Reife nicht reif und nicht fertig.

Die Hauptneigung und dunkle Tendenz, die wie ein Nachtschatten durch alle Schrift Hamanns fällt, ist das Verlangen nach einer strengen Religion. Aber wie diese Religion angethan sei, ist kaum in äußeren Umrissen, in zornigen alttestamentarischen Strichen angedeutet, viel weniger irgendwie in's Detail ausgeführt. Der ganze Autor ist ein Despot, der einen außerordentlichen Koder hinter sich vermuthen läßt, aber seine unterthänigen Zuhörer nie mit dem Koder selbst behelligt, ihnen höchstens während des Scheltens einige Aphorismen daraus zukommen läßt.

Und mitten in diesem Charakter begegnet man doch einer Gesinnung, einer Wendung, wie sie nach Hamann's Anlage und Forderung frivol genannt sein müssen. In einem Briefe vom 3. August 1762 an Nicolai beschreibt er sich als einen, der eben im Zustande der Vernichtung, in sehr übler Gemüthslage sei, und dem die Literatur Aerger mache. Unmittelbar darauf folgen die Worte: „Genie ist eine Dornenkrone, und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt.“ Das Genie und der Geschmack gehören ihm, wenigstens legt er sich beide zu, der Vergleich betrifft übrigens bekanntlich Christum, und zwar die schmerzhaftesten Punkte aus dessen Leiden. Sollte man von einem streng und fein fühlenden Christen dergleichen Anwendung erwarten, noch dazu einem Manne gegenüber wie Nicolai, der nicht geneigt war, geheimnißvoll Heiliges anzuerkennen oder zu schonen?

Uebrigens zeigt sich von den frühen Briefen Hamann's an eine innerlich strenge Gesinnung, die sich und Andere nicht schont, die in allen Verhältnissen der Welt eine einzige, herbe Richtigkeit zugesteht. Aus Furcht entstehend, durch Furcht wirkend stellt sich diese Seele vielfach dar. Oft erinnert er an jene alttestamentlichen Figuren, für welche das Leben ein tödtlicher Ernst ist, der Ernst eines einzigen Zwecks, welchen sie sich offenbart glauben, und neben welchem alle andere Absicht und Ansicht Laster und Sünde wird. Nach Art der jüdischen Propheten hat solche Figur stets zu fordern, stets zu schelten und zu grollen auf alle Abweichung von ihrem inneren Gesichte. Leben und Stimme solcher Leute erinnert ununterbrochen an den Donner Jehovah's,

welcher durch alle Schriften des alten Testamentes, durch alle Geschichte der Juden rollt und grollt.

Hiernach, und selbst in Betracht des Namens Hamann, ist die Vermuthung nahe und natürlich, ob er nicht aus israelitischem Geschlecht entsprossen sei. Unsere Nachrichten aber, die nicht über die nächsten Ahnen hinausgehn, geben dafür keine Bestätigung.

Man findet in Hamann, was für den damaligen Zeitpunkt eine merkwürdige Erscheinung ist, den lebhaftesten Feind alles Rationalismus in Kirche und Staat. Er will eine unmittelbar geoffenbarte Religion, sogar mit aller jüdischen Vorüberlieferung. Die Bibel von der Genesis an ist ihm das reine ächte Buch Gottes, er schreibt selten eine Stunde lang ohne einen Spruch des Jeremias oder sonst eines Propheten, oder Davids und Salomo's. Der Uebelstand ist nur, daß er Meinung, Beweis, Entgegnung nirgens einfach klar und bündig niederlegt, — all seine Schrift kommt angestürzt wie ein bunter Menschenhaufe: hier ruft einer Wehe und Schwefel über die Sünder, dort jauchzt ein Andrer dem Jehovah, hier demonstrirt Einer mit moderner Waffe gegen modern philosophische Ansicht. Es ist schwer, aus dem Gewirre klug zu werden, noch schwerer, in dem Treiben eines so starken Geistes Wohlbehagen zu finden. Die Anregung, welche andere Geister von ihm erhalten, ist der Hauptnutzen, welcher seinen Schriften zuerkannt werden muß. Ein starker Geist ist er allerdings, aber es fehlt der schriftstellerische Stempel, durch welchen die Stärke gedeihlich, wie oft die Schwäche lieblich wird. So ist der Gesammteindruck seiner Person wirksamer als die Einzelnheit seiner Schrift. Man erkennt wohl an mancher einzelnen Oase dieser Schrift, daß eine weit und breit, tief und hoch durchgefurchte Kenntniß auf dem Grunde wirkt und drängt und treibt, aber man verläßt jeden Augenblick bereitwillig diesen beweglichen Schwulst der Schreibart, dieses ganze Chaos einer ungeschaffenen Welt. Daß Herder lebhaften Theil an Hamanns Schrift nehmen konnte, ist leicht erklärt: jener gewaltige Ernst in Hamann, das Höchste und Beste zu wollen, zu sehen und zu lehren, entging einem Manne wie Herder nicht, und zog ihn an. Dazu war Herder der viel jüngere, der Eindruck, von höheren Jahren herabkommend, traf um so stärker. Herder's Sinn und Trachten war auch so vorzugsweise auf den Herzens-

grund der menschlichen Welt gerichtet, daß er Manches in der formellen Erscheinung übersehn mochte, an seinem eigenen Stile übersah, und an einem Mitkämpfer ohne Weiteres hinnahm. Herder, der junge Mann, welchem sich Hamann so freundlich bewies, welchem dieser sogar die Stelle in Riga verschaffte, war auch damals im Punkte der Theologie noch orthodoxer, als er von Jahr zu Jahr wurde. Denn umgekehrt als bei der Mehrzahl, die mit den Jahren mürber für den Glauben wird, wurde Herder mit jedem Jahre strenger im Aufnehmen, und seine Vernunft und rücksichtslose Nachsicht ward mürber, weicher und ergiebiger. Diese letztere ging Hand in Hand mit Herder's Stile, welcher auch in der späteren Zeit schöner ward, so daß ihn Jean Paul mit dem Lagerobste vergleichen kann, welches erst spät zu genießen, aber dann auch erquickend ist. — Für Herder, der einer systematischen Gedankenentwickelung nicht besonders mächtig und einer solchen nicht eben günstig war, lag in dem Hamann'schen Durcheinander nicht ein so großes Hinderniß. Herder war geneigt, zu deuten, und er hatte durch persönliche Bekanntschaft einen großen Zugang voraus. Ihm ward auch Hamann just Kampfgenosse gegen eine formelle Philosophie, die in formeller Beweisführung den poetischen Zusammenhalt Herder'scher Welt aus einander hieb. Erlebte auch Hamann nicht den Ausbruch dieses Kampfes, so lag doch der nothwendige Kampf von früh auf in Herder's Seele als jener Keim erster Anlage, von dem keine Bildung entfernt, — und aus ihm entsprang und erhielt sich das Interesse an einer Bundeswelt, die Hamann in sich trug.

Jenes Moment des Hamann'schen Schwulstes konnte also in kein besser Verhältniß kommen, als in das zu Herder; der Schwulst selbst hatte in diesem Bezuge etwas von Bundesgenossenschaft gegen den nüchternen, wasserklaren Kriticismus Kant's.

Die Literarhistoriker haben auf Autorität hin den wahrscheinlichen Kern Hamann'schen Schwulstes meist mit andächtiger Scheu genannt. Wenn das Beiwort „Magus des Nordens" fehlt, so fehlt das Wort „Orakel" und „orakelhaft" bei Erwähnung Hamann'scher Schriften nicht.

Daß Hamann zu Jacobi ein engverknüpfendes Band finden konnte, liegt in noch näheren Gründen. Jacobi's Trachten ging auf eine so viel als möglich unmittelbare Verbindung mit der

Gottheit, der Glaube ist, wenn auch nicht der sicherste, doch der nächste Weg, diesem wendete er also vorzugsweise die Berufung zu, und da fand er Hamann.

Nicht minder nahe liegt es, daß Jean Paul das lebhafteste Interesse für Hamann hegte, und ebenfalls zur Auferweckung desselben aus dem Grabe des theilnahmlosen Publikums beitrug. Diese Sprünge aus einem angefangenen Beweise in eine theosophische Begeisterung, dies Uebereilen, Ueberdecken des Angedeuteten, dies Verschweigen der Uebergänge, dies wahllose Ergreifen des nächsten Wortes, dieser unruhig wogende Hintergrund, welcher die behagende Ordnung schwer gestattet, — alles dies findet sich mit einiger Schattirung in Jean Paul wieder. Jean Paul war unendlich weicher, und unendlich reicher an Talent, — im Urstocke ist aber entweder sehr viel Verwandtes, oder Jean Paul hat sehr viel von Hamann aufgenommen. Die Lebensgeschichte Jean Paul's zeigt auch, wie sehr ihn Hamann beschäftigt hat; sogar der Schwulst ist im späteren Schriftsteller noch nicht ganz verschwunden, wenn auch mehr aus einander gewickelt, und Eins haben sie ganz gemein: auch Hamann verstand nach einiger Zeit die tausend halben und dunklen Beziehungen seiner Worte nicht mehr. Einer wie der Andere ließ sich von dem unterjochen, was er erst halb empfangen und verarbeitet, Einer wie der Andere hatte keine Gewalt ausübender Schönheit, welche das Halbe, Unklare und bloß nebenher Zudrängende ausscheidet, Einer wie der Andere webte in etwas kümmerlichem bürgerlichem Bezuge, und sucht von da keine Stufen aufwärts zur freien, erquicklichen Umsicht, sondern schnellt sich alsbald gewaltsam zu den Sternen.

Bis auf Worte und Wendungen begegnen sie einander; des Beispiels halber sei das Wort „Jobelperiode" angeführt. Auch der humoristische Tic, welcher bei so gewaltsamer Ausweitung kräftigen Menschen nicht entgeht, war in Hamann, nur herber, seltner, kürzer und unreifer als in Jean Paul. Aber doch so stark, daß er die Pietisten bestürzte, welche in Hamann einen Bundesgenossen zu sehn glaubten, und sich plötzlich von einer dreisten, unregelmäßigen Wendung getäuscht sahn. Denn der gewöhnliche Pietist hat, gleich einem Schwimmvogel, nur einen Kanal des Eingangs und Ausganges, darum verstört ihn schon

der ungewöhnliche Bruder, welcher auch anderswoher etwas aufnehmen und in anderer Weise etwas kund geben kann.

Daß aber Hamann bei Goethe, einem Manne von entgegengesetztem Sinne und entgegengesetzter Art, so viel Theilnahme finden konnte, wie ihm dieser im dritten Bande seines Lebens beweist, das ist auffallend und spricht für eine Seite Hamann's, die man bei erster Begegnung nicht genügend würdigen mag.

Goethe sagt, Hamann habe ihn zu dem Sibyllinischen Stile verleitet, dessen er sich in seiner theologisirenden Periode öfter bedient habe, — es war die Zeit seiner Bekanntschaft mit Fräulein von Klettenberg, und Goethe war damals besonders geneigt, solche geheimnißvolle Erscheinung, wie Hamann's Schrift, aufzunehmen. Er sagt, Hamann sei damals ein eben so großes Geheimniß gewesen, wie er es immer dem Vaterlande verblieben sei. „Seine sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehn" — „die Stillen im Lande setzten sich mit ihm in Verbindung, er ward nach Darmstadt eingeladen, machte die große Reise von Königsberg und kehrte, ohne Jemand gesprochen zu haben, sogleich wieder zurück, weil der Präsident von Moser, die Hauptperson der Vermittelung, zufällig nicht zu Hause war. — Aber die Frommen nahmen schon an den „Wolken," einem Nachspiele der Sokratischen Denkwürdigkeiten, Anstoß, und man wendete sich ganz von ihm, als er „die Kreuzzüge des Philologen" herausgab, und als auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pan zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer, in Holz geschnittener Hahn, taktgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiker, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten."

„Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große

Schwierigkeit; denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden, es giebt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte, und das Gleiche von Andern verlangte; da trat er mit seinem eigenen Stil, und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Stiles, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehn. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deßwegen sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der jeder Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt."

Hamann's Briefe findet Goethe viel klarer und deutlicher

als dessen Schriften, nur macht er schon bei der geringen Zahl, die damals bekannt war, eine Bemerkung, welche sich jetzt unwiderstehlich aufdrängt, nachdem wir alle erreichbare Briefe in der Gesammtausgabe gedruckt vor uns sehn. Er erkennt nämlich, daß Hamann „die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben auf's naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Korrespondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete."

Jean Paul kommt bei dem öftern Gedanken Hamann's stets mit großem Lobe auf dessen Briefe, welche einen Theil des Jugendlebens beschrieben. Dieser Abschnitt begegnet unter dem Titel „Gedanken über meinen Lebenslauf" in der Gesammtausgabe, und der Eindruck, welchen er heute macht, ist nicht eben besonders günstig. Vielleicht ist es mancher allzu leichtsinnigen Natur fördersam, an diesem Beispiele zu sehn, wie gedrückt und schwer man ein aufgehendes Leben nehmen kann, die glücklicher beschaffene Mehrzahl wird aber gar viel darin vermissen: alle poetische Fröhlichkeit, den menschlichen Muth, die Kraft zu schaffen, die eigene Welt des Individuums. Hamann zeigt sich darin durchweg als ein gehorsam Echo biblischer Erziehung. Das ist in einer unbiblischen Zeit allerdings merkwürdig, aber da, wo man durchaus auf neue Schöpfung auch im Wesen und Charakter des Einzelnen angewiesen ist, da wird es unergiebig, nur den gehorsamen Anschluß an eine alte Form zu sehen. Doppelt ungünstig wirkt der Anblick, daß die Hingebung von Leib und Seele an die Orthodoxie unter der mißlichen Begleitung lüderlicher Zustände geschieht. Der junge Mann treibt sich nämlich in London umher, bringt sein Geld durch, geräth in schlechte Gesellschaft, hat Gewissensbisse, lebt aber in dem Gleise fort, so lange das Geld reicht. Schweres Blut und die üble Lage führen ihn in halber Verzweiflung zur Bibel und zum rücksichtslosen Vertrauen auf Alles, was darin steht. Nun ist das Leben großentheils mit Bibelstellen angefüllt, begegnet in Auffassung vielfach dem spätern Jung-Stilling'schen und steht nur in aller Naivetät und allem epischen Reize diesem nach. Ein Wald, ein Feld, ein Sonnenblick bietet sich bei Jung wie eine poetische Staffage. — Hamann empfängt und giebt keinen Eindruck von der Natur; Jung hat ein muthiges, kindliches Gottvertrauen, der Irreligioseste wird

davon getroffen und gerührt, so viel frische Aechtheit des menschlichen Herzens ist darin. — Hamann ist stets peinlich und verzagt, er spornt sich nur mit einem Spruche, sein Naturel macht sich und seinen Freunden Schwierigkeit, sobald es sich um einen Spaziergang, um die Begrüßung eines Menschen, oder gar um einen größeren Akt handelt.

Bemerkenswerth und Licht gebend ist die Stelle, wo er über den Jugendunterricht klagt, der ihn besonders über Geschichte, Geographie, Schreibart und Dichtkunst ganz in Unkenntniß gelassen habe: „Ich habe den Mangel der beiden ersten niemals gehörig ersetzen können, den Geschmack an der letzteren zu spät erhalten, und finde mich in vieler Mühe, meine Gedanken mündlich und schriftlich in Ordnung zu sammeln, und mit Leichtigkeit auszudrücken."

Möge man dies bei dem geheimnißvollen Dunkel Hamann's nicht vergessen, und immerhin zugeben, daß Manches bei ihm nur zu schaffen macht, weil es ihm selbst zu schaffen machte, und er selbst damit nicht fertig wurde. Mancher starke, kräftige Blick sei zugestanden und der Beachtung empfohlen, aber die ganze Erscheinung sei heute mit mehr Bedenken aufgefaßt, als ihr in einer Zeit der Krisis nöthig war. Offenbar muß sein Zugang zum breiten, mannigfaltigen Leben und zu den schönen und großen Aeußerungen desselben kümmerlich gewesen sein; mühsam erringt er sich aus unermeßlicher Lektüre den Begriff eines Reizes, welcher dem glücklich Eintretenden sogleich entgegenfliegt, schwerfällig erbaut er sich den kleinsten Aufsatz zur fratzenhaften Unform, behängt den einfachsten Gedanken mit Eisenrüstung und Mühlsteinen. Schon die Korrespondenz betrieb er mit einem schweren Ernste, wäre aber der Stil derselben für die kleinen Aufsätze verblieben, es wäre dem Autor Hamann ein großer Gewinn. Nirgends wird der Uebelstand seiner Erscheinung deutlicher, als wenn man ihn neben dem Herrn Magister Kant sieht, ihn über dessen „vom Schönen," „Erhabenen," „Kritik der reinen Vernunft" und besonders über anderes Einzelne Kant's sprechen hört. Auch da fehlt es nicht an der schwülstigen Ueberhebung, und doch sieht er an dem Todfeinde seiner Orthodoxie, selbst an der Kritik der reinen Vernunft das eigentlich Weiße im Auge nicht heraus, oder verdeckt es sich und den

Lesern wenigstens dergestalt, daß es nur der Philosoph von Fach herausfinden mag. Es ist allerdings der Grundvorwurf, welcher Kant trifft, in Hamann lebendig, aber unklar, der Vorwurf nämlich: die kritische Philosophie treibe ein nur formales und leeres Spiel mit Begriffen, deren Objektivität sie zwar behaupte, von denen sie aber zugleich das Bewußtsein habe, sie seien nur Produkte unsers Denkens.

Bei einer genaueren Einsicht in Hamann's Leben enttäuscht man sich über manche Würde der dunkeln Unklarheit durch einander stürzender Sätze, — wo man verhüllte Kraft vermuthet, entdeckt man tappende Energie, die ihren Anfang und ihre Zeit selbst nicht kennt, man wird endlich weniger aufmerksam und nachsichtig für den übeln Weg seines Stils, der mit unförmlichen Steinen bedeckt und von Löchern unterbrochen ist.

Dies also mögen wir uns nicht läugnen; Hamann war nicht jenes geahnte und gewünschte Talent, lebendige, tiefe Verhältnisse wahrhaft poetisch in das Bewußtsein einer von Religion verlassenen Zeit zu bringen. Er war nur die Larve davon; die Vorstellung des Bedürfnisses, welche er lebhaft anregte, wurde in ihm verehrt, das Bedürfniß selbst konnte er nimmer befriedigen, denn es war keine Schöpfung in ihm, nur Furcht und Anwendung. Was er aber anwendete, war lange versucht, und wie er es anwendete, darin war großes Ungeschick. Günstige Zeitgenossen wurden durch Hamann's energischen Verstand und reiches Rüstzeug sonstiger Kenntniß zu um so größeren Hoffnungen vermocht, je mehr man einer volleren und tieferen Anregung harrte aus religiosem Herzen und reifer Kenntniß. Jetzt läßt es sich leicht übersehen, daß Kenntniß und Drang, oder Kenntniß und Religion, wie letztere durch Erziehung und Herkommen sich gestaltete, in Hamann keineswegs in einander aufgegangen waren, daß sich keineswegs aus einer solchen geselligen Vereinigung eine umrundete Ansicht gebildet hatte. Nein, wie unvermischbare Elemente gingen sie neben einander hin; — „Spinnen und ihrem Bewunderer Spinoza ist die geometrische Bauart natürlich. Können wir alle Systematiker sein? Und wo bleiben die Seidenwürmer, diese Lieblinge unseres Salomo?"

So schildert er sich, ohne es vielleicht zu wollen, in einem Briefe, und so können wir von dem Magus scheiden, fest ver-

sichert, daß es nicht leicht einen ehrlichern, bravern Mann gab als ihn, daß aber seine Magie nicht hinreichend war, einer suchenden Welt durch einzelne Andeutung und Forderung das verlorne Paradies zu verschaffen.

Lavater.

Man mag sich gegen diesen Mann stellen wie man will, interessant muß man ihn finden, und dies ist nichts Geringes, wenn man die beengende Form erwägt, unter welcher er auftreten, in welche er sich schicken mußte. Als ein schweizerischer Geistlicher versuchte er es, das wenig beachtete theologische Element poetisch zu befruchten, und es gelang ihm dies unweit besser als Hamann. Es gelang ihm nicht bloß darum, weil er nach Art jedes ächten poetischen Schöpfers seine That nirgends unter schwülstiger Voraussetzung, sondern stets in naivster Einfalt begann; es gelang ihm auch darum, weil er bei allem leidenschaftlichen Eifer die Freiheit Anderer zu achten wußte. Er wollte nicht brüske zwingen, sondern in Wahrheit organisch schaffen, diese Genialität des Verfahrens und nächst ihr und einem wirklich begabten Blicke war die Genialität der Liebe in ihm.

Der Mann war also gründlich ausgerüstet, nach dem zu ringen, was wir so oft unter verschiedenen Gestalten Poesie benannt haben, was eine Verknüpfung des Himmels und der Erde in schöner Aeußerung ist, oder was sich nüchterner dahin erklären läßt: die Menschheit in sich zu entwickeln nach neuer, tief gefaßter oder doch geahnter Seite. Lavater war erfüllt von unzweifelhaft poetischer Absicht, ja er war überfüllt damit, und es fehlte ihm an festem irdischem Boden, um darauf wirken, und aus dieser Wirkung ein genießbar poetisches Produkt entstehn zu lassen. Es fehlte ihm an einer vollkommen genauen Vorbildung in den Hilfswissenschaften, und daraus ist oft entstanden, daß er die Dinge von vornherein ungenügend faßte und alsdann übertrieben und unziemlich folgerte.

Bei alle dem ist er ein wichtiger Bestandtheil gewesen in der Geisteswelt des vorigen Jahrhunderts: ein großer Theil alles dessen, was in der rationellen Erklärung kein Genüge fand, schloß sich an Lavater. Alle Uebergriffe aus der baar erklärten und baar verständlichen Welt fanden in ihm eine Stätte, er war

ein Wunderschrank des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kraft des Gebetes, die Kraft des Glaubens, die Macht des Magnetismus, der Physiognomik fand in ihm einen neuen Propheten, ja Physiognomik den ersten, er erfand sie.

Johann Caspar Lavater — 1741—1801 — war aus Zürich gebürtig, und widmete sich dem geistlichen Stande. Sein Vater war Arzt, seine Mutter eine ganz besondere Frau, und von ihr war ihm wohl das stärkste Erbtheil Eigenthümlichkeit überkommen. Vielleicht gab ihm dies den ersten Anlaß zu seiner oft wiederholten Meinung, daß von der Mutter aller Haupteinfluß auf das Kind ausgehe. Er hat immer zu sagen gepflegt beim Anblick eines gescheidten Menschen: „Der muß wohl eine recht verständige Mutter gehabt haben." Wirklich findet sich auch jene reichhaltige Mischung des Besonderen und Mannigfaltigen in dieser Frau, wie es in Lavater selbst ein so eigenthümliches Charakterbild zusammenfügte, einen vollen und ganz eigenen Menschen. Es findet sich jene Verstandesschärfe, die sich nur bei Richtung auf bestimmte Dinge als solche darthut, anderen Dingen gegenüber zur kindlichen Gläubigkeit sich erweicht, jene rege Einbildungskraft, die sich auf Ungewöhnliches richtet, jene Wißbegierde, die ohne Wahl Alles verschlingt, und sich oft lächelnd als kindische Neugierde darstellt, jener rastlose Erfindungstrieb, der sich in ununterbrochener Beschäftigung vorbereitet, jene duldende Schüchternheit, die sich auf einmal tapfer aller ersinnlichen Waffen bedient, sobald sie schonungslos angegriffen wird, und eben so rasch wieder zu rührender Nachsicht übergeht, sobald der Angreifende die geringste Reue bezeugt; kurz, dieses ganze Gemisch von regsamer, energischer und doch stiller Hervorbringung und schüchterner Ergebung, der hundertfältige Versuch zur That neben einiger Vorliebe zur bloß erwartenden Beschaulichkeit. Unablässige Versuche zur That sind da, welche doch immer in einer nur hingebenden Ohnmacht zusammenschrecken, sobald die fragliche That des Genius neben ihnen aufspringt, die wie das Elfen- und Geisterheer verschwinden vor dem bestimmten Glockenschlage, oder dem rasch aufblitzenden Tagesscheine.

Und nach diesem Typus bildet sich das ganze Leben und Wirken Lavaters. Tausenderlei Bewegung und Anstoß geht von ihm aus, aber der energische Nachdruck des wirklichen Genius

gebricht, und die begonnenen Dinge fallen immer nach einiger Zeit in sich selbst zusammen. Stets neue Geschäftigkeit läßt aber den Uebelstand niemals schreiend hervortreten, die einmal gegebene Bewegung sucht sich stets, wenn auch unabhängig vom Urheber, ein Resultat, und der billige Richter schreibt dem Lavater dennoch das mannigfaltige Wollen, den tiefen Eifer zum Besten zu.

Was hat er Alles über geschichtliches Wesen des Christenthums geschrieben, und doch besaß er niemals die für den Urtext der Ueberlieferung nöthige Kenntniß! In allerlei Form, in salbungsvolle, in epische, in dramatische, in untersuchende hat er dies christliche Bestreben eingekleidet, ohne irgend einer philosophischen Bildung im Geringsten Herr zu sein. Niemand nimmt jetzt Notiz von seinem „Pontius Pilatus," von „Jesus Messias," einer Paraphrase der Offenbarung Johannis, von „Abraham und Isaak," einem Drama, von den „Predigten über die Existenz des Teufels," von „Nathanael, oder die eben so gewisse als unermeßliche Göttlichkeit des Christenthums," von „Joseph von Arimathia, in sieben Gesängen," von „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelisten," — aber es sind von ihnen stets Samenkörner in die Furchen seiner Zeit und Hörer gefallen. Auch das wichtigste seiner Werke, „die Physiognomik," ist noch bei Lavater's Lebzeiten zusammengebrochen, aber der Anstoß derselben wirkt heute noch mächtig. Es war ein geniales, poetisches Etwas in diesem Manne, was sich in die merkwürdigste und liebenswürdigste Persönlichkeit zusammengestellt hatte; dieses Etwas schlug elektrisch nach tausend Orten hin, es war eine poetische Potenz, die sich in den wunderbarsten einzelnen Punkten frei machte. Mit viel größerem Rechte, als es bei Herder geschehn, kann man von Lavater sagen: er war ein Gedicht. Fehlte es ihm an Kraft, sich selbst zum gegliederten und dadurch durchdringend wirksamen Bewußtsein eines Dichters zu entäußern, die magnetische Kraft seiner Gesammtheit als Person hat er doch auffallend geübt. Deshalb ward es ziemlich gleichgültig, daß er, raschen, kindlichen Herzens, so oft getäuscht, daß er in seiner Leichtgläubigkeit zur Faselei verleitet wurde; daß er Magnetismus und Physiognomik mit Enthusiasmus übertrieb, daß er ob solcher Dinge, ob eines „Protokolls über den Spiritus familiaris Gablidone" ausgelacht wurde, — er ward und blieb

doch eine mächtige Person, ein Zauberer, wenn auch ein unklarer und oft getäuschter, für die innere Wunderwelt des Menschen.

Von seinen Schriften sind am dauerndsten im Gedächtnisse der Nachwelt geblieben die „Aussichten in die Ewigkeit," womit er 1768 seinen Ruhm begründete, und seine „Schweizerlieder." Geschrieben hat er außerordentlich viel, kein Stand blieb unberücksichtigt, überall wollte er helfen, auch ein „Sittenbüchlein für Dienstboten" ward von ihm abgefaßt. Nächstdem, und nächst seiner fast officiell gewordenen Stellung bei unserer Nation, gute Thaten in Christi Geist zu befördern, hat seine Physiognomik die größte Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Das erste ward darüber 1772 durch Zimmermann bekannt gemacht; erst 1775 begann er seine „physiognomischen Fragmente," die bis 78 in vier Bände sich ausdehnten, und worin Anweisung gegeben war, den Charakter des Menschen aus den Gesichtszügen zu erkennen, mit Beispielen und Kupfern.

Man kann es nicht stark genug ausdrücken, welch eine Theilnahme diese neue Partie der Spekulation fand, freundliche und feindliche, was dem Urheber oft gleich gelten kann, insofern beide nur Zeichen sind, daß der Gedanke seine Wirksamkeit äußert. Wer möchte ausscheiden, wie viel von diesem durch die Physiognomik begonnenen Ideengange in die gleichzeitige und jetzige Welt übergegangen sei, wie sich Einzelnes im Romantiker verkörpert, im Philosophen zu weiterer Ausbildung angesetzt habe! Wer eine neue Straße der Bemerkung auffindet, hat immer unberechenbar gewirkt.

Das äußere Leben Lavater's war das scheinbar höchst zurückgezogene eines Predigers in Zürich, und doch wußte er dies für die vielfältigste Berührung auszudehnen. Seine unermüdliche Regsamkeit hielt ihn mit aller Welt in Verbindung, wo sich nur irgend ein inneres Leben kund gab, da war auch Lavater selbst oder Lavater's Wort in der Nähe. Wir haben ihn hinauf nach Königsberg reichen sehn zu Hamann, wir sehen ihn schon als Jüngling durch ganz Deutschland wandern, um einige Zeit Spaldings Umgang in Schwedisch Pommern zu genießen; wir sehen ihn, wie er sich an Herder drängt in Bückeburg, der gar kein günstig Vorurtheil für ihn hegt, und am Ende von ihm bezaubert wird. Wir sehen ihn den jungen Goethe fesseln, und

sich bei dem älteren, von ihm so höchst verschiedenen, in unveränderten Antheile erhalten. Was nicht nach der Schweiz kam, ihn zu besuchen, das besuchte er, — wie vielerlei Zumuthung und Wirrniß hat er durch sein liebenswürdiges Zudrängen angerichtet! Moses Mendelssohn hatte sich im Gespräch so vortrefflich über Christi Charakter geäußert, und Lavater forderte ihn denn bald im Drucke auf, Christ zu werden, ja versicherte ihm, daß er es nach solcher Aeußerung werden müsse. — Welch einen Aufruhr gab's, als Lavater in Halle gesagt haben sollte, Nicolai habe in der Schweiz Subscription zum Deismus angenommen!

In den „Herzenserleichterungen, oder Verschiedenes an Verschiedene," die 1784 erschienen, findet man Fragmentarisches aus Lavater's Leben, obgleich es mehr den Charakter der Betrachtung als den der geschichtlichen Erzählung voranstellt. Er war übrigens für immerwährenden Verkehr so ergiebig und erfinderisch, daß er sehr oft nur für seine Freunde drucken ließ, was ihn beschäftigte, und obwohl er dies nicht in den Buchhandel gab, so kam es doch durch Nachdruck oder durch die Freunde selbst zur allgemeinen Kenntniß, und regte neue Kontroverse an. Stehende Nachrede war, Lavater sei eitel, sei verborgener Katholik, wolle eine Lavater'sche Gemeinde gründen, und die Geneigtesten wurden durch seine redliche Faselei oft zur Entgegnung genöthigt. So war er ein aufregendes Element der merkwürdigsten Art.

Meiners, der bekannte Professor in Göttingen, sagt in seinen „Briefen über die Schweiz," die 1784 erschienen, schlechten, aber wahrhaftigen Stiles Folgendes über Lavater.

„Lavater gehört zu den wenigen Menschen, die ihr Inneres, ihre Fehler, am Wenigsten verstecken und noch viel weniger sich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten seines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthusiastischen Lobredner erhalten, und selbst seine Widersacher gestehen, daß sein Leben und Wandel untadelich seien. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, ist unstreitig seine herrschende und stärkste Neigung, und die erste Triebfeder aller seiner überlegten Handlungen. Neben dieser in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit sind seine unermüdliche Versönlichkeit und unerschöpfliche Feindesliebe seine hervorstechenden und

charakteristischen Tugenden. Beide hab' ich an ihm in sonst mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus diesem Grunde war er mir eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdiensten und Vorzügen seiner Widersacher mit einer solchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden seiner eifrigsten Freunde gepriesen hätte. Eben so oft bin ich Zeuge davon gewesen, daß er seine Gegner selbst entschuldigt, und auf solche Art Wünsche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unparteiischen Mann unmöglich gewesen wäre, nur den geringsten Argwohn von Prunk oder Affektation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müssen, daß ihm diese Gesinnungen gar keine Anstrengung kosteten, und mehr die Frucht seiner Natur, als einer mühseligen Arbeit an sich selbst seien. Nie entwischte ihm in meiner Gegenwart ein hämischer Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat und auch jetzo nicht selten erfährt. Vielmehr ist er überzeugt, daß alle diese Prüfungen zu seinem Besten und zu seiner Vollendung dienen. Von seinen Talenten und Verdiensten denkt er gewiß bescheidener, als seine meistens lächerlichen Bewunderer. Er gesteht es frei, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen und viele andere nützliche Kenntnisse mangeln." — „Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller seiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn selbst nicht frei glaubte, habe ich, auch nach der genauesten Beobachtung, so wenig Spuren gefunden, daß ich mir selbst über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in seiner Person und Gesichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in seinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zusammenschmelzenden Liebe und Freundschaft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geistvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in seinen Schriften so oft in seltsame und gewagte Meinungen hingerissen hat." — „Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; seine Bewegungen sind lebhaft, aber nie furchtbar heftig, und Widersprüche

kann er eben so ruhig und gelassen anhören, als beantworten. Im Kreise von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heitersten Fröhlichkeit, und scherzt so munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde." — „Seine Predigten werden mit sehr großem Beifalle gehört, ungeachtet sie selten sorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht mit der strengsten Orthodoxie übereinstimmend sind. Ihr größter Vorzug und eigenthümlicher Charakter ist das Herzliche, Wohlmeinende und Rührende in der Sprache, Stimme und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu bestimmen und zu unterscheiden wissen." —

Nachdem noch erzählt ist, wie Lavater Gewissensrath und Helfer vieler Hunderte gewesen, und wie er auch dem Ungläubigsten gegenüber an die Untrüglichkeit seines physiognomischen Sinnes geglaubt und diesen fest behauptet habe, schließt Meiners damit: „jetzt ist er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, sondern daß er auch Andere keine Wunder habe thun sehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigsten Bestreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewisse Menschen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen überträfen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu sein schienen."

Vielleicht wichtiger als Meiners Bericht, der Lavater nur einige Tage beobachtet hat, ist, was Goethe an mehreren Orten über den merkwürdigen Mann sagt. Er ist von früh auf und innig mit ihm bekannt gewesen, er hat sogar mit an dem physiognomischen Werke, wenigstens an den Aeußerlichkeiten desselben, gearbeitet, sie haben mit einander korrespondirt, und es ist uns ein Bändchen dieses Briefwechsels im Druck erhalten, das Verhältniß zwischen ihnen war ein intimes. Goethe wußte die verschiedensten, ihm entlegensten Charaktere von einem unbefangenen Standpunkte, von einem Standpunkte aufzufassen, wo es sich zu Anfang und zu Ende um die reine Möglichkeit der Menschennatur fragte, auf sein Urtheil ist also der größte Nachdruck zu legen. Am Gesammeltsten spricht er im achten Bande der „nachgelassenen Werke," im 48sten der Gesammtausgabe über Lavater, und zwar im Wesentlichen wie folgt:

„Lavater's Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe

konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren, und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben so ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dies nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menschen in seine Elemente zerlegen, und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavater's Nähe ziemlich bänglich war: denn indem er sich auf physiognomischem Wege unserer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unserer Gedanken, die er im Wechsel des Gesprächs mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte."

Es wird nun erzählt, wie Lavater des Sonntags am Schluß der Kirche den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten, und sogar aus dem bloßen Anblick der Hände, aus der Miene derselben beim Niederlassen Folgerungen zu machen pflegte. „Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideales als unter der moralischen Form; wenn man diesen Begriff festhält, wird man sich über einen seltenen und seltsamen Mann am ersten aufklären. Seine Aussichten in die Ewigkeit sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Daseins, unter leichteren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Physiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja sie selbst vorstelle. Mit den Kunstidealen konnte er sich nicht leicht befreunden, weil er, bei seinem scharfen Blick, solchem Wesen die Unmöglichkeit, lebendig organisirt zu sein, nur allzu sehr ansah, und sie daher in's Fabelreich, in das Reich des Monstrosen verwies. Seine unaufhaltsame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß Niemand mehr auf das Wirkliche dränge als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handelsweise niemals entdecken konnte."

Giebt es einen unerwartetern und doch tiefern Blick in das

Wesen jenes Mannes? Und von welcher unendlichen Folge ist jene Andeutung des moralischen Moments für alles literarische Urtheil! Sie zeigt, daß die moralische Wendung in Sachen der Kunst nur ein Behelf für ideelles Unvermögen sei, — man kann nicht über die alltäglichsten Beziehungen hinaus, und denkt nun das Höchste zu thun, wenn man wenigstens das fordert und bewerkstelligt, was allerdings im Alltäglichen das Beste ist, nämlich ein moralisches Verhältniß. Statt die eigene Unfähigkeit anzuklagen, daß man mit der feinsten und höchsten Möglichkeit des Menschen, daß man mit der Kunst nicht in Höheres aufdringen könne, statt dessen schmäht man die Künstler, und schilt, weil sie Ambrosia speisen, während ehrliche Leute sich mit hausbackenem Brode begnügten. Ist es nicht besser, die Organe zu schärfen, um auch irgendwie eines Ambrosia inne zu werden, was dem Menschen erreichbar?

„Nicht leicht war Jemand leidenschaftlicher bemüht," — fährt Goethe fort — „anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sittenbesserung Anderer, so war doch dies keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete. Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am meisten zu thun; daher jenes beinah unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, kopiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keins genug that. Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen, denn nicht leicht kann Jemand eindringen in das, was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Coteriesprache geschrieben, die man kennen muß, — um gerecht gegen sie zu sein, sonst wird dem verständigen Leser manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen, wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden. So hatten wir ihn z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieser Form darstellten, und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist, es gebe doch

kein dramatischeres Werk als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sei für das Drama aller Dramen zu erklären. In diesem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinem Zwecke zu brauchen, und sich der Masse anzunähern, die er heranziehen will. — Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eignen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte. — Durch diesen entschiedenen bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandeseinwendung im mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wiederhergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem gränzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich in's Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Aussichten in die Ewigkeit," welche indeß dem größten Theile der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten."

„Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein durch Schwärze und rauchglatte Eigenschaft seiner Oberfläche den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am Geschicktesten ist: so war auch er, durch den reinen Begriff der Menschheit,

den er in sich trug, und durch die scharfzarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen."

„Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst, noch seine Wirkungen, einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

„Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt; und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wohl noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch, mit seinen mannigfaltigen Bestrebungen, nicht zur äußeren Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise, noch zum Kunsttalent finden wollte."

„Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn neben einander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte."

Goethe erwähnt nun hierzu, daß ihm das, was Lavater für Resultate in seiner Physiognomik ausgegeben, solche durchaus

nicht gewesen seien, — „es machte keine Reihe, Alles stand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung zu sehen, oder eine Rückweisung zu finden. Eben so wenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten, und das, was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten, geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten."

So sehen wir denn diese theologische Gruppe, welche sich noch einmal dicht vor der letzten Revolution unsers Begriffslebens aufstellt, machtlos ringen und streben. So hoch wir auch das Einzelne derselben anerkannt sehn, die theologische Absicht wird von einer Welt verschlungen, welche jener Absicht gegenüber profan genannt wird. Eine ganz neue Kritik des menschlichen Denkvermögens, von Herder bekämpft, von Hamann verdammt, von Lavater ignorirt, wird allmächtig und verweist jene theologische Bestrebung in das halbe Wesen des Beliebigen.

Welch eine düstere Beleuchtung gewährt dies bei der Ansicht dieses Buches, nur da eine poetische Erfüllung zu suchen, wo Gedanke und Glaube einträchtig verbunden seien! Jeder sonnenhafte Blick, welcher seit den klingenden Tagen des Mittelalters durch die wallenden Nebel einer Zeit drang, die sich neu gestalten will, jeder ferne Ton, von dem unser Ohr einen Augenblick harmonisch berührt wurde, galt für das nahe Zeichen einer neuen Erfüllung, und immer war solcher Blick und Ton nur das Zeichen eines tiefer reißenden Zwiespalts. Die alten Volkslieder, welche vor Luther aufflogen, wurden zu Grabvögeln der alten Volkseinheit im Denken und Glauben; die Künste, welche zu Luthers Zeit mit unerhörtem Gelingen die katholische Kirche umrankten und verherrlichten, und von ihr verherrlicht wurden, sie waren gediehn, um eine Leichenfeier zu schmücken. Und ist es im Einzelnen anders mit den halb oder ganz theologischen Partieen, die in unsrer Literatur dem Seelenleben einen neuen Schwung zu verleihn wußten? Klopstock rauschte auf wie

ein Stern; alle Welt meinte, die verlorne Einigung mit dem Himmel würde nun wieder gefunden! Aber der Stern ward blaß und bläſſer, er hatte nicht eigen Licht, und es fand sich kein selbststrahlender, der ihm geholfen hätte. Die Wolken der Werkeltage zogen unter ihm hin, und nur der Kundige wußte ihn binnen Kurzem unter jener Masse von Gestirnen aufzufinden, welche einst des Menschen Hoffnung erregt und die Pietät zur Gedächtnißnahme aufgefordert haben.

In Herder, Hamann, Lavater kündigte sich ein neuer Versuch an, mit alter positiver Glaubenslehre die neue Welt zu verknüpfen, — auch dieser Versuch fand eifrige Aufmerksamkeit, denn alle Richtung auf das Herz einer Gedankenwelt bleibt niemals ohne die größte Theilnahme. Der Sehnsüchtigen und Bedürftigen, die in der Stille harren und denen jedes Brett eine Rettung verheißt, giebt es unzählige.

Auch dieser Versuch zerschellte ohnmächtig. Man muß sagen, daß Herder just durch das den meisten Ruhm erwarb, was ihn von der religiosen Tradition der Kirche entfernte. Hamann ward des religiosen Kerns halber nur von wenig Leuten dem Gedächtnisse empfohlen, die Nation nahm gar keine Notiz von ihm. Lavater hat durch nichts so sehr als durch ein specifisches Talent interessirt, durch seine Physiognomik, — just da, wo sie sich in eine Verbindung mit seiner Glaubenswelt drängte, verfiel sie dem Spotte. Was er für seinen Kern hielt, das war der Nation die Schale.

Darf man es läugnen? Die Sachen dieser Männer sind nicht im Leben der Nation geblieben, kaum im Gedächtnisse der Aufmerksamen. Von dem Besten sind drei bis vier Gedanken oder Maximen in's poetische oder in's sittliche Bewußtsein der Nation getreten, und diese sind beinahe das Gegentheil von theologisch-dogmatischen, — kurz, als theologisch schaffende oder nur herstellende Gruppe ist die vorstehende zu Grab' gegangen. Alles gleichzeitige und folgende Genie erster Klasse richtet sich nicht auf die theologische Seite; welche bedeutsamen Folgerungen thun sich damit auf! Jung Stilling könnte hier beigezählt werden, der in einer ganz persönlichen Entwickelung das christliche Moment ausprägt. Dies geschieht aber dergestalt harmlos, und so ganz ohne Prätension, daß er einsam bleibt, und daß erst später

in der romantischen Schule seine eigenthümliche Geisterwelt verwandtes Leben in der Literatur findet. Es darf also bei ihm, wenn hiermit der Jahresforderung genügt ist, die nähere Charakteristik im Gefolge einer Schule gesucht werden, welche im literarischen Herzensleben breitere Verwandtschaft mit ihm hat.

Halten wir an der Idee fest, daß eine historische und mit ihr gleichzeitig eine poetische Erfüllung nur dann eintrete, wenn aller mögliche Umkreis eines menschheitlichen Bereiches erschöpft sei in Breite, Höhe und Tiefe, so begegnet uns auch hier wiederum das herbe Wort, welches wir so oft vernommen haben, seit unsre Existenz aus der ersten, aber sehr beschränkten des Mittelalters herausgegangen ist, das herbe Wort: die Frucht ist noch nicht reif, sie hat den ihr möglichen Umfang noch nicht erreicht, und ist demgemäß auch im Innern noch nicht genügend ausgebildet.

Und so hebt sich denn unsere Gedankenwelt noch einmal wurzeltief zu einer Kritik aus; die Bacon'sche Geistesbewegung erhält noch ein neues Stadium in Kant, und dies Stadium ist nothwendig gewesen, denn es ist zum Nationalbewußtsein gediehn. Die Kant'sche Kritik ist Gedankenatmosphäre geworden; alle Opposition dagegen für Positives vor der kritischen Prüfung ist tödtlich durch diesen Erfolg gerichtet.

Die poetische Bestrebung kann also nicht in Herder's verschwimmender Humanität, nicht in Hamann's Jehovah-Groll, nicht in Lavater's regellosen Entdeckungen dauernde Wurzel fassen, sie bleibt angewiesen auf steten Kreuzzug. Immer noch muß sie selbst aufsuchen, aus dem Gegensatze, aus der Verwandtschaft und aus den Genieblitzen diese und jene poetische Partie sich zusammenstellen. Einen positiven Mittelpunkt giebt es wiederum nicht weiter, als insofern die ideale Erfindung sich selbst wie einen Mittelpunkt bietet. Der Poet ist Alles selbst, der Genius allein ist seine Berufung, der Genius, welcher hervorbringt, und der, welcher beurtheilt. Es war darum keine unpassende Weise, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts so viel vom Genie zu reden, so viel darnach zu benennen. Man war auf das Genie angewiesen, und empfand dies um so tiefer, je mehr einleuchtete, daß eine so lebhafte und lange geistige Bestrebung der Nation immer noch nicht weiter als zu einem neuen Anfange gebracht

hatte. Die Vorbereitung konnte zu statten kommen, aber alle eigentliche Regel wurde noch vom Genie erwartet, das Genie sollte eben die freie Regel sein, die Regel, welche sich selbst erfindet.

Wie richtig der Weg war, hat die Folge gezeigt, mit Kant beginnt die reichste und glänzendste Entwickelung des deutschen Geistes.

So müssen wir uns denn ergeben, nach all dem tausendfältigen Versuche wiederum von Grund aus für eine neue Weltansicht auszuheben, die vielleicht noch nicht die letzte für eine poetische Einigung sein wird, da sie sich in ihren Haupttalenten gar nicht geneigt beweist, zu konstituiren, da sie mehr aufstellt als feststellt.

Das traurige Geläut der Kirche soll aber auch nicht überhört sein, welches über die Bestrebung der theologischen Gruppen durch die neuere Geschichte hinklingt, über die vergebliche Bestrebung, Poesie zu beleben mit altem Odem.

26.

Die neue Philosophie.

Kant.

Fichte — Jacobi.

Umsonst also war der Versuch, in näherer oder fernerer Verbindung mit dem alten Dogma, mit einem Dogma, was sich trotz aller Ungläubigkeit in den Familien noch forterbte, eine poetische Welt wieder zu erwecken. Diese halb und ganz theologische Bestrebung ward ohne Weiteres zertreten, und zwar von einer Gedankenwelt zertreten, die sich ganz unabhängig davon bewegte, die kaum einige Pietät für den alten Familienglauben zeigte, ihm aber nirgends eine Stimme höchstens ein Zugeständniß einräumte. Kurz, die eigengesetzliche Revolution, welche Baco begonnen, erlebte jetzt in Deutschland eine ganz neue, eben so eigengesetzliche Fortbildung, Kant lehrte, unbekümmert um alles Historische, seinen Kriticismus.

Suchen wir historisch auf, wie sich Kant herausstellte, das Unterscheidende wird sich dann von selbst darbieten.

Bei Wolf und den Popularphilosophen ließen wir die philosophische Bildung. Als theologisch verketzernder Gegner trat Lange auf ohne nachhaltigen Erfolg, — diese Erscheinung wiederholt sich bis heute oft, daß beschränkte oder bloß fromme Gemüther um jeden Preis das Historische retten wollen, die Tradition des Glaubens, welche man unter mancherlei kleinen Mo-

dificationen die Kirche nennt. Aber dieser Kampf für eine alte Poesie bleibt immer einzeln, und seine Einzelnheit ist ein merkwürdig Zeichen, wie tief und allgemein das Abwenden von historischer Kirche die Jahrhunderte herab geworden sei. Die Kirche selbst, welche sich daneben als nothwendiger Mittelpunkt für die Menge erhält, bietet in diesem Betrachte den merkwürdigsten Anblick: die Prediger sind mehr oder weniger betheiligt von dem Bildungsmomente, was eben für das höchste philosophische gilt, sie machen größere oder kleinere Zugeständnisse, die Kirche ist oft nichts als eine Verwaltungsanstalt, welche der Moral zu Hilfe kommen soll, oder sie ist gar in direktem Widerspruche mit der philosophischen Kultur und dem daraus entstandenen Allgemeingedanken.

Unter all dieser Mißlichkeit lebt sie fort, so gut es gehen mag, — es sind also Haupttendenzen dieser Kirche trotz aller Reform noch immer die lebendigsten für die Allgemeinheit, alle sonstige Gedankenerfindung hat sich noch nicht zu einer so allgemein gültigen und verständlichen Reife verdichtet, und der Muth für durchgehends neue Positivität ist noch nicht erworben.

Dieser Muth ist aber ein außerordentliches historisches Moment, er tritt erst in voller Größe ein, wenn ein Bewußtsein voller Kraft vorhanden ist, er repräsentirt also die historische Gottheit selber, und äußert sich darum auch nur in dem größten Genie der Menschheit oder in überwiegender Masse derselben.

So kam's, daß Lange unbedeutend blieb, und die Philosophie selbst doch auch weder damals noch später zu einer positiven Herrschaft gelangen konnte.

Thomasius, der Franzose Crousaz, Andreas Rüdiger, Christian Ernst Crusius griffen tiefer in die wunden Stellen Wolfs, das bloß Mechanische seiner Formen entblößend, und die ungenügende Auffassung Leibnitzens darlegend. Aber es war in ihnen selbst nicht schöpferische Gestaltung genug, um eine geschlossene philosophische Welt an die Stelle zu setzen. Dies Unvermögen und jene Einsicht in die Mangelhaftigkeit der dogmatischen Philosophie erzeugten eben die Popularphilosophie, welche uns so vielfach begegnet ist, in welcher von den bereits Erwähnten Ernesti, Baumgarten, Meier, Reimarus, Sulzer, Mendelssohn, Eberhard

sich auszeichneten, und an welche noch Plouquet, Lambert und Ernst Plattner zu reihen sind.

Noch mehr vom höheren philosophischen Ausdrucke entfernt, aber ebenfalls in diese Partie der Popularphilosophen gehörig, waren außer den schon genannten Garve, Engel ꝛc. auch die Meiners, Lossius, Tetens, Tiedemann, Feder, Eschenburg, Campe und der beiläufig angeführte Basedow, — stirbt 1790 — welcher die Erziehung nach Grundsätzen der Menschenfreundlichkeit umgestaltete.

Die Popularphilosophie gedieh vielfach in den Zweck der sogenannten Aufklärung. Dies ward bei Nicolai bemerkt, und der ebenfalls angedeutete Illuminatenorden war in manchen Stücken ein entsprechender Pendant dazu, aber mit größerem, ausgebildeterem Zwecke und mit kleinerer Gewissenhaftigkeit.

Stürmischer und gewaltsamer äußerte sich das in Frankreich, wo Condillac, — stirbt 1780 — der Locke geistreich popularisirt, wo Diderot, — stirbt 1784 — d'Alembert — stirbt 1789 — encyklopädisch aufräumten. Im système de la nature, was dem Baron Hollbach zugeschrieben wird, trat der populare Materialismus dreist hervor; Voltaire — stirbt 1778 — spottete in gleicher Weise, Helvetius — stirbt 1771 — erfand zu allgemeinem Jubel ein lächelndes, überall gefaßtes System der Sittenlehre, was auf den geistreichsten Egoismus gestützt war; Rousseau — stirbt 1778 — mit einem bewundernswerthen Talente, läugnete die Brauchbarkeit alles Systems, alles historisch Gewonnenen, und die Opposition eines Bonnet, — stirbt 1793 — Robinet, und des Mystikers St. Martin — stirbt 1804 — wirkte zunächst nicht das Mindeste. Bonnet wußte sich für den Beweis viel zu wenig von einer positiven Religiosität zu befrein, die er den Ungläubigen eben erst beweisen sollte; Robinet, der es besser verstand, verwirrte sich zu oft in seiner Lebhaftigkeit, und wie hätte die mystische Poesie eines St. Martin etwas vermocht, eines Sehers, da Niemand sehen und glauben, Jedermann nur in popularer Logik überführt sein wollte! —

Wie der philosophische Punkt in England geführt wurde, ist bei Anführung David Hume's — stirbt 1776 — bereits gesagt, der die Möglichkeit des Wahrheitsbeweises läugnete, nur

Wahrscheinlichkeit einräumte, und für die Berufung auf das Gefühl hinwies, bei dem man über Gutes und Böses anfragen müsse.

So entstanden parallel mit unsern Popularphilosophen, nur peinlicher als diese, die schottischen Moralphilosophen, die Thomas Reid, — stirbt 1796 — Johannes Beattie, — stirbt 1803 — Oswald, Stewart, Richard Price, Ferguson, Adam Smith, die auf den sittlichen Gemeinsinn, auf common sense fußend, über Recht und Staat sich verbreiteten.

Die höhere Wissenschaft konnte dabei nichts gewinnen, wohl aber die Verwaltung. Das Genie, was auftrat, mußte gestört und niedergehalten werden, und das geschah denn auch, weil für alle wirklich aufgehende Poesie in dieser Bildung kein Weg lag. Eine hohe Wissenschaftlichkeit und eine hohe Poesie begegnen sich im Aether, eine Verwaltungswissenschaft aber, die nicht über den Kreis der Feueresse hinaus darf und will, nimmt stets Aergerniß an der hohen Poesie, und es liegt in ihrer sonst ehrenwerthen Bestimmung, dies Aergerniß durch Verfolgungen geltend zu machen. Das hat Byron, Shelley derb, Goethe und mancher Andere hier genügend erfahren.

Von den Ausländern wurde eine Zeitlang der Holländer Hemsterhuis — 1720—1790 — außerordentlich wirksam auf Deutschland, obwohl er seine Schriften ursprünglich französisch in fliegenden Blättern, etwa in den Jahren von 1769—1787, herausgab. Dieser sogenannte Batavische Sokrates, den man der Verstandesrichtung nach gern mit Lessing vergleicht, hat äußerst geneigte Aufmerksamkeit in Deutschland gefunden. Zunächst persönlich schloß er sich eine Zeitlang dem Kreise der Fürstin von Gallizin in Münster an, welche wir bei Hamann bereits gesehn haben, und so kam er denn auch zu naher Einwirkung auf diesen und besonders auf Jacobi. Dieser fand denn nun freilich bald mit Schrecken, daß in Hemsterhuis Bibelverachtung und antichristliche Gesinnung leicht zu entdecken sei, und Hamann fand die Platonische Schale dieses Sokrates auch sehr bald verdächtig; indessen hat Jacobi deshalb seine Theilnahme doch nicht völlig abgewendet, und zu einer deutschen Uebersetzung der Schriften von Hemsterhuis mit Herder Zusätze gespendet.

Darin ist denn auch dieser christliche Punkt leidlich in Ja-

kobi'schem Sinne ausgefallen. Hemsterhuis's Ansichten bilden schon ihrer Entstehungsart nach kein vollständig System, machen nur, besonders im materialistischen Punkte, Opposition gegen die damaligen Franzosen, und gehören zu den geistreichsten jener Zeit.

Er verlangt zunächst einen streng festgehaltenen Unterschied zwischen sinnlichen und geistigen Verhältnissen, im Gegensatze zu einer Zeit, welche sie in einander schlang. So wird ihm denn auch Gott ein einzelner abgesonderter Gott, nicht bloß eine Weltseele.

All dieser philosophische Weg erhielt nun plötzlich eine ganz unerwartete Wendung. Die Popularphilosophie war ein Geltendmachen des nächsten, einzelnen Gedankens, welcher sich durch eine naheliegende Vergleichung und ein daraus gezogenes analoges Gesetz bildete, — der einzelne Gedanke, das kleinste Subjekt des Menschen wurde also ein eigentlicher Mittelpunkt, die kleinste Subjektivität herrschte.

Der Uebergang zu Weiterem war, daß in Kant die Deduktion aus dem Subjekte bis zur geschlossensten Höhe getrieben, und damit, wie die Schulsprache sagt, diese Richtung vollendet, der Uebergang zu neuen Bestandtheilen gereift wurde. Der mögliche Weg des Menschengedankens war nun geebnet, Kant bewies, was und wie gedacht werden könne. Kant's kritische Philosophie ist die Spitze aller reinen Verständigkeit, alles Rationalismus, die sublimste Subjektivität, die in sich Gesetze sucht, um alles Außen darnach zu messen, und die deshalb die kritische Philosophie heißt.

Diese Waffe des Subjekts — denn Kant's Philosophie ist erst die Waffe, nicht die Eroberung — mußte fertig geschmiedet und geschliffen sein, damit neuere Philosophie, mit dieser Waffe ausgerüstet, in das gegenüber liegende Reich des Weltobjektes ziehn, und von da neue Eroberung für den Gedanken und Schluß holen könne.

Dies that zunächst auf eine geistreich dichterische Weise Schelling, er versenkte sich, gewappnet mit der neuen Denkrüstung, in das Weltobjekt, und er scheint sich bis jetzt noch nicht wieder zur eigentlichen Obmacht daraus hervorgefunden zu haben. So ist er mehr ein Material als ein Ende geworden. Hegel, zuerst neben ihm schreitend, empfand tiefer das Bedürfniß, des

Objekts Herr zu werden, ein herrschkräftiger Geist ertrug es nicht so lange, in dem aussichtslosen Gewirr der tiefen Thäler und Schluchten umherzutasten, seine Seele drängte um jeden Preis nach einem Ueberblicke, er arbeitete sich geradeauf nach der höchsten Spitze, die sich bot, und er erreichte sie. So gab er zuerst das bis jetzt letzte Ganze, das letzte philosophische Gesetz, aus den beiden Bestandtheilen Kant's und Schelling's, aus einer sich bewußten Denkwelt, und aus einer neuen reichen Welt des Gedankenobjektes blickte und deutete er zusammen ein neues Drittes.

So thürmen wir Denkgebirg auf Gebirg, und wenn das eine immer wieder krachend auf das andere bricht, so liegen seine Trümmer doch höher als die früheren, und solchergestalt hoffen wir doch, stets aufzusteigen, der höchsten Einsicht näher zu kommen.

Diese letzte große Epoche der Philosophie datirt vom Jahre 1781, dem Todesjahre Lessings. Da erschien Kant's Kritik der reinen Vernunft.

Es wird zunächst alle bisherige Weltweisheit unter eine neue Kritik gebracht, und eine Vermittelung gesucht zwischen jener Weisheit und dieser Kritik. Dann vollendet Fichte den rein kritischen Weg, und hebt ihn auf in dieser Vollendung; — Jacobi versucht, ohne hinreichende Macht, neuen Stoff beizubringen, die unmittelbare Vernünftigkeit im Gegensatze zur vermittelnden Verständigkeit geltend zu machen.

Dies sind die Hauptmomente, aus welchen unsere heutige Geisteswelt sich vorbereitete.

Kant, — 1784—1804 — achtzig Jahre alt werdend bei der großen Umwälzung, die aus seinem Kopfe hervorging, lebte in Königsberg ein einfaches Junggesellenleben. Er ist nie über die Umgebungen von Königsberg hinausgekommen, nicht einmal Danzig hat er gesehn. Herder schildert ihn in der schon erwähnten Metakritik, worin er den alten Lehrer zu bekämpfen suchte, folgendermaßen, gleichsam erst das Schwert senkend und Achtung beweisend dem Schilde, worauf er Streiche führen wollte:

„In seinen blühendsten Jahren hatte er die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich höre, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedanken-

reicheste Rede floß von seinen Lippen, Scherz, Witz und Laune stunden ihm zu Gebote, und sein Lehrvortrag war die unterhaltendste Conversation." — „Nichts Wissenswerthes war ihm gleichgültig, keine Kabale, keine Secte, kein Vorurtheil, kein Namen-Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Erhaltung der Wahrheit."

Der Kantische Hauptpunkt war der: wir können nur die Erfahrungswelt erklären, und die Vernunfterkenntniß des Uebersinnlichen steht uns nicht zu. Er will zwar nicht das Ding an sich, aber die Erkenntniß desselben läugnen. — Er war besonders angeregt durch Hume's Skepticismus, und ging auf Untersuchung des Erkenntnißvermögens selbst. Dies war sein Gegensatz zu den Dogmatikern, die sich des Wegs für sicher hielten, und zuversichtlich nach Resultaten griffen. Erst den Weg betrachten, sagte Kant, und das Werkzeug des Fortkommens, ehe wir vom Ziele sprechen. Die freie, rein vernünftige Selbstheit des Geistes ward Gegenstand der Untersuchung. Was kann sie? wird die Frage. Was gehört rein ihr an bei Urtheilen, was der Sinnenwelt?

Das reine Resultat war folgendes:

„Raum und Zeit als Bedingungen aller sinnlichen Erkenntniß sind nicht objektive, sondern rein subjektive, und zwar die allgemeinsten Formen sinnlicher Anschauung, das heißt Sinnesbestimmungen."

Wir erhalten die Vorstellung durchaus nicht baar, erkennen kein Ding an sich, sondern nur wie es unserm Subjekte erscheint. — Das Erkennen geht nicht über die Erscheinung hinaus.

Kant nennt diese seine Erkenntnißtheorie „transcendentalen oder kritischen Idealismus."

Die reinen Formen des Sinnes und Verstandes lassen sich nur auf Gegenstände der Sinnlichkeit anwenden; „denn sobald die Vernunft als das Vermögen des Uebersinnlichen und Unbedingten, selbige auch auf ihre Ideen der S e e l e, W e l t und G o t t bezieht, wird sie t r a n s c e n d e n t, d. h. überschreitet sie die Grenzen möglicher Erkenntniß, und dialektisch, d. h. sie geräth in Widersprüche und Fehlschlüsse, die sie nicht auflösen kann. Von den unbedingten und reinen Vernunftideen giebt es daher kein W i s s e n, oder E r k e n n t n i ß, — diese beruhen ganz auf

einer aus der sittlichen Natur oder aus der praktischen Vernunft entspringenden Annahme, oder auf dem Glauben. Die theoretisch beschränkte Vernunft nämlich offenbart sich praktisch frei und nach eigenen Gesetzen. Aus diesen Gesetzen bilden wir Sittlichkeit, Vorstellung von Gott, von Unsterblichkeit."

Kant hat drei Kritiken: das Denken erscheint entweder als Verstand, oder als Vernunft, oder als Urtheilskraft. Dem entspricht die Kritik der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft, welche die beiden vorhergehenden in Einklang zu bringen versucht. In dieser Form wenigstens stellt ihn die Hegel'sche Schule gern dar, weil solchergestalt die Trichotomie auch beim Hauptanblicke sich darstellt. Diese Schule hält sich gern näher zu Kant als zu Fichte, weil jener die Kategorieen aus dem absoluten Denken — nur unvollständig, weil ohne innere Ableitung — Fichte aber aus dem Ich als einem Subjekte herleitet. Jenes in vollständiger Deduktion ist Hegel'scher Gang. Eben so hat Kant hierbei die seit Proclus versäumte Trichotomie — zwei einseitige Richtungen aus denen das Dritte als versöhnender Begriff sich ausspricht — wieder aufgenommen, wenn auch ohne den Werth dieser wissenschaftlichen Bewegung zu ahnen, welcher für Hegel der Hauptschlüssel wurde. — Indessen ist dies Alles eine durchaus neue Auffassung Kant's. Seiner Zeit war die Kritik der reinen Vernunft das höchste Gesetz.

Heine in der scharfen Heiterkeit, womit er diesen Stoff bespricht, und hierbei der Phänomena und Noumena erwähnt als der Kant'schen Punkte, welche begriffen und nicht begriffen sein können, hält sich vollkommen richtig an die Kant'sche Hauptsache, an dasjenige Moment, wo er aus seinem Systeme herausgeht und Zugeständnisse macht. Denn dies ganze Bereich der „praktischen Vernunft," welches er der theoretischen anhängt, ist Zugeständniß, das Kant'sche System ist nur die Welt der theoretischen Vernunft. Der Gedanke liegt also nicht so fern, daß Kant diesen „praktischen" Nebenbau nur angefügt habe, um doch nicht die Lehren von Gott und Unsterblichkeit völlig zu morden, weil sich in seiner theoretischen Vernunftlehre kein Platz dafür findet.

Jenes Standpunktes wegen, der nur Erfahrungsbeweise zuließ, und der just bei allen nüchtern Verständigen so viel Beifall erwarb, nennt die neueste Philosophie das Kant'sche System ein

unvollständiges. Die Hegel'sche Schule sagt, solcher Standpunkt der Kritik sei kein wahrhaft vernünftiger oder spekulativer und metaphysischer, sondern ein rein empirisch-psychologischer, keine Vernunftwissenschaft, sondern eine Verstandestheorie. Kant habe kritisch außerordentlich aufgeräumt, aber nur negativ kritisch; — bei der Metaphysik ankommend, habe er sich umgewendet und gesagt: seine Kritik sei alle erreichbare Möglichkeit von Metaphysik.

Die Schule Schellings drückt sich meist noch härter über ihn aus, weil sie zunächst nach ihm den Schritt unternahm, in eine höhere komplicirtere, reichere Region, und weil sie sich weniger zu einem rationell abschließenden Punkte aus diesem eroberten Gebiete rettete, als die Hegel'sche. Sie hielt sich stets empfindlicher im Punkte alles Jenseitigen.

Sie sagt, es vertrüge sich mit dem von Kant geforderten Vernunftglauben ganz wohl, daß spekulative Vernunft selbst nicht einmal die Möglichkeit eines Wesens einzusehn im Stande sei, eines Wesens, wie wir uns Gott denken müssen, und Schelling bedeckte dies mit der berühmten Wendung im „Denkmale gegen Jacobi:" „es kann doch mit keinem Glauben zusammen bestehn, daß die Vernunft die Unmöglichkeit eines Gegenstandes einsehe, und dennoch aus andern Quellen die Wirklichkeit desselben erkennen könnte."

Die Vernunft, sagt die Schelling'sche Schule ferner, habe sich bei Kant mit dürren Worten den Banquerut erklärt, und es sei die Kant'sche nur eine Philosophie im negativen Sinne, ein Protestantismus gegen Philosophie.

Es ist nun, da Kant ein so folgenreicher Wendepunkt geworden, in einiges Detail seiner Lehre einzugehn. Seine Schriften, er schrieb viel, sind im Wesentlichen folgende: „Kritik der reinen Vernunft," — „Kritik der praktischen Vernunft," (1785) — „Anfangsgründe der Naturwissenschaft," (1786) — „Kritik der Urtheilskraft," (1787, 1790) — „Religionslehre innerhalb der Grenzen der Vernunft," (1793) — „Sitten- u. Rechtslehre," (1797) — „pragmatische Anthropologie" (1798). Daneben eine große Menge kleinerer, meist Gelegenheitsschriften. In diesem Augenblicke wird endlich, Leipzig bei Voß, durch die Königsberger Rosenkranz und Schubert eine Gesammtausgabe veranstaltet, die besonders Rosenkranz schon lange angestrebt hatte.

Die hauptsächlichsten Sätze Kant's sind denn etwa folgende:

„Die letzten Gründe alles wesentlichen Wissens und Erkennens sind in der reinen Vernunft aufzusuchen, nicht im bloßen empirischen Denken, dies begründet nur die analytische, nicht die synthetische Erkenntniß.

Was unser Bewußtsein für nothwendig hält, ist a priori, und gehört zur Kenntniß der reinen Vernunft, heißt rein, — das Zufällige heißt a posteriori, heißt empirisch. Jene giebt die Transcendental-Philosophie, die also in nichts weiter besteht, als daß man sich die nothwendige Folge und das nothwendige Verhältniß der Dinge sucht, und sich nicht mit der zufälligen Erfahrung begnügt.

Zeit und Raum sind reine Formen, aber wir haben die Vorstellung davon nur durch Erfahrung; sollen sie darüber hinausgehn, so sind sie uns inhaltsleer.

Es giebt also wohl Dinge an sich außer uns, aber das Ansich derselben kann nicht zu uns bringen. Sie kommen nur in Form von Zeit und Raum zu uns, wie wir Zeit und Raum anzuschauen gewohnt sind.

Zeit und Raum sind also die Grenzen des sinnlichen Erkenntnißvermögens.

Zur Sinnenfähigkeit kommt die Einbildungskraft. Es giebt eine empirische, die nur vergangene Vorstellungen ergreift, wiederschafft und zusammenstellt, (Apprehension, Reproduktion und Synthese) und eine reine, eine von vornherein, a priori gegebene Verbindung der einzelnen reinen Anschauungen aller Zeit- und Raumtheile.

Beides, Wahrnehmung der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft eint der Verstand, die synthetisirende Thätigkeit, in feste Begriffsklassen, d. i. Kategorieen; er erkennt objektiv.

Es giebt zwölf Kategorieen, die aus vier Hauptkategorieen entstehn, von denen jede drei enthält. Jene vier sind: Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Hierbei finden bereits die Schellingianer eine Andeutung der Identität, und zwar in einer Bemerkung Kant's, daß die dritte Kategorie allenthalben aus der Verbindung der zweiten mit der ersten ihrer Klasse entspringe. Sie folgern daraus, daß die Gegensätze der beiden ersten in der dritten vereinigt, also aufgehoben seien, und daß

also das richtige Erkennen nicht bei solchem Zwiespalt stehn bleiben dürfe.

Jene zwölf Verbindungsweisen des Verstandes sind die nothwendigen Formen aller möglichen Begriffe und mithin die nothwendigen Bedingungen alles Denkens. Sie enthalten aber keine Erkenntniß der Gegenstände an sich, sondern können nur zur Bestimmung sinnlicher Gegenstände angewandt werden.

Der Satz des Widerspruchs ist der erste Grundsatz analytischer Urtheile; der Grundsatz synthetischen Urtheils dagegen ist der Satz jener zusammengestellten Einheit (Synthesis), welche sich aus den verschiedenen ursprünglichen Wahrnehmungen zusammenbaut.

Diese Idee des synthetischen Urtheils ist der Punkt, auf welchen sich die Folgezeit in Kant gestellt hat, und woraus die Alleins-Lehre oder das Schelling'sche Identitätssystem erwachsen ist. Der hierauf bezügliche Hauptsatz in Kant's Kritik der reinen Vernunft-Elementarlehre II. Thl., 1ste Abtheilung, 1. Buch, 2tes Hauptstück, §. 16—18 lautet:

„daß nämlich alle Gegenstände als angehörig demselben Weltganzen der Erfahrung, und folglich das subjektive Ich sowohl, als auch die demselben gegenüberstehende Welt als zweitheilige Erscheinung und Produkt des einen und selbigen an Sich zu achten seien." —

Eine andere Stufe für Schelling war, daß Kant auch den Grund einer spekulativen Betrachtung der Natur legte: er sah die Kräfte nicht als der Materie äußerlich eingepflanzt an, sondern die einwohnende Thätigkeit war ihm die eigene Substantialität der Materie.

Die Vernunft, das Vermögen der Schlüsse, strebt mit den Kategorieen des Verstandes vom Bedingten zum Unbedingten, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen; aber diese Vernunftideen sind nur abstrakte Begriffe, deren Wahrheit durch keine entsprechende Anschauung in der Wirklichkeit verbürgt wird, — eine wissenschaftliche Metaphysik, welche über das Uebersinnliche und Unbedingte uns belehre, eine Ontologie, wie er es nennt, sei also unmöglich.

Eben so unmöglich eine rationale Psychologie, da die Seele an sich, nicht so weit wir uns deren bewußt werden, sondern so

weit sie Grund dieses Bewußtwerdens ist, Gegenstand einer solchen Psychologie wäre.

Eben so unmöglich eine rationale Kosmologie, welche das Weltall an sich zu geben hätte, nicht als Erscheinung für uns.

Eben so unmöglich eine rationale, d. i. reine Theologie.

Man gewinnt durch das Philosophiren nichts Absolutes, oder Kantisch ausgedrückt, keinen konstitutiven Nutzen, aber einen regulativen Gebrauch für die Naturforschung, und einen religiosen für's praktische Leben.

Gewinnt man auch nichts Absolutes, so ist doch eine Analogie zwischen Wirklichkeit und Idee nicht zu läugnen, und deshalb soll man besonders in künstlerischer oder sittlicher Hinsicht die Bestrebung nicht aufgeben, Idee und Wirklichkeit, wenn nicht in einander, doch an einander zu bringen.

Das Sittengesetz enthält, „was der Vernunft gemäß allgemein sein soll." Das heißt: „Handle so, daß die Maxime Deines Willens durchgehends als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung aufgenommen werden könnte."

Das Sittengesetz kann hier nicht voll realisirt werden, weil die Sinnenwelt ein anderes Interesse hat; folglich muß es ein unsterblich Leben geben. Das Sittengesetz verbürgt demnach auch das Dasein eines Gottes.

Es ist eine sittliche Pflicht, an das Dasein eines Gottes zu glauben, obwohl dies für die bloße theoretische Vernunft unerweislich bleibt.

Der Staat ist nur eine Rechtsanstalt.

Die Freiheit ist das erste Postulat der praktischen Vernunft — sie ist das Princip aller Moral.

Das Christenthum ist die Idee von der Religion, die überhaupt auf Vernunft gegründet, und insofern natürlich sein muß.

Religion unterscheidet sich nicht der Materie, d. i. dem Objekte nach, in irgend einem Stücke von der Moral; denn sie geht auf Pflichten überhaupt; sondern ihr Unterschied von dieser ist bloß formal: d. h. sie ist eine Gesetzgebung der Vernunft, um der Moral, durch die aus dieser selbst erzeugten Idee von Gott, auf den menschlichen Willen zur Erfüllung aller seiner Pflichten Einfluß zu geben."

Man begreift, welch ein Wetterstrahl dieses System für eine Welt sein mußte, die mit unendlicher Mühsamkeit wenigstens in soweit wiederum konstituirt war, daß eine Verbindung mit dem Himmel doch fortwährend für möglich, und dem einzelnen Genius für erreichbar galt. Krachend schlug der kleine Mann aus Königsberg, krachend und lachend in dies wissenschaftlich nicht begründete, poetisch nicht geweihte Verhältniß, — und er hatte den Hohn hinzugefügt: wollt Ihr Euch daran laben als an einem Traume der Möglichkeit, labt Euch! das schwache Herz will sein Spiel, ich will's ihm nicht verderben.

Ganz wie ein Strahl mußte diese Lehre auch durch alle andere Verhältnisse fahren: Geschichte, geschichtliches Ergebniß, Staat und staatliche Anstalt als solche Ergebnisse, welchen Stempel tragen sie? Den Stempel kurzsichtiger Menschen, fort damit ohne Weiteres, sobald uns eine andere Einsicht kommt. Der nackte Revolutionsgedanke lag für den deutschen Geist darin, und es ist darum ein so tiefes Wort, wenn man in Kant, in dem einzigen stillen Manne, den ganzen französischen Konvent findet. Seine Schwerter haben sich auf Kind und Kindeskind vererbt. Eine Anekdote von Kant, welche in Laube's „jungem Europa" gedruckt ist, erhält ihre wahre Beleuchtung durch dies System. Kant soll in Jubel ausgebrochen sein beim Tode des unglücklichen Ludwig. Das konnte der sonst edle Mann nur im Interesse dieses seines Systems: eine Illusion war durch jenen Akt zerstört, die Gedankenmöglichkeit war vernichtet, daß eine Staatsinstitution mehr sein könne, als ein menschlich Institut, was eben so von Menschen vernichtet werden könne.

Das Kantische System liegt uns so nahe, die erste Grundlage alles Gedankens ist der jetzigen Generation noch aus ihm gekommen, und doch welch mächtiger Ueber- und Unterbau ist seitdem geschehn! Poetische Bestrebung hat sich auf alle Dächer erhoben, sich in philosophische Systeme versenkt, sich wenigstens Zugeständnisse von diesen erzwungen, auf allerlei Weise, mitunter gewaltsam hat man den zerstörten Weg zum Uebersinnlichen wieder herzustellen gesucht, der baare Kantianer — der Kantianer war viel prosaischer als Kant — wird jetzt wie ein an Schwingen und Brust gerupfter Vogel dargestellt; — es hat in Wahrheit noch niemals fünfzig Jahre unsrer Geschichte gegeben, welche

solch einen Sturz durch und für einander tobender poetischer Anstrengung erzeugt, als die Jahre von 1780 bis 1830!

Die Kantischen Bücher, in denen eine so radikale Umwälzung kauerte, lagen eine Zeitlang fest, bestäubt, unerkannt auf den Tischen, man sah ihnen die Revolution nicht an, von der sie strotzten, die letzte vollkommenste Trennung von allem geschichtlich Religiosen.

Die Periode der Moral beginnt mit ihnen. Der Gedanke, welchem Kant allen Weg über die Gipfel der Bäume, über die Wolken hinaus versagt, baut sich wenigstens einen festen Kreis in sich aus, macht aus sich eine Festung, tyrannisirt sich um so mehr, weil er sich von allem unzweifelhaften Unterthanenverhältnisse zu einer ewigen Macht gelöst hat. Von Kant datiren die edlen prosaischen Menschen, welche das Gute und Nützliche um jeden Preis, um den Preis der Schönheit, der Gottheit und der Ewigkeit wollen.

Es ist wahr, Kant läßt, um sich, wie schon erwähnt, gefällig zu beweisen, den Gedanken auch einmal hinauf in ewige Fernen, aber nur wie der Jäger seinen Falken auch einmal steigen läßt, obgleich im Augenblicke nirgends eine Beute in hoher Luft zu sehen ist, er läßt ihn aber einmal steigen und sagt: Gehe hin, Unruhiger, flieg Dich müde! Wenn Du leer zurückgekommen sein wirst, sitzest Du mir um so ruhiger auf der Hand. Der Falk kommt leer zurück, und der Jäger lächelt, denn es ist ihm diesen Augenblick mehr darum zu thun, daß er Recht habe, als daß er eine sonst sehnlich gewünschte Beute heim bringe zu den verlangenden Kindern.

Recht haben, ja, auch gegen sich selbst! denn wir wollen jenen Punkt nicht vergessen, den Kant gewiß nicht übersah, wie Schelling glaubt, dem er aber keine Ausbildung geben mochte. Jener Punkt war der Gedanke: alle Gegenstände gehören demselben Weltganzen der Erfahrung, und das Ich und die mir gegenüber liegende Welt, wir sind Theile eines Ganzen; — umarmt Euch, und Euer Kuß, Eure Liebe, Euer Hader, Euer Kind, sie werden das gesuchte Absolute sein.

Diese Umarmung, welche Schelling später in's Werk setzte, blieb Kant schwerlich so versteckt, als man's darstellen möchte; aber dieser Gedankenakt hatte ihm zu viel Poetisches, Beliebiges,

Kant blieb lieber in seiner keuschen Zurückgezogenheit, er wollte selbst gefesselt sein von seinen Kategorieen.

Verfolge man in alle einzelne Gebiete des Denkens und Lebens, welch eine Umgestaltung solch ein konsequentes System, ein fest vergitterter Käfig in seiner nüchternen Verstandeswelt, hervorbringen mußte. Vom Jahre 1790 bis 1810 hat es unumschränkt in Deutschland geherrscht, und sich bis in die Unbewußtheit des alltäglichen Geschwätzes eingegraben. Die höchste und niedrigste Bildung ausgenommen, ist heute noch alle Schätzung von Ruhm und Ehre, von Staat und Zukunft, von Verdienst und Tugend aus Kantischem Prozesse. Es ist Grund und Boden alles modernen Denkens, um so mehr, da auch die neueren Philosophen ohne Ausnahme auf sein Fundament getreten sind. Jene schon beregte Vermittelung zwischen Subjekt und Objekt, welche Kant gegen seinen eignen Hintergedanken hartnäckig läugnete, ward von Schelling zur Identitätslehre aufgenommen, und man kann allerdings sagen, daß, wenigstens von 1810 an, die wissenschaftliche und poetische Spitze Kant's bereits durch die Idee der Naturphilosophie gebrochen und überboten war. Aber diese und alle andere Identitätslehre ist heute noch nicht so wie die Kant'sche Lehre in das allgemeine Denkbewußtsein übergegangen; der Arzt der Jurist, der rationelle Staatsmann, der höhere Bürgersmann in Masse und mancher Gelehrte schließt noch heute in Kant.

Mag dies in der künstlichern Form der neueren Systeme, mag's darin liegen, daß sie doch alle auf dem Kantischen Denkroste ruhn, welcher immer vom Hauptwerthe bleibt. Bekanntlich bleiben manche bereits zerfallende Paläste in Venedig hoch im Preise, weil der Zedernrost, auf welchem sie gebaut sind, unverwüstlichen Werth hat.

Es ist dieses Orts unmöglich, all den einzelnen Denk- und Lebensrichtungen nachzugehn, um die eindringende und umändernde Kant'sche Seele zu zeigen. Aus der Theologie verschwand der letzte Rest von Supernaturalismus. Die Popularphilosophie hatte die Tradition verdrängt, die äußerlichen Wunder des Christenthums, sie behielt aber einen persönlichen oder abstrakten Gott und nannte sich davon, um ein Ansehn zu haben, Deismus. Kant sagte nun, jenes Dasein ließe sich nicht beweisen, es verbreitete sich Gleichgültigkeit gegen alles zunächst Unbeweisbare,

Nüchternheit, Unglaube oder gar Spott. Die spätern Rationalisten in Deutschland, das heißt die Rationalisten in der Theologie führen ihre nächste Vaterschaft auf Kant; mit Semler, Reimarus &c. weisen sie nur die Verwandtschaft einer Seitenlinie nach. Der philologische Punkt des Neuen Testaments ward eine Zeitlang ohne Wichtigkeit, da man über die philosophische Wesenheit des Inhalts hinaus war.

Aus dem Staate verschwand ebenfalls die Tradition und mit ihr was an Uebergriff der Verjährung, an Poesie des geheimnißvoll Familienmäßigen, an Kitt des Herkömmlichen übrig war. Allerdings ist Kant von der Reformbewegung französischer Philosophen, von den Schriften der Helvetius, Rousseau betheiligt gewesen, und durch sie auf ähnliche Resultate geleitet worden; denn wir haben in diesem einzigen Manne eine ganze Encyklopädie der Franzosen. Aber man kann eine sehr unrichtige Vorstellung wecken, wenn man von näherem Zusammenhange, oder gar von Nachahmung sprechen wollte. Die Stimmung des Gedankens, welche einmal eingedrungen war, kam auch über ihn, aber nur sie; selbst und eigen arbeitete sie sich in ihm zu einer gründlich deutschen oder deutsch gründlichen Welt.

Es ist bezeichnend, daß die Hegelianer den negativen Punkt Kant's am Wenigsten hervorheben, und gern darauf beruhn, wo sich Kant in Anerkennung gedanklicher Allmacht der Hegel'schen Zukunft so nahe zeigt. So sagt Michelet, Kant sei mit seiner Kritik den verschiedenen Arten des Atheismus entgegengetreten, um der Usurpation des endlichen Erkennens, das sich für das einzige hielt, ein Ende zu machen und ein höheres Erkenntnißvermögen demselben gegenüber zu stellen, obgleich dieses Bestreben für jetzt sein Ziel noch nicht erreichte; — ein Gesichtspunkt, der für Kant sonst nicht gewöhnlich ist, da man sich sonst zunächst nach dessen Verhältnisse zum Dogma der alten Welt, nicht zu den Abweichungen von demselben umsieht.

Mit Bangen geht man nun an den poetischen Kreis, der aus und neben Kantischer Gedankenwelt bestehen konnte! Alle Unmittelbarkeit, aller poetische Eindrang und Vordrang war ja durch solche Philosophie abgeschnitten, Alles ward ja aufgegeben, was über die handgreiflichste Anschauung und Erfahrung hinaus-

ging, man sollte sich sparsam und sicher einrichten in einen streng irdischen Verstandeskreis.

Kant war indessen so geistreich, daß er dennoch für schöne Kunst reichere Motive zu finden wußte, als sie der kategorisch-moralische Befehl einzuräumen schien. Ein Todfeind der unbegabten Faselei, würdigte er doch hoch das Talent, was der eintheilende Verstand nicht berechnen kann; in all seinem stolzen Imperativ barg er eine poetische Bescheidenheit. Aus dieser Bescheidenheit gab er seiner todesstrengen, theoretischen Vernunft das unsystematische Zugeständniß einer praktischen Vernunft an die Seite, um weitere Entdeckungen für geniale Blicke offen zu lassen, und in dieser Absicht bedachte er auch die Kunst reicher, er ließ ihr so viel Spielraum, daß unsre reichste poetische Welt neben seinem harten Systeme entstehen konnte. Just neben und nach ihm offenbarte sich unsrer nationalen Welt die wunderbar tausendfältige Kraft der tausendfachen Persönlichkeit; das unklare Ausschweifen in's Ungemessene, in's leere Wesen der Redensart ward durch ihn beendigt, aber jedes Talent war durch ihn angewiesen, seine ächte, eigene Welt sorgfältig auszubilden. Sein Schlagbaum ward das Signal, jede einzelne charakteristische Möglichkeit zu erheben; solchergestalt offenbarte sich der poetische Drang in gesunder Beschränkung nachdrücklicher, denn in irgend einer Epoche unsers Nationallebens, und so rückte man auf festem, wenn auch scheinbar niedrigerem Boden einer begründeten, allgemeinen Poesie näher, als wenn die Grenzenlosigkeit und Beliebigkeit noch lange geherrscht und verflüchtigt hätte.

Er ward also, wie im philosophischen Gedanken, so auch in der poetischen Aeußerung, ein unschätzbarer Grenzpunkt, der neben der Grenze auch die größte Veranlassung gab.

Diese Motive für Poesie verdienen hier noch einen besonderen Hinblick.

Der Mittelpunkt unserer ästhetischen Frage beruht darin: ob das Kunstschöne als eine Verbindung anerkannt wird, welche den Gegensatz und Widerspruch, oder wenigstens die Trennung des abstrakten Geistes und der Natur, der Natur, welche außen erscheint und welche innen als unmittelbares Gefühl oder als unerklärtes Gemüth sich darstellt, auflösen und zur Einheit zurückführen kann.

Diesen Vereinigungspunkt hat Kant allerdings in die Vorstellung gebracht, wenn auch nicht wissenschaftlich entwickelt. Sein größter Schritt darin ist das, was er intuitiven Verstand nennt, obwohl er die also gefundene Idee in Wahrheit nur dem Ich zuweist, und sie nicht zu einer wahren und wirklichen macht, die das Objekt mit erschöpfe.

Das ästhetische Urtheil nun läßt er nicht aus dem bloßen Verstande hervorgehen, noch aus der bloß sinnlichen Anschauung, sondern aus dem freien Spiele des Verstandes und der Einbildungskraft. Lust und Wohlgefallen des Subjekts ist die Beziehung.

Dies Wohlgefallen soll

1) ohne alles Interesse, das heißt ohne Bezug auf unser Begehrungsvermögen seyn. Also nicht Neugier, Begierde des Besitzes und Gebrauches; der Kunstgegenstand soll uns um seiner selbst, nicht um unsers Bedürfnisses willen wichtig sein.

2) „Das Schöne soll dasjenige sein, was ohne Begriff, d. h. ohne Kategorie des Verstandes, als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird."

Die Scheidung zwischen Begriff und Gegenstand wird also hier nicht vorgenommen, wie sonst in Kant, das Ich wird sich nicht bewußt, daß es nur einen Akt seiner selbst vor sich habe.

3) Das Schöne soll die Form der Zweckmäßigkeit in sofern haben, als die Zweckmäßigkeit an dem Gegenstande ohne Vorstellung eines Zweckes wahrgenommen wird.

Dies ist derselbe Gang, wie bei Nr. 2. Das Ich soll sich der Trennnng vom Objekte nicht bewußt werden, wie dies doch Kant übrigens verlangt. Das Schöne existirt hier als zweckmäßig in sich selbst.

4) Das Schöne soll als ein Gegenstand nothwendigen Wohlgefallens anerkannt werden, ohne Bezug auf Begriffe.

Ueberall zeigt sich also nach dieser Seite, daß Kant seine strenge Scheidung des Subjekts und Objektes bei der Aesthetik verlassen hat. Diese Aussöhnung, welche er sonst verschmäht, soll freilich am Ende doch nur subjektiv, „in Rücksicht auf die Beurtheilung wie auf das Hervorbringen, nicht aber das an und für sich Wahre und Wirkliche selbst sein."

Hierbei preist Hegel den philosophischen Kunstsinn Schillers,

welcher, übrigens so eng an Kant sich schließend, doch zuerst, eher als die Philosophie, diese Kantische Subjectivität und Abstraktion des Denkens durchbrochen, und den Versuch gewagt habe, über sie hinaus die Versöhnung denkend als das Wahre zu fassen und künstlerisch zu verwirklichen. Hierher rechnet er besonders Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung."

So werden wir im Verlaufe zu dem Anblick kommen, daß dieser ewige Gegensatz zwischen Gedanken und Natur großartig und vielfach versöhnend just von den beiden Heroen unsrer schönen Literatur vertreten wird, indem Goethe von dem Objekte, von der Natur aus, Schiller von Seiten des Subjektes, des Gedankens die Hand hinüber reicht.

Bei dieser Gedankenfolge bleibt es denn auch sehr merkwürdig, wie sich Goethe, dem alle abstrahirende Trennung so entgegen gesetzt war, zu diesem grausam trennenden Kant verhielt. Eine Stelle in Goethe's Beiträgen zur Naturwissenschaft I Bd. II Heft, S. 104 giebt darüber Auskunft.

Wie zu erwarten, sagt er daß ihm diese Trennung zwischen Gedanke und Gegenstand nie in den Sinn gekommen sei. „Gerne gab ich jedoch den Freunden vollkommenen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, so entspringe sie darum doch nicht alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse und synthetischen Urtheile a priori ließ ich mir auch gefallen; denn ich hatte ja in meinem ganzen Leben dichtend und beobachtend eben sowohl synthetisch als analytisch verfahren, und diese Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie die physische des Herzens beim Athemholen, nur ein Prozeß."

Weit habe er sich jedoch nicht hinein gewagt in das Labyrinth des Systems, weil ihn „Dichtungsgabe und Menschenverstand davon gehindert hätten." Da kommt ihm Kant's Kritik der Urtheilskraft zu Handen, und er findet mit größter Freude seine „disparatesten Beschäftigungen" mit Natur und Kunst nebeneinandergestellt, eins wie das Andere behandelt und die teleologische und ästhetische Urtheilskraft einander wechselsweise erleuchtend. „Das innere Leben der Kunst so wie der Natur und ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus, war im Buche ganz deutlich ausgesprochen, die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten,

erklärt Kant ausdrücklich, seien die einen, so wie die andern um ihrer selbst willen da; obschon neben einander bestehend, bestehen sie deßwegen doch nicht gegen einander. Deutlich konnte ich nun Zweck und Wirkung unterscheiden, und wußte auch, warum der gemeine Menschenverstand beide so oft mit einander verwechselt. Besonders freute ich mich, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nahe mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen."

Ein Hauptmoment in der Kantischen Philosophie wurde es, daß er unerwartet das, was er bisher nur für Kritik der möglichen Erkenntniß ausgegeben hatte, für die äußerste mögliche Erkenntniß selbst ausgab, daß er das Läugnen der Metaphysik zur Metaphysik selbst stempelte.

Von da an ward die Aufnahme seiner Philosophie natürlich viel heftiger in Entgegnung und Zustimmung.

Wenn wir uns nach dem alten Bestande umsehn, welchen Kant's Lehre in Deutschland antraf, so zeigen sich alle Dogmatiker aus der Wolf'schen Schule, Popularphilosophen und halb oder ganz poetische Philosophen. Es war unmöglich, daß Kant bei alle denen Glück machen konnte. Zunächst ereignete sich das Gewöhnliche. Alles schrie auf über die gewaltsame Sprache Kant's, und die poetischen Gegner Hamann und Herder verweilten besonders bei diesem Vorwurfe. Als ob je eine wirklich neue Gedankenwelt in dem alten Gleise des Ausdrucks entstehen könnte! Jede neue Geburt macht bei einiger Kraft ihr neues Verhältniß geltend, und die Sprache enthält ja eben die stets neu erfindbaren Bestandtheile neuen Verhältnisses.

Das Mißliche lag darin, daß eigentlich nur ein Einziger dem Erfinder Kant in die geheimnißvollen Falten der neuen Redewendung folgen, und in diesen Ecken und Winkeln des neuen Ausdrucks auch die neue Bedeutung ausfinden konnte. Dies war Fichte. Alle Uebrigen, so viel Kantische Jünger da sind, erfaßten den idealistischen Grundpunkt Kant's nicht in seiner Reinheit.

Die vorzüglichsten Gegner sind: Moses Mendelsohn, Hamann, Herder, Fritz Heinrich Jacobi, S. Maimon, Tiedemann, Feder, Tittel, Reimarus, Eberhard, Weishaupt, Nicolai, Plattner, Schulze, Stattler, Abel, Garve, Lazarus Ben. David.

Kant selbst hat Rücksicht genommen auf Eberhard und Garve, und jedem dieser eine Entgegnung geschrieben. Wichtig geworden sind als Gegner Jacobi und G. E. Schulze, letzterer als Verfasser des Aenesidemus, eines geistreichen skeptischen Buches gegen Kant's Lehre, was 1792 erschien und viel Antheil weckte. Dies Buch und die Polemik Salomon Maimons haben nach dem, was Fichte zu Anfange seiner „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" und was Reinhold in „Lebensbeschreibung und Briefwechsel," von dessen Sohne edirt, anführen, Fichte auf die Hauptidee seines Systems geleitet.

Jacobi hat als Gegner darum große Bedeutung gewonnen, weil er in geistreicher, wenn auch nicht systematischer Weise geradezu den gegentheiligen Standpunkt von Kant einnahm, und die Gefühlswelt über die Gedankenwelt setzte.

Hamann verwarf alle bloß logische Form als unzulänglich und trüglich, und wollte die mystische Methode vorgezogen sehn, Realismus und Idealismus seien nicht außer- sondern ineinander. Trotz solcher schönen Blicke, wie dieser letzte einer ist, konnte damit nichts ausgerichtet werden, da Entwickelung und Beweis bei ihm Nebensache und ungenügend, dogmatische Voraussetzungen das Ein und Alles blieben.

Unbedingte Anhänger Kant's wurden: J. Schulz in Königsberg, der sehr eifrig für den Meister warb, dem aber vorzüglich oberflächliches Verständniß Schuld gegeben wird, C. G. Schütz, C. C. E. Schmid, C. H. Heydenreich, G. A. Mellin, die beiden Snell, L. H. Jakob, J. H. Tieftrunk, J. G. C. Kiesewetter, J. C. Hofbauer, J. G. Maaß, G. Hufeland, A. H. Niemeyer.

Unter den bedingten Anhängern, welche die ableitende Entwickelungsweise Kant's mehr auf eine geschlossene Einheit führen wollten, ist zunächst Leonhard Reinhold, der Schwiegersohn Wieland's, zu nennen, ein sehr beweglicher Kopf, der sich jeder neuen Wendung sanguinisch anschloß, der Kant durch Principien-

regelung des Vorstellungsvermögens tiefer begründen wollte, sich aber selbst damit verspätete. Ferner Sigmund Beck, welcher eine Zeitlang große Hoffnungen erregte. Er bewies, daß Kant's System wirklich idealistisch, und das Ding an sich die ursprüngliche Synthese all' der Verhältnisse sei, durch welche das Ding ist und besteht. Er nahm aber diese Synthese auch nur formal, und so gewann er keinen weitern Fortgang. Ferner Barbili, in welchem sich der empirische Skepticismus des Aenesidem-Schulze und der skeptische Idealismus Beck's in einen neuen Aufschwung zusammenfaßt. Ferner Friedrich Bouterweck, Jacob Friedrich Fries und Wilhelm Traugott Krug. Die ersten beiden haben indessen einen näheren Bezug zu Fichte und werden besser hinter diesem angeführt. Krug hat durch eine philosophisch aufgeputzte Trivialität nur die oberflächliche Theilnahme eine Zeitlang für sich gewonnen, besonders weil er sich mit einer bürgerlichen Redlichkeit auch muthig in allerlei praktischen Fragen vernehmen ließ. Er ist ein merkwürdiges Beispiel, wie man, im Besitz einiger philosophischen Terminologie, auch dem Unbedeutenden und Alltäglichen ein Ansehn geben kann. Hegel besonders hat ihn in's Nichts zurückgewiesen, er muß aber doch aufmerksamer angeführt sein, weil er in den mageren zwanziger Jahren reichlich gesprochen und bis jetzt eine hausbackene Bildungspartie vertreten hat, die alles Interesse nur von der nüchternen und trivialen Seite anzufassen weiß. Das „Organon" und die „Fundamentalphilosophie" sind seine Hauptwerke. Darin wird gelehrt, daß es eine synthetische Einheit des unmittelbaren gemeinen Bewußtseins gebe, Ich und Welt seien nothwendig und ursprünglich verbunden. Diese Verbindung lasse sich aber nicht weiter erklären, weil man zu dieser Erklärung die Synthesis aufheben müsse.

Im Grunde also sei die Philosophie nicht möglich, denn diese Erklärung ist eben Sache derselben, und der Krug'sche Satz ist Eigenthum jedes Menschen, der nie an's Denken gedacht hat. Jeder besitzt diese Synthese, aber er weiß nichts davon und darüber.

Fichte.

Hier nun findet sich eine wahrhafte und kühne Fortbildung in Kant.

Johann Gottlieb Fichte — 1762 — 1814 — wirft das Ding an sich, welches Kant für nicht findbar beweist, weit von sich, sucht nur einen kritischen Princippunkt, und leitet Alles aus diesem Punkte des Subjects nach einer wissenschaftlichen Methode ab, welche er die Wissenschaftslehre nennt. Wir stehen also hier vor dem subjektivsten Idealismus.

Man stellt jetzt gern in Entwickelung des philosophischen Gedankens Jakobi vor Fichte, da Fichte zu seinem Standpunkte nicht bloß von Kant aus, sondern auch in Rücksichtnahme auf Jakobi gekommen sei. Wie er 1796 an Jacobi schreibt, stimmt er darin mit ihm überein, daß er alle Wahrheit da sucht, wo dieser sie sucht, im innersten Heiligthume unsers Wesens. Dies ist indessen doch ein vager Ausdruck, und es ergiebt sich auch im übrigen Fichte, wenigstens dem der ersten Hälfte, zu wenig Jacobi'scher Einfluß, als daß man ihn, wie zum Theil aus diesem mitgeboren, und nicht sogleich nach Kant aufführen sollte. Spricht Fichte auch von einer Ausgleichung des Jakobi'schen Dogmatismus mit Kant's Kriticismus, so sagt er doch auch ohne Weite es, daß sein System dieselbe Ansicht der Sache enthalte als das Kantische, wenn es auch im Verfahren ganz unabhängig von der Kantischen Darstellung sei. Den Nachfolgern Kant's — Beck allein ausgenommen — wirft er vor, den Idealismus Kant's verkannt zu haben.

Das Subjekt, Ich, ist ihm ursprünglich frei, unbedingt, vernünftig, — dies in seiner verständigen Thätigkeit anzuschauen ist Anfang der Wissenschaft.

Der erste Akt zeigt ihm Einheit und Gleichheit mit sich selbst: Ich = Ich.

Der zweite Akt, um aus dieser Unterschiedslosigkeit heraus zu kommen, ist der Anstoß, welchen ein Anderes, ein Nicht — Ich giebt. Dadurch wird Ich beschränkt, von sich selbst verschieden.

Aus diesem leidenden Zustande geht es entweder als theoretisches oder als praktisches hervor. Nämlich: Bestimmt

das Ich jenes Nicht—Ich so, daß letzteres ein am Ich vermittelt gesetztes Theil=Ich (Objekt) bleibt, und bei dauerndem Anstoße in's Unendliche sich entwickelt, so entstehen daraus die besonderen Seelenvermögen: Einbildungskraft, Vernunft, Verstand, Urtheilsfähigkeit rc., so wie alle Kategorieen des theoretischen Ich, kurz, Alles, was Erfahrung heißt.

Trachtet dagegen das Ich nach Befreiung vom Nicht—Ich, nach Unterwerfung desselben als eines Nichtigen, so verschafft es an und außer sich alle praktische Vermögen, Handlungen und Lebenszwecke.

Dort macht es sich also selbst zu einer Verstandeswelt des Wissens und der Erfahrung, und hier schafft es außer sich das Reich der sittlichen Freiheit.

Dies ist eben so wenig auf Erden zu vollenden, als das Nicht—Ich zu überwinden ist. Die uns unübersteiglichen Grenzen lassen uns nicht über ein Streben hinaus, und man muß eine „moralische Weltordnung" voraussetzen, welche Gott ist. Vereinigung mit Gott ist Zweck des Lebens. —

Man findet also hier Kant's Kriticismus zum vollkommensten transcendentalen Idealismus ausgebildet, man sieht eine großartige Konstruktion des kritischen Gedankens versucht. Das Kantische Ich, was nur bescheiden und prüfend sich zurückhielt, ist außerordentlich erhöht, ist unbedingt gedacht, — natürlich bleiben die Vorwürfe, welche man dem Kantianismus machte, in Kraft, man blieb erstaunt, daß alle objektive Welt verloren gehe, der Mensch nichts mehr behalten sollte, als die Welt seines Gedankens. Es sind nicht alle Menschen geneigt, jede höhere Berufung in sich selbst zu erledigen.

Hochachtung gebietend ist der Einfluß auf scharfsinniges Denkstreben, der hiermit geübt wurde; fremde Nationen halten es nicht für möglich, solch ein belebtes Reich der feinsten Gedankengeschöpfe zu erzeugen, wie dies deutsche Philosophie, besonders durch Kant und Fichte, erzeugt hat. Die Sprache seufzt, die angenommene Denkform läßt sich nur stöhnend umbiegen, aber die starken Geister achten, wie Eroberer, der Schlachtverste nicht, und wer möchte bis in's Detail nachweisen, welchem Veränderungen all unsre Existenz durch diese phisosophische Betriebsamkeit erlitten hat. Sie allein war es auch, welche dem

Glauben an positive Religion wieder einiges Leben einhauchte. Wenigen ist just dieses specifische Talent des formellen Philosophirens gegeben, ein anderes Talent hat für Bestreitung desselben keine Waffe, denn die Waffen verschiedener Talente haben verschiedene Schlachtfelder, sie begegnen einander nicht, — was blieb starken Naturen übrig, die sich dem philosophischen Despotismus nicht unterwerfen wollten? Nichts Anderes, als wozu die schwachen flüchteten. Sie ergriffen die positive Ueberlieferung des höheren Gedankens; ohne eigentliche Religion ward Religion wieder empfohlen. Der Poet wollte den persönlichen Gott nicht hingeben für ein moralisches Weltgesetz, das Geisterleben für eine todte Masse, die nur auf der Iris unsrer Seele lebendig sei.

Bei philosophischen Talenten aber wurde die verwegene Fichte'sche Kraft außerordentlich fruchtbar, man sieht hier reichlichen Saamen, der später in Schelling und Hegel aufgeht. Der Zweck dieses Buches verlangt deshalb eine nähere Einsicht in das Formale des Fichte'schen Systems, und weil dieses System so streng auf kategorischen Formeln beruht, so kann man sich nicht mit einer Beschreibung desselben abfinden, sondern muß die Formeln selbst überliefern.

Die Hauptschriften Fichte's, worin er sie niedergelegt, sind folgende: „die Einladungsschrift über den Begriff der Wissenschaftslehre, Weimar 1794," — dazu gehören zwei Einleitungen im philosophischen Journale 1795, erstes und viertes Stück, — „die Grundlage der Wissenschaftslehre in Rücksicht auf das theoretische Vermögen, 1795," — „die Grundlage des Naturrechts, 1796 und 97," — „das System der Sittenlehre, 1798," — „die Appellation und Verantwortung wegen des angeschuldigten Atheism, 1799," — „über die Bestimmung des Menschen, 1800," — „sonnenklarer Bericht an das größere Publikum, 1801."

Es ist in dieser Aufzählung auf manche Schrift nicht Rücksicht genommen, die ihn von anderer als streng philosophischer Weise zeigt, und die uns später einen neuen Bezug für ihn öffnet. Zum Beispiele: „Grundzüge über das jetzige Zeitalter, 1804 und 5," — „über das Wesen des Gelehrten, 1806," — „Reden an die deutsche Nation," welche er 1808 in Berlin hielt, — „über den Begriff des wahren Krieges, 1815," und Vieles,

was, wie dies, nach seinem Tode erschien und seinen zweiten Standpunkt deutlicher feststellte, wie „die Thatsachen des Bewußtseins,“ — „die Staatslehre“ ꝛc.

Die Hauptformeln des Systems selbst sind folgende:

Philosophie ist die Wissenschaft der Wissenschaft, also Wissenschaftslehre.

Ich ist gleich Ich; dies ist der erste unbedingte Grundsatz.

Das Ich ist Thätigkeit, also setzt es sich selbst, es ist zugleich Subjekt, das, was handelt, und Objekt, die Handlung als Ergebniß, welches durch Reflexion des Subjektes auf sich selbst entsteht. Dieses sich selbst Setzen des Ich's heißt das Bewußtsein.

Jene Reflexion des Ichs auf sich selbst entsteht durch einen Anstoß, den die theoretische Philosophie als eine Forderung stellt.

Der zweite Grundsatz ist der Satz des Widerspruches, nämlich der: Das Ich ist zum Theil gleich dem Nicht—Ich, dem, was außer dem Ich ist. Dieser Satz ist also schon bedingt, denn ohne Ich giebt es kein Nicht—Ich.

Der dritte Grundsatz ist der des Grundes. Das Nicht—Ich, was erst durch das Ich eine Existenz gewonnen hat, wird von dem Ich dem Ich entgegengesetzt.

Diese drei Grundsätze sind Thesis, Antithesis und Synthesis.

An die Synthesis halten wir uns nun, nach welcher Ich und Nicht—Ich einander entgegen stehen, und sagen: entweder es bestimmt das Ich das Nicht—Ich, oder umgekehrt.

Wenn Ich in sich einkehrt, so begrenzt es sich, und schafft sich gegenüber ein anderes Nicht—Ich. Insofern also Ich beschränkt erscheint in der Reflexion, so ist Nicht—Ich, oder die Welt, unendlich, das Ich aber endlich.

Eben so umgekehrt: insofern das Ich bestimmt, ist dies unendlich und Nicht—Ich endlich.

Wo Ich thätig auftritt, nennt man es Gedanke, wo leidend, Empfindung.

Zwischen dem Gedanken und der Empfindung, da diese von entgegengesetzter Seite ausgehn, schwebt das Gemüth im Vorstellen zwischen zwei Vorstellungen, und zwar als Einbildungskraft, das Schweben selbst ist das Anschauen. Dies Anschauen drängt also gleichsam Thun und Leiden des Ich in Eins, und wird solchergestalt Bewußtsein.

Das Bewußtsein giebt also ein angeschautes Objekt, was dem Ich als von außen kommend erscheinen muß, weil dies Ich im Akte selbst nicht hervorbringen und auffassen zugleich kann.

Ein festgehaltenes Anschauen ist also Anschauung, die freie Thätigkeit des Ichs hält fest, und dies ist die Vernunft; festgehalten wird die Einbildungskraft, das Produkt ist die Anschauung.

Der Verstand hält die Anschauung im Bewußtsein fort. Er producirt nicht, giebt nur den Stand, verbeständigt, verständigt, realisirt das Ideelle.

Ueber die That des Verstandes kombinirt die Urtheilskraft. Sie sind also für einander nöthig.

Grund und Boden alles Wissens ist die Vernunft, — Erkenntniß, welche Reales und Ideales zusammenbringt.

Dies sind die Hauptformeln der theoretischen Wissenschaftslehre, welche mit Vorstellen, Anschauen und Erkennen oder Wissen zu thun hat.

Die praktische Wissenschaftslehre, die sich um Wollen und Handeln bewegt, geht von dem entgegengesetzten Satze aus: das Ich sei sich, obwohl das Nicht—Ich bestimmend, seiner selbst bewußt.

Als solches ist es absolut und frei, unendlich und die einzige wahre Realität.

Es kann also in's Unendliche verursachen, allein es bekundet sich nur als ein Streben, weil es in seinem Bewußtsein immer nur als ein endliches erscheint, was durch das außer ihm, durch das Nicht—Ich begrenzt werde.

Das Streben geht daher immer nur auf etwas Bestimmtes, d. h. Begrenztes, wenn auch die eigentliche Wurzel unbegrenzt ist.

Deshalb, weil der Trieb nach außen nicht ganz ausströmen kann, wirkt er auch nach innen auf das Ich zurück, und es entsteht der nie geschlichtete Kampf zwischen Freiheit des Ichs und Nothwendigkeit des Nicht — Ichs.

Der Begriff der Pflicht, dies unbedingte Sollen des Bewußtseins, erhält diesen Kampf gegen das Nicht—Ich fortwährend,

denn das Nicht—Ich ist eine todte Schranke, nur Wissen ist Thätigkeit und Leben.

Das Nicht—Ich ist nur da, um vernichtet zu werden.

Der ideale Gott, die moralische Weltordnung, hat von Ewigkeit dafür gesorgt, daß diese endlich gelinge, daß die Idee über die Materie siegen müsse.

Je mehr Jemand an sich die moralische Weltordnung verwirklicht, desto mehr nähert er sich der Gottheit, und umgekehrt.

Die aktive moralische Weltordnung, dies Sein der Gottheit, kann nicht theoretisch erkannt werden. Nur ein vernünftiger Glaube, ein Glaube moralischer Art, reicht daran, — was derartig über den Moralbegriff hinaus gefolgert wird, ist thöricht und abgöttisch.

Uebereinstimmung der innern Meinung des Gewissens mit dem Handeln ist Tugend.

Der Staat hat das Vernunftrecht zu verwirklichen.

Der Staat ist nothwendig, ohne ihn wäre das Vernunftrecht nur eine Formel. Man sieht dies am Völkerrechte, dem ein Bund kultivirter Nationen fehlt; es herrscht da immer nur die brutale Stärke.

Die Lehre vom Staate hat Fichte in seinem zweiten Stadium, wo er sich der praktischen Welt näher anschloß, weiter ausgebildet. Man nennt dies zweite Stadium Fichte's ein zahmes, zugebendes gegen die frühere abstrakte Kühnheit. Es beginnt bereits 1800 mit seinen kleinen Schriften „über die Bestimmung des Menschen" und 1801 mit dem „sonnenklaren Bericht an das größere Publikum;" wird weiter geführt in den Erlanger Vorlesungen „über die Bestimmung des Gelehrten," in der 1806 zu Berlin erscheinenden Schrift „Anweisung zum seligen Leben in Gott" und in den 1808 daselbst gehaltenen „Reden an die deutsche Nation." In alle dem schloß er sich dem gewöhnlichen Bewußtsein an, und gestand dem Nicht—Ich, der äußeren Welt, eine Wirklichkeit zu, die er früher geläugnet. Er nennt sie zwar noch wie früher eine todte Schranke, aber doch einen Gegenstand, der durch den menschlichen Geist eine Realität erhalte. Der Mensch und das Wissen in ihm bleibt ihm indessen die einzige Form, worin sich das unendliche Sein

offenbare, und die übrige Welt nur dadurch etwas, daß sie der Mensch zu etwas mache.

Gegen diesen Punkt richtet Schelling, der die Natur retten will, alle Waffen, und dieser Punkt ist es wiederum, worin der spätere Hegel in neuer dialektischer Wendung dem Fichte'schen Gedanken gegen Schelling näher tritt, indem auch ihm, dem Hegel, nur der gedankliche Prozeß wahres Leben ist.

Fichte hat die nach dem jetzigen Standpunkt richtige Einsicht, daß der Anfang der Philosophie nicht bewiesen werden kann. Würde er dies, so wäre er ein Vermitteltes, hinge von einer Bedingung ab. Er beginnt mit dem Ich, und entbehrt nur einer wirklich dialektischen Bewegung zum zweiten Satze, zum Nicht—Ich, was bei ihm nur dualistisch beigezogen wird. Uebrigens aber hat er das Verdienst, die von Kant angedeutete Trichotomie entschieden aufgefaßt zu haben, was durch Hegel zur absoluten Form des Wissens gestempelt wurde. — Das Ansich ist bei Fichte nicht mehr das Unnahbare, sondern es ist so, wie wir es machen sollen, unser innerster Geist, wie er sich praktisch realisirt. Die Entfaltung des menschlichen Geistes ist die Entfaltung Gottes. So nahe streift Fichte an Hegel. Der Hegel'sche Schüler bewundert denn auch nichts mehr nach Hegels Logik als Kant's Kritik und Fichte's Wissenschaftslehre.

Eine so kühne Schöpfung wie das Fichte'sche System erweckte natürlich die lebhafteste Opposition. Was sich dem mehr urtheilenden als gestaltenden Kant gegenüber noch zurückgehalten hatte, das gerieth gegen den konstitutiven Idealismus Fichte's in entschlossenere Aufregung. Außer Schelling und Jakobi machte sich auch Jean Paul auf, dieser unpoetischen Lehre entgegen zu treten, und er that dies in seiner „clavis Fichtiana," worin mit allerlei geistreichen Beispielen und Anwendungen das System verspottet wird. Ueber das absolute Ich dem Nicht—Ich gegenüber sagt er: es gleicht dem Vater des Sobouroff, der sich selber Geld borgte, sich Wechsel ausstellte, sich oft protestirte, und sich nach dem Wechselrechte streng genug behandelte; bloß zu ihrer Verherrlichung thut die absolute Ichheit alles, — oder: es kommt mir wie jener Handelsmann in Montaigne vor, der, um ein Lavement zu nehmen, die Werkzeuge und alle Ingredienzien auf den Tisch vor sich hinlegen ließ, und Alles dann ein wenig

besah, worauf sogleich, ohne daß man ihm das Klystier wirklich setzte, die Sedes kamen, die nur einmal ausblieben, als gerade die Frau aus Geiz wohlfeilere Species aufgetragen hatte.

Fichte's Leben ist denn auch ein immerwährender Kampf gewesen. Obenein fiel es in die aufgeregteste Zeit der neuen Geschichte, in die Zeiten des Convents und des erobernden Napoleon, das Leben selbst also wirkte so stark auf Empfängniß einer solchen Philosophie, wie diese auf ein Leben, das schon aus den Fugen glitt. Die ganze revolutionaire Welt war bereits in einem Fichte'schen Prozesse begriffen, sie strebte krampfhaft, sich aus sich selbst zu gebären, aus dem absoluten Ich, ohne die mindeste Rücksicht auf ein gegebenes Objekt in Geschichte und Gegenstand. Nur aus dem absoluten Ich wurden Gesetze und Konstitutionen gesucht. —

Man soll die pragmatische Anschauung geschichtlicher Phänomene nicht überschätzen, aber um für den schwankenden Menschengeist einen Halt zu gewinnen, lasse man sie doch nie außer Acht. Der Zusammenhang giebt stets Resultate, die man abstrakt blickend übersieht, und die eben so viel der unmittelbaren Offenbarung in sich haben als der selbstständig aufwachende Gedanke des Genies. Man verschmähe dies also auch beim Philosophen und beim philosophischen Systeme nicht, man suche den Zusammenhang, in welchem das System entstanden sei. Ein Theil der Höhe, worauf sich jede Nachwelt der Vergangenheit gegenüber befindet, ist ja aus der Uebersicht des historischen Zusammenhanges aufgehäuft. Diese Höhe kann man auch einem philosophischen Systeme gegenüber gewinnen, wenn man alle inneren und äußeren Schicksale des Philosophen zu einer vollen Lebensgeschichte vereinigt.

Der hoch-asiatische, der ägyptische, der griechische, der scholastische Philosoph sind uns zur Hälfte erklärt, wenn wir eine dramatische Gruppe ihrer menschlichen Existenz zusammenfinden. Wie lebhaft wird der Wunsch bei so naher und gewaltiger Erscheinung wie Fichte's! Wir haben den Titanenkampf mit dem abstrakten Gedanken in so hundertfacher Form gesehn von Moses bis auf Fichte, wir denken wohl manchmal an eine todte Zahlenreihe, mit welcher sich hundert- und aberhundertfache Veränderung vornehmen lasse, ohne daß ein Stein am wirklichen

Objekte gerückt sei. Dennoch trennen wir uns nicht gern von dem Gedanken, daß in Erfüllung und Vollendung des menschlichen Denkvermögens diese unsere Welt einmal erfüllt und beendigt werde, obwohl sich ohne Zeit und Raum nichts in uns gestalten läßt, und Zeit und Raum stets wieder die Streitpunkte neuer Philosophie werden; kurz, unsere Theilnahme bleibt dem Philosophiren zugewendet, so viel gegen den dadurch gewonnenen, scheinbar unmerklichen Fortschritt gespottet wird. Diese Geneigtheit unserer Bildung fände einen ergiebigen Vorschub, wenn pragmatische Biographieen der Denker die menschlichen Verbindungswege unter der erhöhten Gedankenwelt aufsuchten. Besonders da, wo sich, wie bei Fichte, der Gedanke so großartig verwegen von dem herkömmlichen Bewußtsein, und von der außen gegebenen Welt losreißt. Die Geburt des Systems in Anlage, Lage und Charakter des Systemphilosophen nachzuweisen wäre die Aufgabe einer sehr lohnenden biographischen Wissenschaft. Was wir werden sehn, glauben wir zu beherrschen, ein solcher Einblick in die philosophischen Keime, worin die Mysterien aller Geschichtsentwickelung ruhn, würde dem philosophischen Studium einen interessanten Schwung, der Geschichtsentwickelung einen tiefen Gewinn bringen, und es verschwände endlich auch, was nichts Geringes, die so lächerliche als mißliche Erscheinung, daß stets über Unverstand und Mißverstand eigenthümlicher Systeme geklagt würde.

Fichte's Leben bis in's feinste Detail der inneren Regung ist vor vielen andern eine solche Aufgabe, denn er ist eben noch etwas ganz Anderes als seine Philosophie. Unter Schmerzen philosophirte er, er nennt es selbst einen „widerlichen Zustand," sich in's Philosophiren zu versetzen. Die ihm angemessene, und darum seinem Wirken ergiebigste Welt lag also in einem andern Felde, denn die That des inneren Berufes entwickelt sich leicht. Krampfhaft, gewaltsam, und weil er ein titanenhafter Mensch war, dennoch erfolgreich riß er auch bei der ihm angemessenen Arbeit Felsen und Gebirge los, welche der Welt zu thun gaben.

Wie viel wird in solcher einzelnen Notiz schon geboten zu neuer Einsicht in eine so gewaltsame Idealistik wie die Fichte'sche; welch' eine pragmatische Kenntniß und Folgerung öffnete sich,

wenn man genau die Sache, das Grundinteresse jedes Philosophen, auffände. Um ein Ding besonders gruppirt sich jedes Menschen mannigfaltigste Kraft.

Man bereitete auch einen großen Schritt für die Sprache vor. Jeder Philosoph braucht eine andere, sucht Charaktere für seinen Denkcharakter; wir aber wollen uns nicht weiter unsers Ichs entäußern, um ihn zu verstehen, als es die starre Grammatik erlaubt, wir haben keine Brücke in's Sprachherz des Philosophen, als die Combination in Schulgedanken, und wie wenig ist das, mächtig eig'ner Aeußerung gegenüber! Das System und die Sprache des Philosophen ist eine Individualität, welche des genialen Einblicks von unserer Seite bedarf.

Reinhold begriff das und verlangte eine Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, — das heißt, er wollte generalisiren, was sich so wenig generalisiren läßt.

Nun haben wir zwar eine Biographie Fichte's, und zwar eine ausführliche in zwei Bänden, allein der eigene Sohn Fichte's ist der Verfasser, und dieser Sohn macht obenein selbst Ansprüche auf eig'ne philosophische Systematik. Dies sind zwei große Hindernisse: der Sohn und der Philosoph sieht nicht frei von außen hinein in das Bild des väterlichen Lebens.

Fichte war armen Ursprungs aus Rammenau bei dem Oberlausitz'schen Städtchen Camenz. Er steht wie Sokrates, und zwar schon als Knabe, stundenlang einsam starrend auf dem Felde. Auf der Schulpforte lernte, in Jena, Leipzig und Wittenberg studirte er. Später ist er Hauslehrer in Polen und in der Schweiz, dann Professor in Jena. Dort wird er zum Abschiede gedrängt durch Kursachsen, welches ihn des Atheismus anklagt; 1805 finden wir ihn bei der Universität Erlangen angestellt, während des nächsten Krieges in Königsberg und Kopenhagen und dann in Berlin, wo er seine berühmten Reden hält, 1810 Professor wird und 1814 am 29. Januar stirbt.

Alle Sehnen einer revolutionairen Zeit liegen in diesem, scheinbar nicht so außerordentlichen Leben, und man könnte herausblicken, wie der tiefste Revolutionsgedanke in einem Manne lebte, der durch Entschlossenheit und Kraft auf das energischste Handeln angewiesen schien, und nur sinnen durfte.

Alle die Leidenschaft, welche sich in Fichte's Wesen kund gab, ward von Wichtigkeit für unsere Literatur. Sie entzündete erst recht das Für und Wider in Sachen des neuen Gedankens, dieser neue Idealismus brannte nun erst recht hindurch durch alle Köpfe und Herzen. Die Poeten, diese Väter und Kinder der Leidenschaft, wurden jetzt erst lebhaft betheiligt. Schillers Poesie, die, wenn auch nicht aus, doch neben diesem neuen Idealismus ihren gedanklichen Stolz, ihren moralischen Schwung schöpfte, füllte sich zum Vortheile unserer Herzen mit Fichte'schem Ungestüme. Kurz, Fichte ward der weitererobernde Feldherr des Idealismus, und seine Waffen klirren überall, wo man in das Gebiet unsers damaligen geistigen Lebens hinein schaut. Merkwürdig wird sein Denkwesen auch am Genialsten von Poeten und solchen aufgenommen, welche romantischer Welt nahe stehen, von Novalis, Friedrich Schlegel, Schleiermacher.

Es giebt drei Punkte in der Fichte'schen Lebensgeschichte, wo sich dramatisch dreierlei wichtige Zustände der deutschen Existenz aus jener Zeit herausstellen. Zum Ersten, da er arm und jung aus Warschau nach Königsberg kommt, Kopf und Herz voll weltbewegender Gedanken. Er weiß nicht, wohin damit, das Leben in Deutschland ist so unfruchtbar an Gelegenheit für einen gelehrten jungen Mann, daß man in Königsberg weiter keine Hoffnung für ihn hat, als irgend eine Hauslehrerstelle. Er will sich nicht dazu bequemen, und doch verspricht ihm sein Beutel nur noch Mittagessen auf wenige Tage; er geht zu Kant, sie sprechen über die sublimste Spitze des Gedankens, daheim schreibt er rasch einen großen philosophischen Aufsatz und schickt ihn an Kant, den schon berühmten Professor, und fragt bald darauf, ob er ein kleines Geldbarlehn von ihm erhalten könne. Kant bittet ihn wieder zu Tische, die höchsten Gespräche gehen hin und her, wie unter den stolzesten und begabtesten Männern, der reale Geldmangel bleibt verborgen im Hintergrunde, nebenher muß ihn Kant versichern, daß er für den Augenblick selbst nicht im Stande sei, ihm zu helfen. Dies ist die Lage der beiden Männer, welchen die oberste Herrschaft deutscher Gedankenwelt angehörte.

Später sehen wir Fichte von der Schweiz aus nach Jena berufen, er tritt in die blühende Zeit jener kleinen Universität,

wo diese den Kern deutschen Geistes in sich pflegt, wie einst Prag, dann Wittenberg, dann Leipzig, dann Halle, dann Göttingen. Schiller lebt damals in Jena und lehrt, die Schlegel, v. Woltmann lehren, Humboldt schließt sich an, Goethe, Herder, Wieland wirken von dem nahen Weimar. Die kühnste Geburt des Fichte'schen Geistes geht hier sorglos heraus, kein historisches Hemmniß wird beachtet, in Niethammers „philosophischem Journal" giebt er die verwegensten Combinationen frei. Da trägt Kursachsen auf Entfernung des Mannes wegen Atheismus an, den er absonderlich in der Schrift „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung" gelehrt habe. Fichte wohnt so tief in der philosophischen Freiheit damaliger Zeit, daß er die Anklage nicht begreift und sie brüskirt. Was kann Atheismus heißen bei spekulirender Philosophie, die nur für ihren systematischen Gang und für sonst nichts sich verantwortlich glaubt. Man denkt nur, daß der Gang wissenschaftlich anzufechten sei, und Bekümmerniß um Resultate nur der Wissenschaft zustehe. In dieser Ansicht benimmt sich Fichte trotzig, ungeschickt; Goethe, welcher die Weimar'sche Staatswelt zu vertreten und sich darin mehr um das nach außen wirksame Resultat, als um den logischen Gang eines Professors zu kümmern hat, obwohl er sonst gegen diesen Gang nichts Besonderes einwendet, kann ihn nicht halten, und Fichte geht.

Zum Dritten sehen wir ihn inmitten der realen Bedrängnisse damaliger Zeit, wo der Franzose unser Vaterland erobert. Er stumpft die theoretischen Spitzen seiner früheren Lehre ab, er drängt seine gedankliche Leidenschaft auf die nächste Nothwendigkeit der äußeren Welt, er spricht und schreibt populär, er hält seine Reden an die deutsche Nation.

Werfen wir noch einen Blick auf Fichte's Verhältniß zur Religion, und auf den Umwandlungspunkt in seinem Systeme:

„Eine Wechselwirkung Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinschaftlicher praktischer Ueberzeugungen heißt eine Kirche, ein ethisches Gemeinwesen — und das, worüber Alle einig sind, ihr Symbol. Es muß stets verändert werden; denn das, worüber Alle übereinstimmen, wird doch bei fortgesetzter Wechselwirkung der Geister allmählig sich vermehren." — „Darauf dringen, daß die Einkleidung des Symbols Bestimmung sei, ist

Unwissenheit: wider eigne Ueberzeugung es sich zum Zwecke machen, Andere bei diesem Glauben zu erhalten, ist gewissenlos und das eigentliche wahre Pfaffenthum. Das weitere Fortschreiten, die Erhebung des Symbols, ist eben der Geist des Protestantismus."

„Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz ist unmöglich und widersprechend." Was sich unter Gott etwas Anderes als eine moralische Weltordnung dachte, war ihm höchst unwürdig, höchst verdächtig.

Nach der Fichte'schen Umgestaltung, die etwa in den Anfang des neuen Jahrhunderts fällt, erhalten diese Dinge wohl eine andere Physiognomie, aber es bleibt ihnen doch im Grunde dasselbe Herz. Es heißt bei ihm nach dieser Umgestaltung: „Der Begriff bricht irgendwo in der Welt zum Bewußtsein durch; dies geschieht genialisch als Offenbarung. Jedes Symbol ist Nothsymbol." Es ist perfektibel — „Sind die Urkunden des Symbols seit ihrer Entstehung noch niemals ganz und richtig verstanden worden, wie ich dies von den christlichen glaube, so muß der künftige Lehrer durch neue Interpretation ihren wahren Inhalt hervorziehn."

Der Fichte'sche Wendepunkt zeigt sich 1800 schon in einem Briefe an Schelling, worin er verspricht, über das Ich hinauszugehn. Das that er denn, aber nicht so weit, als daß ihm nicht die neuere Philosophie vorzuwerfen gehabt hätte, er sei im „unendlichen Prozesse stecken geblieben," und habe seinen Reflexionsstandpunkt nicht überwunden, oder doch nur, wie Hegelianer nachweisen, einzeln, ohne Konsequenz überwunden. Schelling trat 1806 sehr erbittert gegen ihn auf, und zieh ihn des Plagiates. Es bleibt ein staunenswerther Anblick, wie sich der alte Löwe wehrt, und unerschöpflich producirend, einer neuen Einsicht Herr zu werden, oder ihr zum Trotz mächtig zu bleiben sucht. Ein Wesentliches im Wechsel ist, daß er die Erfahrung als ein Hauptkriterium annimmt. Das Wissen wird nicht mehr als ein Moment in der göttlichen Entwickelung aufgefaßt, sondern außer Gott gesetzt. Ein Bild, ein Schema von Gott ist nur darin. Die Wissenschaftslehre wird nur Weisheitslehre.

Wie viel spiegelt sich in diesem gewaltigen Manne! Einzelne

haben sich's auch, nur leider immer beiläufig, zur Aufgabe gemacht, wie viel Fichte'sches in dem damals modern entstehenden preußischen Staate enthalten sei. Der Fürst Hardenberg, dieser vortreffliche Staatsmann, hat ihm die genialste Gunst zugewendet, und man würde in dessen Plänen und in Fichte's Reden die edeln und die gründlichen Bestandtheile bis auf das Turnerthum vorbereitet finden.

Friedrich Heinrich Jacobi

1743 — 1819.

Dieser Mann, dem wir schon so oft begegnet sind, verlangt hier seine eigene Stellung, da er, obgleich gegen alle damalige Philosophie des Systems auftretend, doch eine philosophische Stellung gewann, und zwar eine Stellung ganz im Gegensatze zu diesen Helden des Gedankens.

Im Allgemeinen ist Jacobi der geistvollste Dilettant jener philosophischen Zeit, welcher alle Uebelstände der Systematik empfand, ohne ihnen eine Abhilfe zu verschaffen. Zum eigentlich Thatsächlichen in der Literargeschichte reichte seine Kraft nicht hin. Fast durchgängig ist er ein Bild selbst jenes Zustandes, den wir seit Zersprengung der dogmatischen Einheit vor uns sahen: allerlei Anfänge zu neuer Philosophie sind da, aber der zusammen dichtende, in's wirklich lebendige Dasein erhebende Hauch des Genius fehlt.

Er ist ungeduldig, daß es so langsam geht mit der Konstituirung des neuen Dogma, daß man, trostlos für das Herz, so weit ausholt wie die idealistische Philosophie, er eilt mit Hilfe einzelner Regung zum Abschlusse, und wird dabei von außen fortwährend gestört. Wie eine unordentliche Reise durch schöne Länder gemahnt darum seine Existenz. Hier mahnt ihn der idealistische Philosoph, daß er auf der letzten Station das Wichtigste vergessen habe und umkehren müsse, hier geht ihn zornig der Naturphilosoph an, wie er oberflächlich durch den wichtigsten Landestheil habe eilen mögen, und daß er umkehren müsse; dort beklagt ihn der Poet, daß er sich die schönste Unmittelbarkeit durch

Raisonnement zerstöre, und daß er besser thäte, sich unbefangen noch einmal hinein zu versetzen; dort steht am Ende der Theologe selbst, daß in solcher Erklärungsweise die überlieferte Größe beleidigt und verletzt werde, und daß er die Reise noch einmal von vorn zu beginnen habe.

Und Jacobi war so vorherrschend dem Gebildetwerden, und so wenig der selbstständigen Zeugung zugewiesen, daß er jeder mahnenden Richtung einen lebhaften Einfluß nicht versageu konnte. So wurde er denn ganz nach Art seiner zwei bedeutendsten Schriften „Allwills Briefwechsel" und „Woldemar," ein philosophischer Roman statt eines Philosophen, mit dem der Dichter und der Philosoph nicht zufrieden war, und den die jetzige Welt ein in Vermittelung abschwächendes juste milieu nennen würde.

Dabei bleibt seine Erscheinung eine überaus liebenswürdige und schätzenswerthe, besonders wenn man sie so betrachtet, wie es Jacobi selbst gewollt zu haben scheint. Wir sehen ihn nämlich Talente unterstützen, wie das Heinse'sche, die seinem Naturell geradezu entgegengesetzt sind, und wo er geradezu für ein Bildungsmoment beiträgt, was über die Berechnung seines Beifalls hinaus einwirken kann. Er will also eine anregende und helfende Person sein, die über die kurze systematische Absicht hinaus lange. Als eine solche Person, als eine förderſame Individualität, die mehr ist, denn eine abgeschlossene Absicht, ist er überaus wichtig, ja groß und einzig in unserer literarischen Welt.

Die Art, wie er an die Literatur kam, mochte wohl eine Hauptursache sein, daß ihm ein gewisser Dilettantismus eigen blieb. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Düsseldorf, und verrieth in der Jugend keine besondere Anlage. Da nun sein älterer Bruder Georg, den wir schon in der Nähe Gleims gesehn und als Dichter angeführt haben, der Wissenschaft gewidmet war, so wurde der jüngere dem Kaufmannsstande bestimmt. Dieser Stand paßte allerdings am wenigsten für ihn, ein religiöser Tiefsinn bildete sich bei ihm aus, welchen die Handelsgenossen verspotteten, in Genf, wohin er von Frankfurt kam, kümmerte er sich mehr um Gelehrte und Literatur als um Handel, eine reiche und glückliche Heirath mit Betty v. Clermont, eine Anstellung bei der Jülich-Berg'schen Hofkammer, Bekanntschaft mit Wieland und Goethe, — alles das entfernte ihn vom

Handel und brachte ihn in die Literatur. Frühzeitig schrieb er die Anfänge des Allwill und Woldemar, und das interessante Leben in Pempelfort, einer ländlichen Besitzung, die er sich anlegte, und wo reichlicher Besuch einkehrte, trieb die literarische Vorliebe zu immer größerer Reife. Daneben blieb er doch Geheimer Rath in München, wozu er gemacht worden war, später Präsident der wissenschaftlichen Akademie daselbst, und erhielt sich solchergestalt eine vielfache Existenz, neben und in welcher die Literatur immer nur dilettantisch betrieben sein mochte

In den Heidelberger Jahrbüchern von 1817 findet sich eine Charakteristik Jacobi's von Hegel, welche vorzugsweise den Philosophen Jacobi schildert.

Nicht der Gedanke, sondern der Glaube, ist Jacobi's letzte Berufung, er vertritt die Gefühlswelt dem terroristischen Gedanken gegenüber. — Es giebt durchaus keinen bloß spekulativen Weg zum Innewerden Gottes, — giebt man sich einem solchen hin, so kann man dem gottesläugnerischen Spinozismus nicht entgehn. — Das Objekt, das Nicht-Ich, die Welt in ihren Formen, welche dem Idealismus nur durch den Gedanken existirend ist, nimmt er umgekehrt für das Wichtigste, für den Ausdruck der höchsten Vernunft an.

Es giebt, sagt er, nicht eine doppelte Erkenntniß vom wirklichen Dasein, vom Dinge an sich, nicht eine a priori und eine a posteriori, sondern nur eine einfache durch Empfindung.

Wissen und Ueberzeugung aus Gründen ist immer eine Kenntniß aus zweiter Hand, da die unsprüngliche auch aus dem Glauben kommt.

Die Vernunft weiß immer nur Verhältnisse des Seins, nicht das Sein selbst.

Wahrheit wird nur erfahren, nicht erdacht.

Tugend ist der Vernunftinstinkt zum Guten und Wahren.

Gäbe es nicht eine Vernunft, — Wahrheit an sich außer der durch unsern Gedanken hervorgebrachten, — so wäre die Wurzel aller Wesen ein reines Nichts. — Man citirt hierzu geistreich eine Stelle Goethe's: „Das Sonnenlicht ist im Auge, aber nicht bloß im Auge.“

Auf den Himmel verweisen der Belohnung und irdischer Oekonomie wegen, ist unwürdiger als Gottesläugnerei.

— Und so kann man in Aufführung interessanter Sätze fortfahren, da es daran nicht fehlt, und es sich bei Jacobi nicht um ein geschlossenes System, sondern um geistreiche Punkte handelt, deren sich zahlreiche finden. Es ist neuerdings folgende Aeußerung von Jacobi bekannt worden, die er einst für seinen Sohn gab, als ihm dieser seine Ansichten über positiven Religionsglauben mittheilte. Der junge Fichte macht sie unter der natürlichen Einschränkung bekannt, daß sie nicht wörtlich als Meinung des Philosophen anzusehen sei. In jedem Betrachte aber ist sie wichtig und lautet wie folgt: „In die Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. Dies oder katholisch werden: es giebt kein Drittes! So wie es kein Drittes giebt zwischen Christenthum und Heidenthum, das ist, zwischen Naturvergötterung und Sokratisch-Platonischem Anthropomorphismus. — Gerne vertauschte ich mein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives historisches. Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen; sondern so wie das Eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt auch unaufhörlich mich das Andere."

An ihn schlossen sich, wenn auch meist nur dem Ausgange nach in doppelter Bedeutung dieses Wortes: Friedrich Bouterwek in seiner „Apodiktik," Fries in seiner „neuen Kritik der Vernunft," der liebenswürdige Köppen, der sehr geistvolle Standpunkte außerhalb der herrschenden Systematik findet; von Weiller, Eschenmaier, Salat, Meilinger, Calker.

Bouterwek fand sich, wie Fries in der Polemik gegen Fichte zu Jacobi, indem er jenem entgegen ein objektives absolutes Sein als Grund alles subjekiven Erkennens forderte.

Fries, von Jacobi sehr geschätzt, und im philosophischen Romane „Julius und Evagoras" eben so wie dieser, nur weniger scharf und interessant, Gefühl und Gedanke in Beliebigkeit und doch ohne ästhetische Kraft mischend, hat von der systematischen Philosophie harte Urtheile erlebt. Hegel nennt die Fries'sche Kritik „eine absolute Verseichtigung der Kantischen."

Er hält die reinen Gefühle für Grundurtheile der Vernunft, — was einem sanften edeln Gemüthe wie dem Fries'schen wohl natürlich, der Anforderung an einen Romangedanken auch ganz genügen, aber nach Kantischem und Fichte'schem Vorgange zu matt erscheinen durfte. Er wollte „der Leerheit Fichte'scher Wissenschaftslehre in deren negativer Hälfte abhelfen," und erklärte, es sei nur bei sinnlichen Dingen ein Wissen durch Anschauung möglich, nicht aber eine Wissenschaft aus Ideen. Da gebe es nur Glauben. Unglücklicherweise nennt er auch seine unmittelbaren Erkenntnisse „dunkle, unaussprechliche Vorstellungen," und die Wissenschaft will allerdings aussprechen.

Diese Verzweigungen durch halbe Gegner, die allerdings auch das Ihrige zur Weiterbildung beitrugen, gehn nach tausend Seiten, und erhalten sich im Publikum auch jetzt noch durch diese und jene Schrift, nachdem in der Identitätsphilosophie der wirkliche Fortschritt in der Grundanregung Kant's und Fichte's bereits an die dreißig Jahre bewerkstelligt ist. Die Masse ist breit und jede Fähigkeit macht Ansprüche auf die ihr angemessenen Stufen.

Man hat mit Recht vielfaches Bedenken geäußert, und das Ausland, ohne die erforderliche nationale Einsicht, hat es übertrieben: ob es nicht ein Extrem und deshalb ein Uebelstand der Bildung sei, sich so gewaltsam und allgemein abstrakt zu machen, als wir es gethan in unsrer vorherrschend philosophischen Zeit.

Der Fehlgriff liegt in der Sache und in dem Urtheile sehr nahe. Man muß geschichtlich verfolgen, wie unsere Nationalität geworden sei: der objektivste Gewinn des Gedankens an sich ist zu einem Bestandtheile unsrer Nationalität geworden, Lage und Geschichte haben uns vom Handeln entfernt, so ward das Denken vorzugsweise unsere Aufgabe. Wenn ein französischer Autor wie Montaigne sagt, seine Kunst und Aufgabe sei: zu leben, so lächelt mancher deutsche Autor, er weiß das besser, seine Kunst und Aufgabe ist: zu denken.

Dabei bleiben wir aber doch eine thatsächliche Gemeinschaftlichkeit, die ihre praktischen Bedürfnisse und Ansprüche hat, es ist

nicht zu läugnen, daß eine, wenn auch sublime Krankhaftigkeit entstehen muß, sobald alle Kräfte nur dem abstrakt-systematischen Gedanken zugewendet werden. Die menschliche Fähigkeit ist tausendfältig, und Nation und Staat soll, um sich vollkommen zu bethätigen, und sich zu genügen, alle Form der Fähigkeit ausbilden. Auch das systematische Philosophiren ist, obwohl das Mark aller Aeußerung und Möglichkeit in sich drängend, nur ein specifisches Talent, und in diesem Punkte gehen wir, die Schätzung anbetreffend, im Allgemeinen zu weit. Ausgesprochen nämlich oder nicht ausgesprochen hält unsere Nationalbildung die philosophische Kraft für die höchste, — selbst der Kreis des Dichters gilt ganz in der Stille nur für ein gnädiges Zugeständniß, was man dem popularen Verstande und Bedürfnisse machen könne. Selbst dabei schiebt man gern den geschlossen philosophischen Kern des Dichters in den Vorgrund, und läßt die poetische Gabe selbst, die sich in der Zusammensetzung ihrer Resultate nicht so genau nachrechnen läßt, mehr auf sich beruhn.

Im Allgemeinen an dies Moment zu tasten ist mißlich, da sich uns allerdings Alles auf die Denkform zurückführen muß, um uns eine Evidenz zu gewinnen, da ferner diese allgemeine Vernünftigkeit vor Faselei und Excessen der Bildung schützt. Aber es ist von vielen Seiten, von der Poesie und allen Halbschwestern derselben, der Mystik, der Schwärmerei, es ist von der praktischen Seite, vom Drange zur Thatsache zur Politik eine Gegenwirkung versucht worden, und mancherlei Gewinn ist uns daraus entsprungen. Unser Bewußtsein der Bildungsexistenz ist dadurch mannigfacher angeregt und geartet. Man ist noch mehr, wenn man nicht bloß klug und geschult, sondern auch reich, gewandt, liebenswürdig ist, und man ist nicht genöthigt, Klugheit und Schule darüber aufzugeben. Eine Welt, wie die Nation sie darzustellen hat, geht denn am End' zu Grunde, wenn sie bloß zu erklären weiß, und nicht nach aller Möglichkeit hin neue That für Belebung, Erweiterung und Umgestaltung des philosophischen Weltcommentars erzeugt.

Deshalb ist bei der philosophischen Partie einzelnen Männern eine würdige Aufmerksamkeit zu widmen, denen das System verständlich und doch nicht bis zur Unfreiheit bindend wird, die wie geistreiche Dilettanten nebenher gehn. Es entrinnt ihnen

in der halben Polemik manche Konsequenz im Großen, und sie zählen deshalb nicht zu den Philosophen vom Fache, sie sprechen und man spricht bei ihnen nur von philosophischen Ansichten, aber sie bringen in niedrig geachteter Freiheit Ausfüllung und Anregung für die Kulturexistenz, für eine Welt, die sich immer wieder neu und räthselhaft zeigt, so oft sie auch für beendigt ausgegeben worden ist durch den philosophischen Systemgedanken.

Jacobi ist eigentlich der Held dieses philosophischen Dilettantismus, dem es nur zum Vorbilde im Großen an mannigfaltigem, farbigem Talente fehlt. Näher oder ferner haben sich interessante Fähigkeiten um ihn geschaart. „Philosophiren kann keiner früh genug," — ist das Motto derselben, — „nur zögre er, sich in ein System einzuschließen."

Carl Gustav von Brinkmann, der 1806 „Philosophische Ansichten" herausgegeben, ist ein Typus dieses Theils unsrer Literatur. In solchen Büchern wird recht eigentlich die Rettung für die mannigfaltige Fähigkeit versucht, die sogenannten synthetischen Naturen, welche nicht zu analysiren, aber mit einem Griffe Außerordentliches zu geben verstehn, werden geistreich beschützt gegen die angemaßte Oberherrschaft der Systematiker, dem systematischen Philosophiren wird nur die Bestimmung zuerkannt, die Muskelkraft des Geistes auszubilden. Bekanntlich ist aber diese Muskelkraft nur ein einzelner Vortheil, nur ein einzelnes Werkzeug zu der ausführbaren That, welche die systematische Philosophie in sich beendigt glaubt. Die philosophischen Systeme heißen Reisebeschreibungen durch das unermeßliche Gebiet des Denkens, von denen die geistreichsten nicht immer am Zuverlässigsten das Land kennen lehren, sondern den Verfasser der Reisebeschreibung. Es wird im Vorwurfe gegen die idealistische Philosophie so weit geflüchtet, daß man dieser nachweist, auch sie in strenger Scheidung des Subjektes bediene sich dafür nur der Bilder, welche sie nicht auseinander zu legen und zu trennen wisse, denn die Sprache sei ja auch nur ein bildlicher Ausdruck.

Nur wenn auch diese Richtung unbefangener Aufmerksamkeit empfohlen ist, kann man dem Forscher einen vollständigen Einblick in diese merkwürdige Revolutionszeit unserer geistigen Welt versprechen, nur dann begreift man ohne Gewaltsamkeit, wie am

Schlusse des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts eine so vielfältige und überall bedeutende Literatur entstehen konnte; eine Literatur, gebieterisch durch den neuen philosophischen Strom, welcher hindurch geht, und vielfältig trotz des Stromes. —

Herbart.

Zuneust ist der Kantianismus wieder in Rede gekommen durch Herbart, geboren 1776, der eine Zeitlang Kant's Katheder in Königsberg einnahm, und jetzt in Göttingen lehrt. Er nennt sich selbst einen Kantianer von 1829. Eine Zeitlang verhoffte das dilettirende Publikum viel von ihm. Er besticht das Popularbewußtsein, daß er nichts Ueberschwengliches von der Philosophie verheißt. Zuerst seien skeptisch alle Anfänge zu prüfen. Absolute Erkenntniß sei nicht möglich. Beim Skepticismus sei indeß nicht zu verharren, sondern es sei durchzudringen zur Metaphysik.

Er strebte aus der Subjektivität der Vorstellungsphilosophie hinaus, und wollte die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche bei Kant das Subjekt völlig auf sich nahm, aus dem Objekte erklären. So will er Einfachheit und Mannigfaltigkeit als Eins denken, weiß dies aber nicht durch Gedankenakte zu vermitteln, und sagt denn auch später geradezu, alle Widersprüche könnten und sollten nicht aufgelöst werden.

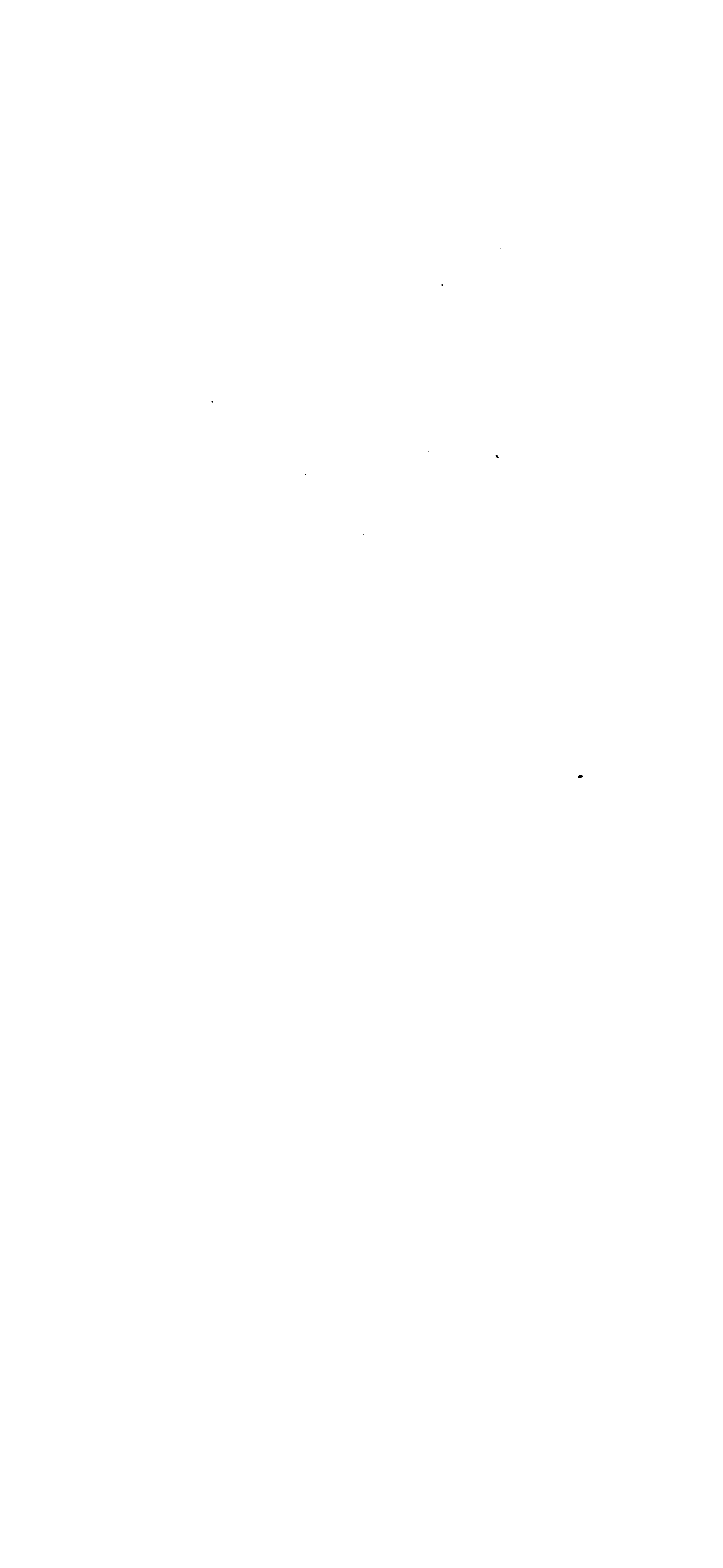
Sein Hauptziel wird dann die Psychologie, wo die Erfahrung mit der Metaphysik und mit sich selbst ausgesöhnt wird dadurch, daß die Principien der Psychologie Thatsachen des Bewußtseins sind.

Diese Psychologie, interessant gefaßt, verliert sich in Rechnung, da den Vorstellungen nur quantitative Unterschiede zugestanden werden, und es sich immer nur um ein Mehr oder Weniger handelt.

Der formelle Weg dieser jetzt noch thatsächlich in Göttingen und in Leipzig gelehrten Philosophie wird von der jetzt herrschenden philosophischen Bildung gering angeschlagen. Für den vorliegenden Zweck ist es also nur von Wichtigkeit, ob dieser neuste Kantische Zweig in den Resultaten, der Idee vom Staate, vom Schönen, von Gott gegenüber, Besonderes darbietet. Der

Staat ist ihm das Gleichgewicht, und dies Mechanische erbaut sich denn auch nur aus mechanischen Theilen, aus Störungen, Selbsterhaltungen, aus Partieen und Gruppen. Das innere Leben wird vermißt. In der Aesthetik ist Besonderes, aber nichts Lockendes zum Vorschein gekommen, Solches, was der jetzige Geschmack trivial zu nennen versucht ist. — Die nach dem Zwecke fragende Naturbetrachtung ist Stütze des religiosen Glaubens. Für das Wissen Gottes fehlen uns die Data. Aber — meint Herbart — die Religon würde nicht gewinnen, wenn Gott in scharfen spekulativen Umrissen deutlich dem Forscher dastünde. — Demnach wäre doch die Religion eine Krankheit, und wenn Religion wünschenswerth, auch eine wünschenswerthe Krankheit. Herbart meint auch, daß durch dies Wissen des Nichtwissens die Demuth, welche die Religion heischt, begünstigt werde.

Dergleichen will allerdings mit der Kühnheit moderner Forderung nicht zusammengehn.



zuwenden, und ich entsinne mich keines andern Werkes, worin es in so harmonischer Vollendung geschehen wäre, als in diesem Gartenwerke."

